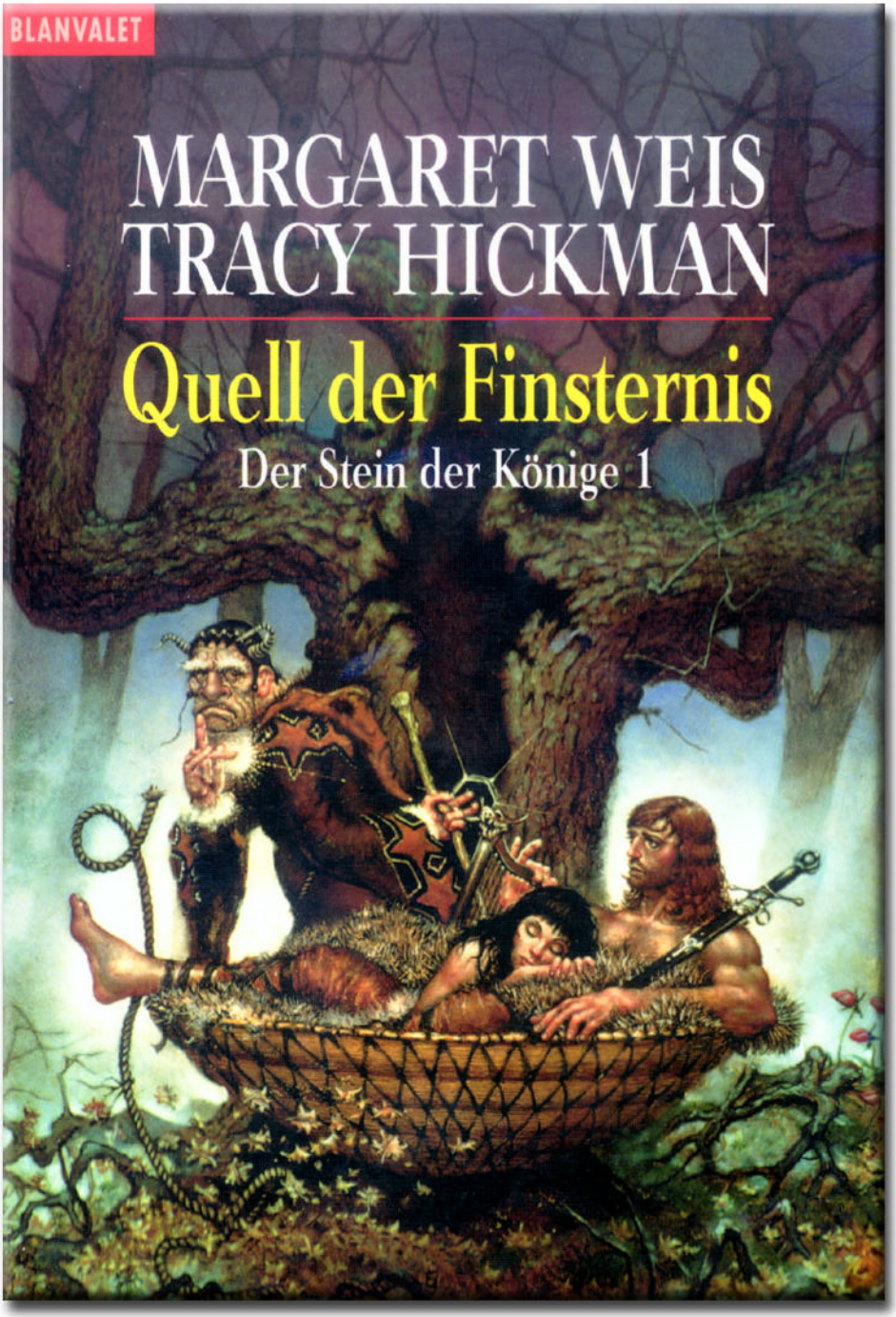
BLANVALET

MARGARET WEIS
TRACY HICKMAN

Quell der Finsternis

Der Stein der Könige 1



Margaret Weis & Tracy Hickman

Quell der Finsternis

Der Stein der Könige 1

Ins Deutsche übertragen
von Regina Winter

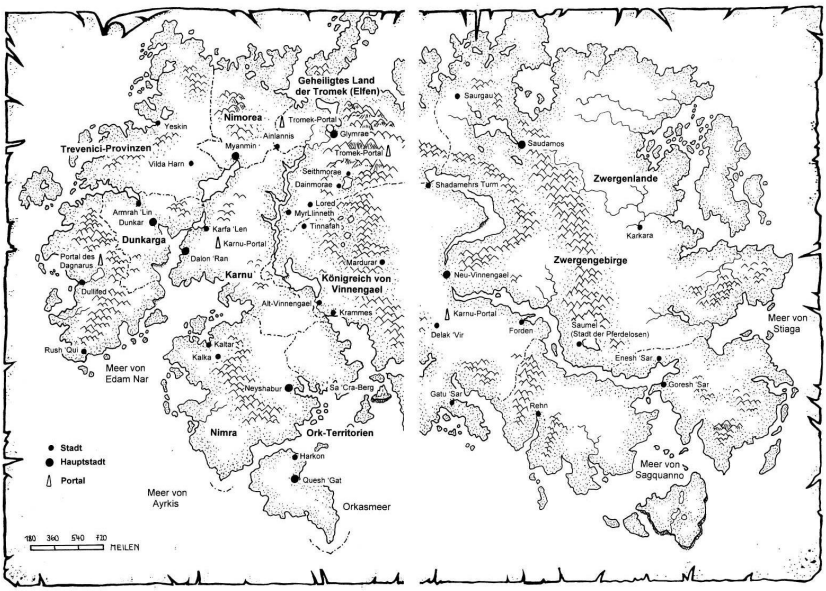
BLANVALET

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Well of Darkness.
Volume One of the Sovereign Stone Trilogy«
bei EOS, an imprint of HarperCollins Publishers, New York
Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

Deutsche Erstveröffentlichung 7/2001
Copyright © der Originalausgabe 2000 by
Margaret Weis, Tracy Hickman, and Larry Elmore
All rights reserved Copyright © der deutschsprachigen
Ausgabe 2001 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Agt. Schlück/Mainz
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: GGP Media, Pößneck
Verlagsnummer: 24999
Redaktion: Maria Becker
V. B. • Herstellung: Peter Papenbrok
Printed in Germany
ISBN 3-442-24999-6
www.blanvalet-verlag.de

Der neunjährige Gareth kommt zu einer zweifelhaften Ehre: Er wird als Prügelknabe für den Prinzen Dagnarus auserkoren. Als der Prinz zu einem ehrgeizigen Mann heranwächst, der entschlossen ist, um jeden Preis selbst zum Herrscher zu werden, bleibt Gareth loyal an seiner Seite. Und während der Prinz sich immer mehr der Machtpolitik zuwendet, findet Gareth seine Berufung in der Magie. Es ist eine Magie der finsteren Seite, der er sich auf Drängen seines königlichen Freundes zuwendet. Bei aller Grausamkeit hat Prinz Dagnarus jedoch auch ein Herz – und das schlägt einzig für eine Frau, die er niemals erlangen darf. Denn die wunderschöne Elfendame Valura Mabreton ist schon vergeben. Doch gegen alle Widerstände ist der Prinz entschlossen, Valura zu erobern…

Margaret Weis und Tracy Hickman gehören zu den meistgelesenen Fantasy-Autoren der Welt, seit sie Mitte der 80er Jahre den Grundstein der vielschichtigen und noch immer wachsenden Drachenlanze-Saga gelegt haben. Mit ihrem neuen Zyklus vom »Stein der Könige« präsentieren sie jetzt Fantasy und Rollenspiel für das 21. Jahrhundert. Neben der Arbeit an den nächsten Bänden dieser Reihe schreiben sie an den neuen Drachenlanze-Romanen, die ebenfalls bei Blanvalet erscheinen werden.


Geheiligtes Land der Tromek (Elfen)
Nimorea
Tromek-Portal
Yeskin
Trevenici-Provinzen
Myannin
Ainlannis
Glymrae
Vilda Harn
Selthmorae
Dainmorae
Lored
MyrLinneth
Amrah 'Lin
Dunkar
Karfa 'Len
Tinnafah
Dunkarga
Karnu-Portal
Portal des Dagnarus
Dalon 'Ran
Mardurar
Karnu
Königreich von Vinnengael
Dulfed
Alt-Vinnengael
Krammes
Kaltar
Rush 'Qui
Kalka
Meer von Edam Nar
Neyshabur
Sa 'Cra-Berg
Nimra
Ork-Territorien
Harkon
Quesh 'Gat
Meer von Ayrkis
Orkasmeer
Stadt
Hauptstadt
Portal
180 360 540 720
MEILEN
Saurgau
Saudamos
Shadamehrs Turm
Zwergenlande
Karkara
Zwergengebirge
Neu-Vinnengael
Karnu-Portal
Delak 'Vir
Forden
Saumel (Stadt der Pferdelosen)
Meer von Stiaga
Enesh 'Sar
Goresh 'Sar
Gatu 'Sar
Rehn
Meer von Sagquanno

Der Prügelknabe

Der Junge schaute hinauf zum Schloss. Die schimmernden Marmormauern waren feucht vom Sprühwasser der sieben Wasserfälle, die zu beiden Seiten der Anlage niederstürzten, vier im Norden und drei im Süden, und sie glitzerten in der frühmorgendlichen Sonne. Regenbögen tanzten über die Schlossmauern. Auf dem Land glaubten die Leute, dass Regenbögen feines, von Feen gesponnenes Tuch waren, und mehr als ein alberner Bursche hatte bei dem Versuch, sich dieses Tuch zu holen, in den herabstürzenden Wassermassen den Tod gefunden.

Der Junge wusste es besser. Er wusste, dass Regenbögen keine Substanz hatten und nur aus Sonnenlicht auf Wasser bestanden. Nur das, was sowohl im Dunkeln als auch im Licht existiert, ist wirklich und greifbar.

Der Junge betrachtete das Schloss ohne besondere Gefühle, nur mit einer Art gleichmütiger Schicksalsergebenheit, wie man sie häufig bei getretenen Hunden findet. Nicht, dass man ihn bisher viel getreten hätte – er war schlicht ignoriert worden. Er stand kurz davor, seine Eltern und sein Zuhause zu verlassen und ein neues Leben zu beginnen, und eigentlich hätte er traurig sein sollen, verängstigt, zögerlich und voller Heimweh. Er empfand nichts dergleichen, er war nur müde von dem langen Weg, und seine neuen Wollstrümpfe waren unangenehm warm und kratzig.

Er und sein Vater standen vor dem Tor in der hohen Außenmauer. Hinter dem Tor befand sich ein Hof, und hinter dem Hof führten Tausende von Stufen hinauf zum eigentlichen Schloss, das mit der Rückfront zu einem Steilhang errichtet

worden war. Das Gebäude war nach Westen ausgerichtet, die meisten Fenster gingen auf den Ildurel-See hinaus, und die Rückfront der Anlage drängte sich gegen die Felsen im Osten. Die obersten Türme erreichten gerade eben die Höhe des Hammerklauenflusses, der von Osten nach Westen strömte und dessen Fluten, die über den Steilhang talwärts stürzten, die Regenbögen erzeugten.

Die Schlossmauern bestanden aus weißem Marmor – der Junge hatte einmal bei einem Festessen eine Abbildung ebendieses Schlosses aus Zuckerwürfeln gesehen –, und sie waren mehrere Stockwerke hoch. Wie viele, hätte der Junge nicht sagen können, denn der Gebäudekomplex zog sich an der gesamten Steilwand entlang. So viele Türme ragten überall hervor, so viele Zinnen und Wehrgänge führten in alle möglichen Richtungen, und so viele kleine bleiverglaste Fenster blitzten im Sonnenlicht, dass es ihn ganz wirr im Kopf machte. Er hatte mit dem Zuckerwürfelschloss spielen wollen, und seine Mutter hatte ihm gesagt, das wäre vielleicht möglich, aber am nächsten Morgen hatten es die Mäuse schon gefressen.

Der Junge starrte nun ehrfürchtig dieses Schloss an, das nicht aus Zucker bestand und wahrscheinlich nicht von Mäusen – nicht einmal von Drachen – gefressen werden würde. Ein Flügel erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Er lag nach Osten, ging auf die Vier Wasserfälle hinaus. Aus diesem Gebäudeflügel ragte ein Turm hervor, der höher war als die anderen und einen Balkon hatte, der ganz um den Turm herumging. Das war der Königsweg, erklärte der Vater des Jungen, und König Tamaros, die Götter mochten ihn segnen, war der Einzige, der diesen Balkon betreten durfte.

Von dort aus kann der König doch sicher die ganze Welt sehen, dachte der Junge. Oder wenn schon nicht die ganze Welt, so zumindest die gesamte riesige Stadt Vinnengael. Die

sah der Junge nun schon beinahe selbst, und das, obwohl er nur auf der Palasttreppe stand.

Vinnengael war auf drei Ebenen errichtet worden. Die unterste davon befand sich auf gleicher Höhe mit dem See, der sich bis zum Horizont erstreckte und dessen anderes Ufer vom Turm des Königs aus wohl noch gerade eben zu erkennen war. Die zweite Ebene der Stadt lag auf einem Hochplateau, das sich über dem Ufer erhob, und von dort aus ragte ein weiterer Steilhang empor, der von der dritten Ebene gekrönt wurde. Der Palast befand sich auf dieser dritten Ebene. Gegenüber vom Palast, hinter dem Jungen und auf der anderen Seite eines riesigen, marmorgepflasterten Platzes, stand der Tempel der Magier.

Tempel und Palast, Herz und Kopf des Königreichs, waren die beiden größten Gebäudekomplexe auf der dritten Ebene. Im Norden gab es Kasernen, die an den Palast angebaut waren. Im Süden, auf einem Felsvorsprung, standen die eleganten Häuser der Botschafter fremder Länder.

Die Bewaffneten am Außentor warfen dem Vater des Jungen nur einen gelangweilten Blick zu, als der Mann und das Kind das Tor passierten. Der Junge reckte den Hals nach dem riesigen Fallgitter mit seinen Reihen grimmiger Zähne. Er wäre gerne stehen geblieben und hoffte, Blutspuren zu entdecken, denn er kannte die Geschichte von Nathan von Neyshabur gut, diesem Helden von Vinnengael, der befohlen hatte, das Fallgitter herunterzulassen, obwohl er selbst noch darunter stand, gegen die Feinde des Königreiches kämpfte und sich weigerte zurückzuweichen, auch wenn diese bösartigen Stahlstacheln auf ihn zuschossen. Nathan von Neyshabur hatte vor mehreren hundert Jahren gelebt, als Stadt und Schloss noch jung gewesen waren, aber nicht die Regenbögen. Es war daher unwahrscheinlich, dass sein Blut

noch vom Fallgitter tröpfelte, aber der Junge war dennoch enttäuscht.

Der Vater des Jungen riss am Umhang seines Sohnes und fragte ihn barsch, wieso er glotzte wie ein Ork bei einem Fest, und dann scheuchte er den Jungen weiter.

Sie überquerten den riesigen Hof und betraten das eigentliche Schloss, wo sich der Junge sofort verirrt hätte. Sein Vater kannte den Weg allerdings gut, denn er gehörte zum Gefolge des Königs, und nun führte er den Knaben Marmortreppen hinauf, Marmorflure entlang, bis sie ein Vorzimmer erreichten, wo der Vater den Sohn auf einen geschnitzten Stuhl drückte und einen Diener auf einen Botengang schickte.

Die kurze Wartezeit verbrachte der Junge damit, an die hohe Decke zu schauen, die von den Feuern in den offenen Kaminen Rußflecken hatte, und sich an der gegenüberliegenden Wand einen Wandteppich anzusehen, der Hunde mit lang gezogenen Körpern, lang gezogenen Schnauzen und langen Ohren darstellte, die keiner Hunderasse ähnelten, die er je gesehen hatte, und Menschen, die sich alle seitwärts gedreht hatten und einen Hirsch jagten, der – seiner Miene nach zu schließen – das alles gewaltig genoss, obwohl sechs Pfeile in ihm steckten.

Der Mann betrat das Vorzimmer – ein eher jüngerer, misslaunig und grimmig dreinschauender Mann mit einem Überrock, der vorne geknöpft war, ein üppiges Muster aufwies, einen hohen Kragen und lange, fließende Ärmel hatte. Die von der Wade abwärts zu sehenden Beine dieses Mannes waren dick und kräftig, seine Knöchel beinahe so breit wie die Füße. Seine Strumpfhose war zweifarbig, ein Bein rot, das andere blau, passend zu dem rotblauen Überrock. Sein mattbraunes Haar war, der derzeitigen Mode bei den Menschen entsprechend, zurückgekämmt und im Nacken lockig; er war glatt rasiert.

Der Vater des Jungen trug ähnliche Kleidung, ergänzt von einem Mantel, und seine Farben waren Grün und Blau. Der Junge war ähnlich gekleidet wie sein Vater, aber sein Umhang und die Kapuze bedeckten die bunten Farben weitgehend, denn es war schon Spätherbst und ziemlich kühl. Der Mann sprach kurz mit dem Vater des Jungen, dann wandte er sich dem Kind zu.

»Wie, sagtet Ihr, war sein Name?«

»Gareth, Lord Kämmerer.«

Der Kämmerer schnaubte. »Ich weiß nicht, ob ich je ein hässlicheres Kind gesehen habe.«

»Im Vergleich mit Seiner Hoheit würde jedes Kind hässlich wirken«, erwiderte der Vater.

»Das stimmt, Herr«, bestätigte der Kämmerer. »Aber dieser hier scheint sich besonders angestrengt zu haben.«

»Seine Hoheit und mein Sohn sind auf den Tag genau gleich alt, sie kamen in derselben Nacht zur Welt. Seine Majestät wünschte…«

»Ja, ja, die Wünsche Seiner Majestät sind mir vertraut«, sagte der Kämmerer, verdrehte die Augen und schob die Daumen unter seinen breiten Ledergürtel, um anzudeuten, dass er die Wünsche Seiner Majestät für baren Unsinn hielt. Missbilligend betrachtete er den Jungen. »Nun, dagegen kann man wohl nichts tun. Als ob ich nicht schon genug Ärger hätte! Wo sind seine anderen Kleider? Ihr erwartet doch nicht von uns, dass wir ihn einkleiden?«

»Mein Diener bringt sie zum Hintereingang«, erklärte der Vater des Jungen mit einer gewissen Kühle. »Ihr erwartet doch nicht, dass wir sie auf einer Karre hier hereinschieben?«

Die beiden Männer bedachten einander mit eisigen Blicken, dann stellte der Kämmerer einen spitzen Schuh vor den anderen und verbeugte sich aus der Taille. »Euer ergebenster Diener.«

Auch der Vater des Jungen vollzog diese Geste, raffte aber dabei seinen Umhang, damit der Stoff den Boden nicht berührte und schmutzig wurde. *»Euer* ergebenster Diener.«

Der Junge trug immer noch Umhang und Kapuze, ihm war warm, es juckte ihn überall, und er starrte den Hirsch mit den sechs Pfeilen in der Seite an, wie er dazu ansetzte, durchs Unterholz zu springen, und dabei sehr vergnügt dreinschaute.

»Dann komm mit mir, Gareth«, sagte der Kämmerer in ergebenem Tonfall. »Verabschiede dich von deinem Vater«, fügte er vage hinzu.

Gareth verbeugte sich höflich vor seinem Vater, wie man es ihm beigebracht hatte. Der Vater erteilte dem Sohn eilig seinen Segen und machte sich rasch auf, um Seiner Majestät seine Aufwartung zu machen. Weder Vater noch Sohn waren über diesen Abschied bedrückt. Es war ohnehin sechs Monate her, seit der Junge seinen Vater zum letzten Mal gesehen hatte. Die Tatsache, dass er nun zum Hof gehörte, würde bedeuten, dass er seine adligen Eltern vermutlich häufiger sehen würde als je zuvor.

Der Kämmerer legte dem Jungen eine schwere Hand auf die Schulter und schob ihn durch mehrere Palasträume.

»Dies hier sind die Privatgemächer der Königlichen Familie«, erklärte er mit wohlklingender Stimme. »Von nun an werden sie auch dein Zuhause sein. Als Prügelknabe des Prinzen auserwählt zu werden ist eine hohe Ehre. Ich hoffe, du bist dir dessen bewusst.«

Gareth war sich im Augenblick nicht sehr vieler Dinge bewusst, nur der schweren Hand des Mannes, die ihn auf den Marmorboden zu drücken schien und ihm an der Schulter wehtat.

»Diese Stellung war sehr begehrt«, fuhr der Kämmerer fort, und seine Worte senkten sich mit ebenso viel Gewicht auf den Jungen nieder wie seine Hand. »Viele gute Jungen wurden als

Bewerber vorgeschlagen, Jungen von sechzehn und sogar älter. Eine äußerst begehrte Stellung«, wiederholte er.

Gareth wusste, dass dies der Wahrheit entsprach. Sein Vater und seine Mutter und sogar die Kinderfrau hatten es ihm wieder und wieder eingetrichtert, bis es zu einem Teil von ihm geworden war wie die Holzkohle, die sich in die Hände eines Schmieds rieb. Der Prügelknabe des Prinzen wurde an Stelle des Prinzen bestraft, denn der von den Göttern bevorzugte Königssohn durfte niemals im Zorn von Menschenhänden berührt werden. Der Prügelknabe diente auch als Gesellschafter des Prinzen und wurde mit ihm zusammen erzogen. Da die beiden Jungen miteinander aufwuchsen, würden der Prügelknabe und seine Familie selbstverständlich von einer solchen Regelung profitieren.

Gareth war sich wohl bewusst, dass er diese Ehre nicht verdient hatte. Sein Vater war ein Adliger, aber kein sehr wichtiger, seine Mutter eine der Hofdamen der Königin. Für ihn sprach nur das Zusammentreffen seines Geburtstags mit dem des jungen Prinzen.

Ihre Majestät, die Königin, stammte aus Dunkarga, einem Reich im Westen, wo die Menschen offenbar daran glaubten, dass die Sterne ihr Leben beeinflussten. Gareth wusste, dass das Unsinn war; das hatte sein Vater ihm gesagt. Wie sollten weit entfernte, kalt glitzernde Gegenstände, die nicht größer waren als Staubkörner, eine Auswirkung auf die Menschen haben? Doch wohl kaum mehr als tatsächlicher Staub! Aber Gareths Eltern hatten rasch versucht, einen Vorteil aus der Tatsache zu erwirtschaften, dass Königin Emillia glaubte, die Sterne interessierten sich für sie.

Als Gareths Mutter gehört hatte, dass man einen Prügelknaben suchte, hatte sie der Königin gegenüber angedeutet, dass nur ein Junge, der unter denselben Sternen geboren war wie der Prinz, würdig wäre, dessen Schicksal zu

teilen. Von diesem Gedanken beeindruckt, hatte die Königin nach dem Hofastrologen gerufen, den sie aus Dunkarga mitgebracht hatte. Dieser wiederum, die Hand noch an der von Gareths Vater wohl gefüllten Börse, hatte feierlich bestätigt, dass tatsächlich ein in derselben Nacht geborenes Kind der geeignete Prügelknabe wäre. Und da Gareth das einzige Adelskind war, das in dieser Nacht zur Welt gekommen war (sein Vater hatte sich zuvor davon überzeugt), hatte man ihn erwählt.

Nun, mit neun Jahren, sollte Gareth seine neuen Pflichten übernehmen, die darin bestanden, für die Verstöße des Prinzen bestraft zu werden. Während sie durch den Palast gingen, erinnerte sich Gareth an eine Geschichte, die seine Mutter oft erzählt hatte: Als die Königin kurz vor ihrer Niederkunft hörte, dass eine ihrer Hofdamen ebenfalls kurz davor stand, ein Kind zur Welt zu bringen, hatte sie befohlen, dass die Beine dieser Frau zusammengebunden wurden, damit kein anderes Kind ihrem Sohn zuvorkam. Zum Glück hatten die Wehen von Gareths Mutter wieder nachgelassen – wahrscheinlich wegen ihrer Angst –, sonst wäre Gareth nun wohl nicht hier im Palast gewesen. Die Wehen hatten nach der Geburt des Prinzen wieder begonnen, und Gareth war drei Stunden nach ihm zur Welt gekommen. Seine ersten Schreie waren im Lärm des Feuerwerks untergegangen, mit dem der Hof die Geburt des Prinzen feierte.

Gareths Mutter hatte ihn noch in der Nacht seiner Geburt einer Amme übergeben, sodass sie nach einer kurzen Wochenbettpause zu ihren Pflichten als Hofdame zurückkehren konnte. Gareth war auf dem Landsitz seines Vaters aufgezogen worden, überwiegend von Dienern, die den Jungen je nach Laune entweder verwöhnt oder vernachlässigt hatten.

Daher waren die Eltern, als sie in Gareths viertem Jahr zu einem ihrer seltenen Besuche auf dem Landsitz erschienen, entsetzt gewesen, ein verwöhntes Gör vorzufinden, einen kleinen Tunichtgut, so schmutzig und ungezogen wie ein Bauernkind. Gareths Vater hatte seine eigene ehemalige Kinderfrau geschickt, die Jahre zuvor in den Ruhestand gegangen war, um ihrem Mann, einem Tuchmacher, bei der Arbeit zu helfen. Nun war sie verwitwet und froh, das Geschäft ihren erwachsenen Söhnen übergeben und noch einmal in den Dienst eines adligen Haushalts treten zu können.

Sie nahm Gareths Erziehung in die Hand und brachte ihm Lesen und Schreiben und die Manieren bei, die er brauchen würde, wenn er erst alt genug war, seine Stellung bei Hofe anzutreten. Gareth vermisste seine Kinderfrau nun viel mehr, als er je seinen Vater oder seine Mutter vermisst hatte. Nachdem die Arbeit der alten Frau getan war, hatte man sie zu ihrer Familie zurückgeschickt.

»Sprichst du regelmäßig deine Gebete, junger Gareth?«, fragte der Kämmerer plötzlich.

»Ja, Herr«, erwiderte Gareth leise – die ersten Worte, die er gesprochen hatte.

»Dann sprich sie nun, junger Mann. Bete zu den Göttern, dass Seine Hoheit dich mögen wird, denn wenn das nicht der Fall ist, wird Ihre Majestät dich rasch wieder wegschicken, Sterne oder nicht.«

Gareth spähte unter seiner Kapuze hervor, abermals zu einer rußfleckigen Decke hinauf. Die Götter waren irgendwo da droben, hinter all dem Ruß und dem Marmor. So wie die Regenbögen, konnte man auch sie nicht berühren. Gareth glaubte nicht, dass sie sonderlich an ihm interessiert waren. Außerdem hätte er in diesem Augenblick eher darum gebetet, wieder nach Hause zurückkehren zu dürfen, was seine Eltern

ausgesprochen zornig gemacht hätte, also nahm er an, es wäre besser, überhaupt nicht zu beten.

Der Palast verwirrte Gareth zutiefst. Es kam ihm inzwischen so vor, als sei er den größten Teil seines Lebens hier unterwegs gewesen, obwohl kaum eine Stunde vergangen war, seit er das Haupttor durchquert hatte. Er würde es lernen, diesen Palast zu lieben, seine Kühle, die gelassene Schönheit, die geheimnisvollen Nischen und Geheimgänge, aber das würde erst viel später geschehen, nachdem er sich von seinem Heimweh und der Angst davor, an einem fremden Ort zu schlafen, erholt und gelernt hatte, sich zurechtzufinden, was ihn beinahe ein Jahr kosten sollte. Im Augenblick kam ihm der Palast immens vor, voller kalter und leerer Flure, die zu riesigen, kalten Räumen führten, die mit massiven, schweren Möbeln voll gestellt waren. Über allem hing der Geruch von Holzrauch.

»Seine Hoheit weilen im Spielzimmer«, erklärte der Kämmerer.

Zwei Wachen – die königlichen Leibwächter – flankierten eine große Holztür. Gareth hatte die Königliche Wache nur an Paradetagen gesehen, und dann ausschließlich aus der Ferne. In ihren schimmernden Rüstungen und Kettenhemden kamen sie ihm riesenhaft vor, gefährliche Geschöpfe, die ihn nun ausführlich von Kopf bis Fuß nach Waffen durchsuchten, ihre Hände unter seine Samtweste schoben und sogar in seine kleinen Schuhe spähten.

Gareth hielt still und ergab sich dieser Demütigung. Irgendwann in der Vergangenheit hatte einmal ein Häuptling seinen kleinen Sohn geschickt, mit einem Dolch bewaffnet, um den königlichen Erben zu erstechen.

»Er ist sauber«, sagte der Leibwächter und öffnete die Tür.

Der Kämmerer nickte, packte Gareth abermals an der Schulter und schob ihn ins Spielzimmer. Als sie über die

Schwelle traten, beugte sich der Kämmerer vor und flüsterte barsch: »Du darfst die Spielsachen Seiner Hoheit keinesfalls berühren. Lass die Finger von Seiner Hoheit Büchern. Zupfe nicht unruhig an deiner Kleidung herum, glotze nicht, lasse keinen Wind und starre nicht aus dem Fenster. Sprich nicht, wenn man dich nicht dazu auffordert. Setz dich nicht in Gegenwart des Prinzen hin und wende ihm niemals den Rücken zu, denn das ist eine schreckliche Beleidigung. Wenn du die Latrinen aufsuchen musst, bitte Seine Hoheit, dich zu entschuldigen. Wenn du ausgepeitscht wirst, schrei laut und weine viel, um Seiner Hoheit deutlich zu machen, wie sehr die Prügel ihn schmerzen.«

Das taube Gefühl, das Gareth bis hierher geholfen hatte, wich der Verzweiflung. Wären die Götter zu diesem Zeitpunkt irgendwie erreichbar gewesen, dann hätte Gareth gebetet: nicht darum, den Palast verlassen zu dürfen, denn er hatte nicht die Hoffnung, je den Weg nach draußen finden zu können, sondern einfach darum, auf der Stelle zu sterben.

Er konnte sich keines der Wunder ansehen, die ihn umgaben – wunderbare Spielsachen, die aus allen Teilen Loerems hergebracht worden waren. Er hatte kein Interesse an den Regalen voller Bücher, obwohl er gerne las und sämtliche zwei Bücher seines Vaters immer wieder gelesen hatte – diese Bücher waren seinem Vater geschenkt worden, der sie aber nie in die Hand genommen hatte. Gareth bemerkte Seine Hoheit nicht einmal, denn in seinen Augen standen Tränen, und er konnte nur neben dem Kämmerer herstolpern und versuchen, nicht über das Durcheinander auf dem Boden zu fallen.

Die Hand des Kämmerers drückte ihn nieder.

»Seine Königliche Hoheit Dagnarus, Prinz von Vinnengael.«

Gareth erinnerte sich rechtzeitig genug an die Belehrungen seines Vaters, um auf die Knie zu sinken. Er bemerkte vage,

dass jemand auf ihn zukam, um ihn anzusehen, wie man ein Schwein auf einem Markt in Augenschein nimmt.

»Lass uns allein«, sagte eine Stimme, schon zu der Zeit herrisch.

Gareth nahm selbstverständlich an, dass der Prinz ihn angesprochen hatte. Er war nur zu froh, gehorchen zu können. Er sprang auf die Beine und wollte sich davonmachen. Eine Hand – seine Hand, die des Prinzen – packte ihn jedoch am Ärmel und hielt ihn fest.

»Ich sagte, lass uns allein«, wiederholte der Prinz, und Gareth begriff, dass er mit dem Kämmerer gesprochen hatte.

»Aber Euer Hoheit, Ihr wisst nichts über diesen Jungen – «

»Willst du mich dazu zwingen, dir einen Befehl dreimal zu geben?«, fragte der Prinz mit einer Schärfe, die Gareth beben ließ.

»Wie Euer Hoheit befehlen«, antwortete der Kämmerer, verbeugte sich sehr tief und verließ das Zimmer rückwärts gehend – keine einfache Sache, wenn man bedachte, dass der Boden mit Schaukelpferden und Spielzeugschiffen und kleinen Kampfwagen und Speeren und Schilden in Kindergröße übersät war.

Er schloss die Tür, und Gareth war allein mit seinem Prinzen.

Er blinzelte die Tränen weg, er sah ihn, und von diesem Augenblick an fürchtete er ihn.

Die beiden Jungen waren damals gleich groß, obwohl Dagnarus als Erwachsener größer sein sollte. Er war grobknochig, Gareth schlanker, und daher kam der Prinz dem Prügelknaben größer vor. Das rötlich braune Haar des Prinzen – von der Farbe des Zuckerahorns im Herbst – war dicht und schwer und nach der Mode der Zeit kurz geschnitten. Seine Haut war blass, und ein paar Sommersprossen auf dem Nasenrücken stellten den einzigen Makel auf einem ansonsten makellosen Teint dar.

Er hatte grüne Augen mit goldenen Flecken darin, große, schimmernde Augen, gerahmt von rötlichen Wimpern, die aussahen wie vergoldet. Seine Hose und Weste waren grün, was das Rot seines Haars und das Grün seiner Augen noch betonte. Er war gut und kräftig gebaut und hatte – für ein Kind – erstaunlich kräftige Hände.

Diese grünen Augen erforschten nun Zoll für Zoll den Prügelknaben, inspizierten ihn viel sorgfältiger als die Wachen draußen. Gareth erinnerte sich an alles, was er jetzt *nicht* tun durfte, aber niemand hatte ihm gesagt, wie er sich eigentlich verhalten sollte. Er war unglücklich, unsicher, krank vor Heimweh, überwältigt und gedemütigt, und er duckte sich vor diesem ruhigen, von sich überzeugten, hübschen Jungen, und als er seine Mängel in diesen grünen Augen reflektiert sah, wünschte er sich abermals zu sterben.

»Wie heißt du, Junge?«, fragte Dagnarus, und obwohl die Stimme immer noch etwas Herrisches hatte, war sie doch nicht unfreundlich.

Gareth hatten die Tränen die Kehle zugeschnürt.

»Bist du taub oder stumm, Junge?«, fragte der Prinz. Er war nicht ungeduldig oder sarkastisch, sondern wollte nur etwas wissen.

Gareth schüttelte den Kopf, und es gelang ihm, seinen Namen herauszuquetschen. Er nahm seinen ganzen verbliebenen Mut zusammen, hob den Kopf und sah den Prinzen misstrauisch an.

Dagnarus streckte die Hand aus, berührte Gareths Gesicht und rieb ihm über die Wange. Dann zog er die Hand zurück, betrachtete seine Finger und sah den Prügelknaben wieder an.

»Es geht nicht ab«, stellte der Prinz fest.

»Nein, Euer… Euer Hoheit«, stotterte Gareth. »Ich bin damit zur Welt gekommen. Ein Fluch.«

Andere Kinder hatten Gareth deshalb entweder geneckt oder waren vor ihm weggerannt. Dagnarus tat nichts davon. Er

würde nie vor etwas davonlaufen. Und er würde der Wahrheit immer ins Gesicht sehen, ganz gleich, wie hässlich sie sein mochte.

»Ein Fluch?«, wiederholte er.

Die grünen Augen blitzten. Der Prinz zog Gareth zu zwei Stühlen in Kindergröße, die neben einem kindergroßen Tisch standen.

Mehrere Bücher waren vom Tisch geschoben worden, um Platz für ein Miniaturkatapult zu schaffen, mittels dessen der Prinz Erbsen über eine Mauer aus Bausteinen geschleudert hatte. Gareth bedachte die Bücher mit einem gierigen Blick. Dagnarus schaute stolz das Katapult an.

Damit waren die beiden bereits erkannt und beschrieben.

Dagnarus setzte sich hin. Gareth erinnerte sich an seine Anweisungen und blieb stehen.

»Erzähl mir von diesem Fluch«, befahl Dagnarus. Er bat nie um etwas, er erteilte Befehle.

Schüchtern begann Gareth: »Jawohl, Euer Hoheit. Offensichtlich war meine Mutter…«

»Warum setzt du dich nicht?«, unterbrach ihn der Prinz.

»Man hat mir gesagt, ich dürfte das nicht, Euer Hoheit – «, antwortete Gareth und spürte, wie sein gezeichnetes Gesicht brannte.

»Wer hat dir das gesagt? Dieser Idiot von einem Kämmerer?« Der Prinz tat das mit einem Schnauben ab. »Vergiss ihn. Ich ignoriere ihn immer. Setz dich auf diesen Stuhl da.«

»Jawohl, Euer Hoheit.« Furchtsam ließ Gareth sich nieder. »Offensichtlich war meine Mutter…«

»Und hör auf, mich dauernd mit ›Euer Hoheit‹ anzureden«, befahl der Prinz.

Gareth sah ihn hilflos an.

»Nenne mich Dagnarus«, forderte der Prinz. Er legte seine Hand auf die von Gareth und fügte hinzu: »Du wirst mein Freund sein.«

In diesem Augenblick liebte Gareth ihn, wie er niemals zuvor einen Menschen geliebt hatte.

»Und jetzt« – Dagnarus lehnte sich zurück und verschränkte die Arme – »erzählst du mir von diesem Fluch.«

»Es geschah, als meine Mutter mich noch im Bauch trug«, begann Gareth. Diese Geschichte gehörte zu seinen frühesten Erinnerungen, und er kannte sie auswendig. Zu Anfang sprach er noch schüchtern und zögernd, aber da er sich einem interessierten Zuhörer gegenübersah, gewann er schließlich mehr Selbstvertrauen und erwies sich am Ende als recht wortgewandt. »Sie war auf dem Markt, im Auftrag der Königin, Eurer Mutter, und in einer Ecke saß eine Bettlerin. Sie bat meine Mutter um ein wenig Geld für Essen. Meine Mutter hatte kein eigenes Geld dabei; alles, was sie hatte, gehörte der Königin. Das sagte meine Mutter auch, und sie ging weiter, als die Bettlerin, die angeblich verrückt war, sie verfluchte. Ich trat in diesem Augenblick sehr fest um mich, und da wusste meine Mutter, dass die Bettlerin eine Hexe war und dass der Fluch mich tatsächlich getroffen hatte.

Sie rief die Stadtwachen, und die Wachen verhafteten die Hexe. Man fesselte sie an Händen und Füßen und warf sie in den Fluss, wo sie lange auf dem Wasser trieb, was, wie meine Mutter sagt, bewies, dass sie eine Hexe war. Die Leute warfen Steine nach ihr, und endlich sank sie. Die Hebamme empfahl meiner Mutter, Hagebuttentee zu trinken, um den Fluch damit wegzuwaschen, aber es funktionierte nicht. Also kam ich mit diesem Fleck zur Welt.«

Der große purpurrote Fleck umgab Gareths linkes Auge, kroch von dort über seine Stirn und zog sich über die linke Wange. Sein unauffällig braunes Haar war in Fransen

geschnitten, um den Teil des Flecks, der sich auf der Stirn befand, zu verbergen, aber der Teil um das Auge und auf der Wange konnte nicht versteckt werden.

Gareth konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie viele Tränke und Salben und Cremes die Diener auf Anweisung seiner Mutter ausprobiert hatten, um sein Gesicht von diesem Fluch zu befreien. Und obwohl einige der Mittel bewirkten, dass seine Haut schuppte und sich pellte, hatten sie nicht geholfen, den Fleck zu entfernen. Eine unternehmungslustige Dienerin hatte einmal versucht, ihn abzuschleifen. Zum Glück hatte die Kinderfrau Gareths Schreie gehört und ihn gerettet.

»Verspotten dich die Leute deshalb?«, fragte Dagnarus und starrte den Fleck an.

Normalerweise mochte es Gareth nicht, wenn jemand ihn anstarrte, aber immerhin höhnte und kicherte der Prinz nicht. Dagnarus war einfach nur neugierig.

»Manchmal, Euer Hoheit«, gab er zu.

»Das wird nicht mehr passieren«, erklärte Dagnarus mit großer Endgültigkeit. »Ich werde ihnen befehlen, es nicht zu tun. Sollte es dennoch geschehen, musst du es mir sofort mitteilen. Ich werde denjenigen hinrichten lassen.«

Das war Prahlerei. Gareth war nicht vollkommen unbeleckt, was das Hofleben anging, und selbst er wusste, dass ein neunjähriger Prinz keine Macht über Leben und Tod anderer hatte. Aber er war gerührt und erfreut, wenn schon nicht über die Geste selbst, so über die Tatsache, dass er nun endlich für jemanden zählte.

»Danke, Euer Hoheit, aber es ist nicht wichtig, und ich möchte nicht, dass jemand geköpft wird, nur weil…«

»Ja, ja«, winkte Dagnarus ab.

Er konnte sich nie lange auf etwas konzentrieren, und obwohl er ein guter Zuhörer sein konnte, wenn ihn etwas interessierte, schnitt er ungeduldig jedes Gespräch ab, das ihn langweilte.

»Der Name *Gareth* gefällt mir nicht«, verkündete er nun.

»Es tut mir Leid, Euer Ho – «

Der Prinz schob das Kinn vor und starrte ihn an.

»Dag… narus«, verbesserte sich Gareth. Er machte zwischen den Silben eine Pause, denn er befürchtete wirklich, dass der Prinz seine Ansicht ändern und ihm befehlen würde, zu der alten Anrede zurückzukehren.

Dagnarus lächelte. Das Lächeln ließ die goldenen Flecken in seinen Augen deutlicher werden und die Augen glitzern wie Topase und Smaragde.

»Ich werde dich Fleck nennen«, erklärte er.

Gareth senkte den Kopf. Der Augenblick war so feierlich wie eine Taufe.

»Verstehst du, worin deine Pflichten bestehen, Fleck? Sie werden dich auspeitschen, wenn sie mich bestrafen wollen.« Der Prinz wandte sich seinem Spielzeug zu und ließ den Arm des Katapults auf und ab zucken, indem er mit dem Finger darauf drückte.

»Das weißt du doch, nicht wahr, Fleck?«, wiederholte er. »Das haben sie dir doch gesagt, oder?«

»Ja, Dagnarus«, erwiderte Gareth, der sich ein wenig unbehaglich fühlte wegen seines neuen Namens.

»Sie werden dich schlagen, weil kein gewöhnlicher Sterblicher es wagt, Hand an seinen König zu legen. Alle denken, wenn sie dich schlagen, wird mir das Leid tun, und ich werde nicht mehr ungehorsam sein. Das glauben sie.«

Er runzelte die Stirn, und die grünen Augen verdunkelten sich. Das goldene Glitzern verschwand, als sänken Edelsteine unter die Wasseroberfläche. Er bewegte das Katapult, schob es auf seinen kleinen Holzrädern hin und her.

»Es wird nicht funktionieren«, erklärte er mit fester Stimme. »Das sage ich dir gleich, Fleck. Es wird mir Leid tun zu sehen,

dass sie dich schlagen, aber es gibt Dinge, die sie von mir verlangen, *die ich nicht tun werde.«*

Er richtete den Blick dieser grünen Augen finster auf Gareth. »Auch nicht, wenn sie dich dafür umbringen, Fleck.«

Diese Aussage unterschied sich von der vorherigen Prahlerei. Sie wurde mit einer seltsam unkindlichen Stimme geäußert, einer Stimme ohne Unschuld, der Stimme eines Menschen, der wusste, was er sagte.

»Du kannst gehen, wenn du willst, Fleck«, fügte Dagnarus hinzu. »Du wirst keinen Ärger bekommen. Ich werde der Königin, meiner Mutter« – das letzte Wort sprach er mit einem leichten, höhnischen Verziehen seiner Lippen aus – »sagen, dass ich dich nicht will. Ich brauche keine Gesellschaft.«

Gareth sah sich im Zimmer um, und er bemerkte nicht die wunderbaren Spielsachen oder die Bücher und auch nicht die Wachen in der offenen Tür, die aufpassten, dass der Prügelknabe Seine Hoheit nicht erwürgte, er sah auch die Diener nicht, die sich im Hintergrund hielten und nur darauf warteten, auch die geringsten Wünsche Seiner Hoheit zu befriedigen. Gareth erkannte die Einsamkeit des Prinzen, deutlich und nackt wie ein Knochen. Er sah den Hirsch, der mit Pfeilen in der Flanke fröhlich weitersprang.

»Wenn sie mich auspeitschen wollen, Dagnarus«, sagte Gareth schüchtern, »müssen sie mich erst mal erwischen.«

Die goldenen Edelsteine funkelten, die grünen Augen glitzerten, und der Prinz lachte laut. So lebhaft war sein Lachen, dass der Kämmerer, der im Flur gewartet hatte, weil er hoffte, dass ein Streit ausbrach und er Ihrer Majestät sagen konnte, dass er, der Kämmerer, ja schon von Anfang an gegen diese Sache gewesen sei, jetzt den Kopf zur Tür hereinstreckte.

»Haben wir dich gerufen? Verschwinde hier, alter Knacker!«, rief Dagnarus und warf einen Bauklotz nach ihm.

Ermutigt warf Gareth ebenfalls einen Klotz nach dem Kämmerer. Der Wurf war viel zu kurz, weil er schlecht gezielt und nur halbherzig geworfen hatte. Dagnarus' Klotz war mit viel größerer Genauigkeit und Fähigkeit geschleudert worden und verfehlte den Kämmerer nur, weil der Mann vernünftig genug war, schnell die Tür zu schließen.

Dagnarus schlug eines der Bücher auf, einen großen, ledergebundenen Band mit Blattgold auf dem Umschlag. Die Seiten waren aus Kalbspergament und hatten einen Goldrand. Furchtsam bewunderte Gareth das Buch. Er betrachtete voller Staunen und Ehrfurcht eine der Illustrationen – ein Ritter in wunderbarer Rüstung kämpfte gegen einen Drachen, der direkt aus den Gute-Nacht-Geschichten von Gareths Kinderfrau hätte stammen können. Er hatte ein Buch vor sich, in dem die Magier die großen Taten von Helden der alten Zeit aufgezeichnet und sie zu Belehrungen verwendet hatten.

»Wollt Ihr diese Geschichte lesen?«, fragte Gareth begierig.

»Nein«, schnaubte Dagnarus abfällig. Er klappte das Buch ungeduldig zu und legte ein weiteres darauf. »Das hier wird unsere Festung sein.« Er stellte das Katapult davor auf und bereitete sich auf den Abschuss einer Erbse vor. »Wir spielen jetzt Krieg.«

Der Geringere Pächter

Bei den Elfen gibt es eine Legende, die davon berichtet, wie zu Anbeginn der Zeit das Flattern eines Schmetterlings bewirkte, dass sich Luftströmungen entfalteten wie Wellen im Wasser und an Kraft und Macht gewannen, bis dieses wispernde Flattern schließlich zu einem Sturm angewachsen war, der tausend Meilen entfernt eine Stadt in Trümmer legte. Wenn diese Legende wahr sein sollte – und sie ist der Grund, wieso die Elfen Schmetterlinge in hohen Ehren halten –, dann wurde vielleicht das Geräusch, das Dagnarus' Erbse verursachte, als sie, vom Spielzeugkatapult abgeschossen, in die Spielzeugsoldaten krachte, so gewaltig verstärkt, dass der Schild des Göttlichen das Dröhnen des Krieges hörte und das Blut von Tausenden roch.

Er dachte über den Krieg nach, während er den goldschuppigen Fischen Brotkrumen hinstreute, die mit ihrem wilden Kämpfen und Fressen den zuvor so stillen Zierteich aufwühlten. Der Schild mochte die Stille, aber er freute sich auch daran, den Fischen bei ihrem Streit um die Brotkrumen zuzusehen – ein Grund, sie selbst zu füttern, statt diese unwichtige Tätigkeit seinen Dienern zu überlassen.

Nachdem er die Fische gefüttert hatte, streckte er die Hände aus. Ein Diener mit einer Schale frischen Wassers und einem Handtuch trat vor. Der Schild wusch sich die restlichen Krümel von den Händen, trocknete sie am Handtuch ab und sagte zu einem anderen Diener: »Ich werde heute Nachmittag im Zedernhain Audienz halten. Ist Silwyth vom Haus Kinnoth schon eingetroffen?«

Der Diener verneigte sich. »Jawohl, Schild. Er wartet auf Eure Anordnungen.«

»Er wird mit mir im Zedernhain einen Kelch Wein trinken«, entschied der Schild. »Bring ihn zur angemessenen Stunde dorthin.«

Der Diener verneigte sich abermals und entfernte sich rückwärts aus der erlauchten Gegenwart des Schildes. Die Adligen, denen man eine Audienz am Zierteich gewährt hatte – heute waren es drei –, sahen einander an. Silwyth aus dem Haus Kinnoth – dem eigenen Haus des Schildes – war zuvor nichts als ein kleiner Fisch gewesen. Er hatte zwar den Rang eines Geringeren Wächters des Östlichen Waldes, der ihm vom Göttlichen gewährt worden war, und er war ein Vetter des Schildes, aber der Schild hatte viele Vettern, und es gab viele Geringere Wächter. Dass nun von gemeinsamem Wein im Zedernhain die Rede war, ließ Silwyth plötzlich zu einem großen Fisch werden.

Der Diener – einer derjenigen, die zum Haus gehörten – brachte die Botschaft zu einem Diener außerhalb des Hauses, der sie seinerseits Silwyth übermittelte, der das Haus noch nicht betreten hatte, sondern auf der vierten Terrasse vor dem Torhaus wartete. Nachdem man Silwyth die Ehre angekündigt hatte, mit dem Schild Wein trinken zu dürfen, und ihm damit auch gestattet war, das Haus zu betreten, bat der Diener Silwyth, ihm zur neunten Terrasse oberhalb des Torhauses zu folgen – derjenigen, die dem Haus am nächsten war.

Silwyth nahm die Nachricht von seiner Audienz und seiner Versetzung zur höheren Terrasse äußerlich ungerührt entgegen, obwohl sein Herz jubelte. Elfen lernen von Kindesbeinen an, ihre Gefühle zu verbergen, damit sie das Leben anderer nicht stören oder sich aufdrängen. Dieser Brauch ließ sie in den Augen der Menschen, die ihrerseits ihre Gefühle Amok laufen und alle Arten von Schaden anrichten

lassen, häufig kalt und gefühllos wirken. Die Elfen halten es jedoch für falsch, sich einer anderen Person auch nur durch einen Blick ins Gesicht aufzudrängen und somit dazu zu zwingen, die eigene Freude, den Kummer, Glück oder Verzweiflung zu teilen. Nur jene, die einem Elfen am nächsten stehen – Seelengefährten zum Beispiel, oder die ehrenwerten Eltern –, dürfen es sich erlauben, die Bürde eines geteilten Lebens auf sich zu nehmen.

Der Grund für diese Beherrschung und Disziplin ist einfach zu erklären: Es geht ums Überleben. Elfen leben dreihundert Jahre und länger. Sie verfügen nur über wenige, dicht bevölkerte Städte. Elfen sind nicht auf Abenteuer aus, sie entfernen sich selten weit von ihrem Zuhause und dem Schrein ihrer Beratenden Ahnen, und auch nur dann, wenn sie einen herausragenden Grund dafür haben. Sie sind das vollkommene Gegenteil der Zwerge, die nie länger als zwei Tage an einem Ort verweilen. So wenig sie auch von den Menschen verstehen mögen, die Zwerge verstehen Elfen noch viel weniger.

Die Geburtsrate bei Elfen ist hoch, die Sterberate niedrig (es sei denn, einige oder alle der sieben großen Häuser befinden sich im Krieg). Elfenfamilien bleiben zusammen, und daher wird es in Elfenhaushalten und Elfenstädten eng. Ein Elf befindet sich beinahe ununterbrochen in Sicht-, Hör- und Riechweite anderer Elfen. Nur durch die Aufrechterhaltung strengster Disziplin und Selbstbeherrschung gelingt es den Elfen, unter solchen Umständen zu überleben und bei Verstand zu bleiben.

Ein Mensch, der in einen Elfenhaushalt gerät, mag über die Ruhe, die Stille, den Frieden dort staunen, und er wird verblüfft sein zu hören, dass diese winzige Behausung vielleicht dreißig Bewohner beherbergt, von den Ururgroßeltern über die Urgroßeltern, Großeltern, Eltern, Kinder, Kindeskinder bis zu den Dienern, dem Beratenden

Ahnen, dazu Tanten, Onkeln und Vettern. Im Gegenzug ist ein Elf in einem Menschenhaushalt überwältigt von dem Lärm, dem Gestank, der Verwirrung, und wird kaum glauben wollen, dass nur so wenige Menschen – Eltern, ein Kind und vielleicht ein oder zwei Diener – dort wohnen.

Je höher der Rang eines Elfen ist, desto größer ist sein Haus, obwohl dieser Umstand dadurch relativiert wird, dass eine größere Anzahl seiner Verwandten dort lebt als sonst üblich, außerdem die Ältesten des Hauses und die direkten Angehörigen und durchreisende Adlige. Gäste werden für gewöhnlich in Gästehäusern untergebracht, die nahe dem Torhaus liegen. In einem solchen Haus hatte Silwyth die Nacht verbracht. Das Heim seiner Familie befand sich nördlich von Lovod, der Stadt des Schildes. Silwyth war einen Tag und eine Nacht lang unterwegs gewesen und hatte einmal die Pferde gewechselt, um dem Ruf des Schildes so rasch wie möglich folgen zu können.

Nun stieg er die unzähligen gepflasterten Stufen vom vierten Garten zum neunten empor und zügelte seine Eile, um den angemessenen Abstand zwischen sich und dem Diener zu wahren. Die Gärten waren in Terrassen entlang eines Berghangs angelegt. Ziergebüsch und Teiche umgaben kleine, gluckernde Springbrunnen. Orchideen und Rosen und Kletterpflanzen überzogen steinerne Torbögen. Pfade zwischen sorgfältig in kunstvolle Formen geschnittenen Hecken führten zu schattigen Grotten. Die Gärten waren allerdings nicht nur schön, sondern auch zweckdienlich. Sie informierten den Besucher darüber, dass der Mann, dem sie gehörten, wohlhabend und mächtig war, denn er konnte sich die Diener leisten, die es brauchte, um sie zu pflegen, und ihre Schönheit half dem Besucher zu vergessen, dass er tausend Stufen hinaufklettern musste, um das Haupthaus zu erreichen – immer vorausgesetzt, er hatte überhaupt das Glück, bis hierhin

vorgelassen zu werden. Viele Besucher des Schilds kamen nie über den vierten Garten hinaus, einige sahen nie mehr als den ersten. Silwyth widerfuhr eine große Ehre.

Die Gärten dienten auch einem militärischen Zweck und halfen, das Haus zu verteidigen. Silwyth, selbst Soldat, konnte die sorgfältig von der Bepflanzung verborgenen tödlichen Fallen nicht erkennen, aber er wusste, dass sie vorhanden waren. Er bemerkte, dass die in den Felsen gehauenen Stufen der schmalen Treppe – zu schmal für mehr als eine Person –, die sich zwischen den Gärten hindurchwand, die einzige Möglichkeit darstellten, das Haus zu erreichen. Eine Armee könnte vielleicht versuchen, den felsigen Abhang zu erklettern, aber die Soldaten würden, weit über den Hang verstreut und behindert von Felsen und lockerer Erde, ein leichtes Ziel für die erfahrenen Bogenschützen des Schildes darstellen.

Als er an einer der schattigen Grotten vorbeikam, über deren Eingang sich duftende Blütenranken wanden, bemerkte Silwyth das Gitter im Steinboden – den Eingang zu einem der vielen unterirdischen Tunnel, die zweifellos Haus und Gärten verbanden. Bewaffnete konnten sich hier insgeheim bewegen und jederzeit überraschend über die Angreifer herfallen.

Der Schild war gut geschützt, und nach allem, was man so hörte, hatte er diesen Schutz bitter nötig. Das Haus Kinnoth spielte ein gefährliches Spiel.

Als sie den Eingang zum neunten Garten erreichten, hielt der Diener inne, um Silwyth Gelegenheit zu geben, sich an der Schönheit zu weiden und ihr Einlass in seine Seele zu gewähren. Silwyth, der wusste, dass die Seele ebenso genährt werden muss wie der Körper, um das notwendige Gleichgewicht zu erhalten, ohne das niemand gesund bleiben kann, schob alle weltlichen Gedanken von sich und erlaubte seiner Seele, sich frei in dem liebreizenden Garten zu bewegen.

Der Diener blieb sehr ruhig am Eingang stehen und wartete, während Silwyth den sorgfältig vorgezeichneten Pfad beschritt, der sich zwischen den Pflanzen hindurchzog. Jede einzelne Pflanzengruppe sprach einen anderen Teil der Seele an, jeder Duft stimulierte andere Körperteile. Als Silwyth seinen Spaziergang beendet hatte, verbeugte sich der Diener und fragte, ob der Ehrenwerte Gast eine Erfrischung wünsche.

Dies war ein weiteres Zeichen der gestiegenen Hochachtung des Schildes für Silwyth. Im vierten Garten hatte man ihm nicht einmal einen Becher Wasser angeboten. Er nahm dankend an, denn eine Weigerung wäre einer Beleidigung gleichgekommen. Silwyth setzte sich auf einen glatten Stein, der an einem seerosenübersäten Teich lag. Mehrere Fische schwammen auf ihn zu, da sie auf Krümel hofften.

Von hier aus hatte Silwyth einen hervorragenden Ausblick auf das Haus des Schilds – eines von mehreren, die sich in seinem Besitz befanden. Dies war eines der kleineren Anwesen, aber offenbar das Lieblingshaus des Schilds. Sein Haupthaus war ein großes Schloss in der Stadt Lovod, einer Stadt, die vom Haus Kinnoth regiert wurde, seit der Vater und die Mutter ihre Kinder auf diese Erde gebracht hatten.

Der Hauptteil des hiesigen Hauses bestand aus lehmverkleidetem Holz über einem Fundament aus großen Granitblöcken. Es hatte drei Stockwerke und war von ebenso anmutigem wie nützlichem Entwurf. Die Waffenkammer befand sich neben dem Haus und war durch einen ummauerten Korridor mit ihm verbunden. Eine Granitmauer umgab das Haus, und sie konnte nur auf Wegen erreicht werden, die in Kreisen zwischen der Mauer und dem Haupteingang entlang führten. Das Schloss in der Stadt war nach ähnlichem Muster erbaut, aber in viel größerem Maßstab, und es war noch schwerer befestigt. Der Schild und seine Familie wohnten den

größten Teil des Jahres in diesem Haus und benutzten das Stadtschloss nur in Kriegszeiten.

Silwyth achtete darauf, das Haus und seine Verteidigungsanlagen nicht zu lange zu betrachten. Jeder, der ihn beobachtete – und er war sicher, dass er beobachtet wurde –, würde ihn des Versuchs verdächtigen, einen Weg durch diese Verteidigungsanlagen zu finden. Silwyth erwies dem Haus mit einem Blick die angemessene Bewunderung, dann wandte er sich wieder dem Garten zu. Er wurde für seine Höflichkeit belohnt: Ein weiterer Gast befand sich in diesem Garten – eine Dame.

Silwyth hatte sie während seines seelenerfrischenden Spaziergangs nicht bemerkt; sie durchschritt einen anderen Teil des Gartens, der von dem seinen durch einen Bach getrennt war, der ruhig und diszipliniert durch ein gemauertes Bett floss. Eine Brücke wölbte sich darüber hinweg und führte zur anderen Seite des Gartens. Der Diener hatte Silwyth auf diese Seite der Brücke gebracht und auf diese Weise dafür gesorgt, dass die beiden Gäste voneinander getrennt blieben. Die Dame wandelte einher, bewunderte die Blumen, berührte hin und wieder eine Blüte mit der Hand. Ihre Zofe begleitete sie, immer in angemessenem Abstand zu ihrer Herrin.

Silwyth kam auf die Beine und machte sich damit bemerkbar, damit die Unbekannte nicht glaubte, dass er sie heimlich ausspionieren wollte. Die Zofe entdeckte ihn und machte ihre Herrin auf ihn aufmerksam. Die Dame sah in seine Richtung und verbeugte sich höflich. Silwyth erwiderte die Verbeugung, legte die Handflächen aneinander und hob die Hände vor die Stirn, denn obwohl er die Frau nicht erkannte, so entnahm er doch dem Stoffmuster ihres kunstvollen Gewandes, dass es sich um die Gemahlin eines der Wächter des Östlichen Waldes handelte. Ihr Mann war wohl zu Besuch beim Schild. Silwyth fragte sich, warum sie im neunten Garten oberhalb des

Torhauses umherschlenderte, wo sie sich doch eigentlich hätte im Hausgarten aufhalten sollen.

Der Diener kehrte zurück und brachte Jasmintee und einen Teller mit kandierten Hagebutten. Gleichzeitig betrat auch ein Diener die andere Seite des Gartens und brachte der Dame eine Teekanne und einen Teller. Elfen halten es für ausgesprochen unhöflich, in Gegenwart eines anderen zu essen oder zu trinken, ohne diesem anderen etwas anzubieten. Daher bedienen elfische Diener ihre Herren nicht während der Mahlzeiten, wie es bei den Menschen üblich ist, sondern werden nach dem Auftragen zu ihrer eigenen Mahlzeit entlassen. Die größte Beleidigung, die ein Elf anderen zufügen kann, besteht darin, in ihrer Gegenwart etwas zu sich zu nehmen, ohne sie zu dieser Mahlzeit einzuladen.

Der große Krieg zwischen den Häusern von Trovale und Wyval, der fünfhundert Jahre dauerte, hatte seinen Anfang damit genommen, dass der Herr des Hauses von Trovale vor der Nase des Herrn des Hauses Wyval einen Granatapfel aß.

In diesem Fall allerdings bot der Garten viele abgeschlossene Bereiche, wo zwei Elfen, die einander nicht kannten, ihre Erfrischungen in aller Abgeschiedenheit zu sich nehmen konnten, wenn sie denn wollten. Die Entscheidung lag nun bei der Dame, weil sie den höheren Rang hatte.

Sie warf Silwyth einen Blick zu, dann sagte sie etwas zu ihrer Dienerin. Die Zofe überquerte die Brücke und näherte sich Silwyth mit gesenktem Blick. Sie verbeugte sich dreimal sehr tief.

»Ehrenwerter Fremder, meine Herrin bittet mich, Euch zu sagen, dass dieser Garten zu schön ist, als dass zwei Augen und ein Mund ihm gerecht werden könnten. Vier Augen und zwei Münder könnten ihrer Wertschätzung solcher Wunder besser Ausdruck verleihen. Sie bittet Euch, den Garten zu ehren, indem Ihr Euch zu ihr gesellt.«

»Ich ehre den Garten, und ich verehre deine Herrin«, erwiderte Silwyth und folgte der Zofe über die Brücke.

Als er die andere Seite erreicht hatte, verbeugte er sich, näherte sich der Dame ein paar Schritte, verbeugte sich abermals und näherte sich ihr bis auf zehn Schritte. Dann verbeugte er sich ein drittes Mal. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, sagte er: »Ich bin Silwyth vom Haus Kinnoth, Geringerer Wächter des Östlichen Waldes. Ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir erweist. Mein Haus und ich stehen Euch zu Diensten.«

Die Dame blickte gerade zu einem Kuckuck auf, der hoch auf einem Baum saß und dessen Ruf über dem sanften Murmeln des Springbrunnenwassers eher disharmonisch wirkte. Als sie Silwyths Stimme hörte, senkte sie den Blick wieder und wandte sich ihm zu.

»Ich bin Lady Valura vom Haus Mabreton.«

Dies wusste Silwyth bereits, da das Symbol der Mabretons auf ihrem Gewand aufgestickt war. Wieder fragte er sich, wieso sie hier war, wenn ihr Gatte sich offensichtlich im Haus selbst aufhielt.

Die Dame nahm ihren Platz an einem kleinen Tisch ein, den die Diener neben einen Teich platziert hatten. Die Diener stellten die Teeschalen und Teller zurecht, dann zogen sie sich zurück. Silwyth ließ sich erst nach der Dame nieder, und nun bemerkte er im Schatten einer Grotte zwei Krieger in den Farben der Mabretons. Diener brachten auch den Kriegern Tee, den sie genießen konnten, ohne in ihrer Wachsamkeit nachzulassen.

Angesichts der Jugend und Schönheit der Dame – sie war eine der schönsten Frauen, die Silwyth je gesehen hatte – überraschte es ihn nicht, dass ihr Mann seinen Schatz so gut bewachen ließ. Seine nächsten Worte waren sehr offen und direkt.

»Dieser Garten ist tatsächlich schön, Herrin, aber die Hinzufügung einer Blüte der Mabretons hat seine Schönheit hundertfach bereichert.«

Lady Valura neigte höflich den Kopf. Kein Erröten störte die Orchideenweiße ihrer Wangen, kein erfreutes Lächeln berührte ihre Karneollippen. Sie war an Komplimente gewöhnt und fühlte sich davon nur gelangweilt.

»Ihr habt eine Audienz beim Schild, Lord Silwyth?«, fragte sie nun und bedeutete ihm mit einer Geste, dass er den Tee eingießen sollte. Wäre Silwyth von höherem Rang gewesen, hätte sie diese Pflicht selbst übernommen.

»Zu meiner großen Freude, meine Dame. Ich werde mit dem Schild im Zedernhain einen Kelch Wein trinken.«

Lady Valura zog eine zarte Braue hoch und betrachtete ihn mit etwas mehr Respekt.

»Dann werdet Ihr dort meinem Gemahl begegnen. Lord Mabreton ist ebenfalls zum Wein mit dem Schild im Zedernhain eingeladen.«

»Dann ist Euer Ladyschaft gut beraten, die Wärme dieses Tages im Garten zu nutzen, statt sich innerhalb eines Raums aufzuhalten – allerdings möchte ich damit der Großartigkeit des Hauses nicht zu nahe treten, das, wie ich überzeugt bin, zweifellos großzügig und bequem ist.«

Nun zuckten die Mundwinkel der Dame, und ihre grünen Augen strahlten von innen her so warm, dass Silwyth sich an Sonnenstrahlen erinnert fühlte, die durch grüne Blätter fallen. Die Dame nippte an ihrem Tee und biss in eine Hagebutte, dann sagte sie: »Mit anderen Worten, Lord Silwyth vom Haus Kinnoth, Ihr fragt Euch, wieso ich hier außerhalb des Hauses auf meinen Mann warte und nicht im inneren Garten.« Sie ignorierte Silwyths höflichen Widerspruch und fügte hinzu: »Ich bin die Tochter von Anock vom Haus Llywer.«

Silwyth verbeugte sich verständnisvoll. Das hätte er eigentlich an der Tätowierung um ihre Augen erkennen sollen, einer Tätowierung, die wie eine Maske wirkte, aber die Herkunft eines Elfen erklärte. Er war so gebannt von der Schönheit der Dame gewesen, dass er die Einzelheiten der Tätowierung nicht näher studiert hatte. Die Gemahlin des Schilds war Lady Hira vom Haus Tanath. Haus Tanath und Haus Llywer standen seit mehreren hundert Jahren miteinander im Krieg, und obwohl im Augenblick wieder einmal dem Namen nach Waffenstillstand herrschte, blieben sie doch anerkannte Feinde. Eine Tochter des Hauses Llywer konnte nicht das Heim einer Tochter des Hauses Tanath betreten, ohne das Gesicht zu verlieren, und eine Tochter des Hauses Tanath konnte ihre Feindin auch kaum gastfreundlich aufnehmen. Aber da man die Frau eines solch hochrangigen Adligen nicht im Gästehaus warten lassen konnte, war der neunte Garten ein geeigneter Kompromiss.

Sollten die Häuser einander wieder bekriegen, wäre Lord Mabreton in einer betrüblichen Situation, hin- und hergerissen zwischen der Pflicht, die er seiner Familie und auch der Familie seiner Frau schuldete, und der gegenüber dem Schild, der sich einem ähnlichen Problem gegenüber fände. Der Schild begriff dies zweifellos, und daher tat er sein Bestes, um zu verhindern, dass der Krieg zwischen den beiden Familien wieder ausbrach.

»Normalerweise bleibe ich zu Hause, wenn mein Mann eine Audienz beim Schild hat, aber wir wollen von hier aus nach Glymvae Weiterreisen, um von dort aus durch das Portal nach Vinnengael zu gelangen, wo mein Gemahl Botschafter sein soll. Er wollte mich nicht allein in unserem Lager lassen und hat darauf bestanden, dass ich ihn begleite.«

»Seid Ihr je durch ein Portal gereist, Herrin?«, fragte Silwyth.

»Nein – und Ihr?«

Auch Silwyth hatte keine Erfahrungen mit dem magischen Portal und war noch nie in der gefeierten Stadt Vinnengael gewesen. Beide hatten allerdings Geschichten gehört und verglichen nun, was sie wussten. Sie sprachen über das Reisen durch die Portale – magische Tunnel, die von den Magiern von Vinnengael geschaffen worden waren und es erlaubten, dass man diese Stadt innerhalb eines Tages und nicht erst nach einer mühsamen, sechs Monate dauernden Reise erreichte.

»Ich habe gehört, von innen seien diese Portale kein bisschen bemerkenswert«, sagte Valura. »Die Magier haben dafür gesorgt, dass sie aussehen wie ein ganz gewöhnlicher Tunnel durch einen Berg, nicht wie einer durch Zeit und Raum. Man ist von grauen Mauern umgeben, die glatt wie Marmor sind. Die Decke ist ebenfalls rau, desgleichen der Boden, auf dem man sich gut fortbewegen kann. Die Temperatur soll weder heiß noch kalt sein. Die Reise dauert einen halben Tag und ist nach allem, was ich gehört habe, ungemein langweilig. Nichts zu sehen, nichts zu tun. Ich muss gestehen, dass mich das enttäuscht. Ich hatte ein wenig Aufregung erwartet.«

Also war ihr das Zusammenleben mit Lord Mabreton wohl nicht aufregend genug. Aber vielleicht hatte sie es auch nicht so gemeint. Wie auch immer, Silwyth tat so, als hätte er diese Bemerkung, die man als Beleidigung ihres Gemahls hätte auffassen können, nicht gehört. Er merkte sie sich allerdings, denn er hoffte, sie vielleicht einmal nutzen zu können.

»Es ist nur vernünftig, Lady Valura«, meinte er höflich, »das Portal so gewöhnlich wie möglich zu gestalten. Denkt nur an die Kaufleute und Händler, die diese Portale häufig benutzen. Wäre die Reise Furcht erregend oder auch nur unbequem, dann wären sie zweifellos nicht so ohne weiteres bereit, sich diesen Unannehmlichkeiten auszusetzen.«

»Ich habe festgestellt, dass viele bereit sind, für ihren Profit große Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen«, meinte Lady

Valura. »Aber ich verstehe, was Ihr meint. Ich werde also auf meine Aufregung verzichten, damit die Hausierer ihre Schuhe ohne große Schwierigkeiten zum Markt von Vinnengael bringen können.«

Ihr Gespräch wandte sich dann dem Reich der Menschen zu. Dort zumindest würde Lady Valura mit Sicherheit die erwünschte Aufregung finden können, wenn auch vermutlich keine Unterhaltung von der Art, wie sie ihr zusagte. Sie berichtete von Geschichten darüber, wie unangenehm das Leben unter Menschen mit ihrem barschen Verhalten, unhygienischen Gewohnheiten und schlechten Manieren wirklich sein konnte.

»Ich habe vor, mich nur so wenig wie möglich mit ihnen abzugeben«, erklärte Lady Valura. »Wir werden nicht einmal in Vinnengael wohnen. Ich habe mich geweigert, dorthin zu ziehen. Lord Mabreton hat mir in einer einsamen, bewaldeten Gegend am Hammerklauenfluss ein Haus bauen lassen, so weit von der Menschenstadt entfernt, wie es für ihn noch vertretbar ist. Er wird dieses Haus als Zuflucht benutzen, wenn er die Menschen nicht mehr ertragen kann.«

Silwyth äußerte angemessenes Mitgefühl, das er aber in Wirklichkeit nicht empfand. Tatsächlich tat ihm die Dame nicht sonderlich Leid. Er gehörte zu den seltenen Elfen, die gerne unterwegs waren; er liebte neue Erfahrungen und hätte einen großen Teil seines nicht unbeträchtlichen Wohlstandes dafür gegeben, nach Vinnengael reisen zu können, von dessen Wundern er schon viel gehört hatte. So, wie die Dinge lagen, war er jedoch an seine Heimat gebunden. Er konnte seine Familie nicht ohne Erlaubnis verlassen, und diese Erlaubnis würde ihm sein Vater niemals geben. Die Pflicht gegenüber der Familie war wichtiger als alle individuellen Bedürfnisse und Wünsche. Die Pflicht gegenüber dem Schild hatte allerdings selbst davor den Vorrang. Nicht einmal Silwyths

Vater würde den Befehlen des Schilds etwas entgegensetzen. Silwyth hatte geeigneten Zuhörern gegenüber Andeutungen fallen lassen, dass er jeden Auftrag des Schilds annehmen würde.

Die Teeschalen waren leer. Die Soldaten lockerten die Schwerter in den Scheiden, um anzuzeigen, dass nach ihrer Einschätzung die Begegnung zwischen ihrer Herrin und diesem gut aussehenden jungen Fremden lange genug gedauert hatte.

Silwyth selbst erkannte ebenfalls, dass es an der Zeit war, sich zurückzuziehen. Er erhob sich, verbeugte sich und dankte der Dame für die Großzügigkeit, das Mahl mit ihm geteilt zu haben. Er erkundigte sich, ob es irgendetwas gab, womit er ihr dienen könne. Sie verneinte und entließ ihn mit einem lässigen Winken, das schlicht erklärte: »Ihr habt mich eine Stunde lang amüsiert. Jetzt finde ich Euch langweilig. Was mich angeht, könnt Ihr kaum schnell genug verschwinden.«

Silwyth entfernte sich rückwärts gehend, bis er eine angemessene Entfernung erreicht hatte, um der Dame den Rücken zuwenden zu können, ohne sie zu beleidigen. Er überquerte die Brücke und verbrachte dann, wie vom Besucher eines Gartens erwartet, zwei angenehme Stunden damit, in sich hineinzuschauen, seinen eigenen inneren Garten zu erforschen, Unkräuter zu jäten und jene Pflanzen zu düngen, die ihm am wertvollsten erschienen. Dort, in seinem inneren Garten, pflanzte er eine Blume zu Ehren der Schönheit von Lady Valura.

Die Schatten der Nacht krochen langsam zu ihm in den Garten. Vögel begannen mit ihren Schlafliedern, und die nachtblühenden Blumen öffneten sich und verströmten ihren berückenden Duft, als ein Diener eintraf und erklärte, der Schild nähme jetzt seinen Wein im Zedernhain und bäte Silwyth, ihm dabei Gesellschaft zu leisten.

Silwyth folgte dem Diener zu dem überdachten Weg, der zum Haus führte. Glocken erklangen, Windharfen hingen an jeder Ecke des überstehenden Dachs. Den Elfen ist der Wind heilig, sie halten ihn für magisch, und daher glauben sie, dass in den Glöckchen der Windharfen die Stimme der Götter ertönt.

Silwyth betrat das Haus und schritt an den Wachen vorbei, die ihm den Respekt erwiesen, der seinem Rang zustand – nicht mehr und nicht weniger. Drinnen ließ man ihn im inneren Flur stehen, bis man die Herrin des Hauses von seinem Eintreffen informiert hatte, sodass sie ihm die Erlaubnis zum Eintreten gewähren konnte. Das tat sie schließlich, ohne sich die Mühe zu machen, ihn selbst zu empfangen; immerhin war er nur ein Geringerer Wächter. Er stellte die üblichen höflichen Fragen nach ihrem Wohlbefinden und ließ sich, nachdem er zufrieden stellende Antworten erhalten hatte, zum Schrein der Ehrenwerten Ahnfrau führen.

Jeder Elfenhaushalt hat einen beratenden Ahnen, einen Vorfahren, der freiwillig der Ruhe des Ewigen Gartens von Mutter und Vater entsagt hat, um bei den Nachkommen zu bleiben und ihnen mit seinem Rat zur Seite zu stehen. Da der Vater und die Mutter ihren Willen durch diesen Ehrenwerten Ahnen kundtun, werden ihr Rat und ihre Anmerkungen, auch wenn sie unangenehm sein sollten, nur selten ignoriert.

Jedes Haus hat einen Schrein des Ehrenwerten Ahnen. In einfacheren Heimen ist dieser Schrein schlicht und besteht häufig nur aus einem Tisch, einem Räucherwerkständer, einer kleinen Silberglocke und dem allgegenwärtigen Opfer frischer Blumen. Ein solcher Ahnenschrein kann aber auch ausgesprochen kunstvoll sein, so wie der im Haus des Schildes, wo er ein ganzes Zimmer einnahm. Dieses Zimmer war mit Gegenständen angefüllt, die der Ehrenwerten Ahnfrau gehört hatten – man bewahrte hier bemalte Wandschirme,

handbemalte Fächer, ihre Kleidung und ihre Schuhe und sogar das Mah-Jongg-Spiel auf, das sie so geliebt hatte. Des Abends hatte sie oft mit dem Schild ein oder zwei Runden gespielt.

Silwyth läutete die kleine Glocke, um sich anzukündigen, erwies dem Schrein seine Ehrerbietung und wollte sich gerade wieder zurückziehen, als er eine stattliche Dame erblickte, gekleidet in den Farben des Hauses. Sie stand ganz hinten im Schreinraum und beobachtete ihn. Voller Ehrfurcht erkannte er, dass er der Ehrenwerten Ahnfrau selbst gegenüberstand.

Verblüfft und zutiefst dankbar über diese Ehre, verbeugte sich Silwyth, die Hände über der Brust gekreuzt, so tief er nur konnte, und verharrte dreißig Herzschläge lang in dieser Position. Als er den Kopf wieder hob, sah er, dass die Ehrenwerte Ahnfrau ihn freundlich ansah. Sie lächelte und nickte ihm zu. Dann verschwand sie.

Der Diener, der Silwyth begleitet hatte, bemerkte dies selbstverständlich auch, aber er erwähnte es nicht; Diener und Gast ergaben sich keinem leeren Geschwätz. Bei ihrer Ankunft im Zedernhain flüsterte der Diener dem persönlichen Leibdiener des Schilds jedoch etwas ins Ohr, der daraufhin seinerseits seinem Herrn etwas zuflüsterte. Der Schild warf Silwyth einen interessierten Blick zu.

Wenn irgend möglich, ziehen Elfen es vor, sich im Freien aufzuhalten. Ein Haus ist ein Ort, in dem man vor den Elementen und seinen Feinden Schutz sucht. Wenn weder das Wetter noch ein rivalisierendes Haus drohen, arbeitet, spielt, liebt, schläft und isst ein Elf im Freien. Daher befinden sich außerhalb der Häuser auch viel kunstvollere Möbel als drinnen. Die Schlaflauben des Schilds – verborgen und geheim unter nachtblühenden Bäumen –, seine privaten Essbereiche, die Orte, an denen er seine Gäste empfing, die Küche, Spielbereiche für die Kinder, seine neun Audienzbereiche und die Orte, an denen sich die Familie versammelte, befanden sich

alle in unterschiedlichen Teilen des ausgedehnten Gartens. Die meisten dieser Bereiche waren mit kunstvollem Flechtwerk umgrenzt und nur von Laubdächern bedeckt, die die Elfen, von den schlimmsten Platzregen abgesehen, weitgehend schützten.

Welchen seiner Audienzbereiche der Schild benutzte, hing von vielerlei Faktoren ab: der Tageszeit, der Wichtigkeit des Anlasses und vor allem aber der Ehre, die der Schild einem Besucher erweisen wollte. Für die unwichtigsten Besucher genügte der Fischteich, der für gewöhnlich in den Morgenstunden für häusliche Routineangelegenheiten genutzt wurde. Die bedeutendste Audienzregion war der Zedernhain.

Schlicht, elegant, beeindruckend – dies waren die Eindrücke, die Silwyth gewann, als er den Hain betrat. Fünf Reihen von Zedern bildeten einen Kreis um einen Hof, der mit poliertem weißem Stein gepflastert war und auf dem in einem Halbkreis kunstvoll geschnitzte Holzstühle standen. Diese Stühle waren bemalt und dick lackiert, sowohl um der Schönheit willen als auch zum Schutz vor den Elementen. Über Jahrhunderte hatte man die Zedern beschnitten, sodass nun alle Bäume gleich hoch waren; die unteren Äste waren zurückgestutzt worden, sodass die Stämme bis zur selben Höhe kahl waren. Das Grün bildete ein breites Band über den Köpfen, die Stämme und Schatten ein Band von Braun darunter.

Silwyth stand im Schatten der äußersten Zedernreihe und wartete auf ein Zeichen des Schilds. Er musste sich nicht lange gedulden. Kaum hatte der Diener seine Ankunft angekündigt, als der Schild sich auch schon erhob und durch die Zedernreihen seinem Gast entgegenkam – eine gewaltige Ehre.

Silwyth verbeugte sich, eine Hand aufs Herz gedrückt.

Der Schild erwiderte die Geste mit einer Verbeugung, deren gekonnte Berechnung eine höfliche Anerkennung von Silwyths Rang und Stellung und vielleicht auch noch ein wenig mehr andeutete.

»Der Diener sagte mir, unsere Ehrenwerte Ahnfrau, die Lady Amwath, habe Euch eine große Ehre erwiesen, Geringerer Wächter.«

»Obwohl ich dessen nicht würdig bin, Schild des Göttlichen«, erklärte Silwyth demütig, »hat die Lady Anwath, Eure erlauchte Mutter, dennoch meine Anwesenheit zur Kenntnis genommen, und sie schien erfreut über meine zutiefst empfundene Verehrung.«

»Meine liebe Mutter hatte immer ein Auge für gut aussehende junge Männer«, meinte der Schild mit der Andeutung eines Lächelns.

Silwyth war über diese scheinbar respektlose Haltung des Sohnes beträchtlich schockiert, aber dann erinnerte er sich daran, dass die früh verwitwete Lady Amwath tatsächlich für ihre Unabhängigkeit, ihr kluges Interesse an der Politik, ihren ausgeprägten Ehrgeiz und ihre intensive Lebenslust bekannt gewesen war. Ihren Fähigkeiten und ihrem klugen Manövrieren war der Aufstieg ihres Sohnes in die Position des Schilds des Göttlichen zu verdanken, was bedeutete, dass er nun der zweitmächtigste Mann im gesamten Elfenreich war, und es war ein offenes Geheimnis, dass der Schild plante, noch weiter aufzusteigen.

Silwyth wusste allerdings noch immer nicht so recht, was er mit dieser Bemerkung anfangen sollte, und so verbeugte er sich nur abermals und ersparte sich eine Antwort. Er entdeckte, dass noch ein weiterer Mann im Zedernhain saß – Lord Mabreton, der Gemahl von Lady Valura.

Der Schild führte Silwyth in den Hain. Lord Mabreton erhob sich. Der Geringere Wächter verbeugte sich vor dem Wächter, der seinerseits die Verbeugung mit Hochachtung erwiderte. Silwyth war Lord Mabreton bisher nie begegnet; er war nicht Silwyths Lehnsherr, sondern kam aus einem anderen Teil des Reiches. Silwyths Herr, der Wächter, dem er Treue

geschworen hatte, war ein gewisser Lord Dunath. Lord Dunath war mit seinen inzwischen beinahe zweihundertfünfundsiebzig Jahren recht betagt. Sein Körper bestand nur noch aus stockartigen Knochen, überzogen von fest gespannter Haut, und er verbrachte beinahe seine gesamte Zeit mit Pinsel und Tinte und mit dem Dichten langer Epen über die Heldentaten seiner Jugend.

Silwyth betrachtete Lord Mabreton mit einer Neugier, die dadurch, dass er gerade die schöne Frau dieses Mannes kennen gelernt hatte, noch gesteigert wurde. Die meisten Elfen schlossen Vernunftehen, die sogar noch vor der Geburt der Betreffenden arrangiert wurden. In vielen Fällen lernten die Eheleute allerdings, einander zu lieben. Silwyth schloss sofort, dass dies bei Lord und Lady Mabreton nicht der Fall war.

Der Lord war gut hundert Jahre älter als seine Frau – sie musste seine zweite oder vielleicht auch dritte Frau sein. Er war hoch gewachsen und kräftig, mit kalten, matten Augen und der Art von Mund, die man nie lachen sieht, es sei denn über das Missgeschick eines anderen. Silwyth nahm an, dass Lord Mabreton unglaublich eifersüchtig über seine Frau wachte, deren Schönheit er zweifellos schätzte wie eine Trophäe. Silwyth fühlte sofort Abneigung gegen diesen Mann in sich aufsteigen.

Der Schild bat die Herren, sich hinzusetzen. Er platzierte Lord Mabreton zu seiner Rechten, Silwyth zu seiner Linken. Zwischen dem Platz des Schildes und den Stühlen seiner Gäste befand sich jeweils ein leerer Stuhl, ein Zeichen des Respekts gegenüber dem abwesenden Lord Dunath.

Die Diener brachten Krüge mit Weißwein, die in Schalen voller Schnee gekühlt worden waren, den man vom Berggipfel heruntergebracht hatte. Teller mit Delikatessen wurden ebenfalls bereitgestellt, Obst und Brot und gezuckerte Waffeln, alles ausgesprochen köstlich. Die Diener ließen Essen und

Wein auf einem Tisch zurück, den sie zu diesem Zweck herbeigetragen hatten, dann verließen sie den Hain wieder, wie es sich gehörte. Silwyth als der Jüngste und Rangniedrigste goss den älteren, höher gestellten Männern den Wein ein.

Beim Wein spricht man nicht über Geschäfte. Nur bestimmte Themen sind gestattet, darunter das Lob des Hauses und der Gärten des Gastgebers und das Lob der Familie des Gastgebers, der dann seinerseits die Familien seiner Gäste preist. Dies nimmt häufig die Form des Geschichtenerzählens an. Elfen lieben Geschichten leidenschaftlich, besonders jene, in denen es um den Ruhm ihrer Ahnen geht, und sie erzählen sie mit Genuss bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Jeder Elf hat das Ziel, einmal etwas so Tapferes, Ehrenhaftes zu tun, dass die Geschichte voller Stolz von seinen Nachkommen weitererzählt werden kann.

Lord Mabreton begann mit der wohl bekannten Geschichte von Lady Amwaths Mut bei dem Kampf gegen die Meuchelmörder, die ihren Gemahl getötet hatten. Silwyth hatte sich zur Vorbereitung auf seinen Besuch an diesem Ort mit den Geschichten über die Familie des Schilds beschäftigt. Für den Fall, dass er tatsächlich die Gelegenheit erhalten sollte, eine erzählen zu können, hatte er sich ursprünglich für diese entschieden, sich dann doch einer anderen zugewandt, da er davon ausging, dass derart bekannte Ereignisse ohnehin von anderen erwähnt werden würden.

Er war nun froh, eine andere Geschichte gewählt zu haben, und übte sie schon im Geist, während er mit dem Teil seines Hirns, das Lord Mabreton lauschte, begriff, dass der Mann gerade einen schrecklichen Fehler beging.

Um dem Schild zu schmeicheln, der sich zurzeit des Vorfalls noch im Mutterleib befunden hatte, deutete Lord Mabreton an, dass es wohl der Schild selbst gewesen sein mochte, der seiner Mutter den Mut gab, die beiden Meuchelmörder zu töten. Eine

schwache Frau, schloss er, hätte nie von sich aus so tapfer sein können.

Der Schild lauschte der Geschichte mit der gebotenen Höflichkeit und reagierte mit einer anderen Erzählung, die Lord Mabreton ehren sollte. Silwyth allein hatte bemerkt, wie verärgert der Schild unter dem bestickten Saum seines Gewands mit dem Fuß wippte. Der Schild war stolz auf seine Mutter. Silwyth nahm an, dass Lord Mabretons Ansehen nun gewaltig gesunken war.

Aber wie tief?, fragte er sich. Und was wird das mir nützen?

Nun war es an Silwyth, mit seiner Geschichte zu beginnen. Er war bei seiner Auswahl sehr sorgfältig vorgegangen und erzählte etwas, das er von seinem eigenen Beratenden Ahnen gehört hatte – seinem lange verstorbenen Großvater. Silwyths Großvater gehörte zu den weniger umgänglichen Geistern und dachte nicht daran, abends mit seinen Nachkommen Mah-Jongg zu spielen. Er war eifersüchtig auf die Lebenden, mischte sich ständig in ihre Angelegenheiten ein und gab im Durchschnitt dreimal täglich eine Erklärung der Götter weiter, die darauf schließen ließ, dass der Vater und die Mutter mächtig an den unbedeutendsten Haushaltsangelegenheiten interessiert waren, denn das war alles, worüber sich der Ehrenwerte Ahne je äußerte. Er war allerdings ein begeisterter Anhänger des Schilds und seines Hauses und hatte sich bereit erklärt, Silwyth eine Geschichte zu liefern, nachdem er sich zur Abwechslung einmal nicht allzu lange darüber beschwert hatte, dass ihm ohnehin nie jemand zuhörte.

Der Schild war erfreut, obwohl ihm das niemand außer Silwyth angesehen hätte. Ganz bestimmt nicht der begriffsstutzige Lord Mabreton, der nicht auf Silwyths Geschichte achtete, sondern schläfrig vom Wein auf seinem Stuhl zusammengesackt war und darauf wartete, dass der zeremonielle Teil des Beisammenseins zu Ende ging und sie

endlich zum Thema kommen konnten. Während Silwyth erzählte, wippte der Schild nicht ein einziges Mal mit dem Fuß, sondern konzentrierte sich ganz auf den Erzähler.

»Ich habe diese Geschichte noch nie gehört, Geringerer Wächter«, sagte er schließlich, als Silwyth fertig war. »Danke, dass Ihr sie erzählt habt. Ich hoffe, sie noch viele Male von Euch hören zu können.«

Silwyth erkannte die Andeutungen hinter dieser Bemerkung und war entzückt; vielleicht würde man ihn ins persönliche Gefolge des Schilds aufnehmen! Lord Mabreton unterdrückte ein Gähnen.

Die Diener kehrten nach dem Zeitabschnitt zurück, der für das Weintrinken vorgesehen war, um den Krug, die Schale mit Schnee und die leeren Teller abzuräumen.

Nun war der Augenblick gekommen, sich dem eigentlichen Thema zuzuwenden. Lord Mabreton wurde wieder wach. Der Schild winkte seinen Sekretär heran, der näher gekommen war, als die Diener den Wein abräumten. Er reichte dem Schild zwei Schriftrollen, eine mit einem dunkelgrünen, die andere mit einem helleren grünen Band gebunden. Die mit dem dunkelgrünen Band ging an Lord Mabreton, den Wächter, die andere an Silwyth, den Geringeren Wächter.

Beide Männer entrollten ihre Botschaften und lasen die Befehle, die der Göttliche persönlich niedergeschrieben hatte. Die Befehle waren in Gedichtform ausgedrückt, ihr Inhalt irgendwo zwischen den kunstvoll blütenreichen Formulierungen verborgen. Silwyth tat so, als lese er das Dokument mit höflicher Aufmerksamkeit. Die wahren Befehle würde er vom Schild erhalten.

Dann blickte Silwyth wieder auf. Der Schild starrte in die Zedern, die Stirn nachdenklich und konzentriert gerunzelt. Der

Schild war nun hundertfünfzig Jahre alt, im besten Alter für einen Elf. Er war als mutiger und leidenschaftlicher Kämpfer bekannt, ungemein ehrgeizig und entschlossen, seine bereits erworbene Macht zu behalten und zu vergrößern. Seit etwa einem Jahr gab es Gerüchte, der Göttliche neide dem Schild seine Macht, die – weil der Schild über eine mächtige Armee gebot – größer war als die des Göttlichen selbst. Der Göttliche setzte alles daran, Verbündete in anderen Häusern zu finden, und intrigierte vielleicht sogar mit dem Ziel, den Schild zu unterwerfen und einen anderen auf diesen Posten zu setzen, dessen Loyalität er sich sicherer sein konnte.

Der Schild musterte nun Silwyth nachdenklich, und der Geringere Wächter erwiderte diesen Blick ohne Zögern. Ebenso, wie es einen richtigen Zeitpunkt für Demut gab, gab es auch Zeiten, in denen man seine innere Kraft offenbaren musste. Der Schild schien zufrieden mit dem, was er sah, denn er nickte kaum merklich.

»Lord Mabreton«, sagte der Schild und wandte sich ab. »Unser Aller Herr« – dies sprach er mit einem leichten Verziehen der Oberlippe aus – »befiehlt Euch, nach Vinnengael zu reisen, in die Königsstadt der Menschen, und dort Eure Stellung als Botschafter anzutreten.«

Lord Mabreton verlieh seiner Freude, seiner Dankbarkeit und seinem Willen Ausdruck, einem Befehl zu gehorchen, der ihn offensichtlich nicht überraschte, da er und seine Frau und ihr Gefolge sich bereits auf dieser Reise befanden.

Der Schild wandte sich Silwyth zu. »Ihr, Geringerer Wächter Silwyth vom Haus Kinnoth, werdet Lord Mabreton begleiten. Ihr habt großes Glück, junger Herr. Man hat Eurer Bitte, in der Großen Bibliothek von König Tamaros studieren zu dürfen, entsprochen.«

Darum war es also in diesem weitschweifigen Gedicht gegangen. Silwyth wäre nie von selbst darauf gekommen,

zumal er nie eine solche Bitte an irgendwen gerichtet hatte. Dennoch bekundete auch er nun seine tiefste Dankbarkeit gegenüber dem Schild und Lord Mabreton.

Lord Mabretons Miene war anzusehen, dass er gerade zum ersten Mal davon gehört hatte, dass er und seine Frau einen Reisegefährten haben würden, und noch dazu einen jungen, gut aussehenden. Er wagte es nicht, dem Schild zu widersprechen, aber er war töricht genug, seine Missbilligung nicht zu verhehlen – ein weiterer Fehler. Nachdem diese Angelegenheit nun abgeschlossen war, erhob sich der Schild und entließ damit seine Gäste.

Lord Mabreton und Silwyth verabschiedeten sich und dankten für die Ehre, die man ihnen erwiesen hatte, indem man sie zu einem solch mächtigen Mann vorgelassen hatte. Der Schild fügte seine eigenen Komplimente hinzu. Silwyth zugewandt, senkte er ein wenig die Augenlider und zog eine Braue hoch.

Silwyth und Lord Mabreton gingen rückwärts über die weiß gepflasterte Fläche bis zu den Zedern, wo sie sich nach der angemessenen Anzahl von Schritten umdrehen konnten, ohne den Schild zu beleidigen.

»Ich nehme an, wir werden unsere Reise aufschieben müssen, damit Ihr nach Hause zurückkehren und packen könnt«, waren die ersten ungnädigen Worte aus Lord Mabretons Mund, während sie einem der Diener durch die Gärten folgten.

Silwyth war verärgert; diesen Tonfall hätte der andere gegenüber einem Bauern benutzen dürfen, aber nicht gegenüber einem Adligen. Aber er verbarg seinen Zorn. Lord Mabreton versuchte vielleicht, ihn zu einem Streit zu veranlassen in der Hoffnung, damit den Schild dazu zu bewegen, seine Befehle noch einmal zu ändern.

»Ich bin daran gewöhnt, mit leichtem Gepäck zu reisen. Ich habe bei mir, was ich für diese Reise brauche. Ich werde Euch

nicht aufhalten, Herr«, erwiderte Silwyth, machte einen falschen Schritt auf einem losen Pflasterstein, geriet aus dem Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin.

Verlegen kam er hastig wieder auf die Beine. Er versuchte, tapfer weiterzugehen, stellte aber fest, dass er sich den Knöchel verrenkt hatte und sein Gewicht nicht darauf verlagern konnte. Er biss sich vor Schmerz auf die Lippen und setzte sich auf eine Steinbank.

»Was habt Ihr denn jetzt angestellt?«, wollte Lord Mabreton wissen, blieb stehen und starrte ihn empört an.

»Nur den Fuß verrenkt, Herr«, erwiderte Silwyth. »Bitte, geht ohne mich weiter. Ich werde einen Augenblick hier bleiben, bis der Schmerz ein wenig nachlässt.«

»Ich habe Männer gesehen, die um einen Pfeil in den Gedärmen weniger Getue machten«, höhnte Mabreton. »Nun werden wir auch noch einen Krüppel mitschleppen müssen! Also verabschiede ich mich jetzt von Euch. Ich hoffe, es werden Euch keine weiteren Missgeschicke zustoßen.«

Leise vor sich hinmurmelnd, marschierte er weiter und zertrampelte dabei etliche Pflanzen.

Silwyth blieb zurück, immer noch auf der Bank. Ein besorgter Diener brachte ihm heißes Wasser mit Eukalyptusöl, um den verletzten Knöchel darin zu baden, und Tücher, um ihn zu verbinden. Dies tat Silwyth feierlich und blieb dann auf der Bank sitzen. Er würde warten, bis es dunkel wurde. Wenn er das Zeichen richtig gedeutet hatte, drohte ihm keine Gefahr.

Silwyth war gerade mit dem Verbinden fertig geworden, als der Schild erschien.

»Ich hörte, dass Ihr über einen losen Pflasterstein gestolpert seid, Herr«, sagte der Schild. »Es tut mir Leid, dass mein Garten Ursache Eurer Verletzung war. Der Pflasterstein wird sofort repariert und der zuständige Diener angemessen bestraft werden.«

»Ihr solltet ihn nicht um meinetwillen bestrafen, Euer Lordschaft«, widersprach Silwyth demütig. »Der Stein war nicht lose. Es war meine Schuld; ich habe nicht aufgepasst, wo ich hintrete.«

Der Schild setzte sich neben Silwyth auf die Bank, und der junge Wächter war seinerseits froh, dass es langsam dunkler wurde, denn es gelang ihm kaum, seine Freude zu verbergen.

»Nun, in gewissem Sinn war dieser Unfall mir dienlich«, meinte der Schild mit der Andeutung eines Lachens in der Stimme. »Ich wollte ohnehin noch vertraulich mit Euch sprechen. Ich habe Nachforschungen über Euch angestellt, Geringerer Wächter. Es heißt, Ihr wäret ein intelligenter Mann.«

Silwyth verbeugte sich im Sitzen.

»Ich sehe selbst, dass Ihr über eine durchdringende und rasche Auffassungsgabe sowie große Diskretion verfügt«, fuhr der Schild trocken fort. »Es heißt auch, dass Ihr mit Menschen gut zurechtkommt.«

Er warf Silwyth einen fragenden Blick zu, der den jungen Wächter zu einer ausführlicheren Entgegnung einzuladen schien.

»Eines der Güter meiner Familie liegt an der Grenze zwischen Tromek und Vinnengael, Herr. Ein Menschendorf befindet sich nicht weit davon entfernt. Es gibt gewisse Beziehungen zwischen den Menschen und den Elfen der Region; ein paar Menschen haben für meine Familie gearbeitet. Selbstverständlich nur in unwichtigen Positionen; man würde ihnen nie erlauben, das Haus zu betreten.«

Der Schild nickte verständnisvoll. Derart ungelenke, chaotische Kräfte würden die sorgfältig gehegte Stille eines Elfenhaushalts für einen ganzen Monat aus dem Gleichgewicht bringen.

»Die Wahrheit ist, Herr…« Silwyth hielt inne, denn er zögerte, dieses verblüffende Geständnis zu machen – ein Geständnis, das ihm entweder nützen oder ihn in den Augen dieses mächtigen Herrn vollkommen verdammen könnte.

»Sprecht ganz offen, Geringerer Wächter.« Wieder ermutigte ihn der Schild. »Übrigens, es tut mir Leid, dass ich nicht gefragt habe. Bereitet Euch Euer Knöchel Schmerzen?« So etwas wie Tücke lag in der Stimme des Schilds.

»Nicht sonderlich, Herr«, antwortete Silwyth, und er konnte nun dank der Dunkelheit ganz offen lächeln. »Da Ihr mich bittet, vollkommen frei zu sprechen, Herr, muss ich gestehen, dass ich es genossen habe, mit Menschen zusammenzutreffen. Zweifellos haben sie viele Fehler: Sie sind ungeschickt, sie riechen schlecht, sie verstehen nichts vom Wesen der Natur, sie lachen zu viel und zu laut. Aber ich bewundere ihre Energie. Ihre Gegenwart regt mich zum Denken an, lässt mich schöpferischer werden. Zu häufig, Herr, fühle ich mich sonst wie dieser Fischteich. Meine Gedanken sind friedlich und reglos und rühren sich nur ganz tief unten, und sie erheben sich ausschließlich zur Futterzeit. Die Menschen sind wie ein tosender Fluss, in den ich mich stürze, und es erfrischt mich, in der eiligen Strömung umhergeworfen zu werden.«

Entsetzt hielt Silwyth inne. Er hatte sich von seiner Begeisterung verleiten lassen, zu viel zu sagen. Der Schild wollte doch sicher nichts von den tieferen Empfindungen eines Geringeren Wächters wissen.

Silwyth senkte den Kopf, faltete die Hände im Schoß und erwartete den Tadel.

»Ja«, sagte der Schild, »ich hatte Recht. Ihr seid der richtige Mann für diese Aufgabe.«

»Herr?« Silwyth blickte auf, erfreut und entzückt zugleich.

»Was wisst Ihr von der derzeitigen politischen Situation?«, fragte der Schild und warf dem Geringeren Wächter einen

intensiven, durchdringenden Blick zu, der sogar durch die nächtlichen Schatten schnitt. »Von den Problemen, die zwischen dem Göttlichen und mir entstanden sind?«

»Ich weiß, dass Ihr loyal zum Göttlichen steht und dass der Göttliche seinem Schild vertraut.«

»Ich sehe, Ihr seid auch Diplomat«, meinte der Schild. »Belassen wir es bei der Feststellung, Geringerer Wächter, dass ich der Ansicht bin, dass der Göttliche seine Macht zu vergrößern plant, indem er mir einen Teil der meinen nimmt. Statt sich damit zufrieden zu geben, Urteile über Landstreitigkeiten und Eheverträge zu fällen und Dekrete zu erlassen, widersetzt er sich der Tradition und möchte sich auch mit dem Steuerwesen und, was schlimmer ist, dem Kriegswesen befassen.

Zu diesem Zweck« – der Schild legte eine Hand auf Silwyths Unterarm, was eine große Auszeichnung darstellte und bewirkte, dass Silwyth leicht zu zittern begann –, »zu diesem Zweck hat der Göttliche mir eine Nachricht geschickt und erklärt, er wünsche, dass die Portale in Zukunft von seinen eigenen Soldaten bewacht würden. Die Soldaten unseres Hauses, Haus Kinnoth, die derzeit mit dieser Aufgabe betraut sind und sie verrichtet haben, seit diese Werke der Magie geschaffen wurden, sollen anderweitig eingesetzt werden.«

Silwyth war schockiert. Es fiel ihm schwer zu glauben, dass der Göttliche tatsächlich die Dreistigkeit besaß, etwas Derartiges vom Schild zu verlangen. Es war ein schwerer Affront, eine Beleidigung. Silwyth wunderte sich, wieso noch kein Krieg ausgebrochen war.

»Der Göttliche hat diesen Befehl widerrufen, kurz nachdem er ihn gegeben hatte«, beantwortete der Schild Silwyths unausgesprochene Frage. »Er hat begriffen, dass er zu weit gegangen ist. Aber er hat den Gedanken nicht aufgegeben.

Dieser Lord Mabreton, den Ihr heute hier gesehen habt, ist eine der Hände des Göttlichen.

Und Ihr«, fuhr der Schild fort und umschlang Silwyths Unterarm fester, »werdet *meine* Hand sein.«

»Herr, ich bin einer solchen Ehre nicht würdig«, gab Silwyth die angemessene Antwort.

»Das seid Ihr doch, Silwyth«, erklärte der Schild und ehrte den Geringeren Wächter, indem er ihn mit dem Namen ansprach. »Ich beobachte Euch jetzt schon lange und habe schon vor einiger Zeit beschlossen, Euch eine solche Aufgabe zuzuteilen.«

»Was erwarten Euer Lordschaft von mir?«

»Lord Mabretons Aufgabe und die der anderen elfischen Botschafter bei den Menschen wird darin bestehen, König Tamaros davon zu überzeugen, dass es zu den Rechten des Göttlichen gehört, die Herrschaft über die Portale zu übernehmen. Aber König Tamaros ist weise, jedenfalls für einen Menschen. Er wird sich nicht gerne in elfische Angelegenheiten verwickeln lassen. Der Göttliche plant, König Tamaros dazu zu bringen, menschliche Soldaten zu schicken, die den Portaleingang auf der elfischen Seite bewachen sollen.«

»Hat der Mann den Verstand verloren?« Silwyth vergaß sich vollkommen und sprach zu frei und zu laut.

Ein Blick das Schilds ermahnte ihn, die Stimme wieder zu senken. Die Diener hatten sich zurückgezogen, aber zweifellos befanden sich Spione im Haushalt des Schilds, die jetzt vielleicht irgendwo im Schatten lauerten. Der Schild würde selbstverständlich wissen, welche seiner Diener Spione waren, sie beobachten und ihre Nachrichten abfangen. Dennoch, es war weise, Diskretion zu wahren.

»Nein, verrückt ist der Göttliche nicht, dafür aber recht heimtückisch«, erklärte der Schild. »Wenn Tamaros glaubt,

dass ein Krieg unter den Elfen Vinnengael bedrohen könnte – wenn er zum Beispiel annimmt, ich hätte Interesse am Portal, weil ich es benutzen will, um Soldaten hindurchzuschicken, die ihn angreifen –, dann wird er keine andere Wahl haben, als seine Leute zu entsenden, um den Eingang zu bewachen. Wenn man Euch und mir und den anderen Mitgliedern des Hauses Kinnoth den Zugang verweigert, wenn unsere Kaufleute nicht mehr nach Vinnengael reisen können und unsere Truhen sich leeren, dann kann uns der Göttliche, ohne das Gesicht zu verlieren, erklären, dass es die Menschen sind, die versuchen, uns zu schwächen.«

»Will der Göttliche einen Krieg mit den Menschen, Herr?«

»Er sähe es gern, wenn zwischen den Menschen und dem Haus Kinnoth ein Krieg ausbräche, Geringerer Wächter. Wenn unser Haus erst geschädigt wäre, könnte er sich die Macht aneignen, die wir derzeit innehaben.«

»Und wie kommt er darauf, dass eine menschliche Armee zwischen unseren beiden Häusern unterscheiden würde?«

»Genau«, erwiderte der Schild. »Menschen sind wie Flöhe. Wenn sie erst einmal hier sind, werden wir sie nur schwer wieder los. Dem Göttlichen ist das nicht klar. Er kann nicht über seine eigene Nasenspitze hinweg sehen.«

»Was genau erwartet Ihr von mir, Herr?«, fragte Silwyth, und er bemerkte, dass ihm vor Aufregung das Blut in den Ohren rauschte.

»Ihr habt selbstverständlich keinen offiziellen Rang. Ihr reist als Gelehrter, und als solcher werdet Ihr Euch bei Hofe vorstellen. Tamaros ist selbst ein Gelehrter. Er wird sich Eurer annehmen und Euch Zugang zu seiner großen Bibliothek gewähren, die sich im Schloss befindet. Seht zu, Silwyth, dass er Euch als guten Gesellschafter zu schätzen lernt; verdient Euch sein Vertrauen. Und sollte sich jemals eine Gelegenheit ergeben, Euch in den Haushalt des Königs einzuschmeicheln,

dann ergreift sie mit beiden Händen. Auf diese Weise könnt Ihr mich jederzeit über das auf dem Laufenden halten, was die Berater des Göttlichen tun und sagen, und mit ein wenig Glück und Geschicklichkeit werdet Ihr imstande sein, ihre Absichten zu vereiteln.«

»Ich glaube nicht, dass ich je imstande sein werde, meiner Freude über Euer Vertrauen angemessen Ausdruck zu verleihen, Herr«, erklärte Silwyth, erhob sich und verbeugte sich dann so tief, dass seine Stirn beinahe seine Knie berührte.

»Ja, ich sehe, dass Eure Freude wie ein Heilmittel wirkt. Der verrenkte Knöchel zumindest scheint geheilt zu sein.« Der Schild lächelte jetzt ganz offen. Er stand auf und streckte die Hand aus. »Kommt, Geringerer Wächter. Ich glaube, der Knöchel schmerzt noch gewaltig. Ich werde Euch zum Haus begleiten. Ich fürchte, Ihr werdet noch ein paar Tage hinken müssen.«

»Ihr habt Recht, Herr. Die Schmerzen sind kaum zu ertragen. Ich danke Euer Lordschaft für Eure Hilfe.«

Gestützt auf den Schild, hinkte der Geringere Wächter durch den Garten und ins Haus, wo ihn die Gattin des Schildes ehrte, indem sie ihm eine Schlafrolle für die Nacht aushändigte.

Auch am nächsten Tag, als Silwyth sich Lord Mabreton und Lady Valura am Eingang des Portals, das nach Vinnengael führte, anschloss, hinkte er noch.

Unterricht

Das Leben im Palast unterschied sich sehr von dem, das Gareth zuvor gekannt hatte – einem Leben, das er zum größten Teil damit zugebracht hatte, in den leeren Zimmern des Landhauses seiner Eltern umherzustreifen und neidisch aus dem Fenster zu schauen, um die Bauernkinder beim Spielen zu beobachten, oder seiner Kinderfrau Stränge von Garn zu halten, die sie zu großen Knäueln aufwickelte. Wochen vergingen, während Gareth versuchte, sich den veränderten Umständen anzupassen. Seine Probleme wurden dadurch vergrößert, dass sich niemand die Zeit nahm, ihm zu erklären, was man von ihm erwartete. Man setzte voraus, dass er es einfach aufnahm wie eine Pflanze das Sonnenlicht.

Die Schläge, die er erhielt, wurden ihm daher um seiner selbst willen verabreicht und nicht wegen irgendwelcher Untaten seines Herrn. Tatsächlich benahm sich Dagnarus – normalerweise ein mürrischer und rebellischer Schüler – in den ersten Tagen nach Gareths Eintreffen so gut, dass Evaristo, der leidgeprüfte Lehrer des Prinzen, voller Stolz annahm, seine Idee, einen Prügelknaben an den Hof zu holen, sei ein großer Erfolg gewesen. Dagnarus' Benehmen war besser geworden, weil er nicht wollte, dass seinem neuen kleinen Freund wehgetan wurde. Davon war Evaristo überzeugt, und das erklärte er auch Ihren Majestäten. Es sollte einige Zeit dauern, bis sie es besser wussten – König und Königin ebenso wie Gareth selbst.

In den ersten paar Nächten weinte sich Gareth in dem kleinen Alkoven neben dem gewaltigen Schlafzimmer des Prinzen in den Schlaf. Steif und wund von den Schlägen, die ihn höfisches Benehmen lehren sollten, sehnte er sich nach seinem Heim und seiner Kinderfrau, und er befürchtete ernsthaft, an diesem Heimweh sterben zu müssen, so schlimm war es. Zu Hause war es langweilig und einsam, kalt und steril gewesen, aber wenigstens vertraut. Dort hatte er gewusst, was man von ihm erwartete.

Nicht viel. Immerhin war er nur ein Kind.

Im Palast war Gareth kein Kind mehr. Man betrachtete ihn als einen sehr klein geratenen Erwachsenen. Man erwartete von ihm, dass er sich wie ein Erwachsener verhielt. Man muss es dem Kämmerer und dem Lehrer lassen – sie schlugen Gareth nicht, um ihn zu quälen. Sie wollten dem neunjährigen Knaben helfen, so schnell wie möglich erwachsenes Benehmen zu lernen.

Die ersten Schläge erhielt Gareth am ersten Morgen nach seiner Ankunft im Palast.

Es gehörte zu den Pflichten des Prügelknaben, Seiner Hoheit allmorgendlich beim Aufstehen aufzuwarten. Zu Hause hatte Gareth schlafen dürfen, so lange er wollte – je mehr Zeit er im Bett verbrachte, desto weniger mussten sich die Diener mit ihm abgeben. Gareth hielt es für ausgesprochen grausam, zu einer Zeit, die er für unmöglich hielt, aus dem warmen Bett geworfen zu werden. Prinz Dagnarus hasste es, im Bett zu liegen. Er stand immer früh auf, damit er keine Minute des Tages verpasste, und er ging spät schlafen, um möglichst viel von der Nacht wach zu erleben.

Ein langer Abend, den sie damit verbracht hatten, Erbsen über die Mauern der Buchfestung zu schießen, verbunden mit der Aufregung und Anspannung des Tages, hatte dazu geführt, dass Gareth das Läuten der Glocke, die die Diener ins

Schlafzimmer Seiner Hoheit rief, verschlafen hatte. Schläge von der Hand eines Dieners auf seinen nackten Hintern rissen den Jungen aus seinem Schlummer. Der Diener zog ihm seine Kleider so schnell über, dass die Unterwäsche unter der wollenen Strumpfhose ganz zerknittert war und er den Überrock schließlich verkehrt herum trug. Der Diener schickte ihn zum Kämmerer, der das noch immer schlaftrunkene Kind packte, wachrüttelte und ins königliche Schlafzimmer stieß.

Gareth stand neben den Dienern und sah zu, wie Seine Hoheit im Bett frühstückte, heiße Schokolade trank und warmes Zuckerbrot aß, das für den Jungen himmlisch roch, denn in der gestrigen Aufregung hatte niemand daran gedacht, Gareth etwas zu essen zu geben. Sein Magen knurrte laut im stillen Schlafzimmer, was bewirkte, dass ein Diener sich umdrehte und Gareth mit erstaunlicher Flinkheit eine Kopfnuss verpasste.

Blinzelnd vor Schmerz, versuchte Gareth, nichts mehr von dem guten Essen zu riechen. Um sich abzulenken, sah er sich in dem Schlafzimmer um und betrachtete das riesige geschnitzte Bett mit den schweren Samtvorhängen, die Holztruhen und Schränke mit der Kleidung des Prinzen, seine in einer Reihe aufgestellten spitzen Schuhe und die Wandteppiche, die angeblich von der Königin selbst angefertigt worden waren.

Dagnarus saß inmitten eines Kissenberges. Auf dem Bett lag eine Samtdecke, auf der mit Goldfaden das Familienwappen aufgestickt war. Er aß das Zuckerbrot ziemlich rasch, aber ordentlich und anmutig, und trank seine Schokolade. Dann ließ er sich Hände und Gesicht waschen und das Haar kämmen. Dann stieg der Prinz aus dem Bett.

Trotz all seiner Anstrengung wurde Gareth wieder von der Müdigkeit überwältigt.

Er gähnte – ein weites, klaffendes Gähnen, das seine Kiefergelenke knacken ließ.

Der Kämmerer drehte sich mit kühler Ruhe um und schlug dem Jungen mit solcher Kraft ins Gesicht, dass Gareth gegen einen Schrank fiel.

Der Prinz warf seinem Prügelknaben einen Blick zu, dann wandte er sich wieder ab. Gareth, die Hand an der brennenden Wange, hoffte, dass der Prinz den Kämmerer für seine Grausamkeit tadeln würde, aber diese Hoffnung wurde enttäuscht. Dagnarus schwieg. Er zog sich in die Latrine zurück, die neben seinem Schlafzimmer lag, um die üblichen morgendlichen Verrichtungen zu erledigen.

Dank der Nähe zum Fluss verfügte der Palast über frisches fließendes Wasser, das über ein erfindungsreiches System von Kanälen und Wasserrädern verteilt wurde. Gareth hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Er hatte zu Hause immer die Außenlatrine benutzt und daher unwillkürlich das Gefühl, dass es schmutzig und unanständig war, sich innerhalb eines Palasts zu erleichtern. Es fiel ihm schwer, diesen Widerwillen abzulegen, und sein Unbehagen während der ersten Nacht im Palast löste sich erst auf, als er entdeckte, dass er sich davonschleichen und die Latrinen der Diener benutzen konnte, die im Hof hinter einer Mauer lagen.

Seine Hoheit kehrte zurück und gestattete den Dienern, ihn weiter anzuziehen. Gareth stand still wie ein Kaninchen angesichts einer Hundemeute und hatte sogar Angst zu atmen, weil er befürchtete, auch dabei etwas falsch zu machen.

Nachdem der Prinz angezogen war, machte er sich auf den Weg, seinem Vater, der ebenfalls Frühaufsteher war, seinen Respekt zu erweisen. Gareth wurde zurück in seinen Alkoven geschubst, und ein Diener gab ihm achtlos ein Stück Zuckerbrot und einen Becher dünner Milch. Dann schickte man ihn ins Spielzimmer, wo er auf Seine Hoheit warten sollte.

Bald schon kehrte Dagnarus aus den Gemächern des Königs zurück. »Das habe ich zum Glück hinter mir«, verkündete er und ließ sich begierig vor dem Katapult nieder. »Du hast keine Ahnung, was für eine Arbeit das ist, jeden Morgen meinem Vater Guten Morgen zu sagen.«

Gareth rückte seinen Stuhl näher zu dem des Prinzen in der Hoffnung, Dagnarus würde seine immer noch verfärbte Wange bemerken und Mitleid empfinden. Aber er sollte enttäuscht werden. Dagnarus hatte sich ganz auf seine Belagerungsgeräte konzentriert.

Gareth war neugierig. »Warum? Ist er schrecklich zu Euch?«

»Was für ein Dummkopf du bist!«, entgegnete Dagnarus und warf Gareth einen verächtlichen Blick zu. »Selbstverständlich ist er nicht schrecklich zu mir. Mein Vater ist zu niemandem schrecklich, nicht mal zu denen, die es verdient haben. Es ist langweilig, das ist alles. Jeden Tag dasselbe. Er und mein Bruder sitzen mit ihren Büchern und ihren Papieren und ihren Beratern in diesem Zimmer und denken über Verträge und Steuern nach, wenn es doch so viel Interessanteres gibt, was sie tun könnten.«

»Mein Vater sagt, Vinnengael sei der Mittelpunkt der Welt«, erklärte Gareth, der selbst nur eine vage Vorstellung davon hatte, was das bedeutete. »Ich nehme an, es macht Eurem Vater viel Arbeit.«

»Die könnte er anderen überlassen«, erwiderte Dagnarus. »Immerhin ist er der König.« Inzwischen war der Prinz des Spiels mit dem Katapult müde geworden und schob das Gerät mürrisch beiseite. Er sah sich im Spielzimmer um, verwarf verächtlich den Gedanken, etwas zu lesen, und zog Gareth zu dem großen Sandkasten, der mindestens ein Viertel des Zimmers einnahm. Dort begann der Prinz, winzige Soldaten aus Blei aufzustellen.

»Setz dich, Fleck. Du bist der General der gegnerischen Armee.«

»Ich habe Euren Bruder einmal bei einer Parade gesehen«, sagte Gareth und nahm wie angewiesen seinen Platz am anderen Ende des Sandkastens ein, obwohl er keine Ahnung hatte, was er mit der gegnerischen Armee anfangen sollte. Er starrte die kleinen Bleifigürchen einigermaßen verdutzt an und fürchtete sich davor, sie anzufassen. Sie kamen ihm sehr zerbrechlich vor. »Er ist viel älter als Ihr, nicht wahr?«

»Zwölf Jahre älter«, erklärte Dagnarus. »Und er ist auch nur mein Halbbruder.« Dann fügte er lässig hinzu: »Er hasst mich.«

»Was?« Gareth blickte verblüfft auf.

»Es stimmt. Er hasst mich. Weil er eifersüchtig ist.«

»Warum denn?«

»Weil ich Vaters Lieblingssohn bin.«

Gareth glaubte ihm. Zu diesem Zeitpunkt hätte er dem Prinzen sogar geglaubt, wenn der behauptet hätte, das Schloss werde sich von seinen Fundamenten erheben und über die Wasserfälle segeln.

Der Kämmerer riss die Tür auf. »Euer Hoheit, Euer Lehrer wartet.«

Dagnarus verzog das Gesicht, verdrehte die Augen und seufzte.

»Schick ihn rein«, sagte er und stellte weiter seine Soldaten auf.

»Er hat mich ziemlich fest geschlagen«, sagte Gareth, schniefte ein wenig und warf dem Kämmerer einen vorwurfsvollen Blick hinterdrein in der Hoffnung, irgendwelches Mitgefühl zu wecken.

»Dummer alter Knacker. Ich werde froh sein, wenn Mutter ihn endlich rauswirft. Und was die Schläge angeht« – Dagnarus zuckte die Achseln –, »die hattest du verdient. In

meiner Gegenwart solltest du nicht gähnen, Fleck. Das zeugt von Mangel an Respekt.«

Gareth schluckte sein Schniefen herunter. »Wie ist denn Euer Lehrer so?«, wechselte er das Thema. »Ist er gemein?«

»Bah! Der Mann ist ein Weichling. Unterricht ist sowieso Zeitverschwendung. Ich lerne von Hauptmann Argot zehnmal mehr als von Evaristo. Normaler weise bin ich nicht mal hier, wenn er kommt.« Dagnarus blickte von seinen Soldaten auf. »Ich bin nur hier, weil anderenfalls…« Er hielt inne, runzelte die Stirn und brachte eine Reihe von Soldaten mit einem Fingerschnippen zu Fall.

»Wenn Ihr nicht hier wäret, würden sie mich schlagen«, ergänzte Gareth, erwärmt von dem, was er für Mitgefühl seitens des Prinzen hielt.

»Das ist es nicht«, schnaubte Dagnarus. »Immerhin ist es deine Pflicht, dich schlagen zu lassen. Es ist nur…« Er konzentrierte sich stirnrunzelnd wieder auf seine Soldaten. »Ich will nicht, dass sie dich wieder wegschicken«, sagte er schließlich leise.

»Der Ehrenwerte Magus Evaristo«, verkündete der Kämmerer.

Dagnarus verzog das Gesicht. Gareth blickte furchtsam auf, weil er neue Qualen befürchtete. Seine Angst schwand, als er den jungen Mann mit dem freundlichen Blick entdeckte, der das Zimmer betrat.

Evaristo war dreißig, obwohl ihn sein schmales Gesicht und sein vergnügtes Lächeln jünger erscheinen ließen. Gekleidet war er in das Gewand seines Ordens, die braune Robe des Ordens des Wissens, und dessen Zeichen – ein goldener Schlüssel – hing an einer Kette um seinen Hals. Über dem Gewand trug er das den Magiern vorbehaltene rote Skapulier, das ihn auch in einer Menschenmenge sofort als solchen

kenntlich machen würde. Er hatte mehrere dicke Bücher mitgebracht.

Evaristo schien ausgesprochen verblüfft, den Prinzen zu sehen.

»Euer Hoheit, was für eine angenehme Überraschung«, sagte er. »Womit habe ich diese Ehre verdient?«

Dagnarus sah ihn wütend und aus blitzenden grünen Augen an. Offensichtlich gefiel es ihm nicht, wenn man sich über ihn lustig machte. Er sprang auf und starrte den Lehrer an.

»Ihr solltet nicht in diesem Ton mit mir sprechen! Ich bin Euer Prinz!«

»Ihr seid ein dummer kleiner Junge, der sich nicht um seine Studien kümmert und deshalb ein dummer erwachsener Mann sein wird«, erklärte Evaristo ganz ruhig. Er ignorierte Dagnarus' Zorn und lächelte auf Gareth nieder. »Und das ist wohl der Prügelknabe.«

»Ich heiße Gareth«, sagte der Knabe und verbeugte sich tief.

»Deine Anwesenheit hier hat schon eine Veränderung bewirkt, Gareth«, meinte Evaristo, legte die Bücher auf den Tisch und rückte die Stühle zurecht. »Es ist lange her, seit Seine Hoheit sich dazu herabgelassen hat, zum Unterricht zu erscheinen.«

Evaristo war noch mit den Stühlen beschäftigt und bemerkte daher nicht das kleine spöttische Lächeln auf Dagnarus' Lippen. Obwohl Gareth Dagnarus am Vortag zum ersten Mal begegnet war, kannte er ihn doch schon besser als sein Lehrer. Dagnarus war an diesem Morgen hier, um dafür zu sorgen, dass sein neuer Gefährte nicht als Versager betrachtet und wieder weggeschickt wurde.

Was Gareth anging, so hielt er Schläge für den gerechten Preis für eine gute Erziehung. Lesen und Schreiben zu lernen gehörte zu seinen glücklichsten Erinnerungen an ein Zuhause, das bereits aus seinem Gedächtnis verschwand wie ein Traum,

der einem beim Aufwachen noch klar vor Augen steht, aber unter dem Einfluss der Tagesereignisse verblasst.

Evaristo war ein weiser Mann, ein geduldiger Mann, ein hervorragender Lehrer für einen Schüler, der wirklich lernen wollte. An diesem ersten Tag arbeitete er eine Stunde lang mit Gareth – während Dagnarus gegen Tischbeine trat oder seine Feder benutzte, um Soldaten, die einander mit riesigen Schwertern durchbohrten, in die seltenen Bücher zu kritzeln.

Endlich langweilte sich der Prinz dermaßen, dass er aufstand und zum Fenster ging, wo er sehnsüchtig die Soldaten beobachtete, die im Hof gedrillt wurden. Nachdem sie fertig und abmarschiert waren, amüsierte er sich damit, von der Fensterbank gestemmte Ziegelbröckchen auf das Pflaster hinunterzuwerfen, um ahnungslose Passanten zu erschrecken.

Evaristo war dankbar, dass ihn endlich jemand zu schätzen wusste, und achtete nicht weiter auf den Prinzen. Gareth war, nachdem sich seine erste Schüchternheit gelegt hatte, ganz begierig darauf, die Anerkennung seines Lehrers zu erringen.

Er las jeden Text, der ihm vorgelegt wurde, von den Lesebüchern, die seine Kinderfrau ihm gegeben hatte, damit er sie nicht bei ihrem Mittagsschlaf störte, bis hin zu einem der Bücher, auf die er am Tag zuvor so versessen gewesen war.

Dieses Buch war von der Oberin des Ordens des Wissens verfasst worden, die als die Bibliothekarin bekannt war, und sie hatte es eigens zur Erbauung des jungen Prinzen geschrieben. Das Buch gehörte zu einer ganzen Reihe, die über all die kleinen und großen Völker berichtete, die es in der bekannten Welt gab. Das Volk, über das Gareth an diesem Tag etwas lesen sollte, waren die Orks.

Er hatte an jenen Tagen, an denen man es ihm gestattet hatte, die Diener bei ihren Einkäufen zu begleiten, hin und wieder Orks auf dem Marktplatz gesehen. Sie lebten an der Küste und am Ufer des Ildurel-Sees, der so gewaltig war, dass er Gezeiten

hatte wie ein Meer. Die Orks waren ein Volk von Seefahrern und fuhren auf ihren Schiffen auch vom See aus auf das wirkliche Meer hinaus, das Meer von Ayrkis. In Vinnengael lebten nur wenige Orks; ihre Heimat lag weit im Süden, obwohl sie das Meer als ihre wahre Heimat betrachteten.

Orks sind größer als Menschen, mit breiten Brustkörben und dicken Hälsen, Armen und Oberschenkeln. Sie tragen weite, bequeme Kleidung, meist Hosen und Hemden mit offenem Kragen und langen, weiten Ärmeln. Selbst bei kältestem Wetter tragen sie nur selten Umhänge, denn ihre Haut ist dick, und sie sind nicht empfindlich gegen Kälte. Die meisten Orks, Männer wie Frauen, sind Seeleute. In ihrem Heimatland befinden sich alle Dörfer und Städte direkt an der Küste; Orks wohnen nicht gern im Binnenland. Sie sind ihrem eigenen Verständnis nach Händler und Fischer, andere betrachten sie als Piraten. Außerdem halten Menschen und Elfen die Orks für träge und dumm. Gareths Interesse an den Orks war schließlich größer als seine Schüchternheit in Gegenwart des Prinzen und des Lehrers. Zunächst suchte er die Heimat der Orks auf einer Landkarte, dann begann er, die Geschichte dieses Volkes nachzulesen, stolperte über die seltsamen Namen der Orkstädte wie Quash'Gaat oder Kallka. Gebannt las er weiter und weiter, bis er spürte, dass er beobachtet wurde.

Gareth blickte auf und sah, dass Dagnarus sich vom Fenster abgewandt hatte. Er starrte ihn derart feindselig an, dass Gareth die Worte im Hals stecken blieben, als hätte ihm der Prinz einen Korken in den Mund gesteckt.

»Euer Hoheit«, sagte Evaristo in das plötzliche Schweigen hinein, »Gareth hat diese Passage gut gelesen, aber er hatte ein paar Schwierigkeiten. Vielleicht können Euer Hoheit ihm zeigen, wie man es besser macht.«

Zu Gareths Überraschung warf Dagnarus Evaristo einen Blick zu, der so voller Bosheit und Hass war, dass es den

Jungen nicht überrascht hätte, wenn der Prinz die sofortige Hinrichtung des Lehrers befohlen hätte. Evaristo ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Euer Hoheit?«

Dagnarus' Rücken wurde sichtbar steifer. Dann wandte er sich von seinem Lehrer ab und starrte aus dem Fenster.

»Ich ziehe es vor, nicht zu lesen«, erklärte er mit eisiger Stimme. Sein Nacken war rot, und die rosige Farbe bildete einen Kontrast zu dem dunkleren Rotbraun seines Haars.

»Nun gut«, meinte Evaristo. »Gareth, fahr bitte fort.«

Verlegen und aufgeregt und voller Angst, dass der Prinz ihn nun hassen würde, beugte Gareth den Kopf über das Buch und murmelte vage, die Worte seien zu schwierig. Er könne nicht weitermachen.

Evaristo lächelte nur und meinte, dass ein wenig Schlaf sein Gedächtnis vielleicht auffrischen würde. Dann legte er das Orkbuch beiseite und fragte Gareth, was er vorhätte, wenn er erst erwachsen sei.

Darüber hatte der Junge noch nie nachgedacht. Er war immer noch zu erschüttert von dem Vorfall mit dem Buch, um antworten zu können, also blieb er sitzen und starrte seine Hände an.

»Ich glaube, dein Vater ist der Lord von Walraith«, meinte Evaristo. »Vielleicht hast du nichts weiter vor, als später einmal Herr über dein Anwesen zu sein.«

»Der Landsitz gehört meiner Mutter und ihrer Familie«, erklärte Gareth. »Bei ihrem Tod wird er an ihren Vetter fallen.«

Er war sich selbst nicht ganz sicher, was das bedeutete; er wusste nur, dass seine Mutter und sein Vater sich unaufhörlich darüber beschwerten, wie ungerecht das alles war, und einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens an Anwälte gezahlt hatten, die etwas an diesem Zustand ändern sollten.

»Aha. Deshalb hat man dich also an den Hof gebracht. Nun, dann wirst du ein Handwerk brauchen, eine Beschäftigung. Eine, die deiner Stellung angemessen ist. Vielleicht möchtest du ja einer von uns werden, Gareth«, fuhr Evaristo fort. »Ein Magier. Immer vorausgesetzt, dass du die Fähigkeiten dazu hast.«

Dagnarus fuhr herum, und er richtete den Blick fest auf Gareth.

Der Junge sah den Prinzen um Zustimmung heischend an, bezweifelte aber, sie zu erhalten. Er war daher verblüfft, als er sah, dass Dagnarus nachdrücklich nickte und sein Mund lautlos die Worte »Nimm an!« formte.

»Das wäre mir lieber als alles andere, Ehrenwerter Magus«, erklärte Gareth und fügte eilig hinzu: »Aber ich werde Seine Hoheit nicht verlassen.«

Wieder warf Evaristo Dagnarus einen Blick zu und schien erfreut zur Kenntnis zu nehmen, dass die beiden sich gut verstanden. »Keine Sorge, Gareth. Die Ausbildung eines Magus beginnt nicht vor dem zwölften Lebensjahr. Dann musst du als Novize in den Tempel eintreten. Und bis dahin hast du noch viel Zeit.«

Danach wurde das Thema nicht mehr erwähnt.

»Du wirst also ein Magus werden«, stellte Dagnarus fest, nachdem Evaristo sich verabschiedet hatte und die Jungen an den Sandkasten zurückgekehrt waren.

»Wenn Euer Hoheit das wünschen«, erwiderte Gareth demütig.

»Ja. Aber du musst mir versprechen, dass du ein klügerer Magus wirst als Evaristo. Dieser geschwätzige Schwachkopf!« Dagnarus hockte sich angewidert neben den Sandkasten.

Die Spielzeugsoldaten waren kunstvoll und mit gutem Auge für Einzelheiten bemalt. Gareth wagte endlich, sie zu berühren,

und hob einen Miniaturkampfwagen hoch. Er entdeckte verblüfft, dass sich die Räder tatsächlich drehten.

»Weißt du, sie waren einmal verzaubert«, meinte Dagnarus lässig.

»Wirklich?« Gareth hätte den Wagen beinahe aus der Hand fallen lassen.

»Ja. Wenn ich ›Vorwärts marsch‹ sagte, sind die Soldaten umhermarschiert, und die Pferde haben die Wagen gezogen. Mein Onkel hat sie gemacht – der Bruder meiner Mutter. Er ist Zauberer in Dunkarga. Aber Evaristo hat den Zauber entfernt.«

»Warum denn das?« Gareth war enttäuscht und versuchte sich vorzustellen, wie die Soldaten durch den Sandkasten marschierten und die kleinen Wagen wie wild umherschossen.

»Er sagte, Magie sei eine ernste Sache. Sie solle nicht benutzt werden, um Kinder zu unterhalten. Wir sollten uns nicht leichtfertig damit abgeben. Er ist ein alter Spielverderber, wie alle Priester.«

»Wenn Ihr das so seht, wieso wollt Ihr, dass ich auch einer werde?«, fragte Gareth.

»Weil du dann selbstverständlich *mein* Magier sein wirst«, erwiderte Dagnarus. »Du wirst für mich ein Auge auf die anderen Magier haben und es mir sagen, wenn einer zu stark wird. Magier sind nämlich mächtig. Ich dachte daran, selbst einer zu werden, aber ich kann nicht gleichzeitig Magus und König werden. Es wird viel besser sein, wenn du Magier wirst.«

Gareth war nie zuvor bei Hofe gewesen, aber er war sozusagen dennoch ein Kind dieses Hofs. Die Königliche Familie und der Klatsch über sie waren für seine Eltern so wichtig wie das tägliche Brot. Gareth mochte erst neun sein, aber er wusste, dass Dagnarus nicht der Thronerbe war, sondern dass sein älterer Bruder Helmos seinem Vater Tamaros einmal auf den Thron folgen würde. Da Tamaros von

einer Familie abstammte, die für ihre Langlebigkeit bekannt war – seine Mutter war über Neunzig geworden –, erwartete niemand, dass er bald sterben würde. Nur durch größtes Unglück würde Dagnarus je auf den Thron gelangen, hatten Gareths Eltern gesagt.

Er war klug genug, dies jetzt nicht zu wiederholen.

»Wann, glaubt Ihr, werdet Ihr König werden?«, fragte er stattdessen.

»Wenn ich bereit bin«, erwiderte Dagnarus.

Er stellte den Kampfwagen und seinen Fahrer an die Spitze der Armee und schob ihn so an, dass er den Sandhügel hinab auf den Feind zufuhr.

Sie spielten im Sandkasten, bis die Diener mit dem Mittagessen kamen.

Der Junge und der Prinz aßen im Spielzimmer. Das Essen war schlicht, denn es war wohl bekannt, dass Kindermägen mit zu fettem Essen nicht zurechtkamen. Der Kanincheneintopf war nicht so gut wie der, den Gareths Kinderfrau immer gekocht hatte, weil der Knoblauch fehlte. Gareth erwähnte das dem Prinzen gegenüber, der seinerseits erklärte, er werde den Kämmerer mit entsprechenden Anweisungen zu den Köchen schicken. Sie tunkten die Soße mit Brot auf. Nach dem Essen kam der Kämmerer, um auszurichten, dass Ihre Majestät ihren Sohn sehen und den Prügelknaben kennen lernen wollte.

Dagnarus verzog das Gesicht, sagte aber nichts. Er ließ sich ohne weiteren Protest das Haar kämmen und den Mund abwischen, rebellierte aber gegen den Vorschlag, seine Hose zu wechseln, die vom Spiel im Sandkasten an den Knien schmutzig war.

Er und Gareth, den schon der Gedanke an eine Begegnung mit der Königin aufs Furchtbarste ängstigte, begleiteten den Kämmerer durch die Flure des Schlosses zu den Gemächern Ihrer Majestät.

»Was, wenn sie mich nicht leiden kann?«, flüsterte er Dagnarus zu, als sie an einer Reihe gepanzerter Ritter vorbeikamen, die reglos wie der Tod im Flur standen.

Trotz seiner Befürchtungen musste Gareth daran denken, wie schrecklich unbequem es für diese Ritter sein musste, hier in vollständiger Rüstung und Kettenhemden in Habachtstellung zu stehen, ohne sich jemals zu rühren. Er war nicht einmal sicher, ob sie atmeten, und machte sich gewaltige Sorgen darum, dass sie vielleicht unter diesen schweren Helmen bereits erstickt waren. Das sagte er auch zum Prinzen.

»Du bist so ein Kind!«, rief Dagnarus und boxte Gareth gegen den Oberarm. »Die Rüstungen sind selbstverständlich leer. Sie stehen nur zum Angeben hier. Es stecken keine Ritter drin.« Er lachte leise, dann fügte er hinzu: »Wie kommst du darauf, dass meine Mutter dich nicht leiden könnte?«

»Der Kämmerer hat gesagt, ich wäre hässlich«, antwortete Gareth.

»Ach ja?« Das schien Dagnarus nicht zu gefallen.

»Was, wenn Eure Mutter denkt, ich wäre keine angemessene Gesellschaft für Euch?«

»Mach dir keine Sorgen, Fleck. Ich mag dich, und das ist alles, was zählt.«

Es war dem Kämmerer nicht erlaubt, die Gemächer der Königin zu betreten, also überließ er die Jungen der Garderobenverwalterin Ihrer Majestät, einer streng dreinschauenden Dame, die vor dem Prinzen knickste, Gareth mit einem ebenso prüfenden wie missbilligenden Blick bedachte und sie dann zur Königin führte.

Sie betraten die Gemächer durch kunstvoll geschmückte, vergoldete Türen und fanden sich in Räumen von unglaublicher Schönheit wieder. Zumindest war Gareth dieser Ansicht. In späteren Jahren würde er begreifen, dass die Ausstattung der Gemächer protzig war und von schlechtem

Geschmack zeugte. Über allem hing ein beinahe Schwindel erregender Duft nach Parfüm. Er nieste dreimal, und jedesmal erteilte ihm die Garderobenverwalterin eine Kopfnuss. Der Duft kam aus Öllampen, die die Zimmer hell beleuchteten. Obwohl es draußen Tag war, waren die Vorhänge zugezogen. Ihre Majestät war der Ansicht, dass Sonnenlicht zu grell für die Augen und schlecht für die Haut war.

Der Junge und der Prinz durchquerten sechs Vorzimmer, die mit Wandteppichen geschmückt und von Öllampen erleuchtet waren – eine verblüffende Zurschaustellung von Wohlstand, denn Öl war in Vinnengael nicht leicht zu bekommen, sondern musste aus dem Orkland auf Schiffen angeliefert werden. Die Orks handelten mit Waltran und Bernstein.

Ihre Majestät saß in einem Nebenraum ihres Schlafzimmers, das Gareth durch eine halb offene Tür sehen konnte. Sie schlief allein; das Schlafzimmer des Königs befand sich in einem anderen Teil des Palastes. Die beiden Räume waren allerdings durch einen Gang miteinander verbunden. Auch Gareths Eltern schliefen nicht im selben Zimmer, also überraschte ihn diese Regelung nicht. Tatsächlich nahm Gareth jahrelang an, dass nur die Armen im selben Zimmer schliefen, und das auch nur, weil sie es sich anders nicht leisten konnten.

Königin Emillia saß an ihrem Frisiertisch und bewunderte sich im Spiegel, während eine ihrer Damen ihr das Haar bürstete, das dicht und schimmernd und von derselben Farbe wie das Haar ihres Sohnes war. Auf den ersten Blick hätte man sie »hübsch« nennen können. Ein zweiter Blick enthüllte zahllose Makel. Sie wusste, wie man sich kleidete, um ihr Aussehen zu betonen, aber es ließ sich nicht leugnen, dass ihre Augen zwar eine hübsche Farbe hatten, aber zu eng beieinander standen über einer Nase, die zu lang war und Gareth an die Nasen der Jagdhunde auf dem Wandteppich erinnerte. Ihr Mund war säuerlich verzogen, als äße sie ständig

Persimonen. Hätten diese Lippen gelächelt statt geschmollt, und hätte das Glitzern in ihren Augen von Intelligenz statt von Ehrgeiz hergerührt, dann hätte ihr Gesicht gleich weniger verkniffen gewirkt. So aber sah es aus, als wäre es zu einer einzigen Spitze zusammengezogen worden, die von ihrer Nase gebildet wurde.

Königin Emillia war vollkommen eigensüchtig, und es gab nur zwei Wesen, die ihre Billigung fanden: ihr Schoßhund und ihr Sohn. Sie teilte ihre Zuneigung gleichmäßig zwischen diesen beiden auf und behandelte sie auf dieselbe Weise: Sie überließ sie der Fürsorge anderer und betrachtete sie nur, wenn sie sauber, ordentlich, gefüttert und gebürstet waren und man nicht damit rechnen musste, dass sie nach einem schnappten.

Ihre Anhänger – und die Königin hatte tatsächlich welche, wie jede Person von einiger Macht an einem königlichen Hof Anhänger hat, denn, wie die Elfen immer sagen, es ist durchaus möglich, dass der Wind des Schicksals jahrelang stetig aus ein und derselben Richtung weht und dann innerhalb von einer Nacht umschlägt und dein Haus umbläst –, ihre Anhänger erklärten, es sei kein Wunder, dass sie so gereizt und stets schlechter Laune war. Emillia wusste genau, dass ihr Mann sie nicht liebte. Sie wusste, dass er sie nicht einmal sonderlich mochte. Ihre Ehe war aus politischen Gründen geschlossen worden, und nach dem ständigen Ärger, den ihr Vater – der König des eher unbedeutenderen Landes Dunkarga – immer noch stiftete, mochte es König Tamaros wohl so vorkommen, als hätte er das abgeschlossen, was man gemeinhin einen Orkhandel nannte.

Dagnarus ähnelte seiner Mutter nur, was das dichte rote Haar anging. Er hatte sein gutes Aussehen von der Seite seines Vaters geerbt – tatsächlich war er das Abbild seines Großvaters, wenn man von dem Porträt ausgehen konnte, das

von diesem Ahnen angefertigt worden war, als er noch Kronprinz war.

»Püppchen«, sagte die Königin und bot ihrem Sohn die Wange zum Kuss.

Emillia sah Dagnarus nicht direkt an, sondern betrachtete ihn nur im Spiegel. Während der gesamten Zeit, die sie mit ihrem Sohn sprach, gab sie auch weiterhin der Dienerin Anweisungen zum Frisieren. Sie war erst fünfundzwanzig und hatte einen Mann von beinahe siebzig geheiratet.

Dagnarus küsste seine Mutter mit demonstrativer Zuneigung, was den Hofdamen Gurrlaute und zahlreiche Äußerungen darüber entlockte, wie »süß« er sei.

Offensichtlich war die Königin mit ihrer Frisur nicht zufrieden. Der Scheitel war nicht ganz in der Mitte und verursachte ihr Kopfschmerzen. Zornig schickte sie alle weg, nannte sie Idiotinnen und wandte sich endlich ihrem Sohn zu. Sie kämmte sein Haar mit den Fingern, zupfte seinen Überrock zurecht, zog an seinem Gürtel und tätschelte ihn, wie sie auch ihren Hund tätscheln mochte, der seinerseits die Jungen wild anbellte.

Gareth starrte noch den Hund an, als er hörte, wie sein Name erwähnt wurde. Dagnarus packte ihn am Handgelenk und zerrte seinen Freund vorwärts. Die Garderobenverwalterin, die noch hinter dem Jungen stand, drückte auf seine Schulterblätter, aber Gareth war gut erzogen. Er sank vor Ihrer Majestät auf die Knie und blieb mit gesenktem Kopf in dieser Position hocken, bis sie ihn zur Kenntnis nahm.

»Lass uns einmal schauen, wie du aussiehst, mein Kind«, sagte die Königin.

Gareth hob den Kopf.

Ihre Majestät riss die Augen auf. Sie stieß einen leisen Entsetzensschrei aus und sank gegen die Rückenlehne ihres Stuhles zurück. Sie umklammerte ihren Sohn und zerrte ihn

weg von dem Fleck in Gareths Gesicht und versuchte, ihn abzuschirmen, als könnte der Fleck ansteckend sein.

Beschämt schlug Gareth die Hände vors Gesicht und wünschte sich, durch den Teppich und den Marmorboden darunter sinken zu können.

»Nein! Unmöglich! Warum hat man mir das nicht gesagt?«, rief die Königin.

Ihre Damen kamen ihr aufgeregt zu Hilfe, brachten Wasser und Wein und fächelten sie, um sie wieder zu beleben. Gareth konnte nichts sehen, aber er hörte das Rascheln ihrer Röcke und roch ihr Parfüm, als sie sich um die Königin drängten. Eine trat in ihrem Eifer, sich um ihre Herrin zu kümmern, auf ihn. Eine andere näherte sich Gareth mit einem Kissen in den Händen, bereit, es über das beleidigende Gesicht zu legen. Gareth hörte seine eigene Mutter rufen, dass dieses unselige Kind sofort entfernt werden solle.

»Nein, das soll er nicht«, erklärte Dagnarus.

Er entwand sich dem Griff seiner Mutter und packte den erstbesten Teil von Gareth, den er erreichen konnte: Gareths Haar. Dagnarus riss den Jungen auf die Beine. Gareths Wangen brannten vor Scham. Er ließ den Kopf hängen. Dagnarus nahm die schlaffe Hand seines Freundes und umklammerte sie mit seiner eigenen wie mit einer Fessel.

»Fleck ist mein Prügelknabe, Mutter«, sagte er. »Ich mag ihn, und ich werde ihn behalten.«

Die Königin, inmitten eines Schwarms ihrer Damen, hinter denen sie Zuflucht gesucht hatte, blickte auf.

»Dagnarus, bist du sicher? Sieh ihn dir doch an.« Sie deutete vage auf Gareth, hielt aber weiter den Blick gesenkt.

»Ich will es so, Mutter«, beharrte Dagnarus. »Ich will es haben.«

Das war alles, was er sagen musste, damals und später. *Ich will es haben.*

Die Königin gestattete Gareth, ihr die Hand zu küssen, so lange er darauf achtete, dass sein Fleck nicht ihre Haut berührte. Gareths Mutter strahlte jetzt und schlug vor, den Fleck mit Puder zu verbergen. Die Königin war entzückt von diesem Vorschlag, und einen schrecklichen Augenblick lang befürchtete Gareth, sie würden es tatsächlich tun, aber wieder wurde er von Dagnarus gerettet.

»Die Götter haben ihn auf diese Weise gezeichnet«, erklärte Dagnarus und fügte in aller Unschuld hinzu: »Du würdest sie doch nicht beleidigen wollen, indem du dich ihren Wünschen widersetzt, Mutter?«

Die Königin klimperte mit den Wimpern. Wie die meisten modernen Menschen in Vinnengael gab Königin Emillia nicht viel auf die Götter, die ihr weit entfernt erschienen. Sie war ebenso wie viele Mitglieder des Königlichen Hofes der Ansicht, dass die Ehrenwerten Magier präsent und zweifellos imstande waren, ihre Macht zu demonstrieren, sodass man sie sowohl sehen als auch benutzen konnte. Daher wandten sich die Menschen eher an sie und ihre Magie als an die Götter. König Tamaros war eine Ausnahme. Er war ein frommer Mann und stark im Glauben, und es schien, als belohnten ihn die Götter dafür, denn Tamaros – und durch ihn ganz Vinnengael – war einzigartig vom Glück begünstigt.

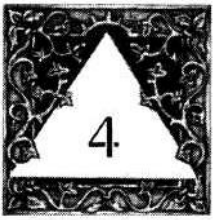
Aber obwohl Königin Emillia selbst nicht viel von den Göttern hielt, bestand sie darauf, dass ihr Kind zumindest so tat, als betete es sie an. Daher konnte sie nun ihrem scharfsinnigen Sohn nichts entgegensetzen. Er hatte sie in die Enge getrieben, und sie konnte nichts tun, außer sich abermals wegen der Kopfschmerzen zu beschweren und mit schwacher Stimme zu erklären, dass sie sich wieder ins Bett zurückziehen würde.

Die Damen huschten in alle Richtungen davon, einige, um Wasser zu holen, um Ihrer Majestät die Stirn damit zu kühlen,

andere brachten Nesselsud, der beruhigend für die Augen sein soll. Gareths Mutter hob dankend den Blick zum Himmel, dann schob sie ihren Sohn aus dem Weg, als sie sich auf die Suche nach Lavendelwasser machte, um Ihrer Majestät Hände damit zu betupfen.

Dagnarus äußerte freundlich die Hoffnung, dass sich seine Mutter bald besser fühlen werde, und er und Gareth verließen das Zimmer, Dagnarus mit einem Lächeln auf den Lippen und Gareths Handgelenk immer noch fest umklammert, als wollte er alle herausfordern, doch zu versuchen, ihm den Freund wieder abzunehmen.

Was Gareth anging, so lag es ihm auf der Zunge, zu sagen, dass es nur eine alte verrückte Bettlerin gewesen war, die ihn verflucht hatte, nicht die Götter. Aber er schwieg. Er lernte, Dagnarus zu vertrauen und alles seinem besseren Urteilsvermögen zu überlassen.



Wirre Fäden

Als man Evaristo drei Jahre zuvor gebeten hatte, der Lehrer des damals sechsjährigen Prinzen zu werden, waren er und seine Frau überglücklich gewesen, weil sie annahmen, dass dies ihr Schicksal erheblich zum Besseren wenden würde. Evaristo war ein ehrgeiziger Mann, der seine Bequemlichkeit liebte, sich über sein hübsches Stadthaus freute und hoffte, seinen Kindern nun ein gutes Leben bieten zu können. Er selbst hatte das Gegenteil nur zu gut kennen gelernt.

Als armer, unwissender Jugendlicher in den Straßen von Delon Ren war Evaristo ein Zauberer-Hausierer gewesen, der die magischen Krümel auflas, die die Götter fallen ließen, und sie nutzte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es gab viele solcher umherziehenden Zauberer in Loerem, die ihre Magie mit unterschiedlichem Erfolg anwandten. Magie ist, ebenso wie Sonne und Luft, Wasser und Erde, für alle zu haben, die über die Begabung und den Wunsch verfügen, sie für sich zu beanspruchen. Einige sind bei der Anwendung der Magie besser als andere, ebenso wie es Leute gibt, die bessere Steinmetze oder Lautenspieler sind. Es gibt solche, die eine echte Begabung für Magie haben, und andere, die nur herumdilettieren.

Evaristo gehörte zu den Begabten. Magie hatte sich ihm und seiner Familie als nützlich zum Überleben erwiesen, denn Delon Ren war eine Stadt mit wenig Gesetzen und noch weniger Bürgern, die sich daran hielten. Magie verschaffte Evaristo den Respekt, den sich andere mit ihren Fäusten verschafften.

Evaristo hätte gut einer der gefürchteten Zauberer werden können, die als Strauchdiebe den Reisenden auflauerten, aber damals versuchte die Kirche von Vinnengael auf Anweisung von König Tamaros gerade, eine gewisse Ordnung unter jenen zu schaffen, die sich der Magie bedienten.

Dies stieß auf beträchtlichen Widerstand. Es gingen Gerüchte um, die Kirche plane, alle Zauberer zu verhaften und sie entweder dazu zu zwingen, sich der Kirche anzuschließen, oder ihnen die Ausübung ihrer Kunst zu verbieten. Viele Zauberer flohen ins Gebirge, andere – wie der sechzehnjährige Evaristo – waren zum Kampf bereit. Die Kirche, der damals die Ehrenwerteste Hohe Magierin Dominaa vorstand, handelte weise. Sie schickte ihre Priester mit dem Befehl aus, die begabten Zauberer weder zu verhaften noch einzuschüchtern, sondern alles in ihrer Macht Stehende zu tun und sie dazu zu verlocken, ihre Talente dem gewaltigen Reservoir an magischer Macht hinzuzufügen, das die Kirche hütete.

Evaristo, der von den Krümeln der Magie gelebt hatte, sah sich plötzlich einem Festessen gegenüber, erhielt einen Vorgeschmack wunderbarer Macht, die er sich nie hätte vorstellen können. Er war einer von Fünfen, die mit den Priestern nach Vinnengael reisten.

Man hätte vielleicht annehmen können, dass Evaristo sich nach seinem gefährlichen Leben in den Straßen von Delon Ren den Kriegsmagiern anschließen würde. Zunächst dachte er tatsächlich daran, aber dann entdeckte er die Bibliothek mit ihren Regalen voller Bücher und ihrer stillen, zeitlosen Atmosphäre. Seine Seele wollte dort verharren, und Evaristo erfüllte ihr diesen Wunsch. Man nahm ihn in den Orden des Wissens auf, und er bewährte sich dort derart, dass er rasch aufstieg und man schließlich davon sprach, dass er vielleicht eines Tages Bibliothekar – Oberster des Ordens – werden könnte.

Als er die Gelegenheit erhielt, Lehrer des jungen Prinzen zu werden, sah es so aus, als hätte er den schnellsten Weg zu seinem Ziel eingeschlagen. Aber nachdem er nun drei Jahre lang die Beleidigungen und die schlechten Manieren des Prinzen ertragen hatte, war Evaristo klar, dass ihm wohl irgendwo auf diesem Weg eine Abzweigung entgangen sein musste.

»Dagnarus ist ein intelligenter Junge. Er könnte durchaus leisten, was von ihm erwartet wird. Was für eine Verschwendung!«, sagte Evaristo verärgert zu seiner Frau, als sie beim Mittagessen saßen.

»Der arme Junge; es ist nicht seine Schuld. Es gibt streunende Hunde, die eine bessere Kindheit hatten«, erwiderte seine Frau und begann, den Lammbraten zu verteilen. Sie nahm es mit dem Kochen sehr genau und überließ es, im Gegensatz zu vielen anderen Hausfrauen, nie den Dienern.

»Die meiste Zeit erscheint er nicht einmal zum Unterricht«, fuhr Evaristo fort. »Und wenn er auftaucht – im Allgemeinen nur dann, wenn die Königin auf den Gedanken kommt, sich um die Bildung ihres Sohnes zu kümmern, was einmal in sechs Monaten geschieht –, dann ist er unhöflich zu mir. Er schnaubt, er tritt gegen den Tisch, er starrt aus dem Fenster, er kritzelt in die Bücher. Ich darf selbstverständlich niemals Hand an ihn legen. Außerdem denke ich, dass es auch nichts nützen würde, ihn zu schlagen. Dieses Lammfleisch ist hervorragend, meine Liebe.«

»Er ist anders als sein Bruder«, stellte die Frau fest.

»Nur zu wahr.« Evaristo seufzte und tunkte sein Brot in die Soße. »Kronprinz Helmos ist ein begabter Gelehrter, und das ist im Grunde ein Problem.« Er schaute zum Fenster hin, das auf die Straße hinausging, um sich zu überzeugen, dass niemand in Hörweite war, und beugte sich dann dicht zu seiner Frau hinüber und senkte die Stimme. »Die einzige Lektion, die

Dagnarus bestens gelernt hat – eine Lektion, die er buchstäblich mit der Muttermilch aufsog –, besteht darin, seinen Halbbruder zu verachten und abzulehnen. Was Helmos ist, wird Dagnarus niemals sein – das hat das Kind bereits beschlossen.«

»Man sollte annehmen, sein Vater, der König – mögen die Götter ihn segnen –, würde sich mehr für den Jungen interessieren.«

»König Tamaros wacht früh auf und geht spät zu Bett, und dennoch bleibt seine Arbeit unvollendet«, meinte Evaristo. »Er ist ein weiser Mann und ein guter Herrscher; er hat der Welt Frieden und Vinnengael großen Wohlstand gebracht, aber nur die Götter sind vollkommen, meine Liebe. Nur die Götter können lieben, was der Liebe nicht würdig ist – zumindest heißt es so. Manchmal frage ich mich, ob es nicht sogar ihnen schwer fällt, unsere Königin zu lieben.«

»Still, Liebster! Nicht so laut«, warnte ihn seine Frau. Sie stand auf und schloss die Fensterläden. »Das Herz des Königs wurde vielleicht mit seiner ersten Frau ins Grab gelegt, aber das bedeutet nicht, dass er das Kind seiner zweiten Frau nicht lieben könnte. Die Götter seien uns gnädig, Dagnarus ist immerhin sein Sohn!«

»Tamaros betet das Kind geradezu an. Aber er liebt Dagnarus nicht. Und das weiß der Junge.«

»Armes Kind«, meinte die Frau kopfschüttelnd. »Armer Junge. Noch mehr Lamm, Liebster?«

Evaristo war in seiner Verzweiflung auf die Idee gekommen, einen Prügelknaben an den Hof zu holen. Er machte sich keine Illusionen. Er nahm nicht an, dass Dagnarus plötzlich ein fleißiger Schüler würde, nur um einem Untergebenen eine Strafe zu ersparen. Aber er würde es vielleicht deshalb tun, weil er es nicht ertragen konnte, dass ein anderer besser war als er.

Evaristo benutzte Gareth, um das Lernen zu einem Wettbewerb zu machen, und obwohl Dagnarus den Plan seines Lehrers beinahe sofort durchschaute, störte es ihn dennoch zutiefst festzustellen, dass der Prügelknabe etwas besser konnte als er selbst. Dagnarus lernte grimmig, hasste jede einzelne Minute davon und machte den armen Gareth damit vollkommen unsicher, denn er bekam wirkliche Angst, dass der Prinz ihn bald ebenso hassen würde wie die Bücher. Also war Gareth erleichtert, als Dagnarus das Schulzimmer schließlich doch nicht mehr ertragen konnte und wieder zu schwänzen begann.

Dafür geschlagen zu werden tat zwar weh, aber es war erheblich besser, als vom glühenden Blick der grünen Augen des Prinzen gebraten zu werden. Gareth störte sich nicht an Evaristos Schlägen, die ohnehin halbherzig waren und nur deshalb verabreicht wurden, weil alle es so erwarteten. Evaristo gab sich Mühe, Striemen auf Gareths Beinen und Hinterteil zu hinterlassen, die er dann Dagnarus vorführte, damit der Prinz sich schämen sollte. Sie hatten nie die gewünschte Wirkung.

»Gut zu sehen, dass du dir dein Brot verdienst, Fleck«, sagte Dagnarus bei seiner Rückkehr nach einem Tag der Freiheit. »Ich tue dir nur einen Gefallen«, fügte er mit einem Aufblitzen von Gold in seinen grünen Augen hinzu. »Wenn du nicht regelmäßig geschlagen wirst, wird der Kämmerer dich für Luxus halten und rauswerfen.«

Der Kämmerer. Evaristo schien es immerhin Leid zu tun, dass er den Jungen schlagen musste, und der Lehrer entschuldigte sich hinterher immer aufrichtig. Der Kämmerer entschuldigte sich nicht, es tat ihm auch nicht Leid, wenn er Gareth schlug. Ganz im Gegenteil, er schien es zu genießen. Dagnarus hasste den Mann und tat oder sagte immer irgendetwas, um ihn zu beschämen oder lächerlich zu machen.

Der Kämmerer wagte es nicht, den Prinzen zu schlagen, aber er konnte seinen Zorn und seine Hilflosigkeit nun an Gareth auslassen.

Man musste Dagnarus lassen, dass er mit seinen kleinlichen Quälereien aufhörte und ernsthaft versuchte, den Kämmerer loszuwerden, als der Mann Gareth heftiger schlug – einmal brach er dem Jungen sogar die Nase. Es brauchte einige Zeit, für die Entfernung des Kämmerers zu sorgen, denn Königin Emillia mochte ihn, weil er aus ihrem Heimatland Dunkarga stammte. Aber am Ende bekam Dagnarus wie immer das, was er wollte. Die Suche nach einem neuen Kämmerer begann, um schließlich bei einem Elfen namens Silwyth zu enden.

Silwyth war nur ein paar Monate zuvor nach Vinnengael gekommen, angeblich um der Bildung willen. Er war um die hundert Jahre alt, was bei den Menschen etwa zwanzig Jahren entsprach. Dagnarus und Gareth hatten Gerüchte darüber gehört, dass man den Elfen zum Kämmerer berufen wollte, und keiner der Jungen war darüber erfreut. Sie hatten ihn hin und wieder bei Hofe gesehen und wussten, dass er kalt und zurückhaltend, höflich und korrekt und ausgesprochen diszipliniert war wie alle Elfen. Sie erwarteten, dass er ein hoffnungsloser Langweiler wäre.

Es sollte sich zeigen, dass eben diese langweiligen Eigenschaften der Grund für seine Wahl gewesen waren. Silwyth war vom König selbst für diese Stellung ausgesucht worden, nicht von der Königin, und das Ganze war die Folge eines unseligen Zwischenfalls, in den der Prinz verwickelt war.

Ein wichtiger Besucher war an den Hof gekommen, einer der Hüter der Zeit aus dem Kloster auf dem Drachenberg. Diese Hüter gehören zu den am meisten verehrten Personen in ganz Loerem. Sie widmen ihr Leben der Aufzeichnung der Geschichte auf ihren Körpern, tätowieren die Ereignisse auf ihre Haut. Wenn sie sterben, bleiben ihre Leichen als

Aufzeichnung dieser Ereignisse im Kloster erhalten. Sie werden von allen Völkern gleichermaßen verehrt, und in allen Königreichen, die sie besuchten, erfahren sie die größten Ehrungen. König Tamaros und der Hüter waren im Palast unterwegs, als sie um eine Ecke bogen und auf Dagnarus und Gareth stießen, die Stockball spielten.

Ein unglücklicher Schlag des Prinzen sandte den Ball – ein mit Garn zusammengehaltenes Lumpenbündel – direkt am Ohr des Hüters vorbei.

Dagnarus begriff, dass er zu weit gegangen war. Er konnte bezaubernd sein, wenn er wollte, und er entschuldigte sich aufs Anmutigste.

Der Hüter, auf dessen Gewand der grüne Erddrache aufgestickt war, was ihn als einen sehr hochrangigen Hüter der Vergangenheit auswies, reagierte freundlich auf den Vorfall. Er sagte etwas in der Richtung von »Jungen sind eben Jungen, selbst wenn sie Prinzen sind.« König Tamaros entschuldigte sich ebenfalls bei ihm und schaute sehr ernst drein, als er seinen Gast weiterführte. Am nächsten Tag wurde Silwyth zum Kämmerer des Prinzen ernannt.

Die Jungen lernten Silwyth offiziell kennen, als ihr Unterricht gerade beendet war. Die Diener räumten die Reste des Mittagessens ab, als er in Begleitung des Kämmerers des Königs das Zimmer betrat. Silwyth war hoch gewachsen und hielt sich sehr gerade, sein Gesicht war bleich, seine Miene gleichmütig. Er trug die traditionelle elfische Kleidung – Seidenhosen, die seine Beine in ihrer ganzen Länge bedeckten (Elfen halten es für unanständig, die Beine zu entblößen, selbst wenn sie mit einer Strumpfhose bedeckt sind) und an den Knöcheln gerafft waren, und darüber ein weites, fließendes Seidenhemd, bestickt mit Vögeln und Blüten. Die mandelförmigen Augen des Elfen waren dunkelbraun, sein

Haar jettschwarz, glatt zurückgestrichen und im Nacken zu einem Knoten gebunden.

Er verbeugte sich vor dem Prinzen, aber diese Verbeugung wirkte nicht unterwürfig. Es war der Gruß eines Gleichgestellten, der einem anderen adligen Herrn gegenübertrat. Dagnarus bemerkte das sofort und war ebenso schnell beleidigt. Er warf Gareth einen Blick zu, der bedeuten sollte: »Mit diesem Burschen werden wir kurzen Prozess machen.«

Gareth seufzte. Er hatte bemerkt, dass die Arme des Elfen zwar schlank, aber dennoch muskulös waren.

Der Kämmerer des Königs stellte sie einander offiziell und ausführlich vor, zunächst den Prinzen mit all seinen Namen und Titeln, dann den Elfen, wobei er das Haus des Elfen nannte, dann die Namen seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters.

»In wessen Dienst hast du gestanden, bevor du hergekommen bist?«, fragte Dagnarus, als hätte man ihm einen Bewerber für die Stelle eines Stallknechts präsentiert.

Der Kämmerer des Königs schnalzte missbilligend mit der Zunge, aber der Prinz ignorierte ihn.

»Ich diene dem Vater und der Mutter, Euer Hoheit«, erwiderte der Elf. »Und nach ihnen dem Göttlichen und dem Schild des Göttlichen. Danach diene ich…«

»Das meinte ich nicht«, fauchte Dagnarus. »Ich meinte, in wessen Dienst du standest. Wo bist du Diener gewesen, bevor du nach Vinnengael gekommen bist?«

»Ich bin kein Diener, Euer Hoheit. Ich bin ein Geringerer Wächter des Östlichen Waldes, was etwa dem Rang eines Grafen an Eurem Hof entspricht, Euer Hoheit.«

»Ein Graf?« Dagnarus war überrascht. Er nahm an, dass der Elf ihn belog. »Warum willst du dann mein Kämmerer sein?«

»Ich habe große Hochachtung vor Eurem Vater, König Tamaros«, erwiderte Silwyth und verbeugte sich, als er den Namen aussprach. »Es freut mich, ihm und seinem Sohn von Nutzen sein zu können.« Das war eigentlich keine Antwort, aber alles, was der Prinz erfahren würde – so viel war klar. Elfen sind bekannt dafür, wie gut sie ihre wahren Absichten verbergen können.

»Du wirst mich Dagnarus nennen«, erklärte der Prinz nach einer Weile. »Und das hier ist Fleck.«

»Der Prügelknabe«, fügte der Kämmerer des Königs mit einem verächtlichen Schnauben hinzu.

Silwyth sagte nichts weiter, sondern wiederholte die Namen und verbeugte sich vor jedem der beiden Jungen.

»Du darfst ihn nicht Fleck nennen«, fuhr Dagnarus eingeschnappt fort, aber erst, nachdem der Kämmerer des Königs schon außer Hörweite war. »Ich bin der Einzige, der ihn so nennen darf. Für *dich* ist er Gareth.«

Dagnarus sprach dieses *dich* mit höhnischer Betonung aus. Gareth errötete wegen der schlechten Manieren des Prinzen. Silwyth verbeugte sich lediglich ein weiteres Mal und nahm die Verbesserung schweigend zur Kenntnis.

Dagnarus wandte sich ab und verzog angewidert den Mund.

Dieser Elf stellte keine Herausforderung dar; es war alles viel zu einfach.

Die Jungen schickten sich an, das Spielzimmer zu verlassen, denn der Nachmittag hatte begonnen, und Dagnarus hatte mit einem Mann der Königlichen Wache vereinbart, dass sie einem der Hunde des Prinzen das Jagen beibringen wollten.

»Wohin wollt Ihr, Euer Hoheit?«, fragte Silwyth.

Dagnarus warf ihm die entsprechenden Informationen zu, wie er besagtem jungem Hund einen Knochen zugeworfen hätte.

»Die Ausbildung des Hundes wird warten müssen, Euer Hoheit«, erklärte Silwyth respektvoll. »Seine Majestät hält

heute Nachmittag ein Levee. Ihr solltet anwesend sein. Ich habe Eure beste Kleidung bereitgelegt.«

»Mach dich nicht lächerlich«, höhnte Dagnarus. »Du erwartest doch wohl nicht von mir, dass ich den ganzen Nachmittag dasitze und zuhöre, wie ein Haufen Bauern jammert, streitet und furzt.«

»Euer Bruder Helmos wird anwesend sein«, bemerkte Silwyth. Dann schien er noch einmal nachzudenken. »Aber vielleicht habe ich mich geirrt, als ich annahm, dass Euer Hoheit ebenfalls dabei sein wollten. Mir wird jetzt klar, dass Ihr noch zu jung seid, um Interesse am Königreich zu zeigen. Ihr wäret vermutlich außerstande zu verstehen, was dort vorgeht. Ich werde Eure Kleider wieder wegpacken.«

»Warte!«, rief Dagnarus zornig, als der Elf sich zum Gehen wandte. »Warum sollten mich die Angelegenheiten des Königs interessieren, wenn ich keinen Einfluss auf seine Politik habe?«

»Habt Ihr das nicht, Euer Hoheit?«, fragte Silwyth und zog fragend die schwarzen Brauen hoch.

Dagnarus begriff sofort und war von dem Gedanken verblüfft. Silwyth hatte Recht. Der Elf stünde jetzt nicht vor ihm, wenn sich der Prinz nicht aktiv für die Entfernung seines Vorgängers eingesetzt hätte. Mit diesen wenigen Worten hatte Silwyth Dagnarus ein ganz neues Spielfeld vorgeschlagen – das Spielfeld höfischer Intrigen und der Politik. Dagnarus errötete vor Vorfreude; der Hund war vergessen.

»Ich werde an dem Levee teilnehmen«, erklärte er. Er zögerte einen Augenblick. »Brauche ich dazu die Erlaubnis des Königs?«

»Die habe ich bereits für Eure Hoheit eingeholt«, erwiderte Silwyth.

Dagnarus wäre gerne zornig auf den Elfen gewesen, weil er sich solche Freiheiten herausgenommen hatte, aber mit

ungewöhnlicher Selbstbeherrschung schluckte er seinen Zorn herunter.

»Fleck, lauf und sag Argot, dass ich heute nicht kommen kann.«

Der Prinz ging, gefolgt von Silwyth, ins Schlafzimmer.

Gareth machte sich auf den Weg, froh, der Jagd entgehen zu können, denn er fühlte sich in der Gesellschaft von Soldaten unbehaglich, die er grob und ein wenig Furcht erregend fand. Aber die Männer hatten Dagnarus Gesellschaft geleistet, seit er alt genug gewesen war, sie um einen Ritt auf ihren Streitrössern anzubetteln, und er verbrachte jeden freien Augenblick bei ihnen.

Was Hauptmann Argot anging, so fragten ihn die Leute häufig, ob es ihm nicht lästig sei, sich mit einem Neunjährigen abgeben zu müssen, selbst wenn es sich um den Prinzen handelte. Zunächst hatte Argot das auch genauso empfunden. Das Kind war nicht nur eine Plage – Argot lebte auch in Angst, dass Dagnarus sich verletzen oder sogar getötet werden könnte, und das hätte das Ende seiner Laufbahn als Hauptmann und vermutlich auch seines Lebens bedeutet. Argot tat sein Bestes und wandte alle ihm zur Verfügung stehende Diplomatie auf, um den Jungen davon abzubringen, sich in der Kaserne herumzutreiben.

Am Ende aber begriff er – guter Befehlshaber und guter Mann, der er war –, dass er diesen Kampf nur verlieren konnte. So oft er den Prinzen auch dreckig und nach Pferd stinkend in den Palast zurückschleppte, so oft schlich sich der Junge wieder zu den Männern und den Pferden. Die Soldaten gewöhnten sich daran, dass er immer in der Nähe war. Seine Aufmerksamkeit schmeichelte ihnen, und sie wollten gern einen Kämpfer aus ihm machen, zumal sein älterer Bruder offenbar nichts für die Kriegskunst übrig hatte. Argot bat um eine Privataudienz beim König, um mit ihm über die

Angelegenheit zu sprechen. Der Hauptmann erklärte die Situation folgendermaßen: Wenn Dagnarus schon mit den Waffen umgehen und die Pferde reiten wollte, dann sollte er ordentlich ausgebildet werden.

Königin Emillia hätte ihr Bett einen Monat lang nicht verlassen können, wenn sie gesehen hätte, wie ihr Sohn mit nacktem Oberkörper auf einem ungesattelten riesigen Hengst saß und mit einem kleinen Schwert fuchtelte, das die Männer für ihn hatten anfertigen lassen, und dabei Kriegsschreie ausstieß. Es war ein Wunder, dass keiner der intriganten Höflinge, die so darauf versessen waren, über alle Mitglieder des Hofs schändlichsten Klatsch zu verbreiten, Ihrer Majestät erzählte, was ihr Sohn in seiner Freizeit tat. Ein Grund dafür bestand in Emillias schlechter Angewohnheit, ihren Zorn an dem Überbringer der Nachrichten auszulassen, die sie nicht zu hören wünschte.

Die Frage, weshalb Tamaros das Interesse seines Sohnes an allem Militärischen ermutigte, ist leicht zu beantworten. Der zweite Sohn – der Sohn, der nicht König werden würde – musste etwas mit sich anzufangen wissen. Die einzigen beiden Wege, die einem Mann offen standen, der wahrscheinlich sein ganzes Leben lang Prinz bleiben würde, waren der eines Magus oder eines Soldaten.

Es war für alle, sogar für Dagnarus' Mutter, offensichtlich, dass der Prinz nicht zum Gelehrten taugte. Daher war eine Soldatenlaufbahn die offensichtliche Wahl. Tamaros schmiedete Pläne für jene Zeit, in der seine beiden Söhne über Vinnengael herrschen würden; einer als der weise und gerechte König, der andere als der vertrauenswürdige Wächter seines Volkes.

Wie Evaristo zu seiner Frau gesagt hatte: Nur die Götter sind vollkommen.

Gareth kannte sich inzwischen im Palast gut genug aus – zumindest in den Privatgemächern. Im öffentlichen Teil des Gebäudes hatte er normalerweise nichts zu suchen, deshalb ging er selten dorthin. Einige wenige Male war er in den Audienzsälen des Königs und der Königin gewesen, aber es hatte ihm nicht gefallen. Höflinge wie sein Vater standen in kleinen Gruppen umher und flüsterten und murmelten oder lachten lebhaft, alle ständig darum bemüht, die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen.

Dagnarus und Gareth durften in den Privatgemächern umherstreifen, wie es ihnen beliebte, und die Jungen bildeten sich ein, sich hier besser auszukennen als jeder andere, vor allem, nachdem sie mehrere Geheimgänge entdeckt hatten, von denen sie gerne glaubten, dass sie die Einzigen waren, die sie kannten. Tatsächlich gehörten diese Gänge zu den Verteidigungsanlagen des Schlosses und waren all seinen Bewohnern bestens bekannt. Die Jungen benutzten diese schmalen Gänge und verborgenen Türen, um Krieg zu spielen und die Dienerinnen beim Ausziehen zu beobachten.

Einer dieser Gänge bot eine Abkürzung von den oberen Ebenen des Palastes zum Hof und damit zur Mannschaftsunterkunft. Hier fand Gareth schließlich Hauptmann Argot, der den Hund des Prinzen an der Leine hatte und das Tier hinter den Ohren kraulte.

Gareth teilte dem Hauptmann mit, dass der Prinz heute nicht mit ihm jagen könnte. Argot nickte und übergab ohne ein Wort Hund und Leine einem anderen Soldaten, der das Tier wieder zum Stall brachte und dort freiließ. Der Hund gesellte sich vergnügt zu seinen Artgenossen und machte sich davon, um Ratten zu fangen.

Gareth mochte Hauptmann Argot, der nicht grob und laut und vulgär war wie die meisten anderen Soldaten. Mit seinen nur achtundzwanzig Jahren war Argot jung für einen Hauptmann,

aber er war gut ausgebildet und geeignet für seinen Posten. Er nahm seine Pflicht ernst, lächelte selten und sprach nie, wenn er nicht etwas zu sagen hatte. Er fragte nicht, wieso der Prinz nicht kommen wollte, aber Gareth konnte es kaum erwarten, jemandem die Neuigkeiten zu erzählen.

»Seine Hoheit wird am Levee des Königs teilnehmen«, sagte er, aufgebläht von der Wichtigkeit seines Freundes.

»Hm«, grunzte ein anderer Soldat, ein graubärtiger Veteran, dessen Körper von so vielen Kampfesnarben gezeichnet war, dass er aussah wie ein knorriger alter Baum. »Der König wird den Jungen also auch zu einem elenden Schreiber machen, genau wie seinen Bruder.«

Argot warf dem Mann einen scharfen Blick zu. »Pass auf, was du sagst, Barr. Kleine Gefäße können viel Wasser aufnehmen, aber es ist auch möglich, dass sie zerbrechen und alles vergießen.«

Gareth nahm naiverweise an, dass sich der Hauptmann auf einen Eimer Wasser bezog, der ganz in der Nähe stand – vermutlich für den Hund –, also achtete er nicht sonderlich auf diese Bemerkung.

»Das weiß doch der ganze verdammte Hof«, murmelte der Veteran, aber dann warf er dem Jungen, der seinerseits keine Ahnung hatte, was er dem Mann getan haben sollte, einen unsicheren Blick zu.

»Dagnarus liest nicht gerne«, erklärte er, weil er annahm, dass der Soldat den Prinzen irgendwie tadeln wollte.

»Kümmere dich nicht um Barr, der hat schlechte Laune, weil ihn gestern Abend ein Mädchen angespuckt hat«, meinte Argot und fügte dann unerwarteterweise hinzu: »Ich habe heute keinen Dienst, und mein Pferd muss bewegt werden. Da Seine Hoheit nicht kommen kann, würdest du vielleicht gern reiten lernen, Gareth.«

Der Junge war erstaunt und ausgesprochen erfreut. Es sollte Jahre dauern, bis ihm, als er sich an den Vorfall erinnerte, klar wurde, dass Argot versucht hatte, ihn abzulenken, damit er Barrs unselige Bemerkung vergaß. Zum Zeitpunkt des Vorfalls nahm Gareth an, dass der Hauptmann nur freundlich sein wollte. Argot führte sein großes Streitross aus dem Stall und warf ihm eine Decke über den breiten Rücken. Dann hob er Gareth auf das Tier und erklärte ihm, wie er sich mit den Beinen festklammern sollte. Er hielt die Zügel gut fest.

Gareth starrte von einer Höhe nieder, die ihm gewaltig erschien, halb verängstigt und ganz und gar aufgeregt. Zögernd streckte er die Hand aus und tätschelte den grau gefleckten Hals des Tieres. Das Pferd war an das Gewicht von Argot in voller Kampfrüstung gewöhnt und kümmerte sich nicht mehr um das Kind, als es sich um eine der Fliegen gekümmert hätte, die um seine Ohren summten. Es warf ihm einen gelangweilten Blick zu, schüttelte den Kopf und stieß Argot dann mit der Schnauze an, weil es sich Hoffnung auf einen Apfel machte.

Argot führte das Pferd mit dem Jungen darauf in den Hof vor dem Stall. Sie gingen langsam im Kreis herum, und mit jedem Augenblick wurde Gareths Angst geringer. Er vergrub die Finger in der grauen Mähne des Pferdes und wagte sogar einmal, seine Fersen in die Flanken des Tiers zu stoßen – nicht sehr fest, und das Pferd spürte es vielleicht nicht einmal. Aber in diesem Augenblick sah sich der Junge als Krieger.

Argot führte das Pferd etwa zehn Minuten lang um den Hof. Gareths Hintern begann bald dort wehzutun, wo er immer wieder fest gegen die Wirbelsäule des Pferdes prallte, und seine Oberschenkel schmerzten ebenfalls, aber er hätte niemals, nicht für alle Silbertams des Königreichs, ein Wort darüber verloren oder den Hauptmann gebeten, ihn wieder herunterzuholen.

Argot lobte ihn und erklärte, er säße gut zu Pferd. Er erzählte gerade, wie sein eigener Vater ihn reiten gelehrt hatte, bevor er noch das Wort »Pferd« sagen konnte, als ein Soldat atemlos in den Hof gerannt kam und nach dem Hauptmann rief.

»Hier!«, schrie Argot und winkte.

»Hauptmann«, rief der Soldat und salutierte. »Wir haben Shakur erwischt!«

Argot hielt inne, und das Pferd tat es ihm nach. Argot sagte ein Wort, das das Pferd dazu veranlasste, sich nicht mehr zu rühren und starr im Hof stehen zu bleiben, den Jungen immer noch auf seinem Rücken, während Argot zu dem Soldaten ging.

»Er hat gekämpft wie ein Dämon«, fuhr der Soldat fort. »Hanuit wird vielleicht seinen Arm verlieren. Sie haben ihn zum Heiler gebracht.«

»Was ist mit Shakur?«, wollte Argot wissen. »Ist er tot?«

»Nein, Hauptmann.« Der Soldat grinste. »Obwohl Hanuit Rache genommen hat. Wir haben Eure Befehle befolgt und den Mistkerl lebendig gefangen genommen. Sie bringen ihn jetzt her.«

Ein Trupp Soldaten kam mit klirrenden Rüstungen auf den Hof. Zwei schleppten einen Mann mit sich, dem man die Arme mit Bogensehnen auf dem Rücken zusammengebunden hatte. Gareth konnte das Gesicht des Mannes nicht genau erkennen, weil es vollkommen von Blut bedeckt war. Er sah nur zwei Augen, schwarz und böswillig über einer grausigen Wunde. Der Mann hatte Glück, nicht geblendet worden zu sein. Der Schwertstreich hatte das rechte Auge nur knapp verfehlt, die Wange darunter bis auf den Knochen gespalten, die Nase beinahe in zwei Stücke geschnitten. Die Wunde zog sich weiter bis zur linken Seite des Kinns und legte Knochen und Sehnen frei.

Der Mann war von durchschnittlicher Größe und nicht dick, aber ungewöhnlich kräftig. An seinen Armen wölbten sich die Muskeln, der Umfang seiner Waden übertraf den von Gareths Taille. Sehnen und Blutgefäße bildeten Zweigmuster unter seiner sonnengebräunten Haut. Den Kopf hatte er rasiert, wie es auch viele Soldaten taten, um besser mit der Läuseplage fertig zu werden, und weil es unter den schweren Helmen kühler war. Seine Brauen waren schwarz, ebenso wie sein kurz geschnittener Bart. Sein Gesicht war schmutzig und zeigte die Spuren eines ausschweifenden Lebens.

Er ließ sich nicht einfach mitschleppen, sondern kämpfte bei jedem Schritt gegen die Soldaten an, stemmte die Füße fest gegen den Boden, weigerte sich mitzukommen. Die Haut an seinen Oberarmen war zerschnitten und blutete. Er war schweißüberströmt. Die Männer, die ihn mitzerrten, waren ebenfalls erhitzt und schwitzten. Sein Blut bedeckte sie, und sie schwitzten. Ihre Anstrengungen schienen sie ziemlich zu erschöpfen.

Aber sie hatten eine Haltung grimmigen Triumphs an sich, als sie den Mann vor ihren Hauptmann brachten. Der Gefangene hörte auf, sich zu wehren. Er starrte Argot trotzig an, und dieser Blick wurde von der schrecklichen Wunde nicht schöner.

Fliegen umschwirrten ihn, angezogen von dem Blut. Gareth hatte Angst, und ihm war ein wenig übel, aber er war auch gleichzeitig wie gebannt. Ein Teil von ihm wollte davonlaufen, ein anderer dagegen nicht, und das war gut so, denn er wäre schließlich nirgendwo hingekommen. Er konnte ohne Hilfe nicht vom Pferd steigen, und Hauptmann Argot hatte ihn vollkommen vergessen.

»Shakur«, sagte Argot mit heiserer Stimme, »du bist ein Dieb, ein Lügner und ein Deserteur. Ich werde dich nicht fragen, ob du dich schuldig bekennst, denn du wirst ohnehin

nur lügen, und allein die Tatsache, dass man dich fünf Meilen vor der Stadt aufgegriffen hat, beweist schon, dass du desertiert bist. Dennoch, ich werde dir die Gelegenheit geben, dich zu verteidigen.«

Shakur lachte und spuckte Argot ins Gesicht.

Einer der Soldaten, die Shakur hielten, drosch ihm die Faust in den Magen, was den Gefangenen vornüber sacken ließ. Der andere Mann zog ein Messer, riss Shakurs Kopf zurück und hielt ihm das Messer an die Kehle.

»Lasst mich beenden, was Hanuit angefangen hat, Hauptmann«, bat der Soldat.

Shakur rührte sich nicht, protestierte nicht und zeigte nicht die geringste Angst.

»Nein!«, sagte Argot streng. »Nur der König darf einen Mann zum Tode verurteilen. Bringt dieses Wrack in den Kerker, wo er auf die Entscheidung des Königs warten kann. Und schickt einen Heiler hin, der sich um sein Gesicht kümmert.«

Argot drehte sich auf dem Absatz um und wandte dem Mann angewidert den Rücken zu. Der Soldat steckte murrend das Messer wieder in die Scheide am Gürtel.

Shakur spannte die Armmuskeln an, gab ein Grunzen von sich und erschauerte. Die Bogensehnen, die seine Arme gebunden hatten, rissen wie Seidenfäden. Er warf einen Soldaten mit einem Rückhandschlag um, fällte den anderen mit der Faust. Dann sprang er direkt auf Gareth zu.

Der Deserteur hatte es nicht auf den Jungen abgesehen. Er wollte das Pferd.

Erschrocken trat Gareth nach dem Mann, mehr aus Panik denn aus Tapferkeit. Der Junge war für Shakur allerdings nur eine Kleinigkeit. Er packte Gareth am Bein, riss ihn vom Pferderücken und ließ ihn kopfüber durch die Luft fliegen.

Wäre Gareth auf dem festgestampften Boden gelandet, dann hätte er sein Leben als Prügelknabe mit einem gebrochenen

Genick beendet. Aber er landete in einer Futterkrippe. Das dünne Holz zerbrach, aber das Heu fing seinen Sturz ab. Schwindlig und nach Luft schnappend lag er zwischen Heu und Holzsplittern, vor Schreck beinahe um den Verstand gebracht und verblüfft darüber, noch am Leben zu sein.

Shakur sprang auf den Rücken des Pferdes und trieb ihm die Fersen in die Flanken. Das Pferd des Hauptmanns war ein kampferfahrenes Streitross und ausgebildet, auf einen ihm nicht vertrauten Reiter zu reagieren. Argot stieß einen bestimmten Pfiff aus. Das Ross folgte dem Befehl und bäumte sich auf, was zu den ersten Dingen gehört, die ein Krieger seinem Reittier beibringt. Es stellte sich auf die Hinterbeine und versuchte, den ungewohnten Reiter abzuschütteln.

Shakur schlang die Arme um den Hals des Pferdes, erwürgte es beinahe und kämpfte darum, den Halt nicht zu verlieren. Aber das Pferd war auch auf dieses Manöver vorbereitet. Es riss den Kopf nach unten und trat nach hinten aus. Dann stellte es sich wieder auf die Hinterbeine, schüttelte den Kopf und fletschte die Zähne, und endlich konnte es den Mann abschütteln.

Shakur fiel auf den Rücken und rollte sich sofort zusammen, um den Hufen zu entgehen. Nur ein weiterer Befehl Hauptmann Argots – den er nicht allzu eilig erteilte – rettete ihn davor, niedergetrampelt zu werden.

Das Pferd trabte an Argots Seite, wo es schnaubend und stampfend stehen blieb. Soldaten waren inzwischen aus allen Richtungen herbeigeeilt. Mehrere von ihnen hoben Shakur auf, der es endlich aufgab, sich zu wehren, und schleppten ihn weg. Andere halfen ihren am Boden liegenden Kameraden. Einer von ihnen, den Shakurs Faust niedergemäht hatte, sollte drei Tage lang das Bewusstsein nicht wiedererlangen.

Argot warf Gareth einen Blick zu. Als er sah, dass der Junge am Leben war, kümmerte sich der Krieger zunächst um sein

Pferd. Er überzeugte sich davon, dass dem Tier nichts geschehen war, dann befahl er einem der Stallknechte, es wieder in seine Box zu bringen. Dann sah er nach dem Jungen.

Gareth nahm ihm das nicht übel. Das Pferd war ein wertvolles Streitross. Er war nur ein Junge und außerdem der Prügelknabe. Verlegen versuchte Gareth sich hinzusetzen, und er hatte dabei das vage Gefühl, dass alles seine Schuld war.

Argot schüttelte den Kopf und wies ihn an, liegen zu bleiben. Er beugte sich über Gareth und tastete ihn nach Knochenbrüchen ab.

»Tut dir der Kopf weh? Hörst du ein Klirren?«, fragte er und sah dem Jungen forschend in die Augen. »Siehst du mich doppelt? Wie heißt du?«

»Nein, Hauptmann«, erwiderte Gareth und musste Tränen wegblinzeln, die ihm wegen der Freundlichkeit des Mannes in die Augen schossen. »Gareth, Hauptmann.«

»In Ordnung.« Argot lächelte. Er half dem Jungen auf die Beine und wischte das Heu und die Holzsplitter von seinen Kleidern. »Das war mutig von dir, Junge. Diesen Mistkerl so zu treten. Er hätte dir das Bein abreißen können.«

»Ich hatte nicht vor, mutig zu sein, Hauptmann«, erklärte Gareth, der sich anstrengen musste, nicht vor all den Soldaten, die ihn jetzt anstarrten, zu weinen. »Ich hatte einfach Angst.«

»Junge«, meinte Argot, »was glaubst du wohl, was Mut ist?« Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Wir werden schon noch einen Soldaten aus dir machen.«

»Danke, Hauptmann, aber lieber nicht«, antwortete Gareth ernst.

Argot lachte und tätschelte dem Knaben den Rücken.

»Du bist ein braver Kerl. Der Prinz hat sich einen guten Freund ausgesucht. Du kannst gerne mit ihm herkommen, wann immer du willst, und ich werde dir weiter Reitstunden geben.«

Gareth bedankte sich höflich, obwohl er bei sich beschloss, dass er sich so bald nicht wieder in die Nähe eines Pferdes wagen würde. Er fragte beunruhigt, was aus Shakur werden würde.

»Wenn die Götter gerecht sind, wird er im Kerker verfaulen und von den Ratten aufgefressen werden«, erwiderte Argot.

Dann hinkte Gareth in den Palast zurück und versteckte sich in seinem dunklen Alkoven, um in Ruhe zu weinen. Am Ende war es Silwyth, der den Jungen fand. Der Elf sagte kein Wort, sondern zog den Jungen aus, wusch seine Kratzer, zog ihm einen Holzsplitter oder zwei aus der Haut und säuberte auch sein schmutziges, verweintes Gesicht.

Dagnarus erschien in der Tür. Silwyth wich ins Dunkel zurück.

»Aha, Fleck«, sagte der Prinz streng, »ich höre, du hast ohne mich Abenteuer erlebt.«

Gareth nahm tatsächlich an, dass der Prinz zornig wäre. Er zog den Kopf ein, entschuldigte sich und erklärte, er hätte nie die Absicht gehabt, so etwas zu tun, was zweifellos der Wahrheit entsprach, und er hoffte aus ganzem Herzen, nie wieder ein Abenteuer zu erleben, was ebenfalls nicht gelogen war.

Zu Gareths Überraschung fing Dagnarus an zu lachen. Er war bester Laune, kam nun ins Zimmer gestürmt und umarmte seinen Freund so fest, dass dieser zusammenzuckte.

»Argot hat mir alles erzählt, Fleck! Ich bin stolz auf dich. Ich hätte das nur zu gerne gesehen!« Der Prinz betrachtete den Jungen mit unverhohlenem Neid. »Zu schade, dass wir uns nicht aufteilen und an zwei Orten gleichzeitig sein können.«

Gareth stimmte ihm zu, dass das wirklich eine Schande sei, und fragte, ob Seine Hoheit das Levee interessant gefunden habe.

»Nein«, erklärte Dagnarus und begann, in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen, weil er niemals stillstehen konnte. »Es war langweilig und dumm. Ich weiß nicht, wie mein Vater das aushält. Die ganze Zeit zuzuhören, wie diese Leute jammern und sich über seine Dekrete beschweren. Einer hatte sogar die Dreistigkeit, ihm ins Gesicht zu sagen, dass er glaubte, mein Vater hätte ein schlechtes Gesetz erlassen.«

»Was hat der König getan?«, fragte Gareth entsetzt.

»Er hat den Dummkopf angehört und dann erklärt, er werde sich in dieser Angelegenheit beraten lassen. Ich hätte ihn aus dem Palast peitschen lassen«, meinte Dagnarus mit finsterer Miene. »Wenn ich erst König bin, werde ich Gesetze machen, wie es mir gefällt, und niemand wird es wagen, sie zu kritisieren.«

Er setzte sich neben Gareth aufs Bett, und seine grünen Augen blitzten im Licht der Öllampe, die Silwyth auf ein Regal gestellt hatte.

»Und weißt du, was ich auch noch erfahren habe, Fleck?«, fragte Dagnarus. »Ein König braucht nicht gebildet zu sein! Er hat Berater, Fleck! Leute, die ihm sagen, was er wissen muss.« Er legte Gareth die Hand auf die Schulter. »Du wirst einmal mein Berater sein, Fleck, also musst du dich beim Unterricht anstrengen.«

Drei Tage später erfuhren sie, dass Shakur geflohen war.

Gareth hatte noch tagelang schreckliche Angst, dass der Mann sich an ihm rächen würde. Unzählige Male erwachte er in kaltem Schweiß gebadet und stellte sich vor, dass Shakur mit dem Messer in der Hand neben seinem Bett stand, bereit, ihm die Kehle durchzuschneiden.

»Sei doch nicht so dumm, Fleck«, meinte Dagnarus höhnisch, als der Junge ihm von seiner Angst berichtete. »Der Mann ist längst verschwunden. Warum sollte er es riskieren, wegen dir wieder in den Kerker geworfen zu werden?«

Das klang vernünftig, und Gareth hörte auf, sich wegen Shakur Sorgen zu machen. Was Evaristo anging, so waren seine Hoffnungen, dass aus dem Prinzen einmal ein Gelehrter würde (wofür er als Lehrer reich belohnt werden würde), nun vollkommen zunichte gemacht. Seine Hoheit ließ sich kaum noch beim Unterricht sehen, und am Ende gab Evaristo es auf, den Prügelknaben zu schlagen, weil er einsah, dass er damit nichts ausrichten würde.

Audienz

Eine Woche nach Gareths Abenteuer weckte Silwyth den Jungen noch früher als üblich, was schon früh genug war.

»Was ist denn?«, murmelte Gareth, der in der Morgenkälte fror. Der Palast mit seinen massiven Steinmauern und Steinfußböden war selbst an den heißesten Tagen des Jahres kühl, und inzwischen war es mitten im Winter, und der Wind tobte von den Berggipfeln herab und brachte Schnee mit. »Warum muss ich jetzt schon aufstehen?«

»Du hast eine Audienz beim König«, erklärte Silwyth.

Dem Jungen wurde noch kälter, als es durch den Steinboden gerechtfertigt gewesen wäre, und er war sofort hellwach.

»Er… er will mich loswerden«, stotterte er mit klappernden Zähnen.

»Unsinn«, erwiderte Silwyth. »Er hat von deiner Tapferkeit gehört und möchte dir eine Ehre erweisen. Iss dein Frühstück.«

»Ich habe keinen Hunger.« Gareth hätte keinen Bissen herunterwürgen können. »Und ich war überhaupt nicht tapfer«, fügte er hinzu und wand sich, während Silwyth bereits die Strumpfhose aufrollte, um sie ihm über das Bein zu ziehen.

»Ich hoffe, das wirst du nicht zu Seiner Majestät sagen«, mahnte der Kämmerer.

»O nein!«, rief Gareth, den allein schon der Gedanke entsetzte. »Er wird doch nicht erwarten, dass ich etwas zu ihm sage?«

»Du bist nicht stumm, Kind, und du bist kein Barbar. Selbstverständlich erwartet man von dir, dass du ein Gespräch führen kannst wie ein zivilisierter Mensch.«

Ein Gespräch mit dem König! Der Junge konnte sich so etwas einfach nicht vorstellen, und er hatte sogar noch mehr Angst, als wenn man ihm gesagt hätte, dass Seine Majestät plante, ihm den Kopf abhacken zu lassen.

»Hör auf zu zittern«, befahl Silwyth streng.

»Worüber soll ich denn reden?«, jammerte Gareth.

»Seine Majestät wird dich anleiten. Er wird Fragen stellen, und du wirst sie beantworten. Sprich nicht, wenn du nicht angesprochen wirst. Antworte höflich und ausführlich, aber klar und zusammenhängend. Sprich laut und deutlich und halte den Kopf hoch. Starre nicht auf deine Füße und murmle nicht vor dich hin wie an dem Tag, als Kronprinz Helmos ins Schulzimmer kam.

Wenn du das Zimmer betrittst, verbeugst du dich tief, dann stehst du aufrecht. Wenn du das Glück hast, dass Seine Majestät dich zu sich winkt, geh auf ihn zu, bis du zwei Schritte von ihm entfernt bist, dann verbeugst du dich abermals und stehst still. Zupfe nicht an deinen Kleidern herum. Halte ein Auge auf Seine Hoheit. Dagnarus wird dich darauf hinweisen, wenn du etwas falsch machst.«

»Wird er denn dabei sein?« Gareth fühlte sich ein klein wenig besser.

»Selbstverständlich. Du wirst den Prinzen bei seinem morgendlichen Besuch bei seinem Vater begleiten.«

Der Junge war ungemein erleichtert. Er hatte sich vorgestellt, zu einer förmlichen Audienz in den großen Saal gerufen zu werden, und der Gedanke daran, mit dem König zu sprechen, während Unmengen Höflinge hinter vorgehaltener Hand höhnisch lachten, war erschreckend gewesen. Wenn Dagnarus bei ihm war, würde er schon damit zurechtkommen – dann

würde er mit allem zurechtkommen, angefangen von entflohenen Verbrechern bis hin zu einem Gespräch mit dem König.

Gareth fühlte sich tatsächlich so viel besser, dass er wieder Hunger bekam, aber nun verbot Silwyth ihm, noch etwas zu essen, damit er keine Krümel auf seinem besten Überrock verteilte. Er erlaubte ihm allerdings, ein wenig Milch zu trinken, damit sein Magen nicht unangemessen laut knurrte. Er hielt Gareth den Becher an die Lippen, nachdem er dem Jungen eine Decke umgebunden und ihn davor gewarnt hatte, etwas zu verschütten.

Gareth war anwesend, als der Prinz aufstand. Dagnarus lächelte seinen Freund an und freute sich über die Ehre, die ihm zuteil werden sollte. Die anwesenden Adligen, die sich immer in der Nähe des Prinzen aufhielten, um sich bei ihm beliebt zu machen, verhielten sich nun dem Prügelknaben gegenüber viel respektvoller, und er verstand, obwohl es ihn verwirrte, dass diese Audienz seine Stellung verbessern würde.

Sein neu gefundener Mut schien jedoch direkt wieder durch die Sohlen seiner weichen Lederschuhe zu sickern, als er Dagnarus zum Arbeitszimmer seines Vaters begleitete. Der Prinz lachte über seine Befürchtungen.

»Mein Vater ist mit dir zufrieden«, sagte er. »Kein Grund, unruhig zu sein. Er ist wirklich niemand, vor dem man sich fürchten muss.«

»Wie kommt es, dass er von mir gehört hat?«, grübelte Gareth.

Dagnarus zuckte die Achseln. »Wie kommt es, dass er von irgendetwas hört, was im Königreich passiert? Er hört zu.«

Gareth dachte darüber nach. Es stimmte, dass König Tamaros über alles Wissenswerte Bescheid wusste, was an seinem Hof, im Königreich oder in der Welt geschah. Nur die Hüter der Zeit in ihrem Kloster auf dem Drachenberg und die alles

sehenden Götter wussten angeblich mehr. Tatsächlich hatte Hauptmann Argot seinen Freunden von Shakurs Gefangennahme berichtet, und da er sich über Gareths Mut gefreut hatte, hatte er auch diese kleine Szene erwähnt. Die Freunde des Hauptmanns hatten die Geschichte weiter verbreitet, und einer der Höflinge hatte den Vorfall in der Absicht, sich beim König einzuschmeicheln, schließlich Seiner Majestät erzählt und dabei selbstverständlich angedeutet, dass der Prinz für Gareths Tapferkeit verantwortlich war.

In der Nacht hatte es geschneit – die Bauern waren dankbar für schweren, nassen Schnee –, und der Morgen dämmerte wolkig und kalt. Ein grauer Tag draußen bedeutete noch trüberes Licht innerhalb der Schlossmauern, denn die Fenster waren schmal und lang gezogen, damit mögliche Angreifer sie nicht zum Eindringen benutzen konnten, und sie ließen selbst an den hellsten Tagen nicht viel Licht herein.

Ein Diener ging vor den Jungen her und trug eine Fackel. Das Schloss war still, die dicken Mauern dämpften die Geräusche, und es waren noch nicht allzu viele von den Schlossbewohnern wach. Die Diener schliefen selbstverständlich nicht mehr, und hier und da huschte einer vorbei, aber lautloser als die Mäuse, die man immer umherhuschen hören konnte. Die wenigen Lords, denen Seine Majestät gestattete, ihm in seinem Schlafzimmer aufzuwarten, waren nun zu ihrem eigenen Frühstück gegangen. Die Königin und ihr Gefolge würden sich noch für Stunden nicht erheben.

Der Prinz und der Junge kamen an leeren Rüstungen vorbei. Das Fackellicht warf die Schatten der Rüstungen an die Mauern und blitzte auf den Metallhelmen. Die Schatten bewegten sich mit der Flamme, und Gareth kam es so vor, als erschiene eine Armee aus Feuer und Dunkelheit aus den Mauern. Erschrocken zuckte er zusammen, als Dagnarus fröhlich lachte und Silwyth auf diese Schattenritter hinwies.

Das Lachen des Prinzen schien hier so lästerlich, als hätte er im Tempel einen Witz gemacht.

Das Fackellicht wurde vor ihnen hergetragen, und sobald es um eine Ecke verschwand, verschwanden auch die Schatten. Die ganze dunkle Armee verschwand. Die alten Rüstungen waren wieder nur alte Rüstungen – staubig und an einigen Stellen verrostet.

Die beiden Jungen gingen an den Türen zu den Gemächern der Königin vorbei, die Gareth dank des Parfümgeruchs auch blind hätte finden können, und schließlich betraten sie die Gemächer Seiner Majestät. Der Junge war noch nie zuvor in diesem Teil des Schlosses gewesen.

So überwältigt er war, fühlte er sich hier doch behaglicher, denn diese Flure waren viel heller, und es roch nach Leder und Tinte und Pergament. Er spähte durch eine halb offene Tür und konnte einen kurzen Blick auf die Große Bibliothek werfen.

»Hör auf zu glotzen und den Mund aufzureißen, Gareth. Du wirkst wie ein Bauer«, erklärte Silwyth und legte dem Jungen eine mahnende Hand auf die Schulter.

Gareth klappte den Mund zu, aber er glotzte weiter, wenn auch nur innerlich. Noch nie im Leben hatte er so viele Bücher gesehen; Regal um Regal, ganze Zimmer, die man in eine Bibliothek für die Bücher des Königs umgewandelt hatte. Nur die Sammlung im Tempel der Magier war noch größer.

So nervös er wegen der bevorstehenden Audienz auch sein mochte, verlangsamte Gareth dennoch seinen Schritt und schaute sehnsuchtsvoll die Bücher an. Der Diener hatte die Fackel gelöscht, als sie diesen Teil des Schlosses betraten, denn hier war kein offenes Feuer erlaubt.

Es war zwar noch früh, aber schon saßen Gelehrte, über ihre Bücher gebeugt an den lang gezogenen Tischen. Die Morgensonne hatte das Zimmer noch nicht erreicht, aber die Gelehrten konnten mit Hilfe von Steinlicht gut sehen – kleinen,

runden Flusssteinen, die magisch erhitzt wurden, bis sie ein sanftes, rötliches Glühen von sich gaben. Die Steine lagen auf Ständern, die von einem Tisch zum anderen bewegt werden konnten. Gareth war beeindruckt. Solche Leuchtzauber waren teuer, denn eine gewaltige Übertragung von Magie war dazu erforderlich. Gareths Familie hatte ein einziges Steinlicht im Haus, und das wurde nur zu besonderen Gelegenheiten benutzt. Hier mussten es mindestens zwanzig sein, und sie wurden offenbar jeden Tag entzündet.

Es waren zwar hauptsächlich Menschen anwesend, aber alle anderen Völker waren ebenfalls vertreten. Gareth erblickte zu seiner Überraschung sogar einen graubärtigen, älteren Zwerg – Zwerge waren selten Gelehrte. Nur wenige Zwerge konnten ihre eigene Sprache lesen und schreiben, und erst recht nicht die Sprachen der anderen Völker. Der Zwerg erhob sich gerade, um ein anderes Buch aus dem Regal zu holen, und Gareth sah, dass eines seiner Beine verkrüppelt war. Er war also ein Pferdeloser, ein Zwerg, der nicht mehr reiten konnte und damit eine Last für seinen Klan darstellte. Die Pferdelosen opferten sich für ihren Klan, indem sie in festen Häusern lebten, wo sie Schmieden unterhielten und Märkte betrieben. Sie wurden von ihrem Volk für dieses Opfer zwar verehrt, aber auch bemitleidet. Dieser Zwerg hatte bei seinem Volk einen hohen Rang inne und war von König Tamaros nach Vinnengael eingeladen worden, um die Sprache der Menschen zu lernen und den Magi möglichst viel über sein eigenes Volk zu berichten.

»Komm schon, Fleck«, sagte Dagnarus gereizt. »Was gibt’s denn da zu sehen außer einem Haufen Bücher?«

Die beiden Jungen betraten König Tamaros’ Arbeitszimmer, des Herrschers Lieblingszimmer in einem Palast, der über mehr als zweihundert Räume verfügte. Es war das Zimmer oben im Turm, das Gareth schon an seinem ersten Tag im

Schloss von außen bemerkt hatte, der Raum mit den Fenstern und dem Balkon, der als »Königsweg« bekannt war.

Gareth verstand sofort, warum Tamaros das Zimmer liebte. Es befand sich in einem quadratischen Turm, der aus dem eigentlichen Schloss emporragte, und hatte vier Fenster – große, rechteckige Öffnungen, die in die vier Himmelsrichtungen wiesen. Die Aussicht in sämtliche Richtungen war großartig; im Norden sah man die Berge, im Süden flaches Grasland, im Osten den Hammerklauenfluss und im Westen den Ildurel-See. Nie zuvor war dem Jungen bewusst gewesen, wie groß die Welt war.

Der Blick half ihm ein wenig, über die mörderische Enttäuschung hinwegzukommen. Es befand sich nur eine Person in diesem Zimmer, und das war Dagnarus' Halbbruder Helmos.

»Wo ist mein Vater?«, wollte Dagnarus wissen. »Warum ist er nicht hier? Er wollte meinem Freund Gareth eine Audienz gewähren.«

Gareth hatte den Kronprinzen schon öfter gesehen, aber im Allgemeinen nur aus der Ferne, wenn er bei einer Parade vorbeiritt, auf einem Balkon stand oder in einem Flur vorbeiging. Als Helmos einmal ins Spielzimmer gekommen war, war Gareth zu überwältigt und schüchtern gewesen, um auch nur zu dem Mann aufzublicken.

Die beiden Brüder standen einander nicht nahe. Wenn man den Altersunterschied bedachte, war das auch nicht weiter erstaunlich, aber die Sache ging wesentlich tiefer. Ihre Interessen und ihr Geschmack waren praktisch gegensätzlich, und obwohl beide Söhne das Abbild ihres Vaters waren, schien einer jeweils die Züge geerbt zu haben, die dem anderen versagt geblieben waren. Dagnarus hatte den festen Mund und das kräftige Kinn seines Vaters; Helmos seinen durchdringenden Blick und sein träges, warmherziges Lächeln.

»Seine Majestät wurde in einer ausgesprochen dringenden Angelegenheit abberufen«, erklärte Helmos, der von seiner Arbeit aufblickte. »Er lässt ausrichten, dass er dies bedauert und dass die Audienz zu einem anderen Zeitpunkt stattfinden wird.«

Manchmal füllen die Leute Schweinsblasen mit Luft und geben sie Kindern, die diese Blasen dann als Bälle benutzen. Wenn man mit einer Nadel hineinsticht, entweicht die Luft, und die Blase fällt zusammen. Gareth wusste jetzt, wie sich das anfühlen musste: Aufregung, Angst und Vorfreude wichen schlagartig aus ihm.

Dagnarus verzog missbilligend das Gesicht. Er hatte diese Audienz gewollt, und er konnte sich nicht vorstellen, dass irgendetwas wichtiger sein sollte als seine Wünsche.

»Das genügt nicht. Wo ist mein Vater?«, wollte er wissen.

»Er trifft sich mit den elfischen Botschaftern«, erklärte Helmos ruhig. »Sie kamen heute früh durch das Portal und brachten wichtige Neuigkeiten. Seine Majestät darf nicht gestört werden.«

Dagnarus hatte eine störrische Miene aufgesetzt, als wollte er auf der Stelle losrennen und die Besprechung unterbrechen. Silwyth schnalzte mit der Zunge, und Helmos schaute ihn ernst an.

»Bitte, Dagnarus«, flüsterte Gareth, und er spürte, dass seine Wangen derart glühten, dass er sich schon wunderte, dass ihm kein Blut aus den Ohren schoss. »Es ist schon gut. Es macht mir nichts aus. Wirklich nicht. Ich werde Seine Majestät ein anderes Mal sehen.«

Helmos, inzwischen zweiundzwanzig Jahre alt, war ein mitfühlender und empfindsamer Mann. Viele, denen es aufgrund seiner unauffälligen Art nicht gelang, bis in sein Herz zu schauen, neigten dazu, ihn für schwach zu halten. Zu denen, die diesen Fehler machten, gehörte auch sein eigener Bruder.

Helmos sah Gareths Enttäuschung, sah, wie unglücklich und verlegen der Junge war, und erkannte, dass Dagnarus die Sache mit seinem Starrsinn nur noch schlimmer machte.

»Ich weiß, dass ein Treffen mit mir nicht annähernd so wunderbar ist wie eine Audienz bei unserem Vater«, erklärte Helmos, »aber ich würde selbst gern die Geschichte von Gareths tapferer Tat hören.«

Helmos lächelte den Jungen an – ein warmherziges Lächeln, das direkt von einem Ort voller Güte tief in seinem Inneren kam und den trüben Tag mehr erhellte als die Sonne. Er bat Gareth, sich auf einem Stuhl an seinem Tisch niederzulassen, und setzte sich dem Jungen gegenüber, als wäre ihm der Prügelknabe ebenbürtig. Helmos erwähnte den verfluchten Fleck auf Gareths Gesicht nicht einmal, aber er vermied auch nicht den Blick auf das Mal. Er sah es, nahm es zur Kenntnis und dachte anschließend nicht mehr daran.

Gareths Blick fiel auf das Buch, das Helmos gelesen hatte, und er sah zu seiner Verblüffung, dass es in einer fremden Sprache geschrieben war. Er erinnerte sich, gehört zu haben, dass Helmos fließend Elfisch sprach, ebenso wie die Sprache der Zwerge. Er beherrschte auch viele der unterschiedlichen Menschendialekte und hatte Grundkenntnisse des Orkischen.

Dagnarus stellte sich hinter Gareth und schubste seinen Freund mit der Fingerspitze zwischen die Schulterblätter zum Zeichen, dass Gareth endlich etwas sagen sollte. Zuerst starrte der Junge nur auf den Tisch und murmelte etwas in den hohen Kragen seines Überrocks. Helmos lauschte interessiert, und seine Fragen zeugten von Klugheit. Er zeigte, dass er wirklich wissen wollte, was der Junge zu sagen hatte, und nach und nach vergaß Gareth, wem er da gegenübersaß, und begann ohne Zurückhaltung und vollkommen unbeschwert mit dem Mann zu sprechen.

»Und du bist nicht einmal weggerannt, als dieser Deserteur direkt auf dich zukam«, stellte Helmos anerkennend fest.

»Ich hätte ja kaum weglaufen können, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth, der bei der Wahrheit bleiben wollte. »Ich saß auf dem Pferd. Und es ist ein sehr *großes* Tier, Euer Hoheit«, fügte er hinzu und erschauerte bei der Erinnerung.

»Du hättest runterspringen können«, meinte Helmos. »Aber du hast dich entschlossen, sitzen zu bleiben und dich dem Feind zu stellen.«

»Er hat nach dem Kerl getreten«, unterstützte Dagnarus seinen Freund mit bewundernswerter Loyalität. »Und er hat ihn mit den Fäusten geschlagen.«

Gareth schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nicht daran erinnern. Wenn ich getreten habe, dann nur aus Panik. Es heißt, dass eine Ratte auch gegen einen Löwen kämpfen wird, wenn der Löwe die Ratte in die Enge drängt.«

»Sagen wir lieber, dass in diesem Fall der Löwe gegen die Ratte gekämpft hat«, stellte Helmos fest.

Gareth begriff zunächst nicht, was das bedeuten sollte, aber dann sah er Helmos' blaue Augen, ihre lächelnde Herzlichkeit, und er verstand das Kompliment. Das Lächeln erfüllte ihn vollkommen. Gareth war nie so glücklich gewesen, so stolz, und er hatte sich nie so akzeptiert gefühlt. Er hätte es nicht für möglich gehalten, dass dieses Glücksgefühl noch stärker werden könnte, aber im nächsten Augenblick geschah genau das.

»Gareth«, sagte Helmos zu ihm, als wäre er ein Erwachsener und kein neunjähriger Junge. »Ich habe die große Ehre, für die Position eines Paladins nominiert worden zu sein. Es ist daher mein Vorrecht, jene, deren Tapferkeit und Ehre allgemein anerkannt sind, zu dem Festessen einzuladen, das veranstaltet wird, bevor ich zur Prüfung in den Tempel gehe. Prinz Dagnarus wird selbstverständlich anwesend sein, und natürlich

möchte ich, dass auch du daran teilnimmst. Wenn du so freundlich sein könntest«, fügte er hinzu, stets bescheiden und die eigene Bedeutung untertreibend.

Der Hof hatte seit Wochen von nichts anderem gesprochen. Ein Paladin zu werden war tatsächlich eine hohe Ehre, die zu erreichen man ein ganzes Leben arbeiten musste. Man hätte erwarten können, dass Neider flüsterten, man habe Helmos nur nominiert, weil er der Sohn des Königs war, aber es zeugte von der Achtung, die man dem Kronprinzen entgegenbrachte, dass nicht einmal die abgebrühtesten Intriganten so etwas andeuteten. Außerdem bedeutete eine Nominierung noch nicht, dass er tatsächlich auserwählt würde. Helmos würde sich strengen Prüfungen stellen müssen, was seine Ehre, seine Fähigkeiten als Ritter, sein Wissen und seine Weisheit anging. Die anderen Paladine würden ihn bei diesen Prüfungen beurteilen und dann darüber abstimmen, ob er sich als würdig erwiesen hatte. Aber es gab nur wenige, die daran zweifelten, dass Helmos bestehen würde.

König Tamaros war verständlicherweise stolz. Das Festessen würde so wunderbar werden, wie es noch niemand zuvor gesehen hatte. Es würde an nichts fehlen. Gareths Eltern würden anwesend sein, aber sie hätten nie daran gedacht, ihren Sohn mitzunehmen. Gareth hatte gehofft, dass Dagnarus vielleicht ein wenig Gebäck vom Bankett mitbringen würde, und nun bot man ihm selbst einen Platz am Tisch an!

Gareth starrte den Kronprinzen nur stumm an und war vollkommen erschlagen von der Ehre, die ihm da zuteil wurde. All seine Anspannung, Unruhe und vor allem das Wissen, dass ihn dieser Mann wirklich verstand, wallten in ihm auf und brachten seine Augen zum Überfließen.

Helmos tat so, als bemerke er das Schluchzen des Jungen nicht. Der Kronprinz begann, sich mit Dagnarus über seinen Hund zu unterhalten, und gab Gareth damit genügend Zeit,

sich zusammenzureißen und die Nase mit dem Ärmel abzuwischen.

Dagnarus prahlte einige Zeit mit dem Hund und seinen Fähigkeiten. Die höfliche Konversation zwischen den Brüdern war ein wenig schleppend, dann fragte Helmos: »Und wie hat dir das Levee des Königs zugesagt?«

Es war eine harmlose Frage, die Helmos ohne jeden Hintergedanken stellte, aber Dagnarus versteifte sich und warf seinem Bruder einen misstrauischen Blick zu.

»Es hat mir gefallen«, erklärte Dagnarus trotzig, als wollte er Helmos zum Widerspruch herausfordern. »Warum? Hast du geglaubt, es wäre anders? Warst du der Ansicht, ich hätte dort nichts zu suchen?« Seine Augen blitzten.

»Ich dachte nur, es könnte langweilig für dich sein«, antwortete Helmos mit einem dünnen Lächeln. »Mich langweilt es manchmal. Diese Bittsteller können ausgesprochen umständlich sein.«

Dagnarus entspannte sich, obwohl seine Haut zuckte wie die eines Hundes, der begreift, dass er einen Freund für einen Feind gehalten hat.

»Ja, ich fand einige von ihnen unglaublich dumm«, meinte er schlicht. »Ich verstehe nicht, wie unser Vater sie ertragen kann. Einige hatten überhaupt keinen Grund, dort zu sein. Manchmal ist unser Vater zu nachgiebig.« Dagnarus hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt, die Beine ein wenig gespreizt, und verzog missbilligend das Gesicht, als er sich erinnerte.

»Tatsächlich?«, fragte Helmos interessiert. »Gegen welche Entscheidung hattest du etwas auszusetzen?«

»Gegen diese Sache mit den Trevenici«, erwiderte Dagnarus, »die sich königliches Land angeeignet haben. Es war ihre eigene Dummheit. Unser Vater hat einen Fehler gemacht, sich ihre blödsinnigen Argumente auch nur anzuhören.«

»Was hättest du getan?«, wollte Helmos wissen.

»Die Armee geschickt und sie vertreiben lassen«, antwortete Dagnarus achselzuckend.

»Die Trevenici hatten keine Ahnung, dass sie auf unser Land eingedrungen waren«, meinte Helmos ruhig. »Sie sind ein Kriegervolk, und sie hätten unsere Absicht zweifellos falsch gedeutet und sich gewehrt. Auf beiden Seiten wären viele umgekommen. Es war viel besser von unserem Vater, sie zu einem Gespräch hierher zu bitten und ihnen zu erklären, dass sie auf Land lagerten, das der Krone gehört, und sie zu bitten, friedlich wieder abzuziehen.«

»Sie hielten ihn für schwach«, wandte Dagnarus ungeduldig ein. »Ich habe gesehen, wie höhnisch sie lachten, als sie den Audienzsaal verließen.« Er schaute noch verdrießlicher drein. »Sie lachten über unseren Vater. Sie sind Barbaren. Bewaffnete Macht ist alles, was sie verstehen.«

»Wenn sie nicht gehen, wird unser Vater abermals mit ihnen sprechen. Am Ende werden sie seine Befehle verstehen und achten.«

Dagnarus schnaubte. »Sie werden über seine Befehle spotten und lachen. Sie werden im Wald des Königs wildern und seine Bäume fällen. Und wenn andere sehen, dass wir nichts unternehmen, um sie aufzuhalten, werden sie ihrem Beispiel folgen. Du könntest genauso gut gleich öffentlich ankündigen, dass das Land des Königs allen offen steht, die sich dort niederlassen wollen.«

»Wer hat solche Dinge gesagt?«, fragte Helmos, der nun selbst ärgerlich wurde.

Dagnarus mochte erst neun sein, aber er hatte Intrigen schon mit der Muttermilch aufgesogen. Er zuckte die Achseln und meinte beiläufig: »Ach, ich habe es irgendwo gehört. Von niemandem, an den ich mich erinnern könnte.«

Helmos stritt sich nicht gerne. Er wechselte das Thema, sprach zwar weiter von den Trevenici, aber er konzentrierte

sich auf die seltsame symbiotische Beziehung, die sie zu einer Gruppe von Nichtmenschen unterhielten, die Pecwae genannt wurden. Helmos sprach einige Zeit darüber und gab Dagnarus Gelegenheit, sich zu beruhigen, dann schloss er seine Belehrung, indem er den Kindern ein Beispiel für die wunderschönen und magischen Türkisschmuckstücke zeigte, die die Pecwae herstellten.

Während Dagnarus und Gareth interessiert den Ring mit dem himmelblauen Stein betrachteten und sich fragten, welche Magie er wohl bewirken mochte, warf Helmos Silwyth, der die ganze Zeit unauffällig im Hintergrund gestanden hatte, einen Blick zu.

Silwyth verstand das Zeichen. Er trat näher, verbeugte sich und erinnerte Dagnarus daran, dass sich die Stunde näherte, in der der Unterricht begann. Dagnarus und Helmos verabschiedeten sich mit distanzierter Höflichkeit voneinander. Gareth hatte sich so weit erholt, dass er Helmos für seine Freundlichkeit danken und ihm versichern konnte, dass ihn nichts in der Welt glücklicher machen würde, als an diesem Festessen teilzunehmen.

Helmos lächelte, dann wandte er sich wieder seinem Buch zu.

Dagnarus und Gareth ließen sich von dem schweigenden Silwyth hinausführen. Wieder kamen sie durch die Königliche Bibliothek, und Gareth warf den Büchern sehnsuchtsvolle Blicke zu.

Dagnarus achtete nicht darauf. Er war tief in Gedanken versunken und hatte die Stirn gerunzelt. Als sie die Reihe von Rüstungen erreichten, sagte er: »Silwyth, was würde der Schild des Göttlichen tun, wenn er diese Barbaren auf seinem Land finden würde?«

»Der Schild würde jeden Einzelnen von ihnen dem Schwert überantworten«, erwiderte Silwyth ruhig.

»Aber warum?«, fragte Gareth ungewöhnlich lebhaft. Er hatte gerade in Helmos einen Helden gefunden, den er bewundern konnte, und glaubte, den Kronprinzen nun verteidigen zu müssen. »Was schaden sie schon? Der König verliert nur ein paar Stücke Wild und ein paar alte Bäume. Seine Majestät hat Tausende Hirsche und Millionen Bäume.«

»Darum geht es nicht«, erklärte Silwyth. »Die Trevenici sind unbedeutend. Seine Hoheit hatte Recht mit dem, was er zu dem Kronprinzen sagte. Es geht um die anderen Könige, die davon erfahren werden und dann meinen: ›Ah, wenn die Barbaren sich einfach Land nehmen konnten und nicht bestraft wurden, wieso sollte ich dann nicht dasselbe tun?‹.«

»Genau«, triumphierte Dagnarus. »Viel Spaß mit Evaristo, Fleck.«

Er sprang über eine Balustrade und war die Treppe hinuntergerannt, bevor Silwyth ihn packen konnte.

Im Spielzimmer, allein mit dem Lehrer, erzählte Gareth so viel von seinem Besuch, wie er konnte, und berichtete auch über die Diskussion zwischen den Prinzen.

»Seine Majestät hatte Recht, gnädig mit diesen Barbaren umzugehen«, meinte Evaristo. »Wie Kronprinz Helmos schon bemerkte, wäre ansonsten viel Blut vergossen worden.«

»Silwyth sagte zu Dagnarus, dies könnte bedeuten, dass andere Könige uns für schwach halten und uns ausnutzen«, erklärte Gareth. »Er behauptet, die Elfen hätten die Trevenici hinrichten lassen.«

»Zweifellos als abschreckendes Beispiel«, schnaubte Evaristo. Er mochte Silwyth nicht, und es gefiel ihm auch nicht, welchen Einfluss der Elf auf den Prinzen hatte. »Das ist typisch für elfisches Denken. Die Elfen sind ein Volk, das in den Krieg und in ihre eigenen unverrückbaren Vorstellungen von Ehre verliebt ist. Sie achten nichts mehr als einen Schwerthieb auf den Kopf. Seine Majestät hat mit dieser

Entscheidung wahre Weisheit gezeigt. Gnade walten zu lassen, wo keine erwartet wird oder verdient wurde, ist ein Zeichen von Stärke, nicht von Schwäche.«

»Erzählt mir mehr von den Paladinen«, bettelte Gareth. »Erzählt mir von der Verwandlungszeremonie.«

Evaristo gab nach, denn er erkannte, dass sein Schüler viel zu aufgeregt war, um sich mit Multiplikationen abzugeben, die eigentlich das Thema dieser Stunde gewesen wären.

»Um zu verstehen, wieso es Paladine gibt, musst du zunächst begreifen, wie und warum die magischen Portale geschaffen wurden«, erklärte Evaristo. »Weißt du irgendetwas darüber, Gareth?«

»Meine Kinderfrau hat mich einmal mit zu einem Besuch bei einer Freundin genommen, die in einem Elfenhaushalt arbeitete. Ich sah den Eingang zu dem Portal, das ins Land der Elfen führt, aber ich bin nicht hineingegangen. Meine Kinderfrau sagte, die Götter hätten die Portale gemacht und sie König Tamaros zur Belohnung für seine Weisheit und Güte überlassen und dafür, dass er sich so darum bemüht, die Völker dazu zu bringen, miteinander auszukommen. Es gibt vier Portale: Eins führt ins Elfenland, eins ins Zwergenland und eins zu den Orks; das letzte befindet sich im Tempel und führt zu den Göttern.« Als er sah, dass sein Lehrer das Gesicht verzog, zögerte Gareth. »Stimmt das nicht?«

»Du hast Recht, wenn du sagst, dass es vier Portale gibt. Aber ich werde ein paar falsche Vorstellungen korrigieren müssen. Ich weiß wirklich nicht, wie solche Geschichten entstehen«, murmelte Evaristo.

»König Tamaros war bereits fünfunddreißig und durch die Gnade der Götter Hochkönig, was bedeutet, dass er König über viele geringere Könige ist. Nicht nur das – selbst damals schon achtete man ihn, jung wie er war, in ganz Loerem als den größten Herrscher, den Vinnengael jemals hatte.«

Gareth nickte, um zu zeigen, dass er aufmerksam zuhörte. Evaristo, erfreut über das Interesse des Jungen, fuhr fort, über das Thema zu sprechen, das ohnehin zu seinen liebsten zählte.

»Es war Tamaros gelungen, das Königreich der Menschen zu vereinen, was nie zuvor erreicht worden war. Dies gelang ihm nicht mittels Krieg, sondern mit Hilfe friedlicher Verhandlungen. Er baute Straßen und öffnete Handelsrouten, die Vorteile für alle brachten. Als er sah, dass diese Straßen und Handelsverbindungen den Menschenreichen halfen, die sich zuvor bekriegt hatten, beschloss Tamaros, dass die Eröffnung von Handelsrouten in die Reiche der anderen Völker vielleicht dabei helfen könnte, den Kontinent zu vereinigen.

Aber der Kontinent ist riesig. Ein Zwerg muss ein Jahr lang angestrengt reisen, um von Saumel, der Stadt der Pferdelosen, nach Vinnengael zu gelangen. Die Elfen brauchen beinahe ebenso lang, und der Weg ist für sie sehr gefährlich, da er überwiegend durch Menschenland führt. Die Orks sind mit ihren Schiffen viele Wochen auf See unterwegs und müssen gefährlichen Stürmen und trügerischen Riffen trotzen, um Vinnengael zu erreichen. So hatten wenige Menschen je einen Elfen oder Zwerg oder Ork gesehen, kaum jemand kannte sie, und daher traute ihnen niemand.

Tamaros rief die Oberhäupter der Magierorden zusammen und bat sie, eine Möglichkeit zu finden, mittels derer man auf magische Weise von einer Stelle in einem Land dieser Völker nach Vinnengael gelangen könnte, und die es ermöglichen würde, Menschen von Vinnengael in die Länder anderer Völker zu schicken.

Die Antwort darauf waren selbstverständlich die Portale. Die Idee ging von dem großen Magier Petra Petar, dem Seneschall, aus. Es ist sein Orden, der dafür verantwortlich ist, sich um das Land zu kümmern, für gute Ernten zu sorgen, das Wetter zu

ändern, Straßen zu bauen. Er und seine Leute sind reiseerfahren, und er hatte auch schon darüber nachgedacht, wie man einfachere Möglichkeiten des Reisens und des Warentransports finden könnte. Er stellte Tamaros seine Idee von den Portalen vor. Tamaros war erfreut und befahl den Magiern, sofort mit der Arbeit zu beginnen.

Die Portale wurden nicht über Nacht geschaffen, Gareth«, sagte Evaristo, und er schaute seufzend ins Leere. »Die Oberste meines Ordens – dem des Wissens – hatte, wie alle anderen Ordensoberhäupter, damit zu tun. Ich war einer ihrer Helfer, damals noch von niederem Rang, nicht mehr als ein Laufbursche, und manchmal arbeitete ich bis tief in die Nacht, denn man hatte uns aufgetragen, in den alten Texten nach Hinweisen darauf zu suchen, wie man solche Portale schaffen könnte.«

»Und wie hat man es schließlich getan?«, unterbrach Gareth ihn aufgeregt.

»Kind, Kind«, tadelte Evaristo. Er wandte sich dem letzten Teil des Mathematikbuchs zu, das sich um ein Problem drehte, dessen Myriaden Ziffern zwei vollständige Seiten bedeckten und noch auf eine dritte überschwappten. »Kannst du diese Gleichung verstehen?«

»Nein«, erwiderte Gareth ernüchtert. Er war bisher nur bis zum Malnehmen mit Sechs fortgeschritten und in den Unklarheiten der Siebenermultiplikation stecken geblieben.

»Die Magie, die zur Schaffung der Portale verwendet wurde, ist noch viel, viel komplizierter als diese Gleichung. Ich könnte nicht einmal damit beginnen, sie zu erklären.«

»Ich werde es schon verstehen, wenn ich älter bin«, meinte Gareth finster.

Evaristo grinste schief. »Das sagen wir Erwachsenen oft, wie? Nun, wie soll ich es ausdrücken? Hast du einmal den Bohrer gesehen, den ein Steinschneider benutzt, um in Marmor

zu dringen? Denk an alle elementare Magie, stell dir vor, wie sie zusammentrifft und sich dreht, schneller und schneller, bis sie wie dieses Steinschneider-Werkzeug so schnell wird, dass sie sich direkt durch die feste Materie fressen und ein Loch sowohl in den materiellen als auch in den zeitlichen Teil der Welt bohren kann.«

»Ein Loch«, meinte Gareth nachdenklich. »Aber ist das nicht… die Leere?« Er senkte die Stimme und sprach dieses schreckliche Wort mit einem angenehm befriedigenden Gruseln aus.

»Still, Gareth!« Evaristo verzog missbilligend das Gesicht. »Sprich dieses Wort nicht leichtfertig aus. Selbstverständlich war es keine Magie der Leere! Als ob die Ehrenwerten Magier so etwas auch nur in Erwägung ziehen würden. Die Leere zerstört, sie schafft nicht. Wo war ich stehen geblieben?« Er wirkte ausgesprochen verärgert.

»Ihr habt von den Paladinen gesprochen«, sagte Gareth demütig.

Evaristos Miene hellte sich wieder auf. »Ja, genau. Das ist ein erheblich angemesseneres Gesprächsthema. König Tamaros begann zu begreifen, dass die Schaffung der Portale vielleicht den Frieden, aber auch Krieg auf einer sehr drastischen Ebene bringen konnte. Die Elfen misstrauten unseren Motiven bereits. Sie befürchteten, dass die Portale nur deshalb gebaut wurden, damit Menschen das Elfenland schneller besetzen konnten. Tamaros verbrachte zwei Jahre mit Verhandlungen, bei denen er versuchte, den Göttlichen davon zu überzeugen, dass die Portale nur für friedliche Zwecke benutzt werden würden. Er versprach, dass jedes Volk seine eigenen Torwachen an ihr Ende der Portale stellen könnte. Er versprach, dass kein Mensch durch den Tunnel kommen würde, ohne zuvor die Erlaubnis vom Hüter der Portale erhalten zu haben.

All das versprach er, aber wie sollte er dafür sorgen, dass diese Versprechen auch eingehalten würden? Hunderte baten bereits darum, die Portale benutzen zu dürfen, und dabei waren sie noch nicht einmal gebaut. König Tamaros wusste genau, dass viele dieser Leute ehrenhafte Absichten hatten, aber einige waren auch Schurken und Verbrecher. Wie sollte unser König gewährleisten können, dass jene, die die Portale benutzten, sich an unsere Gesetze halten würden, sobald sie außerhalb seines Machtbereiches waren?

Wie immer, wenn er vor einem Problem stand, wandte sich König Tamaros an die Götter. Er verließ seinen Palast und ging in den Tempel, um dort zu fasten und zu beten. Er blieb neun Tage und neun Nächte dort, schlief auf dem Steinboden einer kleinen Zelle, aß nichts und trank nur Wasser. Ich hatte das Privileg, zu denen zu gehören, die ihn zu jener Zeit bedienten.

Ich sehe ihn noch vor mir, in einem Gewand, das schlichter war als das des einfachsten Novizen, denn er war kein Magus und hätte nie etwas anderes vorgegeben. Sein langes Haar fiel ihm offen auf die Schultern. Er war unrasiert, was ungewöhnlich für ihn war, sein Bart war hell, und er schimmerte im Kerzenlicht. Das Fasten ließ ihn nicht abgehärmt aussehen, sondern brachte die feine Knochenstruktur seines Gesichts zum Vorschein. Ich stellte den Wasserkrug, den ich gebracht hatte, neben ihm auf den Boden. Ich fragte ihn, ob ich sonst noch etwas für ihn tun könnte.

Er sah und hörte mich nicht, und ich wusste, dass er bei den Göttern weilte. Schweigend zog ich mich zurück. Am nächsten Tag verließ Tamaros den Tempel und enthüllte den Willen der Götter.

Zehn Menschen würden auserwählt werden, um durch die Portale zu reisen. Diese zehn würden unsere Botschafter bei

den anderen Völkern sein. Sie würden bei ihnen wohnen und ihre Sitten und Gebräuche lernen. Sie würden verantwortlich sein für alle anderen, die durch die Portale kamen, und über jene wachen, die kamen und gingen.«

»Die Paladine«, rief Gareth, der plötzlich verstanden hatte.

»Ja, und dies waren ihre ersten Pflichten«, erklärte Evaristo. »Seitdem ist ihre Macht größer geworden, ebenso wie ihre Verantwortung. König Tamaros suchte im ganzen Königreich nach jenen, die einer solchen Ehre würdig waren. Er hat hohe Maßstäbe für die Paladine aufgestellt – die betreffende Person muss gebildet sein, imstande, zumindest eine oder zwei andere Sprachen zu sprechen, ausgebildet im Zweikampf, um die Schwachen verteidigen zu können, kunstfertig in der Diplomatie, freundlich und voller Mitgefühl, stark und mutig.

Als endlich zehn Kandidaten auserwählt waren, stellte König Tamaros sie den Göttern vor. Es war zu diesem Zeitpunkt, als die Verwandlung – das Wunder der Rüstung – sich zum ersten Mal ereignete, und König Tamaros erfuhr, dass er eine gute Wahl getroffen hatte, die die Götter erfreute.«

»Ich werde die Verwandlung doch zu sehen bekommen, nicht wahr, Evaristo?«, fragte Gareth eifrig, eher an dem Spektakel interessiert als an den religiösen Aspekten der Zeremonie.

»Wenn die Götter es wollen, ja«, erwiderte Evaristo feierlich und mit einem Hauch von Tadel. »Dies ist eine sehr ernste Zeremonie, Gareth, und eine, die niemand leichtfertig auf sich nimmt. Die Verwandlung verlangt von Körper und Geist ihren Zoll. Eine Kandidatin überlebte nicht, sondern stürzte tot auf den Altar nieder. Die Rüstung und ihr Körper hatten sich verbunden und konnten nicht mehr getrennt werden.«

»Heißt das, dass die Götter sie nicht leiden konnten?«, wollte Gareth wissen.

»Zuerst nahmen einige das an. Aber der Ehrenwerteste Hohe Magus wies darauf hin, dass die Götter der Dame die

gesegnete Rüstung immerhin tatsächlich gegeben hatten. Es hieß, dass der Geist der Dame das Geschenk der Götter akzeptiert hatte, ihr sterblicher Körper jedoch nicht kräftig genug war, es zu tragen. Sie wurde direkt vor dem Altar begraben, dort, wo sie niedergestürzt war. Alle Kandidaten knien seitdem auf ihrer Ruhestätte, und sie schließen sie stets in ihre Gebete und Gedanken ein. Einige haben sie den Elften Paladin genannt, den Paladin der Geister.«

Gareth machte Eulenaugen, und ihm war beinahe übel vor Sorge. »Das wird doch Prinz Helmos nicht auch zustoßen, Ehrenwerter Magus?«

»Wir beten zu den Göttern, dass dies nicht geschieht«, antwortete Evaristo feierlich, und als er sah, wie bleich der Junge war, fügte er ermutigender hinzu: »Kronprinz Helmos ist jung und kräftig und ausgesprochen würdig. Er wird eine Woche im Tempel verbringen, während derer er sich auf die Verwandlung vorbereitet und sich den Sieben Prüfungen stellt. Ihm wird nichts geschehen.«

Gareth betete immer vor dem Schlafengehen, weil die Kinderfrau ihm die Geschichte von dem Jungen erzählt hatte, der nicht gebetet hatte und von Bären gefressen worden war. Aber normalerweise betete er hastig, damit er nicht so lange auf dem kalten Steinboden knien musste. An diesem Abend betete er auch für Prinz Helmos und bat die Götter ganz besonders nachdrücklich, sich seiner anzunehmen.

Gareth erwähnte seinen neuen Helden Dagnarus gegenüber nicht. Er sprach nicht über Helmos, es sei denn, der Prinz brachte das Thema selbst auf, was er nur selten tat. Instinkt oder kindliche Intuition oder einfach die Tatsache, dass Gareth Dagnarus in diesen vergangenen Monaten gut kennen gelernt hatte – etwas machte dem Prügelknaben deutlich, dass man von ihm erwartete, nur einen einzigen Helden zu haben, und zwar Dagnarus.

Spion des Schilds

Es tat Evaristo nicht sonderlich Leid, Dagnarus als Schüler zu verlieren. Zunächst hatte sich der Lehrer Gedanken gemacht, ja sogar gefürchtet, dass er nun nicht nur mit der Königlichen Familie, sondern auch mit seinen eigenen Vorgesetzten Schwierigkeiten haben würde, weil er bei seiner Aufgabe versagt hatte. Aber niemand tadelte ihn, auch nicht nach längerer Zeit, und daher entspannte sich Evaristo ein wenig und freute sich daran, seinen einzigen verbliebenen Schüler zu unterrichten – Gareth.

Als seine Vorgesetzten einen Bericht über seine Fortschritte verlangten, gestand Evaristo sein Versagen ehrlich ein. Er sorgte allerdings dafür, die Schuld Silwyth zuzuschreiben, dem Kämmerer des Prinzen. Der Lehrer war der festen Überzeugung, dass der Elf für das fortwährende Schwänzen des Prinzen verantwortlich war. Evaristo erklärte, der Elf sei kein angemessener Mentor für den jungen Prinzen, und riet, ihn von seinem Posten zu entfernen.

Am nächsten Morgen, als er wieder zum Schloss gehen wollte, sprach er auch mit seiner Frau darüber.

»War das klug, Liebster?«, fragte sie ihn. »War das ratsam? Der König selbst hat entschieden, dem Elf diese Stellung zu geben.«

»Ich politisiere«, erwiderte Evaristo. »Du hättest das Gesicht der Bibliothekarin sehen sollen, als ich ein Wort gegen Silwyth sprach. Die Frau wurde so bleich, dass man hätte glauben können, ich hätte ihr die Kehle durchgeschnitten. Die Situation ist sehr delikat. Es ist bei den Elfen vor einiger Zeit zu einer Verschiebung der Macht gekommen. Ich weiß nicht genug

Einzelheiten – elfische Politik ist immer so blutig und wirr, und man will lieber nichts davon hören, damit es einem nicht den Appetit verdirbt. Aber soviel ich weiß, wurde der ehemalige Schild des Göttlichen, der nur etwa hundert Jahre herrschte, vom derzeitigen Schild vermutlich deshalb ersetzt, weil der ehemalige Schild der Schaffung des Portals von Vinnengael nach Kar-Khitai zugestimmt hat. Der ehemalige Schild bat darum, sich töten zu dürfen, und man hat ihm seine Bitte gewährt…«

»Wie schrecklich!«, rief seine Frau.

»Ich sage dir doch, meine Liebe: Elfenpolitik«, seufzte Evaristo. »Jedenfalls droht der derzeitige Schild nun damit, die Elfenseite des Portals zu schließen. Botschafter eilen zwischen Vinnengael und dem Elfenland hin und her. Selbstverständlich geht es nur um Handel und Lizenzen. Die Elfen haben in Wirklichkeit nicht vor, ihre Seite des Portals zu schließen. Sie haben nur etwas gegen den Preis, der elfischen Kaufleuten dafür abverlangt wird, ihre Güter hier auf den Markt bringen zu dürfen. Das ist alles.«

»Dieser arme Elf hat sein Leben wegen Marktzöllen verloren?«, fragte die Frau bedrückt.

»Nein, nein. Das ist nur ein Teil davon. Es hatte etwas mit der Beratenden Ahnfrau zu tun – dem Familiengeist. Die Beratende Ahnfrau des derzeitigen Schilds hat ihm geraten, den ehemaligen Schild herauszufordern oder so ähnlich.«

»Geister werden dort als Berater betrachtet?« Evaristos Frau war immer verblüffter.

Evaristo lächelte sie liebevoll an. »Ich sehe, dass ich dir einen Kurs in elfischen Bräuchen geben muss, meine Liebe. Jeder Elfenhaushalt verlässt sich auf seinen eigenen Ahnengeist. Aber ich bin schon beinahe zu spät dran für den Unterricht. Was für ein reizendes Kind dieser Gareth ist, gehorsam und empfindsam! Er wird einen hervorragenden Magus abgeben.

Ich wünschte beinahe, er wäre nicht so gut mit dem Prinzen befreundet. Aber Gareth ist noch jung, und Dagnarus' Einfluss auf ihn wird zweifellos mit der Zeit nachlassen. Und ich bin über alle Maßen erfreut, dass Gareth Helmos so bewundert. Ein erheblich passenderes Vorbild.«

»Da bin ich sicher, aber was hat das alles mit dem Kämmerer zu tun?«

Evaristo hörte ihre Frage nicht mehr. Er war schon halb aus der Tür. Seine Frau folgte ihm.

»Wir sprachen gerade über diesen Silwyth«, hakte sie sanft nach.

»O ja. Entschuldige, meine Liebe, ich war abgelenkt.« Evaristo blieb stehen und zog sich die Kapuze über den Kopf. An diesem Vorfrühlingsmorgen fiel ein eisiger Schneeregen. »Der König will die Elfen in keiner Weise beleidigen, und daher ist Silwyths Stellung als Kämmerer sicher, obwohl er den jungen Prinzen dazu ermutigt, dem Klassenzimmer fernzubleiben und sich bei den Soldaten herumzutreiben.« Evaristo küsste seine Frau auf die Wange. »Niemand wagt es, auch nur ein einziges Wort gegen den Elf zu sagen, und daher traut sich auch niemand, mir die Schuld daran zu geben, dass der Prinz nicht angemessen unterrichtet wird, denn wenn dies geschieht, werde ich öffentlich aussprechen, was ich bisher nur im Verborgenen gesagt habe.«

»Das gefällt mir nicht, Evaristo«, erklärte seine Frau und hielt ihn mit liebevoller Hand auf. »Jeder weiß, dass Elfen alles zuzutrauen ist – Gift, ein Messer in den Rücken. Keine Stellung ist so etwas wert, nicht einmal die eines Lehrers am Königlichen Hof. Warum bittest du die Bibliothekarin nicht, dich zu versetzen?«

»Ich danke dir für deine Sorge, meine Liebe. Leider ist keine andere Arbeit so gut bezahlt wie diese. Außerdem bin ich nicht in Gefahr.« Evaristo lächelte ironisch. »Silwyth hat gewonnen.

Sein Einfluss auf den Prinzen ist gesichert. Ich stelle keine Bedrohung für ihn dar. Und im Augenblick denkt ohnehin niemand an etwas anderes als an Prinz Helmos' Verwandlung.«

»Du hast doch dafür gesorgt, dass wir gute Plätze bekommen, nicht wahr, Liebster?«, fragte seine Frau besorgt.

»Ja, selbstverständlich.« Evaristo konnte sich nicht so recht dazu durchringen, nach draußen in die Kälte zu gehen. »Habe ich dir erzählt, dass Prinz Helmos den kleinen Gareth zu dem Festessen eingeladen hat, das vorher stattfinden wird? Was für ein großzügiger, edler Mann der Kronprinz ist! Gareth ist so aufgeregt, dass ich ihn gestern nur im Schulzimmer halten konnte, indem ich ihn die Geschichte der Paladine lesen ließ. Das hat ihn beruhigt, das kann ich dir sagen! Schwer zu glauben, dass ein derart interessantes Thema so langweilig beschrieben werden kann. Aber das ist typisch Septimus Grubb. Und jetzt muss ich wirklich gehen.«

Er zog sich die Kapuze über, stellte sich dem schlechten Wetter und begann mit seinem unsicheren Weg über die gefährlich glatten Pflastersteine.

Gareth war nicht der Einzige, der wegen des bevorstehenden Rituals aufgeregt war. Seit fünfundzwanzig Jahren war kein Paladin mehr auserwählt worden. Diejenigen, die Zeugen der letzten Zeremonie geworden waren, mussten plötzlich alle möglichen Fragen nach ihren Erinnerungen beantworten und sprachen kaum mehr von etwas anderem. Hofschneiderinnen und -schneider arbeiteten auch noch im Lampenlicht, um der Nachfrage nach Festkleidung nachzukommen. Die Stadt selbst schmückte sich ebenfalls für das große Ereignis. Würdenträger und Gäste reisten aus allen Teilen der Welt nach Vinnengael,

darunter auch einer der Hüter der Zeit aus dem Kloster auf dem Drachenberg.

Gebäude wurden frisch gestrichen und repariert, Straßen gefegt, Blumen gepflanzt. Die Geschäfte und Marktstände sollten am Tag der Verwandlung geschlossen bleiben, ebenso die Gasthäuser, aber darüber kam es zu einem Streit zwischen der Wirtsgilde und dem Bürgermeister von Vinnengael. Die Wirte erklärten, ihre Gäste würden nach einem schweren Tag des Jubelns und Klatschens durstig sein, und wollten ihre Tavernen geöffnet lassen. Der Bürgermeister erwiderte, dass es schon schwierig genug sein würde, die Aufregung der Bevölkerung unter Kontrolle zu halten, ohne dass die Hälfte der Bürger auch noch betrunken war. Die Wirte stimmten schließlich unter der Bedingung zu, dass sie den Zimmerpreis um jeweils einen Halbpfennig aufschlagen durften und am folgenden Tag eine Stunde länger als üblich öffnen konnten.

Ganz Vinnengael versank in ein angenehmes und aufgeregtes Durcheinander – mit Ausnahme der Ehrenwerten Magier. Wie Evaristo versucht hatte, Gareth beizubringen, stellte die Verwandlung in einen Paladin eine heilige und feierliche Zeremonie dar, die die Magier ungemein ernst nahmen. Am Tag nach dem Festessen würde Helmos den Tempel betreten, um sich den Sieben Prüfungen zu unterziehen. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Tempel mit der Ausnahme der Heilerhalle für alle anderen Besucher geschlossen.

Die anderen Paladine würden Helmos in den Tempel begleiten, wo man ihn prüfen, befragen und beurteilen würde. Sollte zu irgendeinem Zeitpunkt einer der anderen Paladine etwas an dem Kandidaten auszusetzen haben, konnte sie oder er dies König Tamaros vortragen, der dann noch einmal über den Kandidaten nachdenken würde. Aber es hieß, die anderen Paladine seien mit Helmos sehr zufrieden. Niemand dachte

daran, seiner Nominierung zu widersprechen, niemand befürchtete ernsthaft, dass er versagen würde.

Evaristo weigerte sich, Gareths Fragen bezüglich der Sieben Prüfungen zu beantworten, und erklärte, sie seien den Magiern heilig und geheim, und der Junge würde mehr darüber erfahren, wenn man ihn für würdig hielt, in ihre ehrenwerten Zirkel aufgenommen zu werden.

Zur Zeit von Helmos' Nominierung gab es nur fünf Paladine, die Paladine der Kraft, des Mutes, des Wissens, der Ehre und der Gerechtigkeit. Unbesetzt waren die Posten der Paladine des Rittertums, der Tapferkeit, der Diplomatie, der Gedanken und der Tiere.

»Jeder der Paladine erhält ein magisches Geschenk von den Göttern, eine Gabe, die ihm dabei hilft, seinen Pflichten nachzugehen«, erklärte Evaristo, nachdem er Gareth alle zehn Titel hatte auswendig lernen lassen, ebenso wie die Namen der derart Geehrten.

Gareth hatte allen Grund, das selbst zu wissen, denn als er einmal mit seiner Kinderfrau über den Markt gegangen war, hatte er beobachtet, wie der Paladin der Kraft einen mit Steinen beladenen Wagen von einem verletzten Hund weggehoben hatte. Er hatte das mit bloßen Händen getan und, wie Gareths Kinderfrau erklärte, mit Hilfe der Gabe, die die Götter ihm verliehen hatten. Der Junge hatte den Paladin ehrfürchtig angestarrt, auf dessen Überrock das Zeichen der Paladine prangte – zwei blaue Greife, die eine goldene Scheibe trugen.

»Und ich nehme an, der Paladin des Mutes ist sehr mutig.« Gareth hatte die Dame nie gesehen, aber er hatte Geschichten über sie gehört.

»Sie ist nicht nur mutig«, meinte Evaristo, »sie hat auch die Fähigkeit, in anderen Mut zu wecken.«

»Was ist mit den anderen? Was tut der Paladin des Wissens? Weiß er alles, was man wissen kann?«

»Das würde ihn zu einem Gott machen. Nein, Gareth, der Paladin des Wissens ist imstande, einem anderen ins Herz zu schauen und seine wahren Absichten zu erkennen. Der Paladin der Tiere hat die Gabe, mit Tieren sprechen zu können.«

»Warum gibt es keinen Paladin des Krieges?«, fragte Gareth, als er die Liste noch einmal durchging.

»Die Pflicht eines Paladins besteht darin, den Frieden zu fördern«, sagte Evaristo lächelnd. »Wir brauchen keinen Paladin des Krieges.«

»Das wird Dagnarus enttäuschen«, meinte Gareth. »Er hat vor, Paladin des Krieges zu werden, wenn es an der Zeit ist, dass man ihn zum Paladin macht.«

Evaristos Lächeln verschwand. Er schaute ausgesprochen grimmig drein. Er nahm dem Jungen die Liste aus der Hand und steckte sie in eine große Mappe, die er aus dem Tempel mitgebracht hatte. »Komm, Gareth, wir haben genug Zeit mit den Paladinen verbracht. Ihretwegen haben wir die Zwerge vernachlässigt. Nun erzähle mir, was du über die Pferdelosen weißt.«

An diesem Abend fand das Festmahl zu Helmos' Ehren statt. Das Essen war gut und üppig. Der Wein floss in Strömen. Die Höflinge schwatzten. Der König war stolz. Die Königin fühlte sich unbeachtet, nörgelte und schmollte. Gareth war wie gebannt und so aufgeregt, dass er nicht imstande war, etwas zu essen. Er verbrachte den Abend damit, seinen Helden bewundernd anzustarren, der seinerseits von einem goldenen Schimmer umgeben zu sein schien. Helmos sah aus, als wäre er bereits weit von allen anderen entfernt, als befände er sich schon im Tempel bei den Göttern.

Dagnarus langweilte sich, oder zumindest behauptete er das. Als man die beiden Jungen ins Bett schickte – zu dem Zeitpunkt, als das Fest lebhaft zu werden begann –, blieb Dagnarus noch einen Augenblick stehen und riss sich von Silwyths führender Hand los, um einen Blick auf seinen älteren Bruder zu werfen.

»Ich werde das auch haben«, erklärte er.

»Wenn die Götter es so wünschen«, sagte Silwyth.

Dagnarus warf ihm einen glühenden Blick zu und lächelte.

Nachdem Seine Hoheit im Bett war, saß Silwyth noch lange in seinem Zimmer im Palast wach, einem Raum, in dem er sich ständig erdrückt fühlte, weil die Fenster nichts weiter waren als Schlitze in den massiven Mauern. Der Elf sehnte sich nach seinem Bett in den heimischen Wäldern, lechzte danach, frische, kühle, tannenduftende Luft tief einzuatmen. Manchmal erwachte er mitten in der Nacht aus einem Albtraum, in dem man ihn erstickte.

Er nutzte den Umstand, dass die meisten Bewohner des Schlosses angenehm besäuselt waren und man ihn wahrscheinlich zu dieser späten Stunde nicht mehr zum Prinzen rufen würde, und holte Pinsel und Tinte heraus, um ein Gedicht zu verfassen, das zum Schild gesandt werden sollte. Das Gedicht war lang und voller Symbole, Bildern von Regenbogen in den Wasserfällen, Adlern, die über den Palastmauern schwebten, silbernen Fischen, die im See sprangen. Jeder Mensch, der es gelesen hätte – jeder Mensch, der imstande gewesen wäre, die Elfensprache zu verstehen –, wäre darüber zutiefst gelangweilt eingeschlafen. Der Schild würde allerdings unter den Blüten, den Stielen und den Blättern zu den Wurzeln des Gedichts vorstoßen können, zu seiner wahren Bedeutung.

Wie Ihr befohlen habt, bin ich in den Haushalt des Königs vorgedrungen. Ich bin Kämmerer seines jüngeren Sohnes, eines eigensinnigen Jungen, der schon mit neun Jahren sehr ehrgeizig ist; er lernt rasch, ist aber zu ungeduldig für den Unterricht; er ist furchtlos, störrisch, gut aussehend. Eine gefährliche Mischung, besonders für einen Menschen. Er wird uns in der Zukunft vielleicht von Nutzen sein. Ich betrachte ihn, wie man eine unter einem Bann stehende Giftschlange betrachten könnte. Solange die Musik spielt und der Bann hält, kann man sich seiner bedienen. Sollte die Musik jemals aufhören, wird er sich erheben und zuschlagen.

Was Lord Mabreton angeht, ist er alles, was Ihr Euch je von ihm erhofft habt. Die Beziehungen zwischen seiner Fraktion und den Menschen verschlechtern sich rasch. Lady Mabreton lebt zurückgezogen in ihrem Haus am Hammerklauenfluss. Sie ist noch nicht bei Hofe erschienen, wofür wir dankbar sein müssen, denn die Lobgesänge über ihre Schönheit würden das Eselskreischen ihres Mannes übertönen.

Der ältere Sohn des Königs, Helmos, wird Paladin werden. Der Einfluss des Göttlichen wird schwächer. Wir sollten darauf vorbereitet sein zu handeln.

Nach dem letzten Pinselstrich rief Silwyth einen seiner Diener herbei, einen Mann aus seinem eigenen Haushalt, der mit ihm nach Vinnengael gekommen war. Silwyth hatte das Pergament mit dem Gedicht fest zusammengerollt und ordentlich in eine geschnitzte Röhre aus Knochen gepackt, die er nun dem Mann überreichte.

»Bring das hier zum Schild des Göttlichen. Hier sind Geld für das Portal und meine Erlaubnis, es zu betreten. Niemand außer dem Schild darf dieses Dokument sehen. Wenn du den Eindruck hast, dass du in Gefahr bist, von Feinden des Schildes gefangen genommen zu werden – mögen sie

Menschen oder Elfen sein –, dann wirst du als Erstes das Dokument zerstören und dich dann selbst töten.«

Der Diener zeigte mit einer Verbeugung an, dass er verstanden hatte und die ihm auferlegte Pflicht annahm. Er steckte die Röhre in sein Hemd, wo sie an seinem Herzen ruhte. Dann verbeugte er sich abermals und ging.

Silwyth, dessen eigene Pflicht nun getan war, machte sich nicht erst die Mühe, sich hinzulegen. Er stellte sich ans Fenster, das auf den Hof hinausführte. Um diese Zeit war der Hof leer bis auf die Wachen. Ein Krieg würde mir von Nutzen sein, dachte Silwyth, der beobachtete, wie die Soldaten ihre Runden machten. Der erste menschliche Soldat, der durch das Portal kommt, wird den Niedergang des Göttlichen und die Erhebung des Schildes ankündigen. Und wenn der Schild aufsteigt, steige ich mit ihm auf.

Die Sonnenstrahlen, die sich anstrengten, in die engen Fenster des Elfen zu fallen, ließen Silwyth an die Morgendämmerung denken, wie sie sich in seinem eigenen Zuhause gerade aus ihrem Bett erhob. Tränen traten ihm in die Augen, und er schämte sich ihrer nicht.

Der brennende See

Am nächsten Morgen betrat Helmos den Tempel, um sich den Sieben Prüfungen zu unterziehen. Die zwei Wochen, in denen er weg war, waren die längsten in Gareths Leben. Der Tag, an dem Silwyth kam, um Prinz Dagnarus zu berichten, dass sein Bruder, Kronprinz Helmos, vom Rat der Paladine dazu auserwählt worden war, einer der ihren zu werden, und dass er der erste Kandidat war, der einstimmig angenommen wurde, war ein goldener Tag für Gareth, und es störte ihn nicht einmal, dass Dagnarus in übler Stimmung war und ihn ohne Grund so fest ins Gesicht schlug, dass seine Lippe aufriss.

Am Morgen vor der Verwandlungszeremonie war Gareth schon wach, bevor Silwyth ihn weckte – wach und bereits halb angekleidet mit den neuen Sachen, die seine Eltern ihm gekauft hatten. Dies würde ein Tag werden, an dem er vieles zum ersten Mal erlebte. Er würde zum ersten Mal dem Wunder der Verwandlung beiwohnen, er würde zum ersten Mal den Tempel der Magier betreten und zum ersten Mal einen kurzen Überrock tragen. Als er diesen anzog und über seiner neuen mehrfarbigen Hose zurechtzupfte, fühlte sich Gareth bereits sechs Fuß groß. Silwyth legte ihm den Umhang um und schob sein Haar unter die Mütze.

Dagnarus erwies sich als ungewöhnlich streitsüchtig und schwierig. Normalerweise war er morgens hellwach und als Erster aus dem Bett. Er neckte gern die Adligen, die ihm aufwarteten und schläfrig und ihr Gähnen unterdrückend um sein Bett herumstanden. An diesem Tag schlief der Prinz lange, oder zumindest tat er so. Die Adligen standen in ihrer Festkleidung bereit, sahen zu, wie die Sonne aufging, traten

unruhig von einem Bein aufs andere und schauten immer grimmiger drein. Gareth war in Panik und fürchtete, dass er die Zeremonie verpassen würde, obwohl es bis dahin noch sechs Stunden waren.

Schließlich nahm Silwyth die Angelegenheit in die Hand. Er öffnete die Fenster und ließ frische Luft und das Licht eines wirklich bemerkenswerten und wunderschönen Sonnenaufgangs herein. Gareth starrte staunend die hellroten Streifen am Himmel an, die erst dunkler wurden, dann orangefarben und schließlich golden aufflackerten, und er war nun noch aufgeregter, weil Helmos' großer Tag mit einem so guten Vorzeichen begann.

Silwyth zog die Bettvorhänge auf und meinte: »Seine Hoheit hat geläutet, meine Herren. Warten wir ihm auf.«

Ganz im Gegenteil, Seine Hoheit hatte nicht geläutet. Die kleine Silberglocke stand auf dem Nachttisch; Dagnarus warf Silwyth aus den Kissen heraus einen wütenden Blick zu.

»Guten Morgen, Euer Hoheit«, sagte der Kämmerer. »Ich wünsche Euch einen schönen Tag. Ihr habt heute etwas länger geschlafen als üblich, zweifellos vor Aufregung wegen Eures geehrten Bruders. Das spricht nur für Euch, Euer Hoheit. Ein geringerer Prinz wäre vielleicht eifersüchtig, wenn einem älteren Bruder so viel Aufmerksamkeit zuteil wird. Ein wahrhaft großer Prinz wird der Ansicht sein, dass jede Ehre, die seinem Bruder erwiesen wird, auch auf ihn abfärbt.«

Man musste Dagnarus lassen, dass er vielleicht erst nach Silwyths Hinweis begriff, dass er tatsächlich eifersüchtig auf Helmos war. Das Gefühl selbst war nur natürlich. Dagnarus war der verwöhnte jüngere Sohn, aber Helmos war der Sohn, den der Vater wirklich liebte.

König Tamaros konnte Dagnarus nicht ebenso lieben wie das einzige Kind, das ihm und der Frau geschenkt worden war, die er bis zu seinem Todestag als seine einzige wahre Gefährtin

betrachten würde. Als freundlicher, liebevoller Mann fühlte sich Tamaros schuldig, weil er seinen jüngeren Sohn nicht lieben konnte. Er wollte es tun, er strengte sich wirklich an. Seine Anstrengungen wurden allen deutlich, und leider nahmen sie die Form des Verwöhnens an. Tamaros schimpfte Dagnarus niemals aus, nie sprach er barsch mit ihm, und er verweigerte dem Prinzen nichts, was dieser sich wünschte – außer dem einen, was er am meisten begehrte: die wahre Zuneigung seines Vaters. Was Dagnarus anging, so versuchte er stets, das zu erlangen, was man ihm wie eine Karotte vor der Nase herumbaumeln ließ, gerade eben außer Reichweite des vor den Wagen geschirrten Esels.

Nachdem man ihn auf solch subtile Weise auf seine Fehler hingewiesen hatte, änderte Dagnarus sein Verhalten. Innerhalb eines einzigen Augenblicks verwandelte er sich von einem schmollenden Kind in einen großzügigen Prinzen. Er entschuldigte sich bei den Männern, weil er sie hatte warten lassen, und dann entließ er sie großherzig für diesen Morgen aus seinem Dienst und erklärte, er wisse doch, dass sie sich unbedingt selbst auf den festlichen Anlass vorbereiten wollten. Die Adligen waren erfreut und verließen ihn mit vielen guten Wünschen für diesen Tag. Gareth blieb. Dagnarus hatte ihm einen Blick zugeworfen und ihm damit bedeutet, er solle das Zimmer nicht verlassen.

Dagnarus sollte ebenfalls einen kurzen Überrock tragen, was ihn freute und ihn in bessere Stimmung versetzte. Anders als die meisten kleinen Jungen schmückte sich der Prinz gerne. Er wusste, dass er sein gutes Aussehen mit der geeigneten Kleidung noch betonen konnte, und selbst in diesem frühen Alter verstand er, welche Macht ihm dieses Aussehen über andere verlieh.

Während er aß und sich anzog, unterhielten sich die beiden Knaben über die bevorstehenden Ereignisse und bestürmten Silwyth mit Fragen.

»Warum ist mein Vater kein Paladin, Silwyth?«, wollte Dagnarus wissen.

»Euer Vater ist mehr gesegnet als alle anderen Männer durch das Geschenk, den Orden der Paladine ins Leben gerufen zu haben. Es wäre nicht angemessen, wenn er sich selbst diese Ehre erwiese, ebenso wie es für Euer Hoheit unangemessen wäre, Euch ein Geschenk zu kaufen.«

Silwyth platzierte einen goldenen Reif auf Dagnarus' Stirn und erklärte, es sei an der Zeit, seinem Vater und seiner Mutter aufzuwarten.

»Warum werden keine Elfen Paladine, Silwyth?«, fragte Dagnarus, als sie sich zum Aufbruch bereit machten.

»Das ist eine sehr gute Frage, Euer Hoheit«, erwiderte Silwyth. Weder seine Miene noch seine Stimme offenbarten irgendwelche Gefühle, aber die gewohnte Kühle war von ihm gewichen; ein Flackern brannte in seinen dunklen, schrägen Augen. »Ich glaube, diese Frage ist auch Seiner Majestät bereits von gewissen Personen gestellt worden.«

Dagnarus und Gareth wechselten einen Blick, aber sie hatten keine Zeit mehr, über diese Unheil verkündende Bemerkung zu sprechen, denn nun wurde der Prinz zu seinen Pflichten geführt. Gareth sollte sich mit seinen Eltern treffen.

Gareths Mutter begann zu weinen, als sie ihn in seinem kurzen Überrock sah, und erklärte, nun habe sie ihren kleinen Jungen verloren.

Der Tempel der Magier war ein gewaltiges Gebäude, das sich auf derselben Ebene befand wie der Palast. Ein riesiger öffentlicher Platz trennte den Tempel vom Schloss. Der Tempel selbst war mit spiegelnden Teichen und Springbrunnen, Blumen und Bäumen in Steinbehältern

geschmückt; es handelte sich um einen ausgedehnten Gebäudekomplex, der auch die Heilerhalle, die Universität mit den Unterkünften für die Schüler der Magie und den Hörsälen und die Privatgemächer der zehn Hohen Magier selbst beherbergte, zusammen mit den Zimmern ihrer Schreiber und Sekretäre und Diener.

Der mittlere Teil des Tempels war ein riesiges Amphitheater unter einem Kuppeldach, das für alle möglichen Zwecke genutzt wurde: Der König wandte sich hier, wenn es notwendig war, mit Ansprachen an sein Volk; an den Feiertagen wurden religiöse Zeremonien abgehalten; die Oberhäupter der Handwerksgilden trafen sich dort einmal im Monat, um ihre Angelegenheiten zu diskutieren. Jeder konnte hier hereinkommen und mit den Göttern sprechen, Blumen auf die Altäre legen und durch das Entzünden von Kerzen darum bitten, dass seine Gebete erhört würden. Und nun sollte hier die Verwandlungszeremonie stattfinden.

Gareth, der mit seinen Eltern aus dem Palast kam, spähte über den für gewöhnlich eher leeren Platz hinweg, auf dem sich nun ein ganzes Meer von Menschen versammelt hatte. Die gesamte Bevölkerung von Vinnengael war anwesend, denn wegen des freudigen Anlasses waren die Tore zur dritten Ebene weit geöffnet worden, und jene, die drunten am Seeufer auf der ersten Ebene wohnten oder auf der zweiten, auf der sich die Marktplätze befanden, durften die Königliche Stadt betreten. Viele waren aus Dunkarga angereist, nicht nur um die Parade zu sehen – was alles sein würde, was sie von der Zeremonie zu Gesicht bekämen –, sondern vor allem, um ihre Waren auf dem Jahrmarkt zu verkaufen, der zu Helmos' Ehren abgehalten wurde.

Hauptmann Argot kam auf seinem Streitross vorbeigeritten und sah streng und aufmerksam aus, denn ihm und seinen Soldaten fiel die Aufgabe zu, die Menge, die Zehntausende

zählen musste, unter Kontrolle zu halten. Soldaten standen entlang des Weges, der vom Palast zum Tempel führte. Fuß an Fuß, die Arme verschränkt, bildeten sie eine lebendige Mauer, gegen die sich die Zuschauer drängten, alle begierig, einen Blick auf die königliche Prozession werfen zu können. Andere Soldaten standen in Formation auf der Palasttreppe bereit. Sie trugen riesige Bronzeschilde, und falls die Menge unruhig würde, würden sie einen Keil aus Bronze bilden, der leicht durch die Zuschauermassen dringen würde.

Gareths Familie nahm mit den anderen Adligen ihre Plätze in der Parade ein. Der Kämmerer Seiner Majestät sortierte sie nach Rang und Stellung; Gareths Eltern wurden weit nach vorn geschickt, was dem Jungen gefiel, seinen Vater aber verärgerte. Die Adligen von höherem Rang befanden sich am Ende der Reihe. Aber Gareth würde auf diese Weise die Tempeltreppe früh erreichen und sich von dort aus den Rest der Prozession ansehen können.

Nein, niemand wollte an der Spitze gehen. Der Kämmerer hatte große Schwierigkeiten, argumentierte, überredete, schikanierte und schrie sich heiser. Die Plätze in der Reihe waren alle schon lange abgesprochen, aber die Pläne waren im letzten Augenblick in Unordnung geraten, als ein Adliger sich beleidigt wähnte. Der Kämmerer hatte den Fehler gemacht, ihn daraufhin weiter hinten zu platzieren, und nun verlangte der Rest, ebenfalls umgruppiert zu werden.

Gareth achtete nicht auf die Streitereien. Er beobachtete Hauptmann Argot und dachte an den Tag zurück, an dem er auf dessen Pferd gesessen hatte. Der Hauptmann schrie seinen Männern etwas zu, was mit Orks zu tun hatte. Mehrere Soldaten schüttelten die Köpfe; sie wirkten beunruhigt. Gareth bekam Angst, denn er fürchtete, die Orks würden Ärger machen, aber nachdem er sich einen Augenblick lang umgesehen hatte, begriff er, dass überhaupt keine Orks

anwesend waren. Das war in der Tat ungewöhnlich, denn Orks liebten Feste und Paraden. Da sie alle anderen um Haupteslänge überragen, sind sie in jeder Zuschauermenge leicht auszumachen.

Argot beugte sich zu einem seiner Männer, und Gareth hörte genau hin, denn Dagnarus würde sich sicher für das interessieren, was geschehen war. Er interessierte sich für alles, was die Soldaten anging.

»Hoffentlich haben sie nicht irgendwas vor«, rief Argot laut, um sich über den Lärm der Menge hinweg besser verständlich zu machen.

»Nein, Hauptmann«, brüllte einer seiner Leutnants zurück und drängte sich näher heran, damit Argot ihn hören konnte. »Ihre Schamanen sagten, es gäbe schlechte Vorzeichen.«

Argot lächelte grimmig. »Was soll das gewesen sein – ein Schwarm Gänse, der von Norden nach Süden statt von Süden nach Norden fliegt?«

Der Soldat lachte. »So was Ähnliches, Hauptmann. Habt Ihr heute früh den Sonnenaufgang gesehen?«

»Ja, leider«, erwiderte Argot. »Ich bin schon zwei Nächte lang nicht ins Bett gekommen. Aber ich muss zugeben, dass es ein erstaunlich schöner Sonnenaufgang war – die Götter haben ihren Segen gegeben.«

»Nun, die Orks hat es zu Tode erschreckt«, erklärte der Leutnant. »Der Ildurel-See wurde rot – feuerrot. Die Orks, die mit ihren Fischerbooten draußen waren, haben angefangen zu schreien und zu heulen, als würde das Wasser tatsächlich brennen, und haben die am Ufer angefleht, sie zu retten. Sie haben allerdings kein Ruder ins Wasser gesteckt, bis das Rot verschwunden war. Die Fische, die sie schon gefangen hatten, haben sie wieder über Bord geworfen und erklärt, der Fang sei verflucht. Jetzt haben sie sich alle in ihre Häuser eingeschlossen und zittern und beben.«

»Den Göttern sei Dank«, meinte Argot und seufzte erleichtert auf. »Eine Sorge weniger.«

Er ritt weiter, um sich um die nächste Krise zu kümmern – eine Frau kreischte, man hätte ihr ihren Schmuck gestohlen.

Die Reihenfolge in der Prozession war endlich geklärt, wenn auch nicht unbedingt zur Zufriedenheit von Gareths Vater, und alle nahmen ihren Platz ein.

Die Adligen machten sich auf den Weg zwischen den jubelnden Zuschauern hindurch, deren lachende, grinsende Gesichter in seltsamem Kontrast zu den Gesichtern der Soldaten standen, die ausgesprochen missmutig dreinschauten.

Die Leute waren vergnügt und guter Laune; das Leben in Vinnengael war damals gut. Die Kirche kümmerte sich um die Armen; die wohlhabende Mittelklasse zahlte Steuern, aber nicht in dem Maß, dass sie sich ausgebeutet gefühlt hätte. Die Reichen trugen zum Allgemeinwohl bei und lebten in Ruhe und Frieden.

Hinter den Adligen kamen die Botschafter anderer Reiche – überwiegend Elfen, ein einzelner Zwerg, keine Orks. Wegen des schlechten Vorzeichens hatte sich nicht einmal der Botschafter der Orks überreden lassen, an der Prozession teilzunehmen, obwohl Gareth später erfahren würde, dass König Tamaros persönlich einen freundlichen und tröstlichen Brief an ihn geschrieben hatte. Nach den Botschaftern gab es eine kleine Pause, um die Spannung zu steigern. Die Menge wurde sehr still, atemlos vor Aufregung.

Inzwischen hatten Gareth und seine Eltern die Tempeltreppe erreicht. Die Oberhäupter der Handwerksgilden, die niederen Adligen, die wichtigeren Adligen und die Botschafter stellten sich auf und warteten auf das Eintreffen des Königs.

Trompetenschmettern kündigte den Beginn der königlichen Prozession an. Zuerst kamen die königlichen Standartenträger, dann die Trompeter, deren Instrumente in der Sonne blitzten.

Dann folgten die zehn Hohen Magier, jeder an den Farben seiner langen Weste kenntlich, die sie über dem weißen, goldbestickten Gewand trugen, das allen Angehörigen der Priesterschaft gemeinsam war.

Den Magiern folgten die Könige anderer Länder in ihren von Pferden gezogenen Kampfwagen, begleitet von ihren Rittern. Hinter ihnen kamen die Königin und ihr Hof – Emillia wurde von vier riesigen Männern in einer Sänfte getragen. Sie wurde von ihren Hofdamen flankiert, die die Blütenblätter von Rosen ausstreuten, die während des Winters in Erwartung dieses Tages im Palast gezüchtet worden waren. Der Vater der Königin, König Olgaf von Dunkarga, war zur Zeremonie eingeladen worden, hatte aber abgelehnt – eine Beleidigung, auf die der gesamte Hof mit Empörung reagiert hatte.

Gareth spähte zur Sänfte der Königin hinüber, denn dort, neben seiner Mutter, sollte sich eigentlich auch Dagnarus aufhalten. Aber der Platz des Prinzen war leer, und Gareth fragte sich beunruhigt, ob Dagnarus es sich vielleicht in den Kopf gesetzt hatte, seine Teilnahme an der Zeremonie zu verweigern. Dann erstarb der halbherzige Jubel, mit dem die Menge Ihre Majestät gegrüßt hatte, und wich einem Murmeln und leisen Seufzen.

Dagnarus schritt hinter der Sänfte seiner Mutter her, hielt aber einen gewissen Abstand zu ihr, ebenso wie zu dem Gefolge des Königs, das hinter ihm kam. Der Prinz ging allein über die rosenblatt-bestreute Straße und winkte der Menge gnädig zu. Sein rotes Haar leuchtete wie Feuer in der Sonne und hätte die Orks wahrscheinlich in die Flucht geschlagen, hätten welche zugesehen. Er marschierte hoch aufgerichtet einher und wirkte für sein Alter so schön und königlich, dass die Frauen dutzendweise zu gurren begannen.

Hinter dem Prinzen ritten die fünf Paladine, jeder auf seinem wunderschönen Pferd. Ihre Rüstungen – unterschiedlich für

jeden Paladin und ein Zeichen des besonderen Wesens dieser Person – waren aus poliertem Silber und glitzerten derart in der Sonne, dass das Hinsehen beinahe schmerzte.

Die Paladine begleiteten Helmos' reiterloses Pferd, das einer der Ritter des Prinzen führte. Der Anblick ließ Gareth schmerzlich zusammenzucken, denn auch bei Begräbnisprozessionen wurde immer ein reiterloses Pferd mitgeführt, und er befürchtete einen erschreckenden Augenblick lang, dass Helmos etwas zugestoßen war. Aber die Logik setzte sich durch. Dem Jungen fiel ein, dass das Pferd in einem solchen Fall eine schwarze Decke getragen hätte, während dieses Tier für die Parade mit Rosengirlanden geschmückt war, denn es sollte nach der Zeremonie seinen triumphierenden Reiter tragen.

Helmos selbst befand sich bereits im Tempel, in heiliger Zurückgezogenheit, und verbrachte seine Zeit bis zur Zeremonie im Gebet.

Helmos' Pferd folgten die Ritter des Königs, zwanzig an der Zahl, in voller Rüstung auf ihren Rappen, die Schilde in den Händen.

Und dann wurde der Jubel lauter, bis er vermutlich selbst die Ohren der Götter betäubte.

König Tamaros erschien in einem Kampfwagen aus Gold und Silber, gezogen von vier Schimmeln. Er fuhr den Wagen selbst, lenkte die Streitrösser mit Leichtigkeit. Er verschwand beinahe in einem Gestöber von Frühlingsblüten, die die Menge warf, weil das angeblich Glück brachte. Hinter ihm blieb ein mehrere Zoll dicker Teppich von Blüten zurück, deren Duft noch tagelang in der Luft hing.

Tamaros stieg an der Tempeltreppe aus dem Wagen. Die Magier stellten sich rechts und links auf und verbeugten sich, als er vorüberging. Königin Emillia begrüßte ihn mit einem Kuss, was die Menge erfreute. Dagnarus verbeugte sich vor

seinem Vater, was den Zuschauern noch besser gefiel. Der Ehrenwerteste Hohe Magus begleitete die königliche Familie in den Tempel. Die Paladine folgten, dann der Rest der Prozession in absteigender Rangordnung. Es waren so viele, dass Gareth sich schon Sorgen machte, ob er überhaupt einen Platz finden würde, aber sein Vater sagte, alle Plätze seien reserviert und es wäre sogar noch Raum für ein paar sorgfältig ausgewählte Bürger.

Endlich betrat auch Gareth den Tempel. Als er aus dem hellen, warmen Sonnenlicht in den dunklen, kühlen Schatten kam, war er für kurze Zeit so gut wie blind, und er fror ein wenig, denn er hatte in seinen schweren Sachen geschwitzt, und hier, in der Kälte, erschauerte er unter dem Schweiß. Draußen hatte er die freudige Aufregung der Parade erlebt. Hier drinnen herrschte Stille. Der Lärm der Menge wurde ausgeschlossen, als die großen Tore sich dröhnend schlossen, und er wurde dadurch daran erinnert, an welch feierlicher und ernster Zeremonie er nun teilnehmen würde. Alle waren still geworden; wenn sie überhaupt sprachen, dann flüsterten sie nur. Gareth war nervös, bedrückt, fühlte sich ein wenig erstickt.

Die Geschichte vom Paladin der Geister fiel ihm wieder ein, und er sah sich furchtsam um und fragte sich, ob sie wohl anwesend sein mochte.

Die Zeremonie der Verwandlung eines Paladins fand im großen Amphitheater des Tempels der Magier statt. Gareth war zum ersten Mal hier, und er war überwältigt vor Staunen. Das Theater ähnelte einem Kompass, dessen vier Kardinalpunkte jeweils dem Element gewidmet waren, für das sie standen. Norden war Erde, das den Menschen wichtigste Element, denn alle menschliche Magie kam aus dieser Quelle. Der Altar der Götter stand am nördlichen Ende des Amphitheaters.

Die Leute nahmen rasch ihre Plätze ein, stolperten im Halbdunkel übereinander und flüsterten Entschuldigungen. Die Fröhlichkeit der Parade schwang noch in einigen nach; Gareth hörte einige Adlige unterdrückt lachen. Die Galerie, auf der das einfache Volk saß, pulsierte vor Lebendigkeit – ehrfürchtige Rufe, Staunen und hin und wieder Murren, als alles zu den besseren Plätzen drängte. Aber allmählich griff die feierliche Atmosphäre des Tempels, verstärkt von den wohl wollenden Gesichtern der Götter, die auf alle niederschauten, auf die Anwesenden über. Die Leute wurden ruhiger und schwiegen.

Königin Emillia und Dagnarus kamen herein, begleitet von den Rittern Seiner Majestät. Sie nahmen die Ehrenplätze in der ersten Reihe ein, direkt gegenüber dem Altar, der sich auf einem Podest befand.

Gareth stand auf, um einen Blick auf Dagnarus zu erhaschen. Der Prinz war bleich und wirklich ungewöhnlich ernst; die Feierlichkeit der Umgebung hatte schließlich auch ihn beeindruckt. Er hob den Kopf, weil er offensichtlich die Blicke der Menge auf sich spürte; als er mit ruhiger Würde über dieses Meer erwartungsvoller Gesichter hinwegstarrte, erklang bewunderndes Gemurmel. Gareths Mutter zupfte an seinem Überrock, damit er sich wieder hinsetzte und sich benahm. Gareth nahm widerstrebend Platz, aber dann fand er heraus, dass er den Prinzen gut sehen konnte, wenn er nur ein wenig näher an seine Mutter heranrückte und zwischen den Schultern der Leute, die vor ihm saßen, hindurchspähte.

Die zehn Hohen Magier und der Ehrenwerteste Hohe Magus kamen in einer Reihe herein und nahmen ihre Plätze auf dem Podest ein; sie ließen sich auf holzgeschnitzten Stühlen mit hohen Lehnen zu beiden Seiten des Altars nieder, die Gesichter der Menge zugewandt. Dann kamen die Paladine, die eine Ehrengarde um den Altar bildeten. Als Letzter betrat König

Tamaros das Amphitheater. Er nahm auf einer Seite des Altars Platz, dem Ehrenwertesten Hohen Magus gegenüber.

Alle waren bereit. Die Menge schwieg. Niemand hustete, kein Kind wimmerte. Der Hohe Magus, zu dieser Zeit der große Zauberer Reinholt von Amrah'Lin, erhob sich. Er verbeugte sich vor König Tamaros, dann erhob er seine tiefe, feierlich klingende Stimme.

»Bringt den Kandidaten her.«

Zwei Paladine verließen ihre Posten und gingen zu einer Nische hinter dem Podest, die tief im Schatten lag.

Eine Tür ging auf und ließ einen Lichtstrahl herein. Helmos war nur als Silhouette zu erkennen, eine dunkle Gestalt. Er blieb allerdings nicht lange im Dunkeln, denn das Licht der Altarkerzen fiel auf ihn, als er einen Schritt vorwärts machte. Die Paladine schlossen die Tür hinter ihm. Diese Tür führte ins Innere des Tempels, wo Helmos sich den Sieben Prüfungen unterzogen und die Nacht im heiligen Portal der Götter verbracht hatte.

Helmos ging weiter auf den Altar zu, und die Zuschauer seufzten alle gleichzeitig auf.

Er hatte immer gut ausgesehen, aber die Tage des Betens und die Aussicht darauf, das einzige Ziel zu erreichen, das er vor Augen gehabt hatte, seit er davon sprechen konnte, ließen ihn strahlen. Er trug ein schlichtes weißes Gewand, und er schimmerte von einem inneren Licht, das die bedrückende Dunkelheit des Tempelinneren zu verdrängen und die Sonne hereinzubringen schien.

Helmos war weder aufgeregt noch ängstlich. Er weilte überhaupt nicht unter all diesen Leuten, er wandelte mit den Göttern. Er nahm die im Tempel zusammengedrängten Zuschauer und die Würdenträger rund um den Altar ebenso wenig wahr wie die Ratten, die im Tempel lebten und davongelaufen waren, als die Menge hereinkam, und die man

hin und wieder noch hören (und manchmal spüren) konnte, wenn sie aufgeregt versuchten, ihre Schlupflöcher zu finden.

Seine Ehrengarde führte Helmos zu einem Platz vor dem Altar, einem schlichten Marmortisch, der nun mit einem weißen Tuch aus feinstem Leinen bedeckt war, das Helmos' Mutter im Wochenbett gesäumt hatte, bereits in der Erwartung dieses glorreichen Tages. Als er vor dem Altar stand, streckte Helmos die Hände aus. Er nahm die Hand seines Vaters in die rechte und legte die linke Hand auf das Tuch. Seine Eltern waren in diesem Augenblick beide bei ihm.

Gareths Mutter griff nach der Hand ihres Sohnes und hielt sie fest. Sie weinte lautlos, wie beinahe alle im Amphitheater. Gareths Vater wischte sich die Augen und legte den Arm um Frau und Kind. In diesem Augenblick waren sie mehr eine Familie als je zuvor, und mehr, als sie es jemals danach wieder sein sollten.

König Tamaros senkte überwältigt den Kopf.

Königin Emillia stieß ein lautes Schluchzen aus und griff nach Dagnarus. Er saß kerzengerade da, starr, und weigerte sich, sie anzusehen oder ihre Anwesenheit auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Sein Gesicht wirkte spitz, sein Blick auf seinen Bruder konzentriert. Gareth, der ihn kannte, wusste, dass der Prinz bis tief in die Seele von Neid verzehrt wurde.

Helmos hob den Kopf. Er trat vom Altar zurück.

»Ich bin bereit, Ehrenwertester Hoher Magus«, sagte er.

Zwei Paladine traten vor, zogen das weiße Tuch vom Altar und falteten es ehrfürchtig zusammen. Sie reichten es einem der Magier. Der Hohe Magus setzte sich auf einen Stuhl hinter dem Altar. Zwei Magier brachten eine Rolle aus feinem Pergament mit Stäben aus reinem Gold. Sie breiteten das Pergament vor dem Hohen Magus aus. Außerdem erhielt er einen Pinsel und einen kleinen Krug Lammblut. Er tunkte den Pinsel in den Krug und berührte damit das Pergament. Wenn

der Zeitpunkt gekommen war, würde der Hohe Magus von der Präsenz der Götter erfüllt sein und auf das Pergament den Titel schreiben, den Helmos als Paladin annehmen würde, ob es nun Paladin des Rittertums, Paladin der Gerechtigkeit oder ein anderer Titel sein mochte, den die Götter für ihn auswählten.

Der Hohe Magus war nun bereit und sagte: »Lasst das Wunder der Verwandlung beginnen.«

Helmos kniete vor dem Altar nieder. König Tamaros trat vor, legte beide Hände auf den gesenkten Kopf seines Sohnes und rief die Götter an, diesen Mann zu segnen und ihm die Weisheit und die Macht zuzugestehen, die einem Paladin gebührten. Dann fragte Tamaros Helmos, ob er willens sei, sein Leben in den Dienst anderer zu stellen, es wenn nötig sogar zu opfern.

»Wenn es den Göttern gefällt, bin ich das«, erwiderte Helmos.

Tamaros trat vom Altar zurück.

Helmos drehte sich um und stand nun der Menschenmenge gegenüber. Er schaute geradeaus ins raucherfüllte Dunkel des Amphitheaters. Was er in seiner Seele sah, wusste niemand. Er kreuzte die Arme vor der Brust und wartete.

Die Anwesenden schauten in gebannter Faszination zu. Gareth hielt den Atem an aus Angst, dass sogar die kleinste unwillkürliche Bewegung sich irgendwie negativ auswirken könnte. Er hatte Beschreibungen des Wunders gehört, aber nichts hatte ihn auf das vorbereitet, was er nun sehen würde. Wahrscheinlich wäre das ohnehin nicht möglich gewesen.

»Das Wunder der Rüstung beginnt«, verkündete der Hohe Magus.

Helmos verzog schmerzerfüllt das Gesicht.

»Was ist los?«, flüsterte Gareth erschrocken und rutschte verzweifelt auf der Bank herum, um mehr sehen zu können.

»Seine Füße«, sagte sein Vater mit einer Stimme, die der Sohn nicht erkannte. »Sieh dir seine Füße an, Gareth.«

Helmos' nackte Füße und Beine waren so weiß wie der Marmor des Altars. Oder genauer gesagt, sie *waren* Marmor. Sie verwandelten sich in Stein.

Ein Schaudern durchlief den Jungen. »Es bringt ihn um!«, wimmerte er.

»Nein«, erwiderte sein Vater. »Genau das ist ja das Wunder.«

»Sieh nicht hin, Gareth!«, zischte seine Mutter drängend. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, aber er bemerkte, dass sie zwischen ihren Fingern hindurchspähte.

Gareth hätte nur zu gerne die Augen geschlossen, denn es war schrecklich, Zeuge von Helmos' Qual sein zu müssen. Aber er ließ sie offen, um seinen Helden zu ehren. Wenn Helmos diesen Schmerz ertragen konnte, dann konnte Gareth es aushalten, ihn leiden zu sehen.

Keuchen und Gemurmel wurden laut, und von der Galerie erklang ein lautes, ehrfürchtiges »Die Götter stehen ihm bei!«.

Gareth wandte kurz den Blick von Helmos ab, um Dagnarus anzusehen. Der Prinz war sehr bleich; seine Augen wirkten rund und standen weit offen. Er saß sehr still da.

Helmos' Augen waren ebenfalls offen, und er blickte seinen Vater die ganze Zeit über an und bezog Kraft aus seiner Liebe. Tamaros wich nicht zurück und schlug die Augen nicht nieder. Er lächelte seinem Sohn tröstlich zu, im Glauben an die Götter unerschüttert, und gab Helmos die Hilfe, die er in seiner Qual brauchte. Die Verwandlung ging, den Göttern sei Dank, schnell vonstatten. Es war in weniger als einer Minute vorüber, obwohl Gareth den Eindruck hatte, dass es mehrere Leben dauerte.

Der Körper des jungen Mannes unter dem Gewand war weißer Marmor, eiskalt, fest, reglos. Er sah aus wie eine der gemeißelten Figuren der Könige und Königinnen, der edlen

Ritter und ihrer Frauen und der Ehrenwerten Magier, die die Sarkophage in der Halle der Ewigkeit tief unter dem Tempel schmückten.

Die Steinaugen starrten weiterhin Tamaros an. Das Letzte, was Helmos sah, war das liebevolle Gesicht seines Vaters, immer noch lächelnd, wenn auch tränenüberströmt.

Tamaros kam auf die Beine und legte eine Hand auf die kalte Statue, die sein Sohn gewesen war.

»Götter von Erde und Wasser, Feuer und Luft, segnet diesen euren Diener.«

Dann setzte er sich wieder hin.

Die Steinfigur von Helmos begann zu glühen; zunächst orangefarben, dann rot wie Lava. Das Licht erfüllte den Tempel. Die Hitze der Steinstatue strahlte aus, bis einige Zuschauer in den ersten Reihen gezwungen waren, sich abzuwenden.

Nicht Dagnarus. Er hatte sich nicht geregt, seit die Zeremonie begonnen hatte. Er hatte den Mund ein wenig geöffnet, saugte alles auf, was er sah, und machte es augenblicklich zu einem Teil seines Wesens.

Das Schimmern des Steins wurde immer heller. Nun leuchtete er bläulich weiß, auf eine Art, die in den Augen schmerzte. Gareth musste ununterbrochen blinzeln und sich Tränen abwischen, aber er sah weiterhin zu.

Der weißglühende Stein begann, die Form zu verändern.

Wie ein Schmied eine Rüstung aus dem besten, stärksten Metall schafft, so erschufen die Götter die Rüstung eines Paladins aus dem Besten und Stärksten im Kandidaten. Die Rüstung eines Paladins kommt aus dem Herzen und der Seele. Die Götter verleihen der Rüstung körperliche Gestalt und benutzen das, was sie im Menschen vorfinden, um in der Zukunft diesen Körper zu schützen. Von diesem Augenblick

an musste der Paladin nur die Rüstung heraufbeschwören, um gefeit zu sein, und es würde geschehen.

Die Rüstung ist magisch, eine Gabe der Götter, und daher undurchdringlich. Gewöhnliche Waffen können ihr nichts anhaben. Die Rüstung eines jeden Paladins ist anders als die seiner Genossen, denn sie ist aus unterschiedlichen Eigenschaften der einzelnen Personen geschmiedet.

»Geschmiedet aus der Kraft, schützt sie die schwächeren Teile, bis auch sie in Stärken verwandelt werden können«, würde Evaristo es später erklären.

Das Strahlen war wie das der Sonne, reflektiert von tausend Spiegeln, und es blendete so stark, dass die Zuschauer schließlich gar nichts mehr sahen. Gareth musste die Augen schließen, aber das Licht drang auch durch die Lider; er sah es gelblich scheinen, durch das rote Netz seiner eigenen Blutgefäße.

Und dann erstarb es. Und dann konnte er wieder sehen.

Das Wunder der Rüstung war vollzogen. Ein Helm von unglaublicher Schönheit bedeckte Helmos' Kopf. Die Seiten des Helms hatten die Form silberner Flügel, und den Helmschmuck bildete ein Schwanenkopf auf einem anmutigen, stolzen Hals.

Helmos bewegte die Hand, hob sie ans Gesicht. Ein kollektiver Seufzer erklang, denn das war ein Zeichen – das erste Zeichen – dafür, dass er noch lebte. Tamaros war der Einzige im Tempel, der nicht gewaltig erleichtert wirkte. Sein Glaube war keinen Augenblick lang ins Wanken geraten.

Helmos hob das Visier seines schimmernden Helms und entblößte sein von Ehrfurcht gezeichnetes Gesicht. Als er langsam aus dem gesegneten Reich, das er durchschritten hatte, zur Erde zurückkehrte und seine weltlichere Umgebung wieder wahrnahm, sah er als Erstes seinen Vater, dem der

Stolz ins Gesicht geschrieben stand. Die Ehrfurcht des Sohnes machte der Freude Platz.

Die beiden reichten sich die Hände. Die Zuschauer brachen in donnernden Jubel aus, der von der Kuppeldecke widerhallte, die Mauern erzittern und die Kerzen flackern ließ und mit der Kraft einer Flutwelle gegen den Altar rollte.

König Tamaros präsentierte Helmos seinem Volk, das mit neuerlichem lautem Jubel reagierte. Gareth klatschte, bis seine Handflächen brannten; sein Vater schrie sich heiser, und seine Mutter winkte mit ihrem Taschentuch, wie es alle Damen taten, bis es aussah, als flatterte ein Schwarm weißer Vögel durch den Tempel.

König Tamaros hob die Hand, und der Jubel verstummte. Alle setzten sich wieder hin, denn nun würde der zweite Teil der Zeremonie beginnen. Der König und Helmos wandten sich beide dem Altar zu, wo der Hohe Magus saß. Er hatte sich dem Jubel nicht angeschlossen, ebenso wenig wie die anderen Magier, die sich weiter auf ihre Verbindung zum Magischen konzentrierten.

Der Hohe Magus hatte die Augen geschlossen. Die Zuschauer rutschten unruhig hin und her, hüstelten und flüsterten, und dann senkte sich abermals ehrfürchtige Stille über den Tempel – eine Stille, in der jedoch eine gewisse Ungeduld mitschwang, denn das Hauptspektakel war vorüber. Alle waren darauf versessen, zu einem der vielen Feste weiterzuziehen, die zu Ehren dieses neuen Paladins veranstaltet wurden.

Der Hohe Magus, die Augen fest geschlossen, streckte die Hand aus. Einer der anderen Magier gab ihm den Pinsel in die Hand und half ihm dabei, ihn in das Lammblut zu tauchen. Der Hohe Magus berührte mit dem Pinsel das Pergament. Er hielt die Hand ruhig und gestattete es den Göttern, sie zu führen. Gareth konnte rote Buchstaben erkennen, die aus dem Pinsel

flossen, aber er war zu weit entfernt, um sie lesen zu können, und das wäre auch nicht möglich gewesen, hätte er näher am Altar gesessen, denn von seinem Blickwinkel aus erschienen die Buchstaben umgekehrt. Aber er sah, ebenso wie alle anderen, dass der Magier, der dem Hohen Magus geholfen hatte, die in Blut geschriebenen Worte anstarrte, merklich zusammenzuckte und unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Die anderen Magier reckten nun die Hälse, und auch sie wirkten entsetzt oder beunruhigt und sahen einander oder den König an. Tamaros' Position war der von Gareth ganz ähnlich, er sah nur die auf dem Kopf stehenden Worte und konnte sie nicht entziffern. Er spürte und sah allerdings das Unbehagen der Magier. Alle Zuschauer konnten es spüren und stimmten ein unruhiges Gemurmel an. König Tamaros verließ seinen Platz am Altar nicht, er blieb neben seinem Sohn stehen, obwohl er sicher gerne um den Altar herumgelaufen wäre, um zu erfahren, was alle so aufgeregt hatte.

Der Hohe Magus war sich dessen nicht bewusst, etwas Verstörendes geschrieben zu haben. Er öffnete die Augen, lächelte König Tamaros und Helmos an und schaute dann arglos auf das Pergament. Sein eigenes Staunen und Erschrecken wurde jedem Einzelnen im Amphitheater deutlich. Einige flüsterten später, er müsse doch gewusst haben, was er schrieb, einige gingen sogar so weit zu behaupten, er hätte es mit Absicht getan und das Ganze hätte einen politischen Hintergrund.

»Wenn das der Fall ist, dann ist er ein hervorragender Schauspieler«, erklärte Evaristo Gareth später verbittert. »Bis hin zu dem Punkt, dass er bewirken kann, bleich zu werden, denn er war so blass, dass der Paladin der Geister, falls sie anwesend war, ihn sicher für einen der Ihren gehalten hat.«

Dann nahm sich der Hohe Magus zusammen, erhob sich, warf Tamaros einen viel sagenden Blick zu und drehte dann

die Schriftrolle so, dass der König sie lesen konnte, und sagte schließlich laut und beinahe trotzig: »Es ist meine Pflicht« – er hätte sagen sollen: »Es ist mir eine Freude«, aber er war vernünftig genug, seine Worte im letzten Augenblick zu ändern –, »dem Volk von Vinnengael seinen neuen Paladin vorzustellen, auserwählt von den Göttern als Paladin des Kummers.«

Paladin des Kummers.

Entsetzt musste Gareth sofort an die Orks und ihr schlechtes Vorzeichen denken, an den brennenden See. Von nun an würde er sie und ihren Glauben ernster nehmen.

Ein Murmeln, tief und surrend, ging durch die Zuschauermenge. Es gefiel ihnen nicht; sie wollten eine Erklärung. Gareths Vater hatte die Stirn gerunzelt und sprach mit seinem Nachbarn. Gareths Mutter fächelte sich mit ihrem Taschentuch und sprach atemlos mit ihrer Nachbarin. Gareth schaute zu Dagnarus hinüber, um zu sehen, wie er reagierte, aber Silwyth beugte sich in diesem Augenblick zum Prinzen nieder und verbarg ihn so vor dem Blick seines Freundes. König Tamaros war ausgesprochen unzufrieden, sein Zorn wurde offensichtlich in seiner missbilligenden Miene, seiner geballten Faust und in seiner Haltung: Er hatte die Schultern hochgezogen und sah wie eine böse alte Eule aus.

»Es ist der Wille der Götter«, fuhr der Hohe Magus in seinem verteidigenden Tonfall fort und fügte dann streng hinzu: »Wir stellen ihren Willen nur unter großer Gefahr in Frage.«

»Ja, aber was hat es zu bedeuten?«, wollte der König wissen, der nicht auf den Hohen Magus zornig war, sondern auf die Götter. Als König war er in seinem Stolz verletzt, aber als Vater hatte er einfach nur Angst.

Der Hohe Magus ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Während er nachdachte, sah Gareth die Person an, die alle offenbar vergessen hatten: Helmos.

Er hatte all die Unruhe unerschütterlich und ruhig und strahlend überstanden; vielleicht weilte er immer noch bei den Göttern. Die Angst und die Unsicherheit derer, die ihn umgaben, schienen ihn nicht zu berühren. Seine Rüstung schützte ihn vor mehr als nur Pfeilen und Schwertern. Diese schimmernde Rüstung war ein äußeres Zeichen seines Glaubens, und ihr Glanz war unvermindert. Er wusste, was die Götter mit ihm vorhatten. Er wusste es für sich, und das war alles, was zählte. Der Rest der Welt würde es mit der Zeit schon erfahren. Oder nicht.

»Ich glaube, Euer Majestät, die Götter wollen uns damit sagen«, begann der Hohe Magus vorsichtig und zögernd, »dass Euer Sohn Helmos der Paladin sein wird, der den Kummer der Menschen zu seinem eigenen macht, ihren Schmerz zu seinem, und zwischen ihnen und dem Bösen steht.«

Ein leises Seufzen zog durch den Tempel. Helmos nickte kaum merklich. Ja, der Hohe Magus hatte es richtig verstanden.

König Tamaros schien verblüfft, dann errötete er verlegen. Er wandte sich Helmos zu.

»Verzeih mir, mein Sohn.« Tamaros hob den Blick zum Himmel. »Ihr Götter, vergebt mir! Einen Augenblick lang wankte mein Glaube. Aber ihr, die ihr allwissend seid, versteht es. Ich bin ein Vater.«

Er weinte ganz offen, und alle im Tempel Anwesenden taten es ihm nach. Gareths Mutter schluchzte in ihr Taschentuch, tastete nach Gareths Hand und drückte sie fest. Sein Vater schniefte und schnaubte und schaute drein, als wüsste er genau, wie Tamaros empfand. Gareths Eltern hatten ihn nie auch nur halb so sehr geliebt wie an diesem Tag, und auch er liebte sie in diesem Augenblick. Sie kamen alle wieder zu Verstand, nachdem es vorbei war, aber in diesem Augenblick schwebte die Magie noch über ihnen.

Inmitten all dieses Weinens erhob sich Dagnarus von seinem Platz und betrat das Altarpodest. Er ging vorwärts, schien die erstaunten Blicke der Magier nicht zu bemerken und stellte sich vor Helmos. Dann streckte er die Hand aus.

»Lass mich der Erste sein, der dir gratuliert, Bruder«, sagte er mit klarer Stimme.

Dies war kein geplanter Teil der Zeremonie; das konnte man den beunruhigten Blicken der Magier deutlich entnehmen. Aber Dagnarus' Worte und seine Tat erfreuten König Tamaros, der in diesem Augenblick die ganze Welt liebte. Dagnarus war ein solch schönes Kind, wie er dort im Altarlicht stand, sein rotes Haar wie eine Flamme leuchtend. Er sah seinen Bruder voller Respekt und Bewunderung an, blickte mit der Ehrfurcht zu ihm auf, die man von einem Kind seines Alters erwarten würde.

Helmos ergriff die Hand seines jüngeren Bruders. König Tamors legte Dagnarus eine Hand auf den Kopf, die andere auf Helmos' Schulter, und verband die beiden auf diese Weise noch deutlicher miteinander.

Der Hohe Magus machte eine kleine, halb verborgene Geste. Einer der Magier huschte lautlos zu ihm hin, rollte hastig das Pergament auf und nahm es vom Altar. Nachdem dies geschehen war, entspannte sich der Hohe Magus ein wenig. Er lächelte und segnete schließlich die Zuschauermenge.

Helmos verließ das Amphitheater unter dem Jubel der Massen. Gehüllt in seine wunderbare Schwanenrüstung, stolz und gut aussehend, ritt er über die mit Rosen bedeckte Straße.

Paladin des Kummers.

Sternenbrüder

Kurz nach Helmos' Verwandlung feierte der Königliche Hof Dagnarus' zehnten Geburtstag. Der Tag wurde mit großem Aufwand vorbereitet, obwohl man Gareth sagte, das Fest fiele nicht so glanzvoll aus wie in früheren Jahren. Es fehlte zum Beispiel das elfische Feuerwerk. Die Elfen schickten Dagnarus in diesem Jahr auch kein Geschenk, ebenso wenig erhielt er die ansonsten üblichen Gaben von den Zwergen und Orks. Ihre Botschafter nahmen nicht an der Feier teil.

König Tamaros war ernst und zerstreut, ebenso wie Helmos und die Berater des Königs. Sie hatten das Festessen – das neben weiteren Delikatessen aus gebratenen Kalbsköpfen, vergoldet und versilbert, und einem ganzen gebratenen Schaf bestand – halb hinter sich gebracht, als ein Page in den Saal schlüpfte. Er ging zum König und flüsterte ihm etwas ins Ohr. König Tamaros erschrak und schaute grimmig drein. Er stand auf, winkte Helmos und zwei seiner Berater zu sich. Dann beugte er sich vor und gab Dagnarus einen Kuss auf die Wange.

»Du findest dein Geschenk im Stall, Sohn«, sagte er.

»Danke, Vater«, erwiderte Dagnarus mit blitzenden Augen.

Tamaros und sein Gefolge zogen sich zurück. Sobald sie verschwunden waren, setzten sich auch andere Adlige in Bewegung, weil sie herausfinden wollten, was los war.

Königin Emillia war wütend über diese »Demütigung«, wie sie es ausdrückte, und nachdem Seine Majestät sich zurückgezogen hatte, konnte man ihre Stimme laut und schrill über die Festgeräusche hinweg hören, wie sie sich über die

Selbstsucht Seiner Majestät beschwerte. Einer der Adligen, die in den Saal zurückkehrten, informierte sie, dass man den König weggerufen hatte, weil alle Botschafter der anderen Völker und der Botschafter des Königs von Dunkarga drohten, den Hof noch an diesem Abend zu verlassen. König Tamaros versuchte, sie zu beschwichtigen.

Selbst Königin Emillia war klug genug zu begreifen, dass dies eine ernste Situation war, besonders, da auch ihr eigener Vater darin verwickelt war, und daher hörte sie zur großen Erleichterung derer, die in ihrer Nähe saßen, damit auf, sich zu beschweren.

Gareth fürchtete, dass Dagnarus gekränkt über den plötzlichen Aufbruch seines Vaters sein würde, stellte aber fest, dass der Prinz ganz im Gegenteil bei bester Laune war. Dagnarus unterhielt sich lebhaft, versuchte einen der Lords dazu zu bewegen, ihm zu verraten, was für ein Geschenk wohl im Stall auf ihn warten mochte, und gab sich schrecklich enttäuscht, als man ihm sagte, es sei nur ein Ballen muffigen Heus.

»Was hat das mit den Botschaftern zu bedeuten?« Gareth hatte sich in einer Gesprächspause zu seinem Freund gebeugt, um diese Frage zu stellen.

»Es bedeutet Krieg«, erwiderte Dagnarus, und seine Augen glitzerten im Feuerlicht rötlich.

»Krieg!« Gareth war entsetzt.

Er wollte mehr fragen, aber Dagnarus war zu beschäftigt. Ein stetiger Strom von Höflingen kam an den Tisch, um den Prinzen zu beglückwünschen, und jeder war bestrebt, dafür zu sorgen, dass der Prinz erfuhr, wie viel sein Geschenk gekostet hatte und um wie viel wertvoller es war als die Geschenke der anderen.

Bald schon folgten die Akrobaten und Bänkelsänger, und die Jungen hatten keine Gelegenheit mehr, miteinander zu sprechen.

Auch am nächsten Morgen konnte Gareth nicht mit seinem Freund reden. Dagnarus war schon vor Sonnenaufgang wach, begierig, den Tag zu beginnen und sein neues Pferd zu begutachten. Gareth erhob sich widerstrebend, erschöpft und noch halb betäubt von dem Festessen. Sein Kopf schmerzte. Am Tisch des Königs wurde nur der beste Wein serviert, und selbst verwässert, wie man ihn den Jungen gab, war er immer noch stark. Gareth wurde wacher, als der Dagnarus' Gemächer betrat. Die Adligen, die dem Prinzen ihre Aufwartung machten, unterhielten sich leise und warfen Silwyth Seitenblicke zu. Das ruhige, ausdruckslose Gesicht des Elfen verriet nicht mehr Gefühle als der wolkenlose Himmel vor dem Fenster.

»Was gibt es Neues von den Botschaftern?«, fragte Dagnarus. Er saß noch im Bett und trank heiße Schokolade.

»Sie waren heute früh immer noch in Vinnengael, Euer Hoheit«, erwiderte einer der Adligen. Gareth kannte nicht all ihre Namen; sie waren für den Jungen nur eine Ansammlung von Gesichtern, wie Gebäckstücke bei einem Bankett – zwar unterschiedlich, aber alle aus demselben Zuckerteig. »Es heißt, der König, Euer erlauchter Vater, hätte die ganze Nacht damit verbracht, sie zum Hierbleiben zu überreden.«

»Die Elfen sind am streitsüchtigsten«, warf ein anderer ein und verbeugte sich dann in Silwyths Richtung. »Bitte um Vergebung, Herr.«

Silwyth, der damit beschäftigt war, die Kleider des Prinzen bereitzulegen, nahm die Entschuldigung mit einem leichten Nicken zur Kenntnis, blickte den Mann aber nicht an. Dagnarus warf Silwyth einen Blick zu und lächelte dünn. Silwyths Mandelaugen wandten sich kurz dem Prinzen zu, und

Gareth nahm an, dass Dagnarus von seinem Kämmerer mehr erfuhr als von den klatschsüchtigen Adligen.

Gareth hoffte, dem Prinzen später Fragen stellen zu können, aber als er sich vor dem Unterricht nach ihm umsah, war Dagnarus verschwunden – er war in den Stall gegangen, um sich sein Geschenk, einen wunderschönen Hengst, anzusehen.

Das Spielzimmer war immer mehr zu Gareths Spielzimmer geworden, oder besser, zu seinem Schulzimmer. Evaristo kam herein und sah ebenfalls ein wenig erschöpft aus. Aus Höflichkeit hatte man ihn zur Geburtstagsfeier eingeladen, obwohl Silwyth dafür gesorgt hatte, dass der Lehrer am niedrigsten Tisch saß. Evaristo war so erfreut über die unerwartete Einladung gewesen, dass er sich daran nicht störte. Obwohl er zusammenzuckte, wenn ihm grelles Licht in die Augen fiel, war er in guter Stimmung, setzte sich an den Tisch und schlug das Buch für die erste Lektion des Tages auf. Er wartete nicht mehr auf Dagnarus. Im Gegenteil, er wäre über alle Maßen verblüfft gewesen, wenn der Prinz jetzt hereingekommen wäre.

»Dagnarus sagt, es würde Krieg geben«, platzte Gareth ängstlich heraus. »Stimmt das?«

Evaristo schien verblüfft – es verblüfft Erwachsene immer, wenn sie feststellen, dass Kinder sich für etwas interessieren, das sie für die Angelegenheit von Erwachsenen halten. Aber er glaubte daran, in solchen Fällen wahrhaftige Antworten zu geben. Er gehörte nicht zu den Leuten, die herablassend mit Kindern umgingen oder versuchten, sie vor unangenehmen Themen zu bewahren. Er hielt einen Augenblick inne, um seine Worte sorgfältig zu wählen.

»König Tamaros ist ein weiser Mann«, sagte er schließlich. »Es ist zu hoffen, dass in diesem Fall die Weisheit den Sieg über die Dummheit davontragen wird.«

»Wessen Dummheit?«, fragte Gareth.

Evaristo war ernst. Er betrachtete den Jungen forschend und überlegte, wie viel Gareth wohl verstehen würde.

»Hat Prinz Dagnarus mit dir über diese Dinge gesprochen, Gareth?«

»Nein, aber das wird er sicher noch tun«, antwortete der Knabe, und das entsprach nur der Wahrheit. Dagnarus besprach alles mit seinem Freund. »Ich werde einmal sein Berater sein, wenn er König ist. Und er will, dass ich Übung bekomme.«

Evaristo seufzte missbilligend, wenn dies auch nicht gegen seinen Schüler gerichtet war. »Ich wünschte, Seine Hoheit würde nicht solche Dinge sagen. Die Leute werden denken, dass er seinem Bruder Böses wünscht, denn so etwas würde wohl geschehen müssen, wenn ein jüngerer Sohn König werden soll. Ich bin selbstverständlich sicher, dass er es nicht so meint, aber für jene, die ihn nicht kennen, wird es unangemessen klingen.«

Gareth, der Dagnarus tatsächlich kannte, schwieg.

»Also gut, Gareth«, fuhr Evaristo fort. »Ich werde dir sagen, um was es geht. Ich werde dir die Wahrheit sagen, obwohl ich ernsthafte Schwierigkeiten bekommen werde, wenn gewisse Leute erfahren, was ich dir mitgeteilt habe.«

Hofintrigen. Sie würzten das Essen, verwässerten den Wein, zuckerten das Obst. Er versprach Evaristo feierlich, dass er niemandem außer Dagnarus etwas verraten würde. Er fühlte sich durch seine Ehre dazu verpflichtet, dies zu erwähnen.

»Ich bin sicher, dass Seine Hoheit bereits weiß, was ich zu sagen habe«, meinte Evaristo trocken. »Die Dummheit begann mit Königin Emillias Vater, König Olgaf von Dunkarga. Olgaf ist ein gieriger, unzufriedener Mann, Herrscher eines gierigen, unzufriedenen Königreichs. Die Menschen von Dunkarga haben Vinnengael immer seinen Wohlstand, seine Schönheit und seine Macht geneidet, die sie für sich selbst haben wollten.

Sie könnten dasselbe erreichen, wenn sie daran arbeiteten, aber sie wollen nicht arbeiten. Sie wollen, dass es ihnen jemand einfach gibt.

Sie wollen die Portale«, erklärte er, »oder genauer gesagt, nicht unbedingt die Verantwortung für die Portale, sie wollen den Wohlstand, den die Portale bringen. Wie du weißt, seit wir dieses Thema bearbeitet haben, nimmt Vinnengael sich einen bestimmten Prozentsatz von allen Handelswaren, die durch die Portale gebracht werden. Das ist nur gerecht so, denn die Erhaltung und Bewachung der Portale ist teuer. Der Prozentsatz, den wir nehmen, ist gerecht, und die Kaufleute machen so gute Geschäfte, dass sie ihn gerne zahlen. Niemand beschwert sich über diese Steuern und Zölle. Selbst König Olgaf macht daraus kein Thema, obwohl es das ist, um was es ihm im Grunde geht.«

»Ist Dunkarga denn ein armes Land?«, fragte Gareth.

»Wenn dem so ist, dann durch ihre eigene Schuld«, entgegnete Evaristo gereizt. »König Tamaros hätte nur zu gerne seinen Wohlstand mit dem ärmeren Nachbarn geteilt. Er hat die Gebühren für die Kaufleute von Dunkarga gesenkt, und sie können nun ihre Waren für beinahe nichts auf den Markt von Vinnengael bringen. Er hat zwergische, elfische und orkische Kaufleute ermutigt, nach Dunkarga zu reisen, um dort ihre Waren zu verkaufen. Einige haben das auch getan, sind aber nicht lange geblieben. Dunkarga erwies sich als ungastlich für diese Fremden. Zwei Elfen wurden geschlagen, ein Zwerg aus der Stadt geworfen. Sie hätten beinahe einen der Orkkaufleute wegen angeblichen Betrugs gehängt. König Olgaf hat nichts dagegen unternommen und nicht versucht, die Haltung seines Volkes zu verändern, die ohnehin nur das Abbild seiner eigenen ist. Er will ernten, ohne gesät zu haben.

Es gibt nur eines, was er gut kann, und das ist Streit zu säen. Wenn er auch nur ein Zehntel der Energie, die er darauf

verwendete, anderen Ärger zu machen, zum Wohle seines Königreichs verwenden würde, dann wäre Dunkarga eine große Macht.«

Evaristo seufzte und schüttelte den Kopf, verschränkte die Arme vor der Brust und schaute finster aus dem Fenster in die Ferne, nach Westen, wo Dunkarga lag. »Er ist eine schlaue alte Hyäne, das muss man ihm lassen. Er hat eine Nase für Schwächen, er weiß, wo und wann er zuschlagen muss, um den größten Schaden anzurichten.

Als Erstes kam er zu der Einsicht, dass es der einfachste Weg wäre, sich des berühmten Wohlstands von Vinnengael zu bemächtigen, indem er seine Tochter zur Königin machte. Ich erinnere mich noch daran, wie er zum ersten Mal Botschafter mit dem Angebot an den Hof schickte. König Tamaros lehnte ab. Der König hat seine erste Frau, die Mutter von Helmos, sehr geliebt.

Aber leider«, fuhr Evaristo traurig und mit nachdenklichem Ton fort, »gehört es zu den Tatsachen des Lebens, dass die Götter mit der einen Hand geben und mit der anderen nehmen. Ein Unfall, ein sinnloser Unfall, beendete das Leben der Königin. Eine Schlange erschreckte das Pferd, das sie ritt, sie wurde aus dem Sattel geschleudert und brach sich das Rückgrat. Die Heiler konnten nichts tun, um sie zu retten.

Königin Portia war noch kein Jahr tot, als König Olgaf bereits zu drängen begann, Tamaros solle wieder heiraten. Nun, er hat sein Ziel erreicht. Seine Tochter ist Königin, aber es hat ihm nicht viel eingebracht.

Also denkt er weiter darüber nach, was er tun kann, um Dunkarga in der Welt vorwärts zu bringen. Und die einzige Möglichkeit, die dieser widerwärtige und kleingeistige Narr sieht, besteht darin, Vinnengael zu schädigen. Daher unterminiert er Tamaros' Arbeit, wo immer er kann, entweder, indem er Zweifel und Misstrauen in die Herzen der Elfen,

Zwerge und Orks senkt, oder jene Zweifel ermutigt, die bereits bestehen. Diese Angelegenheit, mit der wir es jetzt zu tun haben, ist allein Olgafs Tat. Er hat einen Elf als Paladin vorgeschlagen.«

Gareth erinnerte sich an die Frage, die Dagnarus Silwyth gestellt hatte: *Warum werden keine Elfen Paladine?* Und Silwyths Antwort: *Das ist eine gute Frage, Euer Hoheit. Ich glaube, diese Frage wurde Seiner Majestät auch schon von gewissen anderen Personen gestellt.*

»Tamaros erklärte den Elfen, dass ihm die Götter keine Macht über sie gewährt haben. Es steht ihm nicht zu, sich in Angelegenheiten der Elfen an die Götter zu wenden. Er wollte sich nicht in elfische Belange einmischen – und man sollte annehmen, die Elfen wären nur zu froh, das zu hören. Olgaf jedoch hat dem König die Worte im Mund herumgedreht, und nun wird es so dargestellt, als versuchte er zu verhindern, dass die Götter den Elfen Gaben gewähren.«

»Was wird der König tun?«

»Ich weiß es nicht, Gareth«, erwiderte Evaristo. »Die Elfen haben uns allerdings noch nicht den Krieg erklärt. Und die Tatsache, dass Seine Majestät ihren wichtigsten Botschafter, Lord Mabreton, überzeugen konnte zu bleiben, ist ein sehr gutes Zeichen.«

»Dann glaubt Ihr nicht, dass es zum Krieg kommen wird?«, fragte Gareth hoffnungsvoll.

»Ich bete, dass es keinen Krieg geben wird.«

»Ich bete, dass es bald Krieg geben wird«, sagte Dagnarus beim Mittagessen.

Er war rot angelaufen und erhitzt, zerkratzt und zerschlagen, und er roch stark nach Pferd, aber Gareth hatte den Prinzen noch nie in besserer Laune gesehen. Er wollte nicht über den

Krieg reden, noch nicht, aber Gareth konnte kaum an etwas anderes denken. Dagnarus war mehr daran interessiert, sein Pferd zu beschreiben, und behauptete, es sei das wunderbarste Tier der Welt.

»Es stammt aus zwergischer Zucht, und alle wissen, dass ihre Pferde die besten und stärksten auf der Welt sind. Selbstverständlich wurde dieses Pferd größer gezüchtet als die Zwergenponys, um einen Menschen tragen zu können, aber es sind das Herz und das Blut eines Pferdes, die zählen, und die kommen von der Zwergenseite, sagt Dunner.«

»Dunner?«, fragte Gareth, dem der Name bekannt vorkam.

»Erinnerst du dich an den Zwerg, den wir in der Königlichen Bibliothek gesehen haben? Den, der die Bücher gelesen hat? Das ist Dunner. Er gehört zu den Pferdelosen, was bedeutet, dass er nicht mehr reiten kann. Aber er ist immer noch gern in der Nähe von Pferden, und wenn er nicht gerade studiert, verbringt er den größten Teil seiner Zeit in den Stallungen. Er war auch heute früh da, um sich mein Pferd anzusehen, denn er hatte gehört, was für ein wunderbares Tier es ist.« Dagnarus glühte förmlich vor Stolz.

»Dunner wird mir helfen, das Pferd für den Kampf auszubilden, so wie die Zwerge ihre Rösser ausbilden. Und er wird mir beibringen, wie man vom Pferderücken aus mit Pfeil und Bogen kämpft. Keiner unserer Soldaten kann das, nicht einmal Argot. Die Zwerge können Pfeile auf ihre Feinde niederregnen lassen und Hunderte töten, bevor der Feind auch nur nahe genug kommt, um zurückschlagen zu können. Und ihre Ponys drehen sich auf nur einen Pfiff in jede befohlene Richtung. Sie können Meilen und Meilen rennen, ohne ein einziges Mal auszuruhen. Ein Zwergenhäuptling ritt einmal zweihundert Meilen in einem Tag und einer Nacht und wechselte nur einmal sein Pferd. So wollen sie die ganze Welt erobern.«

»Ach ja?« Gareth war erschrocken. Allmählich glaubte er, von Feinden umzingelt zu sein.

»Das sagt Dunner jedenfalls.« Dagnarus zwinkerte seinem Freund zu. »Ich habe ihm nicht widersprochen, aber wir wissen es selbstverständlich besser. Aber wenn ich erst Kriegsherr bin, werde ich meinen Rittern beibringen, Pfeil und Bogen vom Pferderücken aus einzusetzen. Ich habe vor, sofort damit anzufangen. Mit den Übungen, meine ich. Dunner sagt, ich muss lernen, mich nur mit den Beinen auf dem Pferderücken zu halten. Dann habe ich die Hände für den Bogen frei.«

Gareth sah seinen Freund bewundernd an. »Wirst du das wagen?«

»Aber selbstverständlich!«, meinte Dagnarus und fügte lässig hinzu: »Ich habe es heute schon versucht. Nicht auf meinem Pferd, es ist noch nicht zugeritten, aber auf einem der Stallponys. Ich bin sechsmal runtergefallen, aber Dunner sagt, ich bin talentiert, und es wird schnell besser werden. Ich bin das letzte Mal drei Minuten oben geblieben.«

Gareth konnte nur den Kopf schütteln. Er war immer noch abgelenkt von seinen Sorgen. »Evaristo sagt, es wird keinen Krieg geben. Dein Vater hat den elfischen Botschafter dazu überredet, hier zu bleiben und weiter mit ihm zu verhandeln.«

»Evaristo kennt den neuesten Hofklatsch nicht«, meinte Dagnarus trocken. »Es sind nicht mehr nur die Elfen, die mit Krieg drohen; es sind auch die Zwerge und die Orks.«

»Was?« Gareth war entsetzt. »Wann? Wie ist das passiert?«

»Es sieht so aus, als hätte jemand – niemand weiß wer – anonyme Botschaften an die Botschafter der Zwerge und der Orks geschickt und ihnen mitgeteilt, dass der König den Elfen Vorrechte einräumen wird, wenn sie Vinnengael bei einem Krieg gegen die Zwerge und Orks beistehen. Eine Zwergenarmee lagert nun vor ihrem Ende des Portals und

droht es einzunehmen. Wir haben Soldaten hingeschickt, die das Portal offen halten sollen. Die Orks haben heute in den Straßen von Vinnengael einen Aufstand versucht. Hast du nichts davon gehört?«

»Nein. Ich habe nichts gehört«, erklärte Gareth bedrückt.

»Wenn du die Nase hin und wieder aus den Büchern nehmen würdest, könntest du vielleicht etwas riechen«, sagte Dagnarus. Er sah sich um. »Mehr Eintopf, Silwyth. Ich bin am Verhungern.«

Leise verließ der Elf seinen üblichen Platz, der immer so nahe am Fenster war wie möglich. Er schöpfte Eintopf aus dem Topf und stellte die Schale vor dem Prinzen hin.

Gareth seufzte. Es war gut und schön für den Prinzen, den Unterricht zu schwänzen, davonzurennen und mit pferdelosen Zwergen zu reden und auf Ponys herumzugaloppieren. Der Prügelknabe hatte diese Möglichkeit nicht. Aber Gareth schwieg. Dagnarus würde ihn ohnehin nicht verstehen.

Silwyth hatte seine Arbeit getan und kehrte wieder zu seinem Posten am Fenster zurück.

»Die Soldaten haben den Aufstand niedergeschlagen«, erklärte der Prinz, »aber es wurden ein paar Köpfe eingeschlagen. Und wir haben *unser* Ende des Portals versiegelt. Argot sagt, er will nicht erleben, dass eine Armee von Zwergen und Orks hindurchgestürzt kommt.«

»Wird dein Vater ein Bündnis mit den Elfen schließen und in den Krieg ziehen?«, fragte Gareth.

»Mach dich doch nicht lächerlich. Du kennst doch meinen Vater.« Dagnarus schnaubte. »Er würde so etwas nie tun. Obwohl das eine interessante Idee ist…« Er hielt nachdenklich inne und kaute auf einem Mund voll Lammfleisch.

»Aber wenn wir wissen, dass dein Vater, der König, nichts derart Heimtückisches tun würde, dann wissen die Zwerge und

Orks das doch sicher auch«, meinte Gareth nach einem Augenblick des Nachdenkens.

»Ein gut genährter Hund frisst einem zahm aus der Hand«, bemerkte Silwyth plötzlich vom Fenster aus. »Ein hungriger Hund wird die Hand abbeißen. Das ist ein elfisches Sprichwort.«

»Was bedeutet es?«, fragte Gareth flüsternd. »Nennt er deinen Vater einen hungrigen Hund?«

»Wer weiß?«, entgegnete Dagnarus. Er hatte nicht zugehört. »Die Elfen haben ein Sprichwort für alles und jedes.«

»Glaubst du wirklich, dass es zum Krieg kommen wird?«, drängte Gareth unglücklich.

»Was kann mein Vater denn sonst noch tun?« Dagnarus wischte den Rest des Eintopfs mit einem Stück Brot auf. »Er kann nicht gestatten, dass die Portale geschlossen bleiben. Der Handel würde darunter leiden. Die Kaufleute würden einen Aufstand veranstalten. Dunner sagt, die gesamte Wirtschaft von Vinnengael könnte zusammenbrechen, und wir würden so arm werden wie Dunkarga.«

»Aber es ist doch alles Lüge«, meinte Gareth verblüfft. »Der König wird ihnen einfach sagen, dass es eine Lüge war, und sie werden es verstehen.«

»*Du* verstehst es nicht, Fleck«, erklärte Dagnarus und betrachtete seinen Freund mit beinahe liebevollem Mitleid. »Silwyth hat es mir erklärt. Sie *wollen* es nicht verstehen.«

Der Prinz warf dem Elfen über die Schulter hinweg einen Blick zu. »Ich brauche dich heute nicht mehr, Silwyth. Ich werde hier bleiben und mit Fleck spielen.«

Gareth war verdutzt; Dagnarus war mehrere Monate nicht mehr zum Spielen hier geblieben. Er hätte beinahe etwas gesagt, aber Dagnarus sah ihn an und zwinkerte. Also schwieg Gareth.

Silwyth verbeugte sich und verließ das Zimmer, nachdem er verkündet hatte, dass er rechtzeitig zurückkehren würde, um dem Prinzen beim Umkleiden zum Abendessen behilflich zu sein, das er an diesem Abend mit seiner Mutter einnehmen sollte.

»Was willst du spielen?«, fragte Gareth und hoffte, sich ein wenig von dem Wahnsinn der Welt ablenken zu können.

»Nichts«, erwiderte Dagnarus. »Der König und Helmos und die anderen Paladine treffen sich gerade mit den Botschaftern.« Er griff nach Gareths Hand. »Komm mit. Ich habe eine Stelle gefunden, von der aus wir sie belauschen können.«

Gareth wich zurück. »Bist du verrückt? Und wenn sie uns erwischen?«

»Pah! Sie werden mir schon nichts tun«, entgegnete Dagnarus.

»Dir nicht, aber mich werden sie umbringen«, protestierte Gareth.

»Nein, das werden sie nicht. Ich werde es nicht zulassen. Außerdem werden sie uns nicht erwischen. Es ist ein wunderbares Versteck. Hör auf, dich wie ein Mädchen zu benehmen, Fleck.«

Gareth konnte natürlich nicht zulassen, dass man ihn mit einem Mädchen verglich. Aber die Vorstellung, den König zu belauschen, ließ seine Knie zittern und bewirkte, dass sich sein Magen zusammenzog, was allerdings, wie er feststellte, nicht allzu unangenehm war. Es war allemal besser, als einen weiteren einsamen, langweiligen Nachmittag ganz allein im Spielzimmer zu verbringen.

»Ich komme«, sagte er mit fester Stimme.

»Guter Mann!«, erwiderte Dagnarus erfreut.

Dunner von den Pferdelosen

Der König hatte die Botschafter darum gebeten, eine Stunde nach dem Höchststand der Sonne zu ihm zu kommen. Dieser Zeitpunkt war bereits verstrichen, also war der Zwerg zu spät dran. Dunner beeilte sich dennoch nicht. Zwar kannte man ihn bei Hofe als den Botschafter der Zwerge, aber das war Dunner nicht wirklich. Er war der Berater des Botschafters, der vom Obersten Klanhäuptling Rolf Glattmähne, dem nominellen Herrscher der Zwergenklans, nach Vinnengael geschickt worden war. (Nominell, weil die Loyalität der Zwerge zu ihren eigenen Klans immer über der Loyalität zu allen anderen Klans steht und sie generell nur einwilligten, sich an die Entscheidung eines Obersten Klanhäuptlings zu halten, nachdem ihr eigener Häuptling zugestimmt hat.)

Der tatsächliche Botschafter war gestern durch das Portal gekommen und würde Vinnengael heute wieder verlassen, vielleicht sogar sofort, falls der Krieg erklärt würde. In diesem Fall würde sich Dunner ihm anschließen. Dunner nahm an, er sollte dankbar dafür sein, in seine Heimat zurückkehren zu können, und in gewisser Weise war er das auch. In anderer nicht.

Dunner hinkte durch die Schlossflure, und sein Bein bereitete ihm dabei erhebliche Schmerzen. Den Schmerzen nach zu schließen, die vor einem Sturm immer am heftigsten waren, würde es morgen regnen, und vielleicht auch noch übermorgen. Es machte dem Zwerg nichts aus, zu spät zu kommen. Der Botschafter – ein Häuptling namens Begaf Hufdonner – würde ganz bestimmt nicht pünktlich sein. Er

würde irgendwann vor Sonnenuntergang im Schloss eintreffen, aber wann genau, wusste niemand.

Zwerge haben eine sehr nachlässige Einstellung gegenüber der Zeit. Sie können nicht verstehen, wie sich Menschen und Elfen über Stunden und Minuten ereifern. Ein Zwerg unterteilt den Tag in drei Teile – Sonnenaufgang, Zenit und Sonnenuntergang. Diese drei Ereignisse kennzeichnen seine Tage, und er beachtet sie, denn bei Sonnenaufgang erwacht er und bricht das Lager ab, wenn die Sonne ihren Höchststand erreicht hat, legt er eine kurze Rast ein, damit sein Pferd sich erholen kann, und bei Sonnenuntergang schlägt er ein Lager auf und schläft. Er kennt keine regelmäßigen Mahlzeiten. Tatsächlich verachten Zwerge Menschen und Elfen, die, wie die Zwerge sagen, »eine Uhr brauchen, um zu wissen, wann sie Hunger haben«. Ein Zwerg isst, wenn sein Magen danach verlangt. Und was die Nacht anging – was für einen Nutzen sollte es haben, im Dunkeln auf die Zeit zu achten, wenn man doch nur schläft?

Dunner war gezwungen gewesen, sich nach der Menschenzeit zu richten, zumal dies die einzige Möglichkeit darstellte, etwas zu essen zu bekommen. Er war nach seiner Ankunft im Schloss beinahe verhungert. Ein Zwerg, der irgendwann am Nachmittag eine gute Mahlzeit sucht, hat wenig Glück. Der Koch, der damit beschäftigt war, nach dem Mittagessen aufzuräumen und mit den Vorbereitungen für die Abendmahlzeit zu beginnen, weigerte sich, dem Zwerg auch nur eine Schale Eintopf zu überlassen. Dunner gewöhnte sich an, Brot und Käse mit sich herumzutragen, und trainierte seinen Magen dazu, seine Bedürfnisse nach dem Läuten der Schlossuhren zu richten, von denen einige mit Hilfe von Wasser, andere durch Magie betrieben wurden.

»Das ist Dunner! Hallo, Dunner!«

Dunner drehte sich um und sah sich dem jungen Prinzen Dagnarus und seinem Begleiter, dem Prügelknaben (noch so eine seltsame Idee der Menschen), gegenüber. Der Prinz winkte freundlich, blieb aber nicht stehen. Der Prügelknabe – Dunner kannte den Namen des Kindes nicht – winkte ebenfalls, eher ein wenig verwirrt, und trabte hinter dem Prinzen her.

Dunner hatte an diesem Morgen zugesehen, wie der Prinz mehrmals böse vom Pferd gefallen war. Nun sah er den Jungen leichten Schrittes über den Flur rennen und beneidete ihn um seine Jugend und seine Widerstandsfähigkeit. Ein Sturz vom Pferd als Kind hatte Dunners Leben als Reiter beendet. In Wahrheit hatte der Sturz, bei dem die Knochen in seinem linken Bein zersplittert waren, seinem Leben als Zwerg ein Ende gemacht. Der Bruch war auf Zwergenart behandelt worden – man hatte das Bein fest geschient und es sich selbst überlassen. Während der Zeit, die zur Heilung nötig war, hatte man Dunner auf einer Art Sänfte herumgezerrt – einem Stück Zelttuch, das an zwei Holzstangen gebunden und hinter dem Pferd seiner Mutter befestigt worden war. Die Stangen ruckten über den Boden und ließen bei jeder Bewegung stechenden Schmerz durch das Bein des Kindes zucken.

Als der Verband abgenommen wurde, waren die Knochen zwar wieder zusammengewachsen, aber an den falschen Stellen, und Dunners Bein war krumm, was dazu führte, dass er nicht länger als ein paar Meilen an einem Stück reiten konnte. Der Klanhäuptling war der Ansicht, dass Dunner den Klan verlangsamte, und hatte ihn daher zum Pferdelosen erklärt. Dunners Eltern hatten das Kind zur Stadt der Pferdelosen gebracht und ihn bei einer Schreiberin in die Lehre gegeben – einer Zwergin mit gebrochenem Rückgrat –, die Botschaften schrieb, wenn Zwerge, von denen die meisten

weder lesen noch schreiben können, mit der Außenwelt kommunizieren mussten.

Dunner sah seine Eltern nie wieder. Der Klan kam hin und wieder zur Stadt der Pferdelosen, aber seine Eltern hatten ihn nie aufgesucht, und er hatte ebenfalls nicht versucht, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Die Pferdelosen werden zwar öffentlich für ihre Arbeit geehrt, aber in Wahrheit stellte er eine Schande für seine Familie und seinen Klan dar. Wäre er zu seinem Stamm zurückgekehrt, dann hätten sie ihn mit herablassender Höflichkeit empfangen, ebenso wie sie einen Ork oder einen sehr hoch geachteten Menschen behandelt hätten.

Dunner hatte die Schreiberin ins Herz geschlossen. Sie war eine sehr freundliche Frau und hatte die Orks – ein äußerst geschicktes und erfindungsreiches Volk – dafür bezahlt, einen Stuhl auf Rädern zu entwickeln, den sie benutzte, um sich im Haus zu bewegen. Die Schreiberin war während dieser ersten einsamen Tage, in denen Dunner glaubte, an der Sehnsucht nach seiner Familie und wegen des Eingeschlossenseins zu sterben, sehr sanft mit dem Jungen umgegangen. Er hatte damals tatsächlich gehofft, sterben zu können, aber sein Körper hatte widerwärtigerweise weiterleben wollen.

Mit der Zeit hatte er gelernt, sein Schicksal zu ertragen, wie es ihn die Schreiberin gelehrt hatte, damit er nicht als einer der verrückten Zwerge endete. Deren Schicksal hatte Dunner beeindruckt, denn er hatte hin und wieder verrückte Zwerge gesehen und war entschlossen, niemals diesem erbärmlichen und abscheulichen Zustand anheim zu fallen. In der Stadt der Pferdelosen wohnten einige verrückte Zwerge. Von allen anderen Angehörigen ihres Volkes verachtet, waren sie zerlumpt und ungepflegt und überlebten nur, indem sie sich von gestohlenen Lebensmitteln und Abfällen ernährten. Sie trugen nichts zur Zwergengesellschaft bei und wurden daher noch mehr verachtet als selbst verurteilte Verbrecher, die

zumindest durch ihre Arbeit in den Eisenminen für ihre Verbrechen zahlten.

Dunner lernte, die Sehnsucht zu ertragen, die bei jedem Sonnenaufgang in seinem Blut brannte, die Sehnsucht, auf ein Pony zu springen und in den neuen Tag zu reiten. Er lernte, die Zähne zusammenzubeißen und diesen Impulsen zu widerstehen, wie er schon die Zähne gegen die Schmerzen in seinem verkrüppelten Bein zusammengebissen hatte. Weder die Sehnsucht noch der Schmerz verließen ihn jemals. Sein Herz war ihm gestorben. Er würde das Leben niemals genießen, aber zumindest konnte er es ertragen, hauptsächlich, indem er sich für sein Volk nützlich machte.

Seine Arbeit rettete ihn. Er erwies sich als guter Schüler und war rasch imstande, die Zwergensprache zu schreiben und zu lesen. Bald schon hatte er seine Lehrerin überflügelt. Sie war schon alt und freute sich darauf, ihrem unglückseligen Zustand durch den Tod zu entkommen, und sie überließ Dunner mehr und mehr von ihrer Arbeit. Da er das Bedürfnis verspürte, die Leere in seiner Brust zu füllen, beschloss er, dass die beste Möglichkeit darin bestand, seinen Kopf mit Wissen voll zu stopfen. Er arbeitete als Schreiber für verschiedene zwergische Kaufleute, ebenfalls Pferdelose, die mit den Orks Handel trieben. Die meisten Zwerge sprechen genug Orkisch, um feilschen zu können, und mehr brauchen sie nicht. Zu häufig jedoch, so erkannte Dunner, kamen sie bei ihren Käufen und Verkäufen nicht gut weg, oder jedenfalls nicht so gut, wie es möglich gewesen wäre, weil sie die Orks, die ihre eigene Art des Umgangs mit Kunden hatten, nicht richtig verstanden.

Dunner machte sich daran, nicht nur die Sprache, sondern auch die Sitten und Bräuche der Orks zu studieren. Er erfuhr zum Beispiel, dass man bei abnehmendem Mond niemals einen Handel mit einem Ork abschließen durfte, denn sie glaubten, dass Verträge, die bei Mondlicht geschlossen

wurden, nur so lange Gültigkeit hatten, wie dieser Mond noch vorhanden war. Beim nächsten Neumond fühlten sie sich daher vollkommen berechtigt, den Vertrag zu brechen, die Ware zurückzunehmen – ganz gleich, ob andere schon dafür bezahlt hatten – und sie im nächsten Mondzyklus noch einmal zu verkaufen. Dunner lernte, dass man nur beim Neumond mit Orks Handel treiben durfte und die Ware dann so schnell wie möglich wieder verkaufen musste. Entweder das, oder man musste sie verstecken, bis die orkischen Kaufleute wieder die Segel gesetzt hatten.

Bald schon war Dunner ein gesuchter Mann. Die Zwergenkaufleute lobten seine Fähigkeiten und erzählten überall, wie sehr er ihnen geholfen hatte. Die Orks ihrerseits hatten es auch lieber mit einem Zwerg zu tun, der sie verstand, statt mit einem, der ihnen kreischend nachlief und behauptete, er sei betrogen worden.

Die Schreiberin starb schließlich, was bedeutete, dass ihr Geist in den Körper eines Wolfs einging und für immer frei umherziehen konnte und Dunner nicht um sie trauern konnte. Sie beneiden, ja, aber nicht trauern. Kurz nachdem er das Geschäft übernommen hatte, schickte der Menschenkönig Botschafter ins Zwergenland, um sie über die Portale zu informieren. Selbstverständlich war der Oberste Klanhäuptling der Zwerge nirgendwo in der Nähe und konnte daher keine Entscheidung fällen. Seine Abwesenheit verärgerte die Menschen, die bereits Botschaften geschickt hatten, in denen sie ihre Ankunft für diese Zeit ankündigten, und sie hatten erwartet, dass der Oberste Klanhäuptling anwesend sein würde, um sie zu empfangen. Aber ein Datum bedeutete dem Obersten Klanhäuptling nichts, ebenso wenig wie allen anderen Zwergen.

Um die Menschen friedlich zu stimmen, schickten die Zwerge nach Dunner. Er würde aufschreiben, was sie zu sagen

hatten, und es irgendwann im Lauf der nächsten paar Jahre dem Obersten Klanhäuptling mitteilen, wann immer dieser zufällig vorbeikommen würde.

Die Menschen hatten keine andere Wahl, als sich damit zufrieden zu geben. Dunner hatte keine Ahnung von der Menschensprache, aber einer der Menschen sprach ein wenig Zwergisch, und ein anderer beherrschte die Orksprache bis zu einem gewissen Grad. Dunner lernte rasch, und als die Menschen das Zwergenland wieder verließen, hatte er bereits gute Kenntnisse ihrer Kultur und Sprache erworben. Er erkannte auch, dass sich die Portale als ausgesprochen nützlich erweisen würden; sie würden nicht nur die Satteltaschen und Truhen der Zwerge füllen, sondern eine einfache Möglichkeit bieten, das Schicksal der Zwerge zu vollenden, das schlicht in der Herrschaft über ganz Loerem bestand.

Dunner trug die Angelegenheit den Kaufleuten in der Stadt der Pferdelosen vor. Er drängte sie, der Erbauung des Portals auf einer streng befristeten Basis zuzustimmen, abhängig von der weiteren Zustimmung des Obersten Klanhäuptlings. Auf diese Weise, erklärte Dunner, könnte das Portal geprüft und der Oberste Klanhäuptling mit allen notwendigen Informationen versorgt werden, um schließlich eine endgültige Entscheidung zu treffen.

Zwergenkaufleute waren schon häufiger ins Land der Menschen und in das der Elfen gereist, aber die Reise konnte Jahre dauern, und obwohl der Profit beträchtlich war, entschädigte er doch kaum für die Reisekosten, gar nicht zu reden von der Gefahr. Das Portal würde die Reisezeit nach Vinnengael von einem Jahr auf weniger als einen Sonnenzyklus reduzieren. Die Zwerge könnten weiterhin denselben hohen Preis für ihre Waren verlangen, ohne diese immensen Ausgaben zu haben. Die Profite würde höher springen als junge Hengstfohlen.

Die Kaufleute stimmten dem Bau des Portals sofort zu. Als die menschlichen Magier eintrafen, war es Dunner, der für die Verhandlungen zwischen den beiden Seiten verantwortlich war, von der Wahl des Ortes bis hin zu Hunderten kleinerer Probleme, die sonst durch schlichte Missverständnisse vielleicht in größere Schlachten ausgeartet wären. Als das Portal vollendet war und die ersten Zwergenwagen nach Vinnengael rollten, luden die Magier Dunner ein, mit ihnen zu kommen, um ihn König Tamaros als den Zwerg vorzustellen, dem sie so viel zu verdanken hatten.

Tamaros lud Dunner ein, im Schloss zu wohnen und bei weiteren Verhandlungen zu helfen. Die Pferdelosen stimmten zu, dass einer der Ihren sich in Vinnengael aufhalten sollte, um mit diesen unvernünftigen und verrückten Menschen zu reden, und Dunner war der offensichtlichste Kandidat. Er trug diese Last, wie er andere zu tragen gelernt hatte. Er hätte nicht geglaubt, noch unglücklicher werden zu können. Er erfuhr, dass er sich geirrt hatte.

Er lebte jetzt seit vielen Jahren in Vinnengael, und nur zwei Sonnenstrahlen waren in sein Gefängnis gefallen, als das er das Schloss betrachtete. Der erste war die Große Bibliothek gewesen. Von anderen Ländern und anderen Völkern zu lesen, etwas über ihre Geschichte, ihre Bräuche, ihre Geheimnisse zu erfahren, half Dunner, sowohl die Schmerzen in seinem Bein als auch die in der Seele zu vergessen. Der zweite war der junge Prinz.

Dunner hatte nie etwas mit Kindern zu tun gehabt. Die Pferdelosen heirateten selten, und dann auch nur untereinander, und falls sie Nachwuchs bekommen, werden ihre Kinder zum Klan der Eltern geschickt, sobald sie imstande sind zu reiten – was bedeutet, sobald sie aufrecht sitzen können. Dunner gehörte zu denen, die nie geheiratet hatten. Er sah keinen Grund, sein eigenes Unglücklichsein mit einer

ebenso unglücklichen Zwergenfrau zu teilen. Er hatte keine Kinder gezeugt. Kein Kind hatte je zu ihm aufgeblickt, ihn bewundert, ihm zugehört und von ihm lernen wollen. Und dann war er Dagnarus begegnet, der sein Pferd zureiten wollte, und das auf typisch menschliche Art.

Als er nun sah, wie der Prinz und sein Freund den Flur entlangeilten, fragte Dunner sich, was die beiden wohl vorhatten. Vermutlich irgendwelchen Schabernack. Es war wohl bekannt, dass Tamaros seinen jüngeren Sohn nicht unter Kontrolle hatte und Königin Emillia es nicht einmal versuchte. Der Einzige, der offenbar etwas mit dem Prinzen anfangen konnte, war sein elfischer Kämmerer, den Dunner für einen hinterhältigen Mistkerl hielt, aber er hatte für Elfen auch ungefähr so viel übrig wie für Pferdebremsen. Dunner hielt es durchaus für möglich, dass der Elf dieses anonyme Kommunique in Umlauf gebracht hatte, das dafür gesorgt hatte, dass sie sich nun kurz vor einem Krieg befanden. Aber der Zwerg konnte seinen Verdacht nicht beweisen, der auf nichts weiter beruhte als auf der Beobachtung, dass der Elf beinahe lächelte, als er glaubte, dass niemand ihn anblickte. Alle anderen am Hof gaben König Olgaf die Schuld. Dunner allerdings war der Ansicht, dass Olgaf nicht schlau genug für eine solche Intrige war.

Was Dagnarus anging, so erkannte Dunner gute Ansätze in dem Jungen, die ungenutzt verkamen wie Äpfel, die, wenn man sie im Dunkeln aufbewahrt und vergisst, schließlich verfaulen. Nun, ganz gleich, was in der Zukunft aus dem Prinzen wurde, Dunner würde jedenfalls dafür sorgen, dass wenigstens ein Mensch vernünftig reiten konnte.

Nachdem ihn eine falsche Abzweigung beinahe in die Gemächer der Königin gebracht hätte, aus deren Nähe sich Dunner mit schmerzlichem Tempo zurückzog, war er sogar noch später dran. Er verirrte sich ständig im Schloss, hatte nie

gelernt, sich zurechtzufinden, ganz gleich in welchem Gebäude, denn jede Mauer war für ihn ebenso eine Gefängnismauer wie alle anderen.

Endlich erreichte er die Ratskammer und stellte fest, dass der Botschafter der Zwerge wie vermutet noch nicht eingetroffen war. Dunner erkundigte sich, ob Tamaros zumindest jemanden geschickt hatte, der den Zwerg und sein Gefolge abholen würde. Nachdem man ihm versichert hatte, dass dies geschehen war, suchte er sich einen niedrigen Stuhl und ließ sich dankbar darauf fallen.

König Tamaros war nicht anwesend. Um niemanden zu beleidigen, indem er sich im vertraulichen Gespräch mit einem der Botschafter sehen ließ, würde der König sich fern halten, bis alle Parteien versammelt waren. Sein älterer Sohn Helmos war allerdings anwesend und übernahm die Rolle des Gastgebers. Helmos versuchte gerade, Lord Mabreton zu beruhigen, der sich an der Verspätung der Zwerge störte.

Als er Dunner erspähte, entschuldigte sich Helmos höflich und kam mit einem freundlichen Lächeln auf ihn zu. Der Zwerg wollte sich erheben, aber Helmos schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Freund, bleibt ruhig sitzen. Wir brauchen zwischen uns keine Förmlichkeit. Es ist gut, Euch zu sehen. Ich bin froh, dass Ihr kommen konntet.«

»Es ist mir eine Ehre, Euer Hoheit«, erwiderte Dunner.

Er hatte Helmos gern, lieber als jeden anderen, den er je gekannt hatte, vielleicht mit Ausnahme der Schreiberin. Die beiden schüttelten einander herzlich die Hand und ignorierten Lord Mabreton, der laut auf Elfisch verkündete, dass sie nun mit der Besprechung fortfahren könnten, da immerhin endlich ein Zwerg anwesend war – was zählte es denn schon, um *welchen* Zwerg es sich handelte?

»Ich wünsche Euch alles Gute zu Eurer Verlobung, Herr«, fügte Dunner hinzu und betrachtete Helmos forschend. Was er sah, stimmte ihn traurig.

Der Prinz wirkte erschöpft. Er hatte in diesen vergangenen Tagen wohl wenig geschlafen, wenn überhaupt. Er schien auch ein wenig betäubt; er und sein Vater waren von diesem Tiefschlag vollkommen überrascht worden. Einen Augenblick lang hatten sie noch kurz davor gestanden, mit den Elfen Frieden zu schließen, im nächsten Augenblick standen sie am Rand eines Krieges mit allen Völkern.

Paladin des Kummers. Was für ein schrecklicher Titel für einen jungen Mann – Mensch oder nicht. Dunner hätte diese Magier treten können, die eine Wolke über die großen Hoffnungen des Prinzen hatten aufziehen lassen. Vergeblich hatte Evaristo, ein anderer von Dunners Freunden, versucht zu erklären, dass es die Götter selbst gewesen waren, die Helmos diesen Titel verliehen hatten. Dunner glaubte es einfach nicht. Er hatte schon als Kind aufgehört, an Götter zu glauben, als er wieder und wieder gebetet hatte, dass sie sein Bein heilen sollten, damit er wieder reiten konnte, und sie nicht zugehört hatten.

Zumindest brachte die Erwähnung seiner Verlobung ein Lächeln auf das bleiche Gesicht des jungen Mannes, das vor Erschöpfung und Sorge grau war, und ein Blitzen in seine Augen.

»Danke, Dunner. Ich habe mich danach gesehnt, seit wir Kinder waren. Ich habe Anna schon gefragt, als sie zehn Jahre alt war, ob sie mich heiraten wollte.«

»Und wie lautete ihre Antwort?«, fragte Dunner, der den Prinzen ermutigen wollte, von angenehmen Dingen zu sprechen.

»Sie erklärte, dass sie alle Jungen hasst«, erwiderte Helmos und lächelte bei der Erinnerung, »und dann hat sie mit einem Stock nach mir geschlagen.«

»Ich wette, das hat sie diesmal nicht wieder getan«, meinte der Zwerg.

»Nein, das hat sie nicht.« Helmos lachte, was Lord Mabreton noch mehr zu erzürnen schien, weil er glaubte, der Zwerg sei dabei, einen politischen Vorteil zu gewinnen.

»Wann soll die Hochzeit sein?«

»Noch in diesem Monat«, erklärte Helmos und wurde wieder ernster. Er warf dem elfischen Adligen einen Seitenblick zu. Lord Mabreton hatte nun damit begonnen, auf und ab zu gehen, um seine Empörung noch deutlicher zu zeigen. »Wenn die Götter es wollen.«

Damit meinte er, dass die Hochzeit stattfinden würde, falls Vinnengael bis dahin nicht in einen Krieg verwickelt war.

»Zum Glück ist die Hochzeitszeremonie schlicht und findet nur im kleinen Kreis statt«, fügte Helmos hinzu. »Ich habe genug von öffentlichen Auftritten.«

In diesem Augenblick traf der Botschafter der Orks ein – der Häuptling der Orks, die in Vinnengael lebten. Dunner hatte ihn gerochen, lange bevor er ihn sah; er musste direkt von seinem Fischerboot gekommen sein. Der Botschafter der Zwerge folgte dem Ork auf dem Fuß, zornig darüber, dass man ihn herbeizitiert hatte. Der Geruch nach Pferd mischte sich mit dem nach Fisch. Die aromatischen Öle, die in den Lampen verbrannt wurden, machten einen Versuch, gegen beides anzukommen, hatten aber nicht viel Erfolg.

Helmos hieß den Ork und den Zwerg in ihren eigenen Sprachen willkommen. Er kannte den Kapitän, wie die Orks ihre Häuptlinge nannten, von früheren Besuchen her, und erkundigte sich höflich nach dem Fang, der, wie der Ork sagte, alles andere als gut ausgefallen war. Aber das behaupteten sie

immer, denn knappe Fischfänge bedeuteten, dass sie die Preise erhöhen konnten.

Dunner erwies dem Zwergenbotschafter seine Reverenz und führte ihn zu einem Stuhl, weil der Botschafter sich sonst auf dem Boden niedergelassen hätte, als befände er sich in einem Zelt, und deutete an, dass es unangemessen war – nicht zu reden von der damit angedeuteten Beleidigung des Menschenkönigs –, zwölf Leibwächter mitzubringen.

Es gelang Dunner, die Leibwächteranzahl von zwölf auf vier herunterzuhandeln, und diese wollten sich weiter hinten im Saal auf dem Boden niederlassen, als ein nervöser Diener hereinkam, direkt zu Helmos ging und leise etwas sagte. Helmos blickte erschrocken auf, dann wurde er sehr ernst. Er gab dem Diener einen Befehl, dann entschuldigte er sich bei seinen Gästen, bat sie, in seiner Abwesenheit eine Erfrischung zu sich zu nehmen, und verließ eilig den Saal.

Alle Versammelten verkündeten laut, wie verdächtig sie das fanden, und waren noch beleidigter. Der Elfenlord weigerte sich, im Haus seines Feindes etwas zu essen oder zu trinken, denn dies würde ihn, wie er verkündete, das Gesicht verlieren lassen. Der Orkkapitän und die Zwerge hatten keine solchen Bedenken. Die Leibwächter kümmerten sich rasch um das Obst, das Brot, den Käse und den Wein, die auf dem Tisch bereitstanden. Was sie nicht essen konnten, steckten sie sich für später in die Taschen.

Der Diener kehrte zurück, verkündete: »König Olgaf von Dunkarga« und zog sich wieder zurück.

Ein kleiner, grauhaariger Mann mit einem verkniffenen Gesicht, winselnder Stimme und einem Mund, der stets verzogen war, als schmeckte er gerade etwas Widerwärtiges, betrat das Zimmer.

»Ah, das war es also«, brummte Dunner vor sich hin. »Noch mehr Ärger.« Dunner wusste nun, wer das anonyme

Kommunique verschickt hatte, oder wer zumindest daran beteiligt gewesen war. Die Hauptstadt von Dunkarga lag mehrere Wochen entfernt. Diese Sitzung war erst am Vortag einberufen worden, und selbst wenn man Olgaf eingeladen hätte, wäre es ihm unmöglich gewesen, rechtzeitig einzutreffen. Er musste gewusst haben, dass eine solche Versammlung stattfinden würde, und dies war am besten möglich, indem er selbst die Ursache lieferte.

Dunner konnte Olgaf nicht leiden, und er traute ihm nicht. Im Augenblick zum Beispiel kam Olgaf mit einem Lächeln auf den Zwergenbotschafter zugeeilt, das er wohl für liebenswert hielt, dabei wusste Dunner mit Sicherheit, dass Olgaf seinen Soldaten befohlen hatte, jeden Zwerg aus dem Land zu werfen, der es wagte, seinen Bart in Dunkarga zu zeigen. Die Soldaten mussten alle Zwerge zur Grenze eskortieren und sie außerdem verprügeln, damit sie auch ja begriffen, dass sie nicht zurückkehren sollten.

Dunner erwähnte dies in der Zwergensprache dem Botschafter gegenüber. Es tat ihm Leid, das tun zu müssen, denn es würde nur Öl ins Feuer gießen und die Abneigung und das Misstrauen, die der Botschafter für die Menschen hegte, noch verstärken, und König Tamaros würde keine Ausnahme sein. Aber Dunner konnte schließlich nicht dabeistehen und zulassen, wie Olgaf die Zwerge zum Narren hielt.

Das Ergebnis war, dass der Botschafter seinen Bart in Olgafs Richtung zupfte – eine schreckliche Beleidigung, hätte der Mensch es nur gewusst – und verkündete, die zwölf Leibwächter müssten bleiben. Olgaf konnte zwar die beleidigende Geste nicht deuten, aber er entnahm dem zornigen Tonfall des Zwergs, dass er nicht willkommen war.

Der König von Dunkarga bedachte Dunner mit einem mörderischen Blick und wandte sich mit seiner falschen

Schmeichelei Lord Mabreton zu, der entzückt feststellte, dass ihn zumindest ein Mensch hier zu schätzen wusste.

Helmos kehrte zurück. Er erwies König Olgaf die vorgesehenen Ehren, die er einem angeheirateten Verwandten schuldete. Seine Verbeugung litt eindeutig unter Erfrierungserscheinungen.

»Helmos!« Olgaf war bester Laune. Tatsächlich roch er nach einigem, was angeblich die Laune verbesserte. »Glückwünsche zu deiner Verlobung, Neffe! Ich kenne das Mädel. Eine hübsche Furche zum Pflügen, wie du zweifellos bereits weißt!« Er zwinkerte lüstern.

Helmos wurde bleich vor Zorn. Diese Bemerkung wäre sogar in einer Kaserne unangemessen gewesen. Der Elfenlord, der genug von der Menschensprache verstand, wenn er es denn wollte, enträtselte, was Olgaf da gesagt hatte, und war entsetzt. Zumindest hatte er ein Gefühl für Anstand. Lord Mabreton trat von Olgaf weg, wie er auch zurückgewichen wäre, um nicht auf eine Giftschlange zu treten. Der Orkkapitän wirkte gelangweilt; er sprach die Menschensprache gut, nahm aber, wie es bei Orks üblich war, alles vollkommen wörtlich. Er ging davon aus, dass tatsächlich von Ackerbau gesprochen wurde, einem Thema, für das er sich nicht die Bohne interessierte. Dunner übersetzte für seinen Botschafter, der nie von einem Pflug oder einer Furche gehört hatte, die Beleidigung nicht begriff und für ein weiteres Beispiel menschlicher Dummheit hielt. Dunner machte sich nicht die Mühe, ihn eines Besseren zu belehren.

Helmos war ein sanftmütiger Mann, und es brauchte einiges, um ihn zu verärgern, aber diese vulgären Worte über seine Verlobte hatten ihn tief getroffen, wie Olgaf sehr wohl wusste. Der Kronprinz zitterte vor Zorn und von der Anstrengung, die es ihn kostete, sich zu beherrschen. Olgaf öffnete abermals den Mund in der Absicht, den jungen Mann weiter zu provozieren,

weil er hoffte, dass es zu einem Streit oder sogar zum Austausch von Schlägen kommen würde, was dann zweifellos zum Abbruch der Sitzung geführt hätte. Aber bevor er mehr Gift verspritzen konnte, kam König Tamaros herein.

Er betrat den Saal ohne große Ankündigung, aber dennoch mit einer Würde und Majestät, die Olgaf im Gegensatz dazu wie einen böswilligen Kobold wirken ließ. Tamaros legte die Hand leicht, kurz und voller Mitgefühl auf die Schulter seines Sohnes, als er an ihm vorbeikam, und erinnerte Helmos damit daran, dass ein Streit mit einem solchen Menschen zu nichts führen und ihn nur selbst erniedrigen würde. Helmos holte tief Luft und stellte sich hinter einen der hochlehnigen Stühle, die im Kreis aufgestellt worden waren, sodass die Anwesenden einander ansehen konnten und keinem durch die Sitzordnung ein Vorrang eingeräumt wurde. Sie saßen nicht an einem Tisch, denn das hätte bedeutet, dass die Zwerge kaum über die Tischplatte hätten schauen können, während die Beine des Ork ständig irgendwo anstießen.

Begleitet wurde der König von den anderen Paladinen, von jenen, die die Länder anderer Völker bereits besucht hatten und dem König mit ihrem Rat zur Seite stehen konnten. Reinholt, der Ehrenwerteste Hohe Magus, war nicht anwesend – ein politischer Schachzug, da Elfen und Zwerge zwar die Notwendigkeit von Magie einsahen, ihren Anwendern aber mit tiefstem Misstrauen begegneten.

König Tamaros hieß alle Anwesenden willkommen, jeden in seiner eigenen Sprache, und stellte höfliche Fragen, die andeuteten, dass er genau wusste, was in ihren Ländern vor sich ging. Er begrüßte sogar Olgaf und erklärte, Emillia freue sich immer über einen Besuch ihres Vaters. Eine Lüge, da alle wussten, dass Vater und Tochter, die einander sehr ähnlich waren, sich nicht ausstehen konnten.

Nachdem der König so den Formalitäten Genüge getan hatte, nahm er seinen Platz auf einem Stuhl am Nordende des Kreises ein. Die Paladine flankierten ihn. Helmos saß Seiner Majestät gegenüber. Bei einer Uhr, wie sie die Menschen benutzten, hätte er auf der Sechs gesessen. Olgaf wurde auf die Drei platziert, die Botschafter ihm gegenüber. Die zwölf zwergischen Leibwächter hockten sich ans andere Ende des Saales, wo sich ihnen diskret ein paar Soldaten der Schlosswache zugesellten.

»Wir danken Euch allen, dass Ihr gekommen seid«, sagte König Tamaros. Der alte Mann sah müde und abgehärmt aus, aber er strahlte eine gewisse Ruhe aus, ein Selbstvertrauen, das sich wie Balsam über die Kränkungen und verwundeten Eitelkeiten ausbreitete. »Wir könnten nun erklären, dass es ein Missverständnis war. Oder wir könnten erklären, dass es keines war. Wir könnten behaupten, dass man Euch betrogen und falsche Informationen zugespielt hat.«

Olgafs Gesicht wurde noch spitzer, als hätte jemand seine Nase in einen Schraubstock gespannt. Er verzog höhnisch den Mund.

»Wir könnten behaupten, dass dies ein Versuch war, Euch dazu zu bringen, den Krieg zu erklären«, fuhr Tamaros fort, »einen Krieg, der zahllose Leben kosten, Kinder zu Waisen machen und den Frieden in Loerem zerstören würde. Wir könnten Euch das sagen, und das wäre nicht mehr als die Wahrheit. Aber das werden wir nicht tun.«

Tamaros hielt inne, sah jedem Botschafter direkt in die Augen, starrte ihnen in die Seele, suchend, prüfend, abwägend. Der Elfenlord, der Orkkapitän, der Zwergenbotschafter begegneten seinem Blick und zuckten nicht mit der Wimper. Olgaf wandte sich ab und murmelte ein paar Bemerkungen über sein leeres Weinglas.

»Nein, das werden wir nicht tun«, wiederholte der König. »Stattdessen werden wir sagen, dass wir uns die Liste der Beschwerden angesehen haben, die Ihr uns übermittelt habt…«

Der Zwergenbotschafter schien über diese Worte verblüfft. Er hatte keine Liste geschickt. Er konnte nicht schreiben. Dunner beugte sich zu ihm und flüsterte ihm zu, er habe sich die Freiheit genommen, eine entsprechende Liste zu verfassen, die die Vorbehalte der Zwerge zusammenfasste. Das passte dem Botschafter gut. Er bat nicht einmal darum, die Liste zu sehen, die er ohnehin nicht hätte lesen können, und er vertraute Dunner. Dies entsprang der Hochachtung, die man den Pferdelosen entgegenbrachte.

Tamaros wartete geduldig, bis die Zwerge ihr geflüstertes Gespräch beendet hatten, dann fuhr er fort:

»Wir haben uns alles genau angesehen, und wir sagen, Ihr habt Recht.«

Dies stieß auf verblüfftes Schweigen.

»Die Portale sind ein Geschenk der Götter und gehören demnach uns allen. Wir sollten alle Anteil an ihrer Bewachung und Erhaltung haben, und daher sollten wir auch den Wohlstand teilen. Wie soll dies nun erreicht werden?« Tamaros schüttelte den Kopf. »Wir wissen es nicht. Wir haben keine Antwort.«

Die Botschafter blickten grimmig drein, denn nun glaubten sie, dass er nur versuchte, Zeit zu schinden.

»Und aus diesem Grund«, fuhr Tamaros nun ein wenig lauter fort, um sich über ihre Zweifel hinwegzusetzen, »werden wir diese Angelegenheit direkt den Göttern vortragen. Heute Abend werde ich mich in den Tempel begeben. Ich bitte Euch darum, mir zweiundsiebzig Stunden Zeit zu lassen, während derer Ihr keine Entscheidungen trefft. Auch wir werden nicht handeln. Ich werde fasten und beten und die Götter um Anleitung bitten. Ich weiß, dass Ihr alle dasselbe tun möchtet.

Daher ist jeder willkommen, der mich in den Tempel und zum Portal der Götter begleiten möchte.«

Gut gemacht, alter Mann, dachte Dunner bei sich und hatte Schwierigkeiten, nicht laut zu lachen, als er Tamaros' Worte übersetzte. König Olgafs Miene allein war unbezahlbar. Er war nach Vinnengael gekommen, um weiteren Unfrieden zu stiften, von dem er zu profitieren hoffte. Stattdessen hatte er nun Aussichten auf drei Tage Fasten und Gebete.

»Meint er das ernst?«, wollte der Botschafter wissen und betrachtete Tamaros voller Zweifel.

»Er meint es ernst«, bestätigte Dunner. Er selbst mochte nicht an die Götter glauben. Aber er glaubte inzwischen an Tamaros.

Die anderen dachten nach, drehten und wendeten den Vorschlag hin und her wie einen Edelstein. Sie waren nicht imstande, einen Makel daran zu finden, obwohl Olgaf anzusehen war, dass er mit ganzer Macht darauf einhämmerte. Endlich stimmten nach längeren Diskussionen alle zu, einige unwilliger als andere. Sie würden sich alle in eigener Sache an die Götter wenden – der Orkkapitän würde seine Schamanin die Vorzeichen lesen lassen – und dann hierher zurückkehren.

Alle, bis auf den Botschafter der Zwerge, der – nachdem er erst verstanden hatte, wie viele Sonnenaufgänge zweiundsiebzig Stunden bedeuteten – entsetzt dreinschaute und erklärte, er könne unmöglich so lange in diesem Gefängnis bleiben. Er stimmte zu, Dunner den Pferdelosen im Namen der Zwerge sprechen zu lassen.

König Olgaf sagte nichts, versprach nicht, die Götter zu Rate zu ziehen oder auch nur in drei Tagen zurückzukehren. Er warf König Tamaros einen Blick ungetrübten Hasses zu, so bösartig, dass Dunner es bedauerte, ihn bemerkt zu haben. Vorsichtshalber rieb er einen Türkisstein, ein Pecwae-Schmuckstück, das er an einer feinen Silberkette trug und das ihn vor allen bösen Einflüssen schützen sollte.

Die Besprechung wurde vertagt. Dunner, einer der Letzten, die den Saal verließen, hinkte in den Flur hinaus und wurde dort beinahe von dem jungen Dagnarus umgerannt. Der Prinz erschien scheinbar aus dem Nichts, begleitet von seinem Freund, dem Prügelknaben. Dunner fragte sich, was im Namen des Wolfsgotts die beiden in diesen Teil des Palastes gebracht hatte.

»Beweg dich schon! Du bist mir im Weg! Oh, tut mir Leid, Dunner, ich habe nicht gesehen, dass Ihr es seid«, murmelte Dagnarus. Er war eindeutig in schlechter Stimmung, als hätte man ihm gerade seinen liebsten Wunsch abgeschlagen. Gareth andererseits machte einen ungemein erleichterten Eindruck.

»Werdet Ihr morgen Euer Pferd wieder für den Kampf ausbilden, Euer Hoheit?«, fragte Dunner.

»Warum sollte ich? Wozu soll das gut sein?«, erwiderte der Junge niedergedrückt. Er schlurfte weiter den Flur entlang, gefolgt von seinem Prügelknaben.

Der Nächste, dem Dunner begegnete, war Silwyth. Auch er hatte um diese Tageszeit eigentlich nichts in diesem Teil des Schlosses zu suchen.

»Falls Ihr nach Seiner Hoheit sucht, Kämmerer«, sagte Dunner, »der ist dort entlanggegangen.«

Silwyth ging ohne eine Antwort weiter. Er schien Dunner nicht einmal gehört zu haben. Obwohl die Elfen immer so stolz darauf sind, dass man ihnen ihre Gefühle nicht ansehen kann, scherte sich dieser Elf offenbar im Augenblick nicht darum. Er machte einen ausgesprochen unzufriedenen Eindruck.

Das Portal der Götter

Das Portal der Götter war zusammen mit den drei anderen Portalen im Auftrag von König Tamaros von den Magiern geschaffen worden. Einige seiner Berater hatten sich heftig dagegen ausgesprochen, weil sie glaubten, je weniger direkt sich die Leute mit den Göttern in Verbindung setzten, desto besser.

Tamaros hatte ursprünglich das Portal für jeden öffnen wollen, der mit den Göttern kommunizieren wollte. Seine Berater waren ihm bei diesem Vorschlag beinahe ins Gesicht gesprungen; wollte er denn tatsächlich, dass selbst der erbärmlichste Bettler in Vinnengael hier hereinkam und irgendetwas verlangen konnte? Wie sollten die Menschen die Gesetze des Königs achten, wenn sie glaubten, sich einfach über ihn hinwegsetzen zu können, wenn sie unzufrieden waren?

Tamaros setzte sich durch, und das Portal wurde im Tempel der Magier gebaut, damit alle es benutzen konnten. Aber nur wenige taten es. Das Leben war gut. Die Leute waren zufrieden. Sollten die Götter doch im Himmel bleiben. Sie wurden auf der Erde nicht gebraucht. Daher besuchten nur wenige das Portal.

Auch jene, die es eher zufällig sahen – und das waren wenige, denn es befand sich an einer abgelegenen Stelle des Tempelkomplexes –, waren enttäuscht. Sie erwarteten einen großartigen, von Sonnenlicht durchfluteten Raum mit hoher Kuppeldecke, aber sie erblickten nur eine kleine Zelle, ähnlich der eines Novizen. Sie schauten sich verblüfft um und hatten insgeheim das Gefühl, dass man sie betrogen hatte.

Es war Tamaros selbst, der entschieden hatte, wie das Portal aussehen sollte. Er trat in Demut vor die Götter, als eines ihrer Kinder, nicht als König, und daher kam er in einem Zimmer zu ihnen, das kaum größer war als ein Schrank. Das Portal lag im ruhigsten Teil des Gebäudes, in einem Flügel, in dem man den Eindruck haben konnte, dass selbst die Steine der Mauern von Schweigen zusammengehalten wurden.

Obwohl allen bekannt war, dass das Portal existierte, wussten nur wenige im Tempel, wo es zu finden war. Tamaros bog von einem Hauptkorridor in einen schmalen Flur ab, der kaum breit genug war für einen Mann von durchschnittlicher Größe. Dieser Flur war recht lang, mindestens fünfzig Schritte. Am Ende befanden sich zwei Stufen, die nach unten führten, zwei weitere nach oben, und dann kam eine Tür. Diese Tür führte Tamaros in einen kleinen, fensterlosen Raum.

Dieser Raum erschien auf keinem der Pläne, die zum Bau des Gebäudes verwendet worden waren. Vor dem Segen durch die Götter wurde diese kleine Zelle scherzhaft als Petras Kästchen bezeichnet – Petra war der Name des Architekten. Es hieß, dass es Petra erst im letzten Augenblick bemerkte, dass seine Pläne nicht stimmten, noch Platz übrig war und er diese Kammer eingebaut hatte, damit der Rest des gigantischen Puzzlespiels, das der Tempel der Magier darstellte, wieder zusammenpasste.

Der Architekt selbst hatte dies immer vehement abgestritten. Er behauptete, durch eine Vision zur Hinzufügung dieser Kammer inspiriert worden zu sein. Selbstverständlich glaubte ihm niemand bis zu dem Tag, an dem die drei anderen Portale gebaut wurden. An diesem Tag war König Tamaros direkt auf die kleine Kammer zugegangen und hatte verkündet, dies sei das Portal der Götter. Petra wurde plötzlich von seinen Verwandten und Freunden mit Ehrfurcht behandelt, und von diesem Tag an traute ihm niemand mehr so recht.

Der Rektor der Tempelschule fühlte sich geehrt, den König zum Portal begleiten zu dürfen. Er öffnete das Zauberschloss, mit dem die Tür verschlossen war. Die Diener kamen hier von Zeit zu Zeit her, um das kleine Zimmer sauber zu halten, fegten den Boden, staubten den Altar ab und achteten darauf, dass sich keine Mäuse in der Matratze einnisteten, aber ansonsten betrat niemand den Raum.

Der Rektor bat den König, ihn zu entschuldigen, und ging voraus in die Zelle, sah sich sorgfältig um und überzeugte sich davon, dass alles ordentlich und sauber war. Tamaros ertrug diese Verspätung geduldig. Ihm kam es immer so vor, als würde die Zeit sich verlangsamen, wenn er das Portal durchschritt. Im Palast strömten die Minuten in einem rauschenden Fluss an ihm vorbei. Sobald er das Portal durchschritt, verlangsamte sich die Strömung, bis er das Gefühl hatte, die einzelnen Tropfen voneinander unterscheiden zu können, wenn er in den dunklen Teich der unwiederbringlichen Vergangenheit fiel.

Es roch nach Kerzenwachs und alten Rosen. Einer der Diener hatte Rosenblätter aufs Bett gestreut. Der Rektor runzelte über solche Spielereien die Stirn, aber Tamaros freute sich. Der Duft nach Rosen erinnerte ihn immer an seine geliebte Frau. Novizen betraten hinter dem Rektor die Zelle. Einer brachte einen Krug Wasser für den König mit, ein anderer hatte einen Nachttopf und eine Waschschüssel. Sie stellten alles vorsichtig ab, zitternd vor tödlicher Angst, ihrem König so nahe zu sein, und weil sie befürchteten, zu viel Lärm zu machen. Tamaros sah die jungen Leute mit so freundlichen Blicken an, dass sie sich getröstet fühlten und ihn um seinen Segen baten, als wäre er ihr eigener Vater.

Und dann waren sie weg, eine Herde von Lämmern, die von ihrem Hirten zur Tür gescheucht wurden. Der Rektor seinerseits entzündete nun dicke Bienenwachskerzen und

fragte den König, ob er sonst noch etwas wünschte. Als Tamaros dankend ablehnte, schloss der Rektor die Tür. Tamaros verschloss sie von innen mit einem magischen Schlüssel, den ihm der Ehrenwerteste Hohe Magus Reinholt gegeben hatte, einem Schlüssel, der die Tür verzaubern würde und sie verschlossen ließ, bis Tamaros selbst sie wieder öffnete.

Der König verbrachte einige Zeit damit, einfach nur in der Mitte des kleinen Zimmers zu stehen, und nach und nach hatte er das Gefühl, als verlangsamte sich die Zeit, bis die Sekunden endlich ganz aufhörten zu tröpfeln. Der Teich wurde still und ruhig, seine Oberfläche von keiner einzigen Welle mehr gebrochen.

Frieden und Ruhe erfüllten Herz und Seele des Königs. Er setzte sich aufs Bett und sah sich liebevoll in der kleinen Zelle um, wie ein Mann sich in seinem Heim umsieht, wenn er von einer langen, gefährlichen Reise zurückkehrt.

»Ich würde gerne für den Rest meiner Tage hier bleiben«, sagte er, und sein Blick verharrte auf dem Altar, der sehr schlicht gehalten war, ein einfacher Tisch aus Rosenholz, an dem an den vier Kardinalpunkten die Symbole der Elemente eingeschnitzt waren.

Eine adlige Familie hatte den Altar aus ihrer eigenen Kapelle gestiftet, die in einem modernen Stil umdekoriert wurde. Der Altar – vielleicht Jahrhunderte alt – war von einem Handwerker mit mehr Liebe als Fähigkeiten grob bearbeitet worden. Der Adlige hatte geringschätzig davon gesprochen und daran gedacht, ihn zu Feuerholz zu zerhacken, aber dann war ihm eingefallen, dass dies die Götter vielleicht verärgern würde. Die Magier hatten das Geschenk entgegengenommen und den Altar mit der angemessenen Ehrerbietung behandelt, ihn mit feinen Ölen poliert und ihm einen Ehrenplatz im Hauptheiligtum gegeben. Tamaros hatte ihn dort gesehen und

sich seltsam zu dem Tisch hingezogen gefühlt. Er hatte darum gebeten, dass der Altar in die Portalkammer gebracht würde, wo er passte, als wäre er für diesen Raum geschreinert worden.

Eine Schale mit Öl stand neben dem Altar, zusammen mit einem weichen Tuch. Tamaros kniete sich vor den Altar. Er tauchte das Tuch in das duftende Öl und begann, das Altarholz zu polieren – sein erstes Opfer für die Götter. Während er arbeitete, flossen alle Sorgen und seine Unruhe, die kleinlichen Streitereien, die bösen Intrigen, die Machtgier am Hof, der Verrat, die Enttäuschungen in das Tuch und wurden ins Holz gerieben. Das Holz absorbierte sie ebenso wie das süße Öl.

Tamaros erhob sich von seiner Tätigkeit, erfrischt und geläutert, und die Sorgen der Welt beschmutzten seine Seele nicht mehr.

Was würden sie tun, wenn ich mich weigerte, wieder herauszukommen?, fragte er sich, und er musste lächeln, als er sich die Bestürzung seines alten Freundes Reinholt vorstellte. Der Gedanke war sehr, sehr verführerisch. Er konnte zugunsten seines älteren Sohnes abdanken. Helmos würde ein guter König werden.

Er *würde*. Noch war er zu jung für eine solch schwer wiegende Verantwortung. Und dennoch, erinnerte sich Tamaros, du warst König, als du kaum älter als Helmos warst.

Tamaros gestattete sich zu träumen, obgleich er wusste, dass es nichts anderes war als ein Traum. Er würde niemals abdanken, würde dies seinem Volk nie antun… oder seinen Söhnen. Wie könnte jemand sich auf die Krone verlassen, wenn man sie nur als einen Hut betrachtete, den man je nach Laune auf- und absetzen konnte? Tamaros würde diese Last tragen, bis die Götter sie ihm eines Tages abnahmen und ihm erlaubten, sich zu seiner Geliebten zu gesellen, die in der rosenfarbenen Dämmerung eines neuen Lebens auf ihn wartete.

Tamaros fühlte sich plötzlich sehr müde. Er war seit Monaten zwischen all diesen Besprechungen mit Botschaftern und Beratern nicht oft zum Schlafen gekommen. Er legte sich aufs Bett und genoss den Gedanken, dass seine Ruhe zumindest in den nächsten paar Tagen nicht gestört würde.

Er sank in einen stillen Teich, der mit Rosenblättern bedeckt war.

Der kleine Junge saß auf einem riesigen Stuhl an einem riesigen Tisch und wartete auf etwas. Er war sich nicht ganz sicher, auf was. Man hatte ihn dort auf diesem Stuhl abgesetzt und ihn vage angewiesen, sich zu benehmen, was immer das bedeuten mochte. Der Tisch war mit Essen und Getränken beladen, mit allem, was er wollte. Aber ein paar der leckersten Speisen waren zu weit weg, als dass er sie erreichen konnte. Er stellte sich auf den Stuhl und stieg auf den Tisch, um an das Gebäck zu kommen, aber es blieb dennoch unerklärlicherweise außerhalb seiner Reichweite.

Seine Eltern waren irgendwo in der Nähe. Manchmal erhaschte er einen kurzen Blick auf sie, wenn sie vorübereilten, liebevoll, aber abgelenkt. Sie waren ungewöhnlich schön, diese Eltern. Zumindest glaubte er das. Er konnte sie nie ganz genau sehen, wenn sie kamen und gingen und ihm dabei kaum einen Blick zuwarfen.

Sie sagten nie auch nur ein Wort, wenn er auf den Stuhl oder auf den Tisch stieg, obwohl durchaus die Möglichkeit bestand, dass er stürzte und sich den Kopf aufschlug. Schließlich kehrte er auf den riesigen Stuhl zurück – er konnte nicht einmal mit den Füßen den Boden berühren – und dachte darüber nach, ob er seine Eltern bitten sollte, ihm das ersehnte Gebäck zu reichen. Er wusste, es würde ihn glücklich machen, es in der Hand zu haben. Er würde nie etwas anderes wollen. Als seine Eltern das nächste Mal vorbeieilten, in einem Rascheln von

Seide und Spitze und Edelsteinen, duftend nach Rosenwasser, sagte er ihnen das.

Zu seinem großen Staunen und Entzücken blieben sie stehen und schauten von ihrer großen Höhe auf ihn herab.

»Du bist ein braver Junge. Es freut uns, dir eine Freude machen zu können. Aber bist du sicher, dass es das ist, was du willst?«

»Ja, ja, ich bin ganz sicher!«, rief er und wand sich vor Aufregung auf seinem zu großen Stuhl.

»Es schmeckt außen süß, aber es hat einen bitteren Kern. Willst du es immer noch?«

»Ja, ich will es!« Er würde den Kern eben einfach meiden.

»Es gibt einen Grund, wieso es außer deiner Reichweite liegt. Es könnte zu schwer, zu unverdaulich für dich sein. Wenn du noch mehr an dir arbeitest, könntest du es aber bald selbst erreichen.«

»Ich habe es doch versucht! Es geht nicht! Ich habe es verdient! Warum zeigt ihr es mir, wenn ihr nicht wollt, dass ich es bekomme? Das ist ungerecht!«

Die Eltern zögerten und dachten nach.

»Es ist wahr, dass du eines unserer liebsten Kinder bist. Du bist immer brav und gehorsam gewesen. Also gut. Du sollst das Gebäck haben. Wenn du vorsichtig bist, dann schließt du es weg und isst es nicht sofort.«

Er versprach zu tun, was sie wünschten, aber als er schließlich das wunderbare Gebäck in den Händen hielt, merkte er, dass er Hunger hatte – großen Hunger. Er war inwendig ganz leer. Nur dieses Gebäck konnte helfen.

Seine Eltern blieben stehen und warteten ein wenig unruhig. Er hatte, was er wollte, und das genügte. Schließlich gingen sie. Er war sich dessen kaum bewusst. Er hielt in den Händen, was er wollte, schaute es entzückt an und dachte daran, wie ihn alle anderen Kinder dafür lieben und ehren würden.

Tamaros erwachte langsam aus einem Traum, der sowohl ausgesprochen befriedigend als auch vage beunruhigend gewesen war. Er setzte sich im Bett auf – er war ein wenig überrascht, sich tatsächlich im Bett zu befinden und nicht auf einem übergroßen Stuhl. Noch betäubt vom tiefen Schlaf, saß er da im Dunkeln, konnte nichts sehen und begriff noch nicht ganz, wo er war. Der Schlafnebel hob sich langsam, der Traum wich in die Dunkelheit zurück. Und er wusste, er erinnerte sich.

So gut wie blind kam er auf die Beine und tastete umher. Die Zelle war klein, und es gab nicht viele Möbel – einen Stuhl, einen Schreibtisch, den Altar. Er wusste, wo diese Möbel standen, und so fand er relativ leicht seinen Weg zum Schreibtisch. Er ertastete die Kerze, fand Feuerstein und Zunderbüchse.

Die Kerzenflamme war offenbar in ihrem eigenen Wachs erstickt. Sie war noch nicht lange erloschen, das Wachs war immer noch halbflüssig und fühlte sich warm an. Tamaros schnitt einen kleinen Kanal in die Seite der Kerze, damit das Wachs abfließen konnte, dann entzündete er die Kerze. Die Flamme brannte hell und klar.

Sie spiegelte sich vierfach in einer strahlenden Diamantpyramide, bestehend aus vier Dreiecken, deren Basis ein Quadrat war. Die Pyramide war groß – die Basis hatte etwa die Länge von Tamaros' Hand, die Pyramide war anderthalb Hände hoch. Sie war aus einem einzigen Stein geschnitten.

Tamaros starrte den Diamanten ehrfürchtig an. Niemand hätte in die Kammer eindringen können; nur er selbst konnte den Zauber heben, der über der verschlossenen Tür lag, und außerdem hätte es niemand gewagt, den König bei seinen heiligen Meditationen zu stören. Der Diamant war ein Geschenk der Götter, wie in seinem Traum. Er berührte ihn vorsichtig mit einem zitternden Zeigefinger.

Der Stein war glatt, fest und kalt wie Eis. Er war vollkommen makellos. Als Tamaros ihn berührte, tauchten Bilder vor seinem geistigen Auge auf, Bilder eines Elfen, der ein Segment der Pyramide hielt. Ein Zwerg hielt ein anderes, ein Ork wieder ein anderes und ein Mensch – er selbst – das letzte. Er sah Elfen, Orks, Zwerge, die sich der Verwandlung zum Paladin unterzogen. Er sah die vier Viertel der Pyramide getrennt, dann kamen sie wieder zusammen und bildeten eine vollkommene, makellose Struktur.

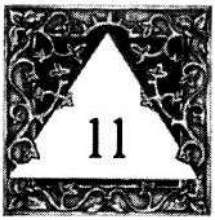
»Außen süß, aber mit einem bitteren Kern.«

Die warnenden Stimmen aus seinem Traum. Tamaros versuchte, das zu verstehen, aber es gelang ihm nicht. Der Diamant war gleichzeitig ganz und in vier gleiche Teile geteilt – kein Volk würde einen größeren Anteil erhalten als das andere.

Tamaros sank auf die Knie, und Freudentränen liefen ihm über die Wangen. Er dankte den Göttern. Er verbrachte die folgenden zwei Tage mit Dankgebeten, und als er aus der Kammer schritt, trug er in seinen Händen die Diamantenpyramide, die er den Stein der Könige nannte, ein Geschenk, das von den Göttern stammte, den mächtigsten Herrschern überhaupt.

Durch die Gnade des Steins der Könige würde jedes Volk seine eigenen Paladine haben. Diese Paladine, die weisesten und gebildetsten Sprösslinge eines jeden Volkes, würden sich zusammentun und dafür sorgen, dass der Kontinent Loerem steten Frieden genoss.

Was den bitteren Kern anging, so gab es keinen »Kern«, den Tamaros erkennen konnte. Wenn die Zeit gekommen war, würde sich die Pyramide in vier gleiche Teile spalten und kein Kern in der Mitte bleiben.



Kinder sollte man weder sehen noch hören

Die Nachricht vom Stein der Könige verbreitete sich im Flüsterton durch den Palast, bevor Tamaros, den Stein in der Hand, auch nur den Tempel verlassen hatte. Nach einem weiteren Tag der Dankgebete setzte der König eine Besprechung der Paladine, der Obersten der Orden der Ehrenwerten Magier und der Botschafter der anderen Völker noch für den selbigen Abend an. Die Paladine und die Botschafter oder ihre Vertreter erschienen eilig, die Magier hatten sich bereits versammelt. Die Besprechung sollte in einem Raum des Tempels stattfinden. Alle warteten auf den König. Jene, die ihn gesehen hatten, als er das Portal verließ, berichteten, er hätte zwanzig Jahre der Sorge und Unruhe abgestreift.

Er hatte den heiligen Diamanten in einen Samtbeutel gesteckt, um ihn vor den Augen der Neugierigen zu verbergen. Tamaros strahlte derartig und wirkte gleichzeitig so bescheiden, dass die anwesenden Männer und Frauen freudig lächelten und zu applaudieren begannen, denn sie waren überzeugt davon, dass etwas, das ihren König so erfreut und ihm seine jugendliche Lebenskraft zurückgegeben hatte, auch ihnen gefallen würde.

Tamaros legte den Samtbeutel mit dem Stein der Könige auf den Tisch.

»Ein Geschenk der Götter«, sagte er schlicht, öffnete den Beutel und holte den Diamanten heraus. »Der Stein der Könige.«

Alle stießen erstaunte Rufe aus und priesen die Schönheit des Steins, aber als Tamaros ihnen von seinem Zweck erzählte, verblasste so manches Lächeln.

Die Diamantenpyramide schimmerte hell im Licht der Öllampen, aber nicht hell genug, um vor Tamaros zu verbergen, dass das Geschenk der Götter nicht mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde, wie er es doch zweifellos gehofft hatte. Er sah die Versammelten an, jene, die er für seine Freunde und für die Berater hielt, denen er am meisten vertraute, und er entdeckte Zweifel, Unsicherheit und in einigen Fällen offene Bestürzung.

»Was ist los?«, wollte er wissen, und Zorn und Enttäuschung ließen seine Stimme lauter werden, sodass sie auch zu jenen drang, die sich vor dem versiegelten Versammlungsraum aufhielten und schamlos lauschten. Als sie hörten, dass die Stimme des Königs vor Zorn bebte, schauten diese Neugierigen – überwiegend Schüler und Novizen – verlegen drein und eilten davon. Andere, vor allem die Laiendiener, die anwesend waren, weil sie wussten, dass man sie für die Informationen gut bezahlen würde, drückten die Ohren fester an die Ritzen im Holz.

Nach einer halben Stunde des Lauschens machten sich die Spione davon, um ihre Berichte abzuliefern. So erfuhr auch Silwyth genau, was bei dieser Besprechung geschehen war, und zwar von einer jungen Frau, die in seinen Diensten stand. Sobald er sich aus der Gegenwart des Prinzen davonstehlen konnte, kehrte er in sein Zimmer zurück, wo er eilig an den Schild des Göttlichen schrieb, einen Brief, der den Palast verließ, noch bevor Tamaros und der Stein der Könige den Besprechungsraum verlassen hatten.

Der Brief war kurz und schloss folgendermaßen:

Lord Mabreton spricht bereits davon, dass die Elfen sich weigern werden, den Stein der Könige zu akzeptieren, denn, wie er sagt, wozu brauchen sie ihn? Wäre der Stein wirklich gut und mächtig, dann hätten unsere eigenen Ahnen ihn dem Göttlichen gebracht. Wir brauchen keine Almosen von den Menschen.

Herr, da ich fürchte, dass auch Eure Antwort nicht anders lauten wird, bitte ich Euch, Folgendes zu bedenken: Vielleicht haben die Götter den Stein den Menschen gegeben, damit er den Händen des Göttlichen fern gehalten wird! Er sollte ihn akzeptieren. Aber er sollte ihn nicht erhalten. Bitte denkt darüber nach, Herr, und schickt mir Eure Anweisungen.

»Wo warst du?«, wollte Dagnarus wissen und warf dem Elf einen scharfen Blick zu, als dieser später in sein Zimmer kam. »Ich hätte dich hier gebraucht.«

»Es ging mir plötzlich nicht gut, Euer Hoheit«, erwiderte Silwyth. »Ich bitte um Verzeihung.«

»Ich war ausgesprochen verärgert über dein plötzliches Verschwinden«, sagte Dagnarus kalt, denn er vermutete, dass irgendetwas nicht stimmte.

»Es tut mir Leid, das Missfallen Eurer Hoheit erregt zu haben. Vielleicht kann ich Euch dafür ein paar Neuigkeiten von Eurem geehrten Vater anbieten. Neuigkeiten, die Ihr sicherlich interessant findet, denn Euer Hoheit wissen, dass ich keine Klatschbase bin.«

»Das weiß ich, Kämmerer«, erwiderte Dagnarus ernst, denn Silwyth sagte die Wahrheit. Der Elf klatschte nie und verbreitete keine Gerüchte. Die Informationen, die er hin und wieder an den Prinzen weitergeleitet hatte, hatten sich immer als zutreffend erwiesen.

»Ein so großer Diamant muss sehr wertvoll sein«, meinte Dagnarus.

»In der Tat, Euer Hoheit«, bestätigte Silwyth.

Der Prinz und sein Kämmerer waren nicht die Einzigen im Palast, die über den Stein der Könige sprachen. Dunner, der an der Besprechung teilgenommen hatte, erstattete dem Botschafter der Zwerge Bericht. Dieser hatte sich immerhin dazu überreden lassen, die zweiundsiebzig Stunden in Vinnengael zu bleiben, aber die Bedingung gestellt, dass er und seine zwölf Leibwächter nicht dazu gezwungen würden, im Schloss »gefangen« zu bleiben. Sie stellten ihre Zelte auf der Ebene vor der Stadt auf und suchten sich jeden Tag einen neuen Lagerplatz.

Dunner war begeistert von der Vorstellung zwergischer Paladine. Er beschrieb die Zeremonie der Verwandlung, die er bei Helmos gesehen und die ihn zutiefst beeindruckt hatte.

Seine Schilderung beeindruckte den Botschafter nicht im Geringsten.

»Bah!«, meinte er verächtlich. »Dieser Stein ist für uns wertlos! Als würde irgendein Zwerg, der noch bei Verstand ist, zulassen, dass er in Stein verwandelt wird. Und wozu? Um magische Macht zu gewinnen? Meiner Ansicht nach haben unsere Zauberer ohnehin schon zu viel davon. Kein Zwerg würde so etwas Verrücktes tun.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Dunner, schaute zu seinem verkrümmten Bein hinunter und versuchte, die wachsenden Schmerzen wegzureiben. »Ich bin mir nicht so sicher. Ich denke, wir sollten ihn akzeptieren.«

Der Kapitän der Orks hörte die Neuigkeiten auf seinem Boot, als er auf dem See fischte. Einer seiner Leute kam hinausgeschwommen, um ihn zu informieren. Der Kapitän lauschte, nickte einmal und sagte lakonisch: »Bring mir den Stein.«

Der Ork gehorchte. Er ging direkt zum Palast, wo einer von König Tamaros' Höflingen zwanzig schreckliche Minuten

damit verbringen musste, dem Ork beizubringen, dass der orkische Anteil des Steins der Könige nur an den Höchsten in der Orkhierarchie übergeben würde, noch dazu in einer sehr aufwändigen Zeremonie, die die Götter ehren sollte.

»Zeremonie!« Der Kapitän grunzte missmutig, als der Ork mit leeren Händen zurückkehrte. »Warum sollen wir uns schon wieder bei einer Zeremonie die Ärsche platt sitzen? Es ist nicht nötig, die Götter mit weiterem Geschwätz zu langweilen. Die Götter haben getan, was der König wollte. Sie haben ihm diesen Stein gegeben. Was sollen wir ihnen jetzt noch sagen?«

Offensichtlich eine ganze Menge. Die Besprechung zwischen den Magiern, den Paladinen und dem König ging bis tief in die Nacht weiter.

Die Paladine unterstützten Tamaros und erklärten, die Schaffung elfischer, zwergischer und orkischer Paladine würde das friedliche Zusammenleben der Völker sichern. Es würde den guten Willen der Menschen beweisen und den anderen Völkern deutlich machen, dass die Menschen ihnen zutrauten, selbst ihren guten Willen zu zeigen, zuverlässige Verbündete zu schaffen und die Portale zu sichern.

Die Magier machten sich Sorgen darum, dass Missetäter – ganz gleich, ob Ork, Zwerg oder Elf – sich die immense Macht eines Paladins verschaffen könnten.

»Wir werden Richtlinien aufstellen«, sagte Tamaros, »in denen wir ihnen vorschlagen, wonach sie bei den Kandidaten suchen sollen. Aber es sollen nur Richtlinien sein, keine zwingenden Regeln. Der Stein der Könige selbst – immerhin ist er ein Geschenk der Götter – wird jeden Kandidaten abweisen, den er für unpassend hält.«

»Ist der Stein ein Geschenk von *allen* Göttern, Euer Majestät?«, fragte die Bibliothekarin, die zu philosophischen Überlegungen neigte.

»Warum wollt Ihr das wissen?«, fragte der König misstrauisch. Er antwortete lieber nicht mit Ja oder Nein, denn nichts würde diesen philosophischen Geist befriedigen.

»Es gibt Böses in der Welt«, erwiderte die Bibliothekarin, ohne wirklich zu antworten.

»Es gibt Böses in der Leere, wo es keine Götter gibt«, gab der König zurück.

»Der Stein der Könige füllt diese Leere«, erklärte Helmos, der zusehends ärgerlicher wurde. Sein Vater war so froh gewesen, den Stein erhalten zu haben. Er hatte ihn zu ihnen gebracht und erwartet, dass sich auch alle anderen freuten, und Helmos sah, dass König Tamaros zutiefst gekränkt war von dem, was er für unbegründete Zweifel und unbegründetes Misstrauen hielt. »Zuvor gab es nichts, um die Völker zu vereinen, und nun gibt es etwas.«

»Ich hielt es nur für richtig, es zu erwähnen, Euer Majestät«, sagte die Bibliothekarin demütig. »Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Euch verärgert habe.«

»Euer Majestät«, kam der Ehrenwerteste Hohe Magus ihr zu Hilfe, »wir fühlen uns geehrt, dass Ihr uns um Rat bittet. Aber es ist dann doch sicher unsere Pflicht, schwierige Fragen zu stellen – Fragen, die Ihr vielleicht nicht hören möchtet. Und es ist besser, sie jetzt zu stellen und mit den Antworten zufrieden zu sein, als später zu unserem größten Kummer zu wünschen, dass wir sie gestellt hätten. Ich glaube, ich kann für uns alle sprechen, wenn ich sage, dass wir den Göttern für ihr Geschenk dankbar sind und noch mehr dem Mann, den die Götter so geehrt haben.«

Tamaros nickte.

»Aber ich muss zugeben, dass diese Vision der Götter mich verstört«, erklärte der Hohe Magus ernst. »So, wie Ihr es uns erzählt habt, müssen wir glauben, dass die Götter eigensüchtige, lieblose Eltern sind, die uns als kleine Kinder

betrachten, die es nicht verdient haben, dass man Zeit auf sie verschwendet. Ist das wahr?«

»Ich habe genau das beschrieben, was die Götter mich sehen ließen«, erklärte Tamaros steif. »Ich bin sicher, dass die Gelehrten« – er warf der Bibliothekarin einen Blick zu, unter dem sie zusammenzuckte – »die nächsten Jahrhunderte damit zubringen werden, über eine Interpretation zu diskutieren.«

»Dennoch, Euer Majestät«, entgegnete Reinholt streng, »ich fühle mich wegen der Wichtigkeit der Angelegenheit dazu verpflichtet, diese Frage zu stellen, so schmerzlich sie auch sein mag.

Waren es die Götter, die Ihr als lieblose Eltern saht? Oder Ihr selbst?«

Die anderen Magier waren erschüttert. Sie konnten nicht glauben, dass selbst ein Mann in einer solch hohen Stellung wie der Ehrenwerteste Hohe Magus es wagte, eine derartige Frage zu stellen. Tamaros konnte es offensichtlich ebenfalls nicht glauben. Der König war wütend. In seinem ganzen Leben war er noch nicht so wütend gewesen. Aber er nahm sich mit großer Anstrengung zusammen. Sein Zorn zeigte sich nur in seinem scharfen Luftholen, seiner plötzlichen Blässe und dem Blitzen seiner Augen.

Keiner der Anwesenden wusste, wohin er schauen sollte. Sie konnten den König nicht ansehen. Sie wollten den Hohen Magus nicht ansehen. Sie wagten es nicht, einander anzusehen, vor Angst, dass man solche Blicke für Zustimmung halten könnte. Sie starrten zu Boden, an die Wand oder an die Decke. Niemand schaute Helmos an, sonst hätten sie bemerkt, wie beunruhigt und betrübt er dreinschaute.

Als Tamaros schließlich sprach, war seine Stimme gefährlich ruhig. »Ich danke Euch, Ehrenwerter Magus. Und Ihr habt Recht, Fragen zu stellen. Wie bei allen Geschenken der Götter

müssen wir auch beim Stein der Könige darauf vertrauen, dass die Götter uns auf den rechten Weg führen.«

Niemand hegte Zweifel daran, dass die Besprechung beendet war. Alle waren froh, gehen zu dürfen. Alle hatten allerdings bemerkt, dass Tamaros die Frage nicht beantwortet hatte, wenn auch keiner eine Bemerkung darüber machte.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus verbeugte sich vor dem König – eine förmliche Verbeugung, die dazu gedacht war, Seine Majestät daran zu erinnern, dass er zwar der politische Führer seines Volkes war, Reinholt aber der spirituelle Führer, und dass er sich an seine Pflicht gebunden fühlte. Die Paladine verabschiedeten sich ebenfalls, nachdem der König ihnen herzlich für ihre Unterstützung gedankt hatte.

Helmos blieb bei seinem Vater, der nicht nur die zwanzig Jahre wieder auf den Schultern trug, die er abgeworfen hatte, sondern nun noch zwanzig Jahre älter wirkte.

Abgehärmt und grau im Gesicht vor Erschöpfung nach all diesen langwierigen Streitereien, stand Tamaros vor dem Altar und betrachtete liebevoll den Stein der Könige, den er nur ungern zurückließ, und sei es auch nur, um sich die wohlverdiente Rast zu verschaffen.

»Warum können sie das nicht verstehen?«, wollte der König wissen. »Ich werde schließlich nicht ewig leben. Vielleicht, mein Sohn, wird man dir die Gabe gewähren, weitere Paladine zu schaffen. Vielleicht auch nicht. Und nach dir – wer weiß? Der Stein der Könige sorgt dafür, dass die Macht der Paladine weiter bestehen bleibt. Und nun wird sie auch auf die anderen Völker ausgedehnt. Ich bin der Überzeugung, dass dieser Stein« – er legte ehrfürchtig die Hand darauf – »der Welt ewigen Frieden bringen wird.«

Sein Sohn legte ihm liebevoll die Hand auf die magere Schulter. »Es sind gute Menschen, Vater. Sie sind treu und pflichtbewusst. Aber manchmal ist ihr Denken von kleinlichen

Sorgen eingeschränkt. Sie können nicht über ihre eigenen Nasenspitzen hinwegsehen. Du hingegen erkennst die wunderbare Aussicht, die vor uns liegt.«

»Und dennoch«, sagte Tamaros, der seinem Sohn überhaupt nicht zugehört, sondern stattdessen den Stein der Könige besorgt angesehen hatte, »und dennoch… Die Götter sagten mir…« Er hielt ein wenig verstört inne. »Die Götter sagten mir: ›Es ist außen süß, hat aber einen bitteren Kern.‹ Und: ›Es könnte zu schwer verdaulich für dich sein.‹ Was, glaubst du, könnte das bedeuten?«

»Der Stein der Könige wäre zu schwer verdaulich für einen Einzelnen«, meinte Helmos nach kurzem Nachdenken. »Aber wenn man es unter mehreren aufteilt, ist das Gericht hervorragend. Ich glaube, dass die Götter dich damit nur auffordern wollten, das Geschenk zu teilen.«

Tamaros legte die eigene Hand auf die seines Sohnes. »Du bist ein guter Sohn, Helmos. Ein guter Sohn, ein guter Mann. Die Zeremonie, bei der ich die Teile des Steins der Könige weitergebe, wird die großartigste sein, die die Welt je gesehen hat. Es wird ein Freudentag sein, der einen Wendepunkt in der Geschichte der Welt kennzeichnet.«

Der König begann mit den Vorbereitungen für die Zeremonie. Eine seiner ersten Entscheidungen besagte, dass sein jüngerer Sohn Dagnarus dabei eine wichtige Rolle spielen sollte. Der Prinz, ein Kind, sollte für alle Kinder der Welt stehen und den Stein der Könige vom Altar zum König tragen, der ihn dann in vier gleiche Teile teilen würde, um sie den Vertretern der anderen Völker zu übergeben.

Tamaros traf diese Entscheidung aus mehreren Gründen: Dagnarus war ein hübsches Kind, er ließ sich nicht von Menschenmengen einschüchtern, und er wusste um die

Wichtigkeit und den Wert einer königlichen Zeremonie. Dies waren die praktischen Gründe für seine Wahl. Die anderen waren weniger klar – etwas, was der König vage spürte, aber nicht zugeben wollte. Tamaros bemerkte, wie sehr ihn die Worte des Hohen Magus verstört hatten. Wenn Reinholt so etwas aussprach, dann würden auch andere entsprechend denken. Tamaros bezog Dagnarus aus Trotz in die Zeremonie mit ein. Er würde der Welt zeigen, dass er seine Kinder liebte. Seine beiden Kinder.

Dagnarus zeigte sich ungemein erfreut darüber, dass man ihm eine solch wichtige Rolle zugedacht hatte. Der einzige Makel bestand in seinen Augen darin, dass er dadurch wenig Zeit für sein neues Pferd hatte. Er musste immer und immer wieder üben, etwas, was ihn schrecklich langweilte. Wenn er nicht übte, wurde Maß für neue Gewänder genommen, und das war noch schlimmer. Er zog sich gern schön an, aber er hasste es, für die Anproben stillstehen zu müssen. Da Königin Emillia die Verantwortung für diese Dinge trug, waren die Gewänder, als sie schließlich fertig waren, nicht richtig. Der Umhang war entweder zu lang oder zu kurz, das Obergewand zu eng oder zu weit, und daher wurde Dagnarus für immer neue Anproben in die Gemächer Ihrer Majestät geschleppt, wo Frauen mit Stecknadeln im Mund an ihm zupften und vor sich hin murmelten.

»Dagnarus!« Gareth packte den Prinzen am Arm, als er gerade um eine Ecke bog. »Passt auf! Dort, im Flur! Meisterin Florence!«

Meisterin Florence war für die Garderobe der Königin zuständig und daher nun auch für Dagnarus' Festgewand. Sie hatte eine entschlossene Miene aufgesetzt und hielt ein Bandmaß in der Hand.

»Hier entlang!«, rief Dagnarus, der eigentlich auf der Suche nach Dunner gewesen war in der Hoffnung, den Zwerg zu einer weiteren Reitstunde überreden zu können.

Die Jungen duckten sich hinter eine Säule und hielten den Atem an, bis die Königliche Schneiderin auf dem Weg zu den Gemächern des Prinzen an ihnen vorbeigeeilt war.

»Sie wird nicht einmal Silwyth dort finden«, flüsterte Dagnarus. »Und Evaristo ist auch schon nach Hause gegangen.«

»Das bedeutet, dass sie nach dir sucht. Eil dich!«

Die Jungen liefen den Flur entlang.

»Woher weißt du, dass Silwyth nicht dort ist?«, fragte Gareth. »Wo sonst sollte er sein?«

»In geheimnisvollen Dingen unterwegs«, erwiderte Dagnarus. »Er geht immer weg, sobald er glaubt, dass wir ebenfalls weg sind.«

»Ja?« Gareth staunte. »Wenn wir zurückkommen, ist er immer wieder da.«

»Deshalb weiß ich es ja«, meinte Dagnarus mit einem Zwinkern. »Er ist zu pünktlich. Und das bedeutet mit Sicherheit, dass er hinter unserem Rücken etwas tut und darauf achtet, nicht erwischt zu werden. Und ich habe ihn gesehen – nein, nicht hier entlang, lieber die Treppe runter.«

»Ich dachte, wir wollten in der Großen Bibliothek nach Dunner suchen. Auf diesem Weg kommen wir nicht dorthin.«

»Der andre Weg bringt uns zu dicht an den Gemächern meiner Mutter vorbei. Die Treppe runter, den Flur entlang, diesen schmalen Korridor, eine Treppe nach oben, und dann kommen wir von der anderen Seite in die Große Bibliothek.«

Gareth wurde ein wenig langsamer und versuchte, die Strecke im Kopf nachzuvollziehen. »Aber das bringt uns in die Gemächer Seiner Majestät. In die Nähe des Beratungszimmers. Wir dürfen dort nicht spielen.«

»Wir *spielen* ja auch nicht.« Dagnarus warf seinem Freund einen vernichtenden Blick zu. »Ich spiele nie. Jedenfalls nicht mehr. Außerdem wird um diese Zeit niemand dort sein. Mein Vater und Helmos bereiten sich auf das Levee heute Nachmittag vor.«

Die Jungen stiegen die breite Treppe hinunter, bogen um eine Ecke und sahen, was wie eine ganze Armee von Elfen wirkte, die ihre schimmernden lackierten Rüstungen trugen und mit Schwertern und Speeren bewaffnet waren.

»Die Götter mögen uns schützen!«, keuchte Gareth.

Es gab keine Möglichkeit, sich zu verstecken, keine langen Wandbehänge oder Ritterrüstungen, keine breiten Säulen oder Nischen. Dagnarus probierte den Griff einer nahe gelegenen Tür und fand sie unverriegelt. Er drückte die Tür auf, zerrte seinen Freund in den Raum dahinter und zog die Tür hinter sich beinahe zu. Dann spähte er durch den Spalt hinaus.

»Ist das Krieg?«, fragte Gareth mit bebender Stimme. »Werden sie uns töten?«

»Unsinn«, erwiderte Dagnarus, verärgert über die Begriffsstutzigkeit seines Freundes. »Sie tragen die zeremoniellen Rüstungen, und es sind nur zwanzig oder dreißig. Sie sind wegen der Zeremonie des Steins der Könige hier. Da kommt auch schon Lord Mabreton, um sie zu begrüßen.«

»Oh«, meinte Gareth, der sich dumm vorkam. »Wer sind sie also?«

»Ich weiß es nicht.« Dagnarus runzelte die Stirn. »Es ist schon irgendwie seltsam, dass sie hier auftauchen. Ihr König – wie nennen sie ihn noch?«

»Den Göttlichen«, antwortete Gareth.

»Genau. Der Göttliche hat meinen Vater benachrichtigt, dass man Lord Mabreton auserwählt hat, den Stein der Könige

entgegenzunehmen. Nun sind all diese anderen Elfen hier. Ich frage mich wieso.«

»Vielleicht sollen sie den Stein auf dem Weg ins Elfenland bewachen«, schlug Gareth vor.

Dagnarus öffnete die Tür einen weiteren Zoll, sehr zu Gareths Entsetzen. »Lord Mabreton scheint nicht sonderlich erfreut darüber zu sein, sie zu sehen. Was für ein Glück! Sie bleiben direkt hier stehen! Jetzt werden wir herausfinden, was passiert. Diesmal werde ich Silwyth zur Abwechslung etwas berichten können statt umgekehrt. Wer immer dieser Elf sein mag, er ist ein wichtiger Mann. Du sprichst doch ihre Sprache.« Dagnarus winkte seinem Freund zu, zur Tür zu kommen. »Erzähl mir, was sie sagen.«

»Ich spreche nicht so viel Elfisch«, widersprach Gareth im Flüsterton, aber Dagnarus sah ihn nur missmutig an und deutete auf die Tür. Gareth seufzte, kniete sich nieder und spähte vorsichtig in den Flur hinaus.

Dagnarus hatte Recht. Lord Mabreton betrachtete die anderen Elfen mit Zorn und Ablehnung, und beides war ihm deutlich anzusehen. Es gelang ihm schließlich, eine unbeteiligte Miene aufzusetzen, aber nur mit sichtbarer Anstrengung. Er kreuzte die Hände über der Brust und verbeugte sich, als sich die anderen Elfen näherten.

Der Anführer des Trupps – ein hoch gewachsener Mann in mittleren Jahren – trug keine Rüstung, war aber in kunstvolle Brokatgewänder gekleidet, die so lückenlos mit Edelsteinen und Stickerei überzogen waren, dass sie ebenso gut als Rüstung dienen konnten. Er ging vor den anderen her und blieb schließlich mitten im Flur stehen. Der Elf gab kein sichtbares Zeichen, aber sein Gefolge hielt wie auf einen unausgesprochenen Befehl sofort an. Der Anführer machte noch drei Schritte auf Lord Mabreton zu und hielt erst inne, als er beinahe auf den Zehen des Botschafters stand. Er war viel

zu nahe herangegangen. Die elfischen Höflichkeitsregeln verlangten, dass man einen respektvollen Abstand voneinander hielt, es sei denn, ein anderer hatte einen eingeladen, diese unsichtbare Grenze zu überschreiten. Einer der beiden würde zurückweichen müssen.

Die beiden starrten einander an. Der Fremde verschränkte die Arme vor der Brust. Lord Mabreton senkte den Blick und trat einen Schritt zurück, obwohl er dies mit einer Kälte tat, die den zwei unbemerkten Zuschauern nicht entging.

»Schild des Göttlichen«, sagte Lord Mabreton und schaute verlegen drein, »es tut mir Leid, dass ich nicht am Portal war, um Euch zu begrüßen, Herr, aber man hat mich erst jetzt von Eurer Ankunft informiert. Wir fühlen uns stets von Eurer Gegenwart geehrt, aber wir müssen uns dennoch fragen, wieso Ihr Euch entschlossen habt, zu diesem Zeitpunkt nach Vinnengael zu kommen.«

»Ich bin gekommen, um bei der Zeremonie anwesend zu sein«, erklärte der Schild in freundlichem Tonfall. »Einer Zeremonie, in der Ihr, wenn ich das richtig verstehe, eine wichtige Rolle spielen werdet.«

Lord Mabretons Unbehagen wuchs, aber er versuchte, es zu verbergen. Er wich dem forschenden Blick des Schilds aus, sah sich Hilfe suchend auf dem ansonsten leeren Flur um.

»Eine unwichtige Rolle in einer unwichtigen Zeremonie, Herr«, erklärte Lord Mabreton abfällig. »Der Göttliche hat mich gebeten, unser Volk zu vertreten. Die Zeremonie soll in sieben Tagen stattfinden. Ich kann Euch garantieren, dass Ihr die Wartezeit ermüdend finden werdet, wenn Ihr mit Eurem Gefolge hier in diesem feuchtkalten Schloss untergebracht werdet. Ich biete mein eigenes Haus für den Aufenthalt Eurer Lordschaft…«

»Ein Haus, das wahrlich sehr schön ist, aber auch sehr weit von Vinnengael entfernt«, erwiderte der Schild. »Ich habe auf

meinem Weg hierher in Eurem Haus eine Rast eingelegt, Lord Mabreton. Meine Soldaten fanden es sehr nützlich. Eure schöne Gattin ist eine großzügige Gastgeberin.«

Lord Mabreton wurde rot vor Zorn. Er machte eine unwillkürliche Geste mit der Hand, eine Bewegung, die bewirkte, dass jeder Mann in der Truppe des Schilds die Hand an den Schwertgriff legte, mit einer Präzision, die Dagnarus in kritischer Anerkennung nicken ließ.

Die Röte auf Lord Mabretons Wangen wich schlagartig einer kränklichen Blässe. Langsam senkte er die Hände und behielt sie zitternd an den Seiten.

Die Soldaten nahmen die Hände nicht von den Schwertgriffen. Sie standen bereit, und ihren Blicken entgingen weder die Schweißperlen auf Lord Mabretons Stirn noch eine Katze, die auf der Suche nach einer Maus durch den Flur schlich.

Der Lord schien krampfhaft bemüht, etwas sagen zu wollen. Der Schild sparte ihm diese Mühe.

»Ich bin sicher, dass der Göttliche gerade in diesem Augenblick damit beschäftigt ist, ein Gedicht zu verfassen, in dem er mich über das Geschenk des Steins der Könige informiert, ein Gedicht, das die Macht dieses Steins erläutern wird, zu der es unter anderem, wenn ich recht verstehe, auch gehört, elfische Paladine zu berufen. Eine solch wunderbare Gabe der Götter verdient ein großartiges Gedicht. Zweifellos wird der Göttliche monatelang daran arbeiten«, fügte der Schild trocken hinzu. »Monate, während derer er den Stein der Könige bereits in seinem Besitz hat. Monate, während derer er seine eigenen Paladine schaffen wird.«

»Er ist der Göttliche«, erwiderte Lord Mabreton, als ihn sein Zorn nun endlich überwältigte. »Und ich bin sein Vertreter hier! Der Stein der Könige steht ihm rechtmäßig zu!«

»Ich bin der Schild des Göttlichen«, erklärte der Schild, und in seiner Stimme schwang eine gefährliche Schärfe mit. »Der Beschützer des Göttlichen. Der Stein der Könige steht mir zu. Ihr müsst beiseite treten.«

Er ging einen Schritt weiter. »Oder Ihr werdet beiseite gestoßen.«

Lord Mabreton verlor vollkommen die Nerven. Wütend schrie er: »Wagt Ihr es etwa, mir zu drohen? Ich bin ein Wächter! Ich bin ein treuer Diener des Göttlichen! Ihr wagt es nicht, mich anzurühren! Nicht ohne dass Euer eigenes Haus über Euch einstürzt.«

Dagnarus versetzte Gareth einen Schubs. »Sieh mal! Silwyth!«

Silwyth war um eine Ecke am anderen Ende des Flurs gebogen. Er trat hinter Lord Mabreton, der sich so auf den Schild konzentrierte, dass er den Kämmerer weder sah noch seine leichtfüßigen Schritte bemerkte. Silwyth kam fünf oder sechs Schritte hinter Lord Mabreton zum Stehen und sah den Schild an.

Der Schild des Göttlichen verschränkte die Arme vor der Brust und warf Lord Mabreton einen kalten Blick zu. Dann nickte er beinahe unmerklich.

»Ihr habt Recht, Lord Mabreton«, sagte er in versöhnlichem Tonfall. »Ich wage es nicht, Euch anzurühren.«

Silwyth glitt hinter Lord Mabreton und machte eine ruckartige Bewegung. Die Jungen sahen das Aufblitzen von Stahl.

Lord Mabreton schaute ungemein überrascht drein, dann schockiert. Er grunzte, seine Beine knickten ein. Mit einer anmutigen Geste zog Silwyth das Messer aus Lord Mabretons Rücken und fing den Mann auf, sodass er nicht auf den Boden stürzte.

Auf eine Geste des Schilds hin hob einer der Leibwächter Lord Mabretons Leiche hoch und legte sie sich über die Schulter. Kopf und Arm des Botschafters hingen dem Mann über den Rücken. Der Soldat schlang den Arm fest um Lord Mabretons Beine.

Die Augen des Botschafters, weit offen und starr, glotzten die Jungen direkt an. Ein staunender Ausdruck war auf seinem Gesicht wie festgefroren. Ein dünnes Blutrinnsal tröpfelte aus dem klaffenden Mund.

»Er… er ist tot!«, keuchte Gareth entsetzt.

Der Schild sah sich um. »Was war das?«

Dagnarus drückte seinem Freund die Hand auf den Mund. »Still!«, flüsterte er ihm ins Ohr.

Der schaudernde Gareth nickte. Die Jungen blieben hinter der angelehnten Tür hocken und wagten kaum zu atmen.

»Nur die Katze, Herr«, sagte einer der Leibwächter.

Die Katze sprang zu und hatte eine Maus zwischen den Pfoten.

»Ah, der Jäger wird belohnt«, meinte der Schild lächelnd.

Silwyth wischte das Blut mit einem weißen Tuch vom Messer und steckte Waffe und Tuch in seinen langen, weiten Ärmel. Kunstvoll arrangierte er Lord Mabretons Kleidung so, dass der Blutfleck auf dem Rücken nicht zu sehen war.

»Was soll mit der Leiche geschehen, Herr?«, fragte Silwyth.

»Ich werde sie in unser Heimatland zurückschicken, wo man sie anständig beisetzen kann. Ich will Lord Mabretons Familie nicht beleidigen. Ich werde seinen Ahnen keinen Grund geben, mich heimzusuchen, und seinem Haus keinen, sich gegen mich zu erheben.«

»Aber sie werden doch sehen, dass er an einer Messerwunde im Rücken starb, Herr«, gab Silwyth zu bedenken.

»Das stimmt.« Der Schild wandte sich dem Mann zu, der die Leiche trug. »Wenn du den Palast sicher verlassen hast, stoße

der Leiche von vorn das Schwert in die Brust. Lord Mabreton ist in Ausübung seiner Pflichten gestorben, welch fehlgeleitete Pflicht das auch gewesen sein mag. Wir werden ihm den Tod eines Soldaten gewähren, damit seine Familie ihn ehrenvoll empfangen kann.«

Der Soldat nickte.

»Ihr, Silwyth, werdet dem Mann den Weg aus diesem unmöglichen Palast zeigen müssen«, sagte der Schild.

»Jawohl, Herr. Ich werde ihm einen Weg zeigen, der unter den Wasserfällen hindurch und von dort zu einem Geheimpfad führt, den ich entdeckt habe. Wenn uns jemand begegnet, werde ich erklären, der Lord sei betrunken. Es wäre nicht das erste Mal.« Er zögerte und warf dem Schild einen Blick zu, als wollte er noch mehr sagen; dann senkte er den Blick.

»Sprecht, Silwyth«, sagte der Schild mit freundlichem Lächeln. »Ihr habt mir heute einen großen Dienst erwiesen. Ich schulde Euch die Antwort auf eine oder zwei unverschämte Fragen.«

»Ich fragte mich nur… Lady Mabreton…« Silwyth schien verlegen.

»Die schöne Lady Mabreton.« Der Schild legte Silwyth eine Hand auf die Schulter. »Lord Mabreton hat einen unverheirateten Bruder – kürzlich verwitwet, wenn ich mich recht erinnere –, der die Dame zweifellos gern heiraten wird. Macht Euch keine Sorgen. Sie wird nicht für die Dummheit ihres Gatten zahlen müssen.«

Silwyth nickte erleichtert.

»Sie wird die Leiche nach Hause begleiten«, fuhr der Schild fort. »Ich habe gestern Abend mit ihr gesprochen. Der plötzliche Tod ihres Gemahls wird sie nicht sonderlich überraschen. Ich glaube auch nicht, dass sie von Trauer überwältigt sein wird. Und nun bin ich schon beinahe zu spät

dran für mein Gespräch mit Seiner Majestät. Ich werde Euch sicher während meines Besuchs hier noch sehen, Silwyth?«

»Wenn meine Pflichten gegenüber dem jungen Prinzen das zulassen, Euer Lordschaft.« Silwyth verbeugte sich.

Der Schild ging weiter den Flur hinunter, begleitet von seinen Wachen. Silwyth ging in die Gegenrichtung, gefolgt von dem Soldaten, der Lord Mabretons Leiche trug.

»Silwyth hat diesen Mann umgebracht!«, stammelte Gareth, als der Flur wieder vollkommen leer war und selbst die Schritte der Elfen nicht mehr zu hören waren. »Er hat ihn erstochen – von hinten! Ich habe sein Gesicht gesehen!« Er erschauerte und schlug die Hände vor die Augen, als wollte er den schrecklichen Anblick ausschließen. »Ich habe sein Gesicht gesehen!«

»Hör auf! Du benimmst dich wie eine alberne Zofe, die wegen einer Ratte zu kreischen anfängt«, schimpfte Dagnarus. Er zwickte seinen Freund fest in den Arm. »Lass den Kopf nach unten hängen, zwischen die Knie. Dann wird es dir bald besser gehen. Ich wünschte wirklich, ich würde Elfisch verstehen!«, fügte er hinzu. »Um was ging es da? Was haben sie gesagt?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Gareth. »Mir ist schlecht.«

»Verdammt, sag es mir!« Dagnarus schüttelte Gareth so heftig, dass dieser gezwungen war, den Kopf wieder zu heben. »Sag mir, um was es ging!«

Dagnarus war bleich, die grünen Augen glühten, brannten sich durch das elende Gefühl in Gareths Magen, brannten durch Entsetzen und Schreck.

»Sag es mir, Fleck«, befahl Dagnarus. Seine Stimme war fest, und das beruhigte Gareth ein wenig.

Er gehorchte, wie er es gewohnt war.

»Es ging um den Stein der Könige«, antwortete er mit zitternder Stimme. »Es sieht so aus, als wollte der Göttliche

ihn für sich selbst. Dieser andere Mann ist der Schild des Göttlichen, und er denkt, er sollte den Stein bekommen. Lord Mabreton sagte, er gehöre dem Göttlichen, und dann… dann…« Gareth schluckte angestrengt.

»Silwyth arbeitet also für den Schild«, murmelte Dagnarus.

»Dein Vater wird wütend sein, wenn er das erfährt«, meinte Gareth. »Er glaubte, der Stein der Könige würde Frieden bringen. Stattdessen…«

»Mein Vater darf nie auch nur ein Wort davon erfahren«, erklärte Dagnarus entschlossen. »Du wirst niemandem sagen, was wir heute beobachtet haben. Wenn du es doch tust, Fleck« – der Prinz hielt inne und suchte nach der schrecklichsten Drohung, die ihm einfallen wollte –, »wenn du es tust, lasse ich dich rauswerfen. Ich werde sagen, dass du etwas von mir gestohlen hast. Ich werde auch dafür sorgen, dass deine Eltern den Hof verlassen müssen. Deine Familie wird ruiniert sein. Ihr werdet auf der Straße betteln müssen!«

Gareth starrte ihn an, stumm vor Entsetzen.

»Das werde ich tun!«, erklärte Dagnarus in einem Tonfall, der keinen Zweifel aufkommen ließ. »Du weißt, dass ich es kann. Du weißt genau, dass ich es wirklich tun werde. Versprich es mir, Fleck. Versprich mir, dass du niemandem sagen wirst, was wir heute hier gesehen haben.«

»Aber der Mann wurde umgebracht…«

»Das geht uns nichts an. Versprich es mir, Fleck! Versprich es!«

»Ich verspreche es!«, sagte Gareth mit belegter Stimme.

»Gut so!« Dagnarus tätschelte seinen Freund, als wollte er einen gehorsamen Hund belohnen. »Das ist gut. Es würde meinen Vater nur schrecklich kränken und beunruhigen. Und das wirst du doch nicht wollen, oder?«

Gareth schüttelte den Kopf. Er wusste genau, dass sich Dagnarus nicht im Geringsten um seinen Vater scherte. Hier

ging es um etwas anderes – etwas, das Gareth nicht verstand oder nicht verstehen wollte.

»Wie können wir Silwyth je wieder gegenübertreten?«, fragte Gareth bedrückt. »Wie kann ich es ertragen, dass er mich anfasst, nachdem… nach dieser Sache.«

»Sei doch nicht albern!«, meinte Dagnarus verächtlich. »Hauptmann Argot hat Hunderte von Männern umgebracht, und es stört dich nicht, wenn er dich anfasst.«

»Das ist nicht dasselbe«, widersprach Gareth. »Argot hat diese Männer im Krieg getötet.«

»Das hier ist ein Krieg, Fleck. Nur eine andere Art davon. Eine elfische Art von Krieg. Komm schon. Wir sind ohnehin spät dran. Dunner wird sich schon fragen, wo wir bleiben.«

»Wieso starrst du mich so an, Gareth?«, fragte Silwyth an diesem Abend, als er den Jungen ihr Abendessen aus Kanincheneintopf und Brot servierte. »Gefällt dir plötzlich mein Gesicht nicht mehr?«

Dagnarus versetzte Gareth unter dem Tisch einen Tritt.

Gareth senkte den Kopf und starrte stattdessen das Essen an, das er nicht herunterwürgen konnte. Er konnte einfach nichts dagegen tun. Er hatte gesehen, wie Silwyth kaltblütig einen Menschen umgebracht hatte. Selbst ein Elf, meinte Gareth, sollte nach einer so schrecklichen Tat eine Spur von Gefühlen zeigen. Aber Silwyth war so ruhig wie eh und je. Dagnarus warf seinem Freund einen wütenden Blick zu und erinnerte ihn an sein Versprechen. Gareth gab vor, krank zu sein, und ging früh zu Bett.

Aber er konnte nicht schlafen. Durch seine geschlossenen Lider sah er immer wieder das Gesicht des sterbenden Lord Mabreton vor sich. Er sah Silwyths ausdrucksloses Gesicht, als er dem Mann das Messer in den Rücken stieß. Im

Nebenzimmer, in Dagnarus' Schlafzimmer, hörte Gareth Silwyths Stimme, ruhig, ungetrübt, während er den Prinzen auf die Nacht vorbereitete.

Schaudernd wünschte sich Gareth, dass die Stimmen endlich verstummen würden. Aber dann wurde ihm klar, dass er vollkommen allein sein würde, wenn dies geschah, allein mit dem geisterhaften Gesicht des toten Elf. Er kroch aus dem Bett und drückte sich gegen die Tür. Er konnte das Zimmer des Prinzen nicht betreten, ohne sich Dagnarus' Verachtung zuzuziehen, vielleicht sogar seinen Zorn. Aber Gareth musste so nahe wie möglich an den Lebenden sein, um die Toten zu bannen.

Der Prinz war im Bett, und Silwyth wartete wie immer, bevor er den Prinzen für die Nacht allein ließ. Der Elf hatte eine Kerze in der Hand. Gareth konnte den Lichtschein unter der Tür sehen.

»Kann ich noch etwas für Eure Hoheit tun?«, fragte Silwyth wie jeden Abend.

»Ich hörte, dass Lord Mabreton den Hof verlassen hat. Kam sein Abschied nicht ein wenig plötzlich und unerwartet?«, fragte Dagnarus.

Gareth überlief angesichts der Waghalsigkeit des Prinzen ein Schaudern. Er öffnete die Tür einen Spaltbreit, denn er hatte Angst, dass Silwyth – der bereits einen Mord begangen hatte – beschließen könnte, nun auch den Prinzen umzubringen.

Silwyth antwortete nicht sofort. Er sah Dagnarus an, der dem Blick des Elfen begegnete und ihn kühl erwiderte.

»Nicht ganz unerwartet«, brach Silwyth schließlich das Schweigen. »Man ließ ihm eine Wahl, und er hat sie getroffen.« Er hielt einen weiteren Augenblick inne, dann meinte er: »Ich habe mich gefragt, warum Gareth mich beim Essen so seltsam angesehen hat, als könnte ich ihn verschlingen. Habt Ihr gesehen, was passiert ist?«

Dagnarus nickte. Gareth schloss die Augen und fürchtete das Schlimmste.

Silwyth hielt die Kerze ganz ruhig; die Flamme flackerte nicht.

»Habt Ihr verstanden, was Ihr gesehen habt, Euer Hoheit?«

»Nicht ganz«, gab Dagnarus zu. »Fleck spricht Eure Sprache nicht so gut. Ich weiß, dass sowohl der Schild als auch Lord Mabreton den Stein der Könige für sich haben wollten. Warum musste der Lord sterben? Warum ist er nicht einfach gegangen, wie der Schild es ihm befohlen hat? Warum hat der Schild ihn nicht gehen lassen?«

»Wenn er den Palast ohne den Stein der Könige verlassen hätte, hätte Lord Mabreton in seiner Pflicht gegenüber dem Göttlichen versagt. Er hätte das Gesicht verloren. Er hätte entehrt nach Hause zurückkehren müssen. Um seine Ehre wiederzuerlangen, hätten er und sein Haus dem Schild und seinem Haus den Krieg erklären müssen. Der Göttliche hätte sich für die Beleidigung an seinem Diener, Lord Mabreton, rächen müssen und sich ebenfalls gegen den Schild gestellt. Das hätte zum Bürgerkrieg im Elfenland geführt. Es ist durchaus möglich, dass wegen der Portale auch Vinnengael in diesen Krieg hineingezogen worden wäre. Und einen Bürgerkrieg kann niemand gewinnen, Euer Hoheit. Die Verluste wären unermesslich.«

»Mein Vater glaubt, der Stein der Könige wird der Welt den Frieden bringen«, sagte Dagnarus. »Aber nun ist bereits jemand wegen des Steins gestorben.«

»Der Stein hat tatsächlich Frieden gebracht, Euer Hoheit. Der Krieg ist verhindert worden. Es wird friedlich bleiben. Der Tod dieses Einen hat viele Leben gerettet. Der Geist von Lord Mabreton wird das verstehen, wenn er sich zu seinen Ahnen gesellt. Werdet Ihr mit dem König darüber sprechen?«

Silwyth fragte das so lässig, als wäre er sich der Antwort entweder vollkommen sicher oder bereit, mit allen Möglichkeiten zurechtzukommen.

Dagnarus schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe auch Fleck gesagt, er solle darüber schweigen. Ganz gleich, was Ihr sagt, mein Vater würde es nicht verstehen. Es würde ihn bedrücken. Er war schon zornig genug auf die Ehrenwerten Magier. Er sagte, falls es noch mehr Ärger oder Uneinigkeit darüber gäbe, würde er den Stein der Könige einschließen und ihn nicht benutzen. Und das wäre eine Schande«, schloss Dagnarus leise. »Hast du den Stein der Könige je gesehen, Silwyth?«

»Nein, Euer Hoheit, diese Ehre hatte ich nicht«, erwiderte Silwyth.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte Dagnarus.

Gareth hörte genau zu. Davon hatte ihm der Prinz kein Wort erzählt. Er hatte mit niemandem darüber gesprochen.

»Mein Vater hat mir gestattet, ihn zu halten, als wir für die Zeremonie übten. Ich konnte die Macht spüren, Silwyth. Der Diamant hat meine Haut kribbeln lassen, so wie man sich fühlt, kurz bevor ein Blitz in der Nähe einschlägt. Die Haare auf meinen Armen haben sich gesträubt, und mein ganzer Körper hat gekribbelt. Es war schrecklich und gleichzeitig aufregend.«

»Ihr habt die Macht der Götter gespürt, Euer Hoheit«, erklärte Silwyth.

»Ja, ich weiß. Und eine solche Macht sollte nicht verschwendet werden. Was werden die Elfen mit ihrem Teil des Steins tun, Silwyth?«

»Der Schild wird ihn entgegennehmen, um ihn im Namen des Göttlichen zu bewahren. Der Schild wird Paladine berufen, die ihrerseits im Namen des Göttlichen handeln werden, um dem Land Sicherheit zu geben und mit Euren Leuten zusammenzuarbeiten, Euer Hoheit, zum Besseren unserer beiden Nationen.«

»Was, meinst du, werden die Zwerge und die Orks mit ihren Teilen machen?«, fragte Dagnarus nachdenklich.

»Ich habe keine Ahnung, Euer Hoheit«, meinte Silwyth verächtlich. »Aber was immer sie tun, ich nehme nicht an, dass es für uns von sonderlicher Bedeutung sein wird.«

»Ich werde Dunner fragen«, meinte Dagnarus. Gähnend kuschelte er sich in seine weichen Kissen. »Danke, Silwyth. Ich werde jetzt schlafen.«

»Ich wünsche Euer Hoheit eine gute Nacht«, erwiderte Silwyth. Er zog sich zur Tür zurück und nahm die Kerze mit.

»Silwyth«, rief Dagnarus, als der Elf die Hand schon am Türgriff hatte.

»Ja, Euer Hoheit?«

»Mein Bruder wird diese Macht erben, nicht wahr? Er wird unseren Teil des Steins der Könige erben.«

»Ja, Euer Hoheit. Wenn er König wird.«

Silwyth wartete darauf, dass Dagnarus noch etwas sagte, aber der Prinz schwieg. Silwyth nahm wohl an, dass Dagnarus eingeschlafen war, denn er schloss die Tür.

Dagnarus seufzte – ein langes, sehnsuchtsvolles Seufzen.

Nachdem Silwyth die Kerze mitgenommen hatte, stahl sich das Mondlicht durchs Fenster wie ein Geist der Sonne. Gareth, der durch die Tür spähte, konnte sehen, wie der Prinz auf dem Rücken lag, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, und stirnrunzelnd ins mondbeschienene Halbdunkel starrte.

Gareth schlich sich leise wieder ins Bett, und er wünschte sich zutiefst, diesen Seufzer nie gehört zu haben. Er legte sich wieder hin, aber er hatte Angst, die Augen zu schließen, weil er befürchtete, dann wieder das Gesicht des toten Elfs zu sehen.

Aber Lord Mabreton war offenbar zu seinen Ahnen gegangen. Er hatte offenbar die Belohnung für seine Pflichterfüllung erhalten, denn Gareth sah sein Gesicht nie wieder.

Der Ursprung der Finsternis

Evaristo machte sich Sorgen um seinen Schüler. Gareth, normalerweise fröhlich und lernbegierig, war nun still und abgelenkt, warf immer wieder verstohlene Blicke zur Tür, und als Evaristo vorschlug, dass sie sich nun dem Studium des elfischen Brauchs der Ahnenanbetung zuwandten, schüttelte er sogar heftig den Kopf und weigerte sich, auch nur das Buch zu öffnen.

Endlich kam Evaristo zu dem Schluss, dass Gareth wohl eifersüchtig war auf die allgemeine Aufmerksamkeit, die Dagnarus zuteil wurde, der selbstverständlich nicht im Schulzimmer anwesend war. Der Prinz war unterwegs, um sein Pferd zu tränken und zu füttern, denn Dunner hatte ihm gesagt, dass es die Zuneigung zwischen Tier und Reiter verstärken würde, wenn er solch einfache Tätigkeiten nicht wie sonst üblich den Stallknechten überließ.

Es ist ganz natürlich, dass der Junge sich vernachlässigt fühlt, dachte Evaristo, der Gareths Eltern kannte. Zu der Eifersucht des Jungen kam noch die allgemeine Unruhe und Aufregung im Palast hinzu. Täglich trafen Würdenträger aus ganz Loerem ein, und jeden Abend fanden Festlichkeiten statt.

Der Junge hatte vermutlich außerdem auch noch eine Magenverstimmung. In sechs Tagen würde endlich die Zeremonie des Steins der Könige stattfinden, und Evaristo würde froh sein, wenn endlich alles vorüber wäre und sie sich wieder dem Alltagsleben zuwenden könnten. Inzwischen versuchte er, sich etwas auszudenken, das ihm die Aufmerksamkeit seines Schülers zurückgewinnen würde.

»Gareth«, sagte Evaristo und erschrak, als er sah, wie der Junge zusammenzuckte.

»Ja?« Gareth sah ihn bedrückt an.

»Vergessen wir unsere Lektion für heute.« Evaristo klappte sein Buch zu und schob es von sich. »Es gibt einfach zu viel Ablenkung. Wir können uns beide nicht konzentrieren.«

»Es tut mir Leid«, meinte Gareth. »Es ist nur, dass…« Er zögerte und sah Evaristo zweifelnd an.

»Nur was, Gareth?«

»Nichts.« Gareth seufzte tief.

Evaristo wartete, aber der Junge schwieg weiter.

Es würde ihm gut tun, wenn er über seine Empfindungen reden könnte, dachte Evaristo, aber den Zeitpunkt muss er selbst bestimmen. Erzwungene Vertraulichkeiten würden nur dazu führen, dass der Junge ihn am Ende ablehnte.

»Würdest du den Morgen gern in der Königlichen Bibliothek verbringen?«, fragte Evaristo schließlich.

»Wäre das denn möglich?«

»Ja, sicher«, erwiderte Evaristo, erfreut über den Erfolg seines Vorschlags.

Gareth hatte wieder ein wenig Farbe bekommen, und seine Augen blitzten. Er sprang begeistert auf. »Können wir gleich gehen?«

»Ja, sofort. Aber du weißt, dass es Regeln gibt«, erklärte Evaristo, als sie durch die Flure gingen, die für gewöhnlich leer waren, in denen es aber jetzt von Dienern und Leibwächtern, Schneidern und Köchen, Schreibern und Sekretären nur so wimmelte. Man konnte mitunter sogar ein paar Adlige sehen, die sich anstrengten, so zu wirken, als stünden sie über all diesem Tumult.

»Ja«, erwiderte Gareth und versuchte, angemessen würdevoll zu klingen.

»Es wird nicht gesprochen«, erklärte Evaristo. »Das ist die erste Regel, und jeder Verstoß wird dazu führen, dass man dich nach draußen bringt. Wenn du eine Frage hast oder eine

Information wünschst, dann gehst du zum Obersten Bibliothekar, schreibst deine Frage auf eine Tafel, die zu diesem Zweck vorhanden ist, und erhältst deine Antwort.«

Er warf seinem Schüler einen strengen Blick zu. »Es ist ein verbreiteter Scherz unter Novizen, sich anzuschleichen und ›Feuer!‹ auf die Tafel zu schreiben, aber ich hoffe, du wirst es ihnen nicht nachtun.«

»Nein, selbstverständlich nicht«, antwortete Gareth schockiert.

»Gut.« Evaristo nickte anerkennend. »Der Oberste Bibliothekar kennt den Inhalt und den Standort eines jeden Buchs. Das ist sein Beruf. Die Bücher sind nach Sachgruppen aufgestellt, alles sehr geordnet und logisch, aber es mag dir zunächst vielleicht nicht so erscheinen. Zum Beispiel erwartest du vielleicht, ein Buch über den Schiffbau bei den Büchern über Orks zu finden, aber solche Bücher haben ihren eigenen Bereich. Wenn allerdings ein Buch über orkischen Aberglauben auch ein Kapitel über Schiffbau enthält, wird es an einer anderen Stelle stehen. Und wenn das Buch in der Orksprache verfasst ist statt in unserer, wäre es an noch einer anderen Stelle zu finden.

Aber keine Sorge«, sagte Evaristo und legte seinem Schüler die Hand auf die Schulter. Gareth schaute so verdutzt drein, als hätte man ihn mit Steinen beworfen. »Ich weiß, das klingt alles sehr verwirrend, aber du wirst dich bald daran gewöhnen. Heute solltest du einfach nur umhergehen und dich mit den Räumen vertraut machen. Achte darauf, niemanden beim Lesen zu stören, obwohl ich nicht annehme, dass sich heute viel Publikum in der Königlichen Bibliothek aufhält. Alle sind mit den Vorbereitungen auf die Zeremonie beschäftigt. Wenn du ein Buch findest, das du lesen möchtest, dann nimm es vorsichtig aus dem Regal. Lege einen der Holzblöcke, die du dort sehen wirst, ins Regal, um den Platz des Buchs zu

markieren. Bring das Buch zum Obersten Bibliothekar, damit er den Titel sehen kann. So wird er wissen, wer diesen Band gerade benutzt, für den Fall, dass ein anderer danach verlangt.«

Die Königliche Bibliothek wirkte beinahe verlassen. Nicht einmal Dunner war dort. Der Oberste Bibliothekar saß auf einem Podest, die große Tafel neben sich, und verzog unwillig das Gesicht, als er sah, dass ein Kind sein Heiligtum betrat. Evaristo schrieb »Gelehrter« auf die Tafel. Der Bibliothekar, ein kleiner alter Mann mit einem erstaunlich großen Kopf – zweifellos, um all das Wissen darin unterzubringen –, nickte abrupt und wandte sich wieder seinem Buch zu.

Evaristo suchte sich selbst ein Buch und überließ es Gareth, sich ehrfürchtig umzusehen.

Die Stille und die friedliche Stimmung ergossen sich wie Balsam auf seine verstörte Seele. Schon die Luft, die nach Leder und Pergament roch, schien von Wissen durchtränkt. Gareth hatte das Gefühl, er könnte Wissen direkt durch die Poren aufnehmen, einfach nur indem er sich an diesem wunderbaren Ort aufhielt. Regal um Regal waren voll gestopft mit Büchern jeder Größe, Form und Machart, alles sehr verwirrend und überwältigend. Die Regale reichten bis zur Decke, die ausgesprochen hoch war. Eine geschnitzte Holzleiter, die auf gut gefetteten, lautlosen Rädern über den Boden rollte, erlaubte es den Gelehrten, auch die Bücher auf den obersten Regalbrettern zu erreichen.

Gareth wusste nicht, wo er anfangen sollte. Er war sich des misstrauischen Blicks des Bibliothekars bewusst und ging zunächst einfach an der ersten Regalreihe entlang und las die Titel auf den Rücken der ledergebundenen Bände. Am Anfang war er so aufgeregt, dass er sie überhaupt nicht begriff. Endlich beruhigte er sich, und die Worte hatten wieder eine Bedeutung. Er befand sich in einem Bereich, in dem alle Bücher in der Zwergensprache verfasst waren. Er kannte sich ein wenig

damit aus und konnte die Worte auf einigen Buchrücken verstehen, aber andere nicht.

Dann fiel ihm ein, dass er hier vielleicht ein Buch über Pferde finden könnte. Er würde sich über das Thema informieren und Dagnarus dann mit diesem Wissen verblüffen und beeindrucken. Gareth suchte eifrig. Zwerge haben viele Wörter für »Pferd«, aber Gareth konnte kein einziges Buch finden, in dessen Titel eines davon erwähnt wurde. Sie schienen sich alle mit »Eisen« zu befassen, denn dieses Wort entdeckte er häufig. Ihm wurde klar, dass sich die Bücher über Pferde an einer anderen Stelle befinden mussten.

Er hätte selbstverständlich fragen können, aber jedes Mal, wenn er aufblickte, sah ihn der Oberste Bibliothekar derart missbilligend an, als hege er keinen Zweifel daran, dass dieser Junge früher oder später »Feuer!« auf die Tafel schreiben würde. Gareth hatte einfach nicht den Mut, sich dem knollennasigen Bibliothekar zu stellen, also beschloss er, die Bücher selbst zu finden. Der Logik nach war zu erwarten, dass sie sich bei den Büchern über Zwerge befinden würden. Gareth ging die erste Regalreihe entlang, dann die zweite, aber ohne Erfolg. Die Zwergenbücher – erstaunlich, wie viele von ihnen es gab, wenn man bedachte, dass die meisten Zwerge keinen Sinn für solche Dinge hatten – erstreckten sich bis ins nächste Zimmer. Gareth folgte dem Weg gern, denn damit war er aus dem Blickwinkel des streng dreinschauenden Bibliothekars.

Auch das zweite Zimmer war voller Regale. Die Lesetische befanden sich alle im Hauptraum, wo der Bibliothekar ein Auge auf die Leser haben konnte. Gareth erreichte das Ende der Abteilung für Zwergenbücher, ohne ein einziges Werk über Pferde gefunden zu haben, obwohl er glaubte, er hätte vielleicht mehr Glück gehabt, wäre er nicht zu eingeschüchtert gewesen, um auch nur ein einziges Buch aus dem Regal zu ziehen. Beim nächsten Mal würde er Evaristo fragen. Heute

überließ er sich einfach dem angenehmen Gefühl, hier umherzugehen und sich daran zu erfreuen, wie ein Geizhals sich daran erfreut, sein Gold einfach nur anzusehen.

Er bemerkte kaum, wie die Zeit verging. Er ging von Zimmer zu Zimmer, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und sah sich die Bücher in Augenhöhe an und versuchte, sich jene zu merken, die er bei seiner Rückkehr an diesen Ort lesen wollte. Die Liste wuchs, bis es immer wahrscheinlicher wurde, dass ihn all diese Bücher beschäftigen würden, bis er erwachsen wäre. Er bemerkte aufgeregt, dass er ein Zimmer erreicht hatte, das voll mit Büchern über Magie war.

Es gab hier keine Bücher mit Zaubersprüchen; diese Bände wurden im Tempel der Magie aufbewahrt. Aber es gab gelehrte Abhandlungen über die Magie sämtlicher Völker, die Art ihrer Ausübung, ihre Bestandteile.

In nur zwei Jahren, dachte Gareth, werde ich mit meinen eigenen Studien hier beginnen. Er stellte sich vor, wie er direkt zu dem Buch ging, das er lesen wollte, es aus dem Regal holte und zum Bibliothekar brachte, der dann seinerseits angemessen beeindruckt vom Lerneifer dieses jungen Gelehrten wäre.

Gareth ergab sich dieser angenehmen Vorstellung, während er weiter an den Regalen vorbeiging. Endlich aber verschwand auch dieser Tagtraum. Gareth war müde, und der Hals tat ihm weh, weil er so oft den Kopf zurückgelegt hatte, um die Titel von Büchern in höheren Regalen lesen zu können – Titel, die ihm nun vor den Augen verschwammen. Es war Zeit, zu Evaristo zurückzukehren, und dennoch, dachte Gareth, hatte er noch nicht ein einziges Buch berührt.

Er hatte das Ende eines Gangs erreicht, und am Ende des untersten Regalbretts in einer dunklen Ecke lag ein schmales Buch mit schlichtem Umschlag, dick mit Staub bedeckt. Es war umgekippt, weil es das Letzte in der Reihe war, und lag auf der Seite. Es schien schäbig und unwichtig, ein Buch, für

das sich niemand interessierte, denn niemand hatte sich auch nur die Mühe gemacht, es wieder aufzustellen. Hier war ein Buch, das er sich ansehen konnte, ein Buch, das er in der Hand halten und durchblättern konnte, das keinen Platzhalter brauchte, das er dem Bibliothekar nicht zu zeigen brauchte. Gareth griff nach dem schmalen Band, wischte den Staub ab, ließ sich im Schneidersitz auf dem Boden nieder und war froh über die Rast. Er schlug das Buch auf.

Es war eine Enttäuschung. Es war zwar in der Sprache von Vinnengael verfasst, hätte aber ebenso gut in einem schwierigen Elfendialekt geschrieben sein können, so wenig begriff er das, was er las. Das Buch hatte mit Leere und Tod und Magie zu tun, so viel verstand er, aber was irgendetwas davon mit dem Rest zu tun haben sollte, konnte er nicht feststellen. Es war mit langen, großen Wörtern gefüllt und ungemein langweilig. Es gab nur eine einzige Illustration, die vier Mandalas darstellte, die für die vier Elemente standen. Gareth erkannte sie, weil die Symbole recht bekannt waren und in Stoffmustern und bei Stickereien benutzt wurden, und häufig brachte man sie auch an Häusern an, denn es hieß, sie brächten Glück.

Für gewöhnlich waren die Symbole in einer geraden Linie angeordnet: ein leerer Kreis für das Feuer, ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte für Luft, ein von einer horizontalen Linie durchzogener Kreis stand für Wasser und einer mit einem Kreuz darin für Erde. Die Kreise in diesem Buch standen nicht in einer Reihe, sondern einander entgegengesetzt. So befand sich Feuer gegenüber Wasser, Luft gegenüber Erde. In der Mitte war ein vollkommen dunkler Kreis, so dunkel, dass es beinahe aussah, als hätte die Buchseite ein Loch. Dieser Kreis war mit »die Leere« beschriftet. Der Autor sprach weiter von Tod und Blut und der Seele und davon, wie die Macht der

Elemente durch die Leere gehen musste und was es bedeutete, wenn sie es taten, und Gareth verstand nichts davon.

Er wusste von der Leere, aber nicht viel – es war wie Sex: Die Erwachsenen sprachen nur im Flüsterton darüber und verzogen missbilligend das Gesicht, wenn das Wort in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde. Die Leere war sehr böse und hatte etwas mit Magie und Tod zu tun, aber das war alles, was Gareth wusste.

Er wollte auch nicht unbedingt mehr wissen. Schon die Erwähnung des Todes brachte mit aller Macht die Erinnerung an den Schrecken des Vortags zurück, die er in der angenehmen Umgebung der Bibliothek beinahe vergessen hatte. Als ein Schatten über ihn fiel, erschauerte er und wusste, dass der tote Elf zurückgekehrt war, um zu verlangen, dass der Junge seinen Mörder anklagte. Aber es war nur Evaristo, der sich auf die Suche nach seinem Schüler gemacht hatte.

Gareth stellte das Buch zurück ins Regal, stellte es wieder aufrecht hin – zumindest das konnte er tun, obwohl es das seiner Ansicht nach vielleicht nicht verdient hatte.

»Zeit zu gehen«, flüsterte Evaristo lautlos.

Gareth nickte, denn er hatte Hunger. Aber er war auch traurig, die Bibliothek verlassen zu müssen, und warf einen sehnsuchtsvollen Blick zurück, als er und sein Lehrer auf dem Flur lärmenden Menschen begegneten, denn er bedauerte es, die Stille und den Frieden hinter sich lassen zu müssen.

»Hat es dir gefallen?«, fragte Evaristo.

»Oh!«, war alles, was Gareth sagen konnte. Gefallen schien so ein banales und unangemessenes Wort. »Wann können wir wieder hingehen?«

»Vielleicht sollten wir das jetzt einmal in der Woche tun«, erwiderte Evaristo. Er sah, wie niedergeschlagen sein Schüler dreinschaute, und fügte hinzu: »Wir werden im Lauf der Woche eine Liste der Fragen aufstellen, die du hast, und dann

kommen wir hierher, um sie zu beantworten. Ich werde dir helfen, die Bücher zu finden, die du dazu brauchst. Was war das für ein Buch, das du dir in der Abteilung für Magie angesehen hast?«

»Ich weiß es nicht«, meinte Gareth ausweichend. Er wollte nicht über das Buch sprechen, und es tat ihm Leid, es überhaupt aus dem Regal geholt zu haben. Seine Hände fühlten sich schmutzig an, der Staub klebte noch an seinen Fingern. »Ich konnte die Wörter lesen, aber sie ergaben irgendwie keinen Sinn.«

»Ja, ich erinnere mich daran, wie enttäuschend das sein kann. Auch ich konnte, als ich in deinem Alter war, schon so gut lesen wie ein Erwachsener. Aber die Bücher hatten nur für die Erwachsenen Bedeutung und nicht für mich. Man kann aus den Worten anderer Menschen nicht alles lernen, Gareth. Wissen entsteht durch Erfahrung, und die gewinnt man nur im Lauf von Jahren.

Du musst Geduld haben. Du wirst es schon noch lernen, vielleicht sogar zu viel. Genieße die Unschuld der Kindheit.« Gareth lächelte ein wenig sehnsüchtig und nickte nur.

Der Stein der Könige wird überreicht

Man nannte ihn den Kapitän der Kapitäne. Er war der Anführer der Orks, nicht nur ihr politisches, sondern auch ihr spirituelles Oberhaupt. Er war alt; die Schiffsglocken, die die Wachen anzeigen, hatten viele, viele Male für ihn geläutet; so oft, dass er nicht mehr mitzählte.

Alter war für Orks ohnehin nicht wichtig. Nur Menschen und Elfen machten sich die Mühe, ihre Jahre zu zählen, wie man Längen mit einem Knotenseil misst. Die Orks halten das für Unsinn. Die Kreisbewegung des Lebens ist für sie viel wichtiger als das unaufhörliche Auf- und Untergehen der Sonne. Geburt, Heranwachsen, Partnersuche, Kinder und schließlich das Alter, in dem man die Weisheit teilt. Das sind die einzigen Knoten, die zählen.

Einige Menschen glauben fälschlicherweise, dass Orks nicht altern, da niemand je ältere, geschwächte, gebrechliche Orks sieht – Orks, die alt geworden sind. Orks leben und sterben wie alle anderen Völker. Wenn ein Ork spürt, dass die Altersschwäche beginnt, baut er sich ein Floß, verabschiedet sich von Familie und Freunden und macht sich auf seine letzte große Seereise.

Die Leichen von Orks, die auf See oder an Land sterben, werden an Planken gebunden und dem Meer übergeben, wo die heiligen Leviathane dafür sorgen, dass die Orks ihr Ziel erreichen.

Kein Ork darf an Land begraben werden, und das ist ein Grund, weshalb Orks es vorziehen, in Sichtweite des Meeres oder doch zumindest eines großen Flusses zu leben, der ihre Toten zum Meer tragen wird.

Der Kapitän der Kapitäne befand sich im Alter der Weisheit, jenem Alter, in dem Orkfrauen keine Kinder mehr bekommen und deshalb selbst zur See fahren können, dem Alter, in dem Orkmänner das Kopfhaar verlieren und man ihnen daher das Vorrecht gewährt, sich einen Bart stehen zu lassen. Der Kapitän der Kapitäne hatte einen langen Vollbart, der ihm bis auf den massiven Brustkorb reichte und den er mit kleinen Muscheln und Perlen schmückte, die er ins Haar flocht.

Der Kapitän der Kapitäne war nach Vinnengael gekommen, um den Anteil des Steins der Könige abzuholen, der den Orks zustand, nicht weil er König Tamaros' Beschreibung der Kräfte des Steins glaubte – Menschen, selbst die Besten unter ihnen, waren notorische Lügner –, sondern weil er vermutete, man wolle ihn betrügen.

Irgendwie würden die Menschen diesen Stein zu einem Versuch benutzen, die Orks unter ihre Herrschaft zu bringen. Der Kapitän hatte sich auf den Weg nach Vinnengael gemacht, um dies zu verhindern. Er würde den Stein selbst entgegennehmen und für ihn verantwortlich sein. Er traute niemandem sonst, was den Stein anging, und er traute nicht einmal sich selbst sonderlich. Er hatte seiner Gefährtin die strikte Anordnung gegeben, sie solle ihm eins überziehen und ihn auf die letzte Reise schicken, sobald er ein seltsames und unerklärliches Verhalten an den Tag legte. In diesem Fall würde sie ihm den Stein mitgeben.

Weil die Situation so dringlich war, reiste der Kapitän durch das Portal, was er ansonsten nicht getan hätte. Er hätte es vorgezogen, sein eigenes Schiff nach Vinnengael zu segeln, aber so schnell dieses Schiff auch sein mochte, es hätte ihn nie rechtzeitig zu der Zeremonie in die Hauptstadt der Menschen gebracht. Er fand die Reise durch das Portal beengend und – da er nirgendwo in Sichtweite eines Gewässers war – unangenehm. Er und seine Mannschaft eilten rasch durch den

Tunnel aus grauem Stein, der kein Stein war, und bewegten sich die ganze Strecke über im Laufschritt.

Als sie das Ende erreichten, schwitzte und keuchte der Kapitän – nicht vom Laufen, was ihn nicht hätte außer Atem bringen können, sondern von dem schrecklichen Gefühl, dass sich das Portal um ihn schließen und ihn verschlingen würde. Er hatte einmal beobachtet, wie eine Schlange eine Ratte an einem Stück herunterwürgte, und stellte es sich ähnlich vor. Seine Mannschaft empfand ebenso. Als sie in Vinnengael eintrafen, taumelten viele von der ausgestandenen Angst.

Zum Glück waren die Vorzeichen für die Reise günstig gewesen – der Heilige Berg hatte an dem Tag, als die Orks vom Stein der Könige gehört hatten, Dampfwolken ausgerülpst. Lang gezogene Pelikanreihen, die nach Norden flogen, ließen die Schamanen zu der Überzeugung gelangen, dass die Orks in diese Richtung aufbrechen sollten. Der Kapitän erinnerte seine Leute an diese Vorzeichen, um ihnen Mut zu machen. Dies und ein Streit mit den Menschen, als sie aus dem Portal auftauchten – der Kapitän teilte den Hütern des Portals mit, dass er keine Gebühr zahlen würde, dass er niemals Gebühren zahlte und kein Mensch ihn je dazu bringen würde –, taten das Ihre, um die Laune des Kapitäns wieder zu heben.

Menschliche Soldaten unterbrachen den Streit. Die Gebühr wurde aus den Truhen von König Tamaros gezahlt. Die Soldaten stellten dem Kapitän eine Eskorte zum Palast.

»Kapitän der Kapitäne«, sagte König Tamaros, stützte die Hände auf die Hüften und nickte auf die knappe Weise, die von den Orks als Gruß betrachtet wird. »Willkommen in Vinnengael. Eure Anwesenheit ehrt uns sehr.«

Der Kapitän legte die Hände auf die Hüften und nickte.

Orks halten die menschliche Angewohnheit des Händeschüttelns für beleidigend. Orks berührten einander nur,

wenn sie Zuneigung zu einem Gefährten ausdrücken wollen (und auch das erst nach der Zeremonie, die in etwa einer Hochzeit entspricht), wenn sie ein Kind wiegen (und auch das nur, bis das Kind alt genug ist, um sich alleine frei bewegen zu können), wenn sie einem verwundeten Ork helfen oder gegen einen würdigen Gegner antreten (unwürdige Gegner werden mit Waffen getötet). Orks glauben, sie erweisen einem Gegner eine Ehre, wenn sie ihn mit bloßen Händen erwürgen – eine Ehre, von der das Opfer leider nicht mehr viel hat.

König Tamaros stellte den Schild des Göttlichen vor, der den Stein der Könige im Namen des Göttlichen entgegennehmen sollte. Dann stellte er den Obersten Klanhäuptling der Zwerge vor, den man ausfindig gemacht und dazu überredet hatte, an der Zeremonie teilzunehmen.

Der Kapitän nickte dem Elfen zu. Der Kapitän nickte dem Zwerg zu und grinste breit. Orks mögen Zwerge und halten sie für das einzige Volk, das es wirklich wert ist, in derselben Welt zu leben wie sie selbst. Elfen und Menschen haben ihren Platz – überwiegend als Einnahmequelle. Im Allgemeinen aber betrachten die Orks beide als niedrigere Spezies, die mit der Zeit aussterben werden, aber nicht durch einen aggressiven Akt von Seiten der Orks, sondern durch ihre eigene Dummheit.

»Meine Söhne, Kronprinz Helmos und Prinz Dagnarus.«

Der Kapitän nickte nicht. Er betrachtete den Kronprinzen mitleidig und mit einem gewissen Maß an Ungeduld.

»Die Vorzeichen für diesen Menschen waren sehr schlecht – der See fing Feuer«, verkündete der Kapitän. »Dennoch habt Ihr ihn zu einem Paladin gemacht, einem Eurer mächtigsten Krieger. Nun nennt man ihn ›Paladin des Kummers‹. Typisch Mensch.« Der Kapitän schüttelte den Kopf.

König Tamaros schien plötzlich taub geworden zu sein, denn er reagierte überhaupt nicht.

»Orks kennen keinen Kummer«, fuhr der Kapitän lauter fort. »Kummer ist, wenn man sich zusammenrollt und hilflos winselt, wenn einem die Götter einen Schlag versetzen. Es ist besser, wieder auf die Beine zu kommen, trotzig die Fäuste zu ballen und weiterzumachen.«

Der Kapitän tippte sich auf die Brust. »Bei uns Orks wäre ein solch unseliger Krieger wie dieser Helmos aus dem Stamm verstoßen worden, um anderswo ein besseres Omen zu finden.«

König Tamaros war zu dem Schluss gekommen, dass höfliche Taubheit nicht helfen würde, und versuchte, das Thema zu wechseln. »Prinz Helmos hat Wurzeln«, bemerkte der König. »Seine Wurzeln liegen hier in seiner Heimat.«

»Wurzeln«, schnaubte der Kapitän. »Wir Orks haben keine Wurzeln. Ihr Menschen auch nicht. Bäume haben Wurzeln. Wir haben Füße, und wir haben sie aus einem bestimmten Grund – weil wir eine Wahl haben. Ein Baum hat keine Wahl. Er muss dort leben, wohin sein Samen gefallen ist. Wenn das Wachstum des Baums dadurch behindert wird, dass er im Schatten eines größeren, kräftigeren Baumes steht, kann er sich nicht bewegen. Wenn er nach Wasser dürstet, es aber nicht erreichen kann, ist er zum Untergang verurteilt. Er kann sich nicht ausreißen und davongehen, um einen besseren Ort zu finden. Aber ihr Menschen sprecht von ›Wurzeln‹, als wäre das etwas Gutes, etwas Schätzenswertes.

Das tun die Orks nicht, und auch nicht die Zwerge«, fuhr der Kapitän fort und grinste Dunner an. »Wenn das Leben dort, wo man sich gerade befindet, nicht angenehm ist, packt man zusammen und zieht weiter. Irgendwohin, wo die Sonne heller scheint und das Wasser freier fließt. Ihr braucht den Ort nur zu finden.«

»Mag sein«, erwiderte König Tamaros höflich. »Aber der Kronprinz hat eine Verantwortung gegenüber seinem Volk. Es ist ihm bestimmt, einmal König zu werden.«

»Waltran!«, sagte der Kapitän. »Soll ein anderer König werden. Soll einer König werden, der König werden will, wenn ihn das glücklich macht. Zum Beispiel dieser kleine Prinz hier.

Du willst tatsächlich König werden, nicht wahr?«, fragte der Kapitän Dagnarus. »Für dich gibt es dabei keinen Kummer.«

Der Ork folgte nur seinen eigenen Gedanken. Er sprach das aus, was jedermann bereits wissen musste, aber seine Worte bedrückten alle im Saal. König Tamaros verzog das Gesicht und setzte eine strenge Miene auf. Das war jetzt weit genug gegangen.

»Prinz Dagnarus ist sich seiner Stellung als jüngerer Sohn wohl bewusst, Kapitän«, tadelte der König. »Er weiß, dass sein älterer Bruder eines Tages König sein wird, und er unterstützt seinen Bruder.«

Der kleine Prinz hatte den Kopf gesenkt und die Augen bescheiden niedergeschlagen, wie man es von jungen Menschenkindern erwartete. »Wirklich, Kapitän, ich möchte nicht König werden. Denn das würde bedeuten, dass ich meinem Bruder ein Unglück wünsche, und das wäre schrecklich. Die Götter würden mich für einen solchen Wunsch bestrafen.«

Aber der Kapitän ließ sich nicht hinters Licht führen. Die Menschen logen ununterbrochen – sie logen einander und, was noch schlimmer war, sich selbst an. Orks lügen nie. Was sie sagen, entspricht der Wahrheit, zumindest für diesen Augenblick. Wenn sich die Umstände verändern, kann sich eine neue Wahrheit entwickeln, und dann mag es so aussehen, als wäre die alte Wahrheit eine Lüge gewesen, aber die Orks

kennen den Unterschied. Es ist nicht ihre Schuld, wenn andere das nicht tun.

Der Kapitän sah sich nun im Raum um, der keine Fenster hatte. Er konnte nicht nach draußen sehen, und allmählich fühlte er sich erdrückt. Die nächste Flut würde an diesem Abend kommen. Ein guter Zeitpunkt, um in See zu stechen. Er würde ihn ausnutzen.

»Dann gebt mir mein Stück von dem Stein«, erklärte der Kapitän. »Sagt mir, was ich damit tun soll, immer angenommen, dass ich mich entschließe, etwas damit zu tun und ihn nicht den Fischen vorzuwerfen, und ich mache mich auf den Weg. Wir werden mit der Abendflut auslaufen.«

Wieder verstörten seine Worte alle Anwesenden. Die Menschen waren entsetzt. Man konnte diesem Geschöpf den Stein der Könige nicht geben. Es war der Stein der Könige, nicht einfach irgendein Stein! Und was hatte er gemeint mit »den Fischen vorwerfen«? Es ging um einen heiligen Schatz! Sicher wusste er doch von seinem Wert!

»Wie könnte ich? Ich habe ihn noch nicht einmal gesehen«, bemerkte der Kapitän, der langsam ärgerlich wurde. »Dieser Stein gehört den Orks, oder nicht? Das hat euer Bote gesagt. Die Götter haben ihn euch Menschen gegeben, damit ihr ihn den Orks gebt. Und daher können die Orks damit machen, was sie wollen, und wenn das bedeutet, ihn ins Meer oder in das Innere des Heiligen Berges zu werfen, dann werden wir das tun. Also, König Tamaros, *falls* dieser Stein uns gehört, dann will ich ihn jetzt haben.«

Die Zwerge lachten, nachdem Dunner seinem Häuptling die Worte des Ork übersetzt hatte. Der Elf, der Schild des Göttlichen, stand schweigend und kühl da und schaute gelangweilt drein. Minister und andere menschliche Würdenträger umschwärmten den Kapitän und redeten auf ihn

ein. Er achtete nicht auf diese kleinen Fische. Er richtete seinen Blick auf den König.

»Kapitän«, sagte König Tamaros, sichtlich um Geduld bemüht, »der Stein der Könige gehört tatsächlich den Orks. Wenn Ihr ihn seht und berührt, werdet Ihr seine magische Kraft spüren und wissen, wie Ihr ihn nutzen sollt, um Eurem Volk zu helfen. Da er ein Geschenk der Götter darstellt, müssen wir die Götter mit einer Zeremonie ehren, ebenso wie Ihr es tut, bevor Ihr Segel setzt, um dafür zu sorgen, dass die Götter Euch eine schnelle und erfolgreiche Reise gewähren.«

Der Kapitän war beeindruckt. Er hatte schon gehört, dass König Tamaros ein weiser Mensch war, aber er hatte das bisher als Gerücht abgetan. Er war überrascht, dass Tamaros von diesem Orkritual vor Antritt einer Reise wusste, und noch überraschter, dass Tamaros es zu achten schien. Der Kapitän war auch überrascht festzustellen, dass die Worte des Menschen vernünftig klangen.

»Also gut«, meinte er widerstrebend. »Wann wird diese Zeremonie stattfinden?«

»Morgen«, erwiderte der König. »Im Tempel.«

Der Kapitän runzelte die Stirn. Er würde die Abendflut verpassen, aber dagegen konnte er wohl nichts tun. Es würde andere Fluten geben, darauf konnten sich die Orks verlassen.

»Ich werde da sein«, versprach er, »vorausgesetzt, die Vorzeichen sind gut. Wenn nicht« – er zuckte die Achseln –, »dann werde ich eben nicht da sein. Und jetzt brauche ich etwas zu essen.«

Wieder bildeten sich Wellen der Empörung auf der glatten Oberfläche der Diplomatie. Alle schauten besorgt drein, bis auf die Zwerge, die leise in ihre Bärte lachten. Und sogar der Elf dachte daran, sich vielleicht ein Lächeln zu erlauben.

»Es ist noch nicht an der Zeit…«, begann König Tamaros.

»Bah!« Jetzt hatte der Kapitän wirklich genug.

Er hatte sich zur Genüge über die Dummheit der Menschen geärgert, er würde nicht auch noch ihretwegen hungern. Er drehte sich auf dem Absatz herum und stapfte nach draußen mit der Absicht, ins Orkviertel der Stadt zu gehen, wo er etwas zu essen finden würde, ganz gleich, wie spät es war.

Als er am nächsten Morgen frühstückte – er aß Suppe aus Fischeingeweiden und Schiffszwieback –, schickte der Kapitän nach der ortsansässigen Schamanin, um die Vorzeichen zu befragen. Die Schamanin erschien sofort. Ihre Haut glitzerte vom Regen, denn es hatte schon seit Stunden gegossen wie aus Kübeln.

Sie nahm ohne weitere Umstände dem Kapitän gegenüber Platz, akzeptierte sein Angebot, etwas Suppe anzunehmen, und langte kräftig und mit einem lauten Schlürfen zu, das anzeigen sollte, wie zufrieden sie mit der Mahlzeit war. Dann schob sie die Suppenschale beiseite und begann die Vorzeichen zu deuten.

»In der Nacht hat es gedonnert«, begann die Schamanin, deren Name Morga lautete. »Das ist ein schlechtes Zeichen. Aber die Fischerboote, die heute früh hinausgefahren sind, kamen mit einem hervorragenden Fang zurück – vier volle Fässer. Vier Delfine haben sie begleitet und sich an die Seiten der Boote geschmiegt. Ein Albatros hat den Mast viermal umkreist. Das sind alles gute Zeichen.«

Der Kapitän nickte, um anzuzeigen, dass er sich dessen bewusst war. »Was meinst du also, Schamanin? Sollte ich zu der Zeremonie gehen? Sollte ich diesen Stein annehmen? Das mit dem Donner in der Nacht gefällt mir nicht, und auch nicht der Regen, der auf uns niederprasselt, als pumpten die Götter Bilgenwasser aus.«

»Ich deute die Vorzeichen folgendermaßen, Kapitän«, erklärte Morga. »Der Donner und der Regen sind tatsächlich schlecht, aber da unser Fang heute gut war, sind die schlechten

Vorzeichen nicht für uns bestimmt. Wäre das der Fall gewesen, dann hätten wir die Netze leer wieder hereingebracht. Die Vorzeichen sagen, dass du an der Zeremonie teilnehmen sollst. Was diesen Stein angeht – der wird, wie es heißt, in vier Teile geteilt. Wir haben vier Delfine, viermaliges Kreisen des Albatrosses, die vier Fässer Fang. Die Vorzeichen sagen, dass du *im Augenblick*« – sie betonte die Worte mit Nachdruck – »den vierten Teil dieses Steins annehmen solltest.«

»Im Augenblick?« Der Kapitän sah sie zweifelnd an.

»Wir müssen wachsam sein, Kapitän«, warnte Morga. »Der Regen fällt weiter. Die Vorzeichen können sich ändern. Wir müssen sicher sein, dass sich der Donner nicht auf uns bezogen hat.«

»Selbstverständlich. Wirst du mich zu der Zeremonie begleiten?«, fragte er.

»Aye, aye, Kapitän.«

Die Zeremonie war genauso endlos und langweilig, wie der Kapitän befürchtet hatte. Und damit nicht genug – man zwang ihn auch noch dazu, auf einem Podest nahe dem Altar zu sitzen, was bedeutete, dass Hunderte von Menschen ihn anstarren würden. Bisher hatte die einzige Unterhaltung aus einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Magus bestanden, der für die Zeremonie verantwortlich war. Es war darum gegangen, ob die Schamanin an der Seite des Kapitäns bleiben durfte.

Der Magus hatte erklärt, die Anwesenheit der Schamanin sei unerwünscht, sie sei kein Würdenträger, es gäbe nicht genug Stühle und sie könnte auch nicht stehen bleiben, wenn der König saß – alles kompletter Blödsinn. Der Kapitän hatte sich auf dem Podest umgesehen und einen Tisch sowie einen massiven Eichenstuhl entdeckt. Da niemand den Stuhl benutzte, hatte er ihn hochgehoben, zum Podest geschleppt und

neben seinen eigenen gestellt. Dann hatte er die Schamanin herbeigewinkt, auf dass sie sich hinzusetzte.

Der Magus war beinahe ohnmächtig geworden. Der Stuhl gehöre dem Ehrenwertesten Hohen Magus! Niemand sonst dürfe ihn benutzen! Der Kapitän müsse ihn sofort zurückbringen!

Der Kapitän war zornig. Ein Stuhl war ein Stuhl. Man platzierte seinen Arsch darauf. War der Arsch dieses Magus etwas Besonderes, dass er einen besonderen Stuhl brauchte? Hielt der Magus seinen Arsch für besser als den einer Schamanin?

Dies brachte ihm lautes Lachen seitens der Zwerge ein. Tatsächlich blieb dem Häuptling der Zwerge nichts anderes übrig, als sich an die Seite zurückzuziehen, wo ihm seine Leibwächter auf den Rücken schlugen, bis er wieder zu Atem gekommen war. Der junge Prinz grinste und zog auf einen strengen Blick eines Elfen hin den Kopf ein, damit seine Halskrause sein Grinsen verbarg.

Dann erschien der Ehrenwerteste Hohe Magus selbst.

»Die Schamanin kann meinen Stuhl gerne benutzen«, erklärte Reinholt großzügig. »Es ist mir eine Ehre, ihn ihr anbieten zu dürfen. Man wird mir einen anderen bringen.«

Nachdem diese Kleinigkeit bereinigt war, gingen die Tore auf, und die Herren und Damen des Hofs und so viele einfache Leute, wie Platz hatten, betraten den Tempel. Das Gebäude begann nach Menschen zu stinken, und der Kapitän ergab sich in sein Schicksal und war froh, dass er daran gedacht hatte, seine eigene Haut mit Fischöl einzureihen, um den Gestank zu bekämpfen.

Er döste während der Gebete und Ansprachen und wurde nur hier und da wach, um der Schamanin einen Blick zuzuwerfen und nachzusehen, ob es irgendwelche bedeutenden Vorzeichen gegeben hatte. Jedesmal zuckte sie nur die Achseln, verdrehte

die Augen und schüttelte den Kopf. Keine Vorzeichen. Aber was konnte man schon erwarten, wenn man in einem Gebäude eingezwängt war, das die Natur vollkommen ausschloss, die denen, die wussten, wie man lauscht, so viel erzählen konnte. Der Kapitän konnte nur hören, dass der Regen auf das Dach des Tempels schlug wie auf Kriegstrommeln.

Erwarteten die Menschen tatsächlich, dass die Götter auch nur einen Augenblick bei ihrer Arbeit, die sie mit dem Segeln des Weltenschiffes hatten, innehielten, um sich das alles anzuhören? Wenn keine Hand das Ruder führte, würde die Welt ziellos umherdriften oder auf Grund laufen oder vom Wind auf ein Riff geschleudert werden. Die Orks wussten, dass die Götter beschäftigt waren, und sie respektierten das. Wenn die Orks mit den Göttern sprachen, was sie nur taten, wenn es sich nicht vermeiden ließ, dann fassten sie sich kurz.

Der Kapitän döste wieder ein.

Er erwachte, als ihm die Schamanin einen Rippenstoß verpasste.

Er setzte sich rasch gerade hin. König Tamaros stand nun vor dem Altar, auf dem der Stein unter einem lilafarbenen Samttuch mit Goldrand verborgen lag. Der kleine Prinz Dagnarus stand neben seinem Vater am Altar. Der König streckte die Hand aus und zupfte das Samttuch weg.

Der Kapitän war beeindruckt.

Die Menschen hatten von einem »Stein« gesprochen, und er hatte sich ein Stück Fels vorgestellt, was die Menschen zu ärgern schien. »Edelstein« wäre ein besserer Begriff gewesen. Hätten die Menschen nur gleich gesagt, dass sie ihm einen Edelstein geben wollten, dann hätte er die Angelegenheit vielleicht ernster genommen.

Der Stein der Könige war tatsächlich einer der schönsten Edelsteine, die der Kapitän in seinem langen Leben gesehen

hatte. Eine perfekte Pyramide aus Diamanten, über deren Seiten Regenbögen tanzten.

Die Schamanin seufzte und lächelte und nickte. Im Augenblick waren die Vorzeichen gut. Sehr gut.

Aber es regnete weiter. Der Kapitän blieb wachsam.

König Tamaros hielt die Hand über den Stein der Könige. Sein Gebet war kurz und klar. Der Kapitän war zufrieden.

»Ich, Tamaros, Sohn von Vinnengael, bitte die Götter, diesen Stein der Könige zu teilen, sodass alle vier Völker einen Teil erhalten können.«

Der Kapitän spürte, wie die Macht der Götter den König umgab. Ehrfürchtig hielt er die Luft an. Die Schamanin senkte demütig den Kopf. Dann erklang ein Geräusch, ähnlich wie Glockenläuten, vier verschiedene Töne, alle von größter Schönheit. Bei jedem einzelnen Ton spaltete sich der Stein in eine Richtung. Die Pyramide öffnete sich wie eine Blüte. Vier Kristallspitzen glitzerten im Licht der Altarkerzen.

Die Zuschauer seufzten. Jene auf der Bühne waren überwältigt, selbst die Alten versuchten nicht einmal, ihr Staunen zu verbergen.

König Tamaros sprach ein Dankgebet, und wieder war der Kapitän einverstanden, denn er war der Ansicht, dass die Götter sich das wirklich verdient hatten. Der König nahm eine der Diamantspitzen vom Altar, hob sie so hoch, dass alle sie sehen konnten, und sagte mit lauter Stimme: »Die Götter gewähren diesen Teil des Steins der Könige unseren Freunden und Brüdern, den Elfen.«

Er reichte dem kleinen Prinzen den Stein.

Dagnarus hatte die Augen weit aufgerissen. Er war sehr bleich, sehr beeindruckt von der Feierlichkeit der Zeremonie und dem Gewicht seiner Verantwortung. Er nahm den Diamanten entgegen und brachte ihn mit langsamen, feierlichen Schritten zum Schild des Göttlichen.

Der Schild seinerseits war so bewegt, dass er sein Gewand glatt strich und auf die Knie sank.

»Im Namen des Göttlichen nehme ich, der Schild des Göttlichen, den Stein der Könige entgegen. Mögen unsere Ahnen den Göttern unseren Dank für dieses Geschenk übermitteln.«

Der kleine Prinz trug den nächsten Diamantsplitter zu den Zwergen.

Der Häuptling der Zwerge kniete nicht nieder. Zwerge beugen das Knie vor niemandem, nicht einmal vor den Göttern. Der Zwergenhäuptling sah den Stein mit leicht schief gelegtem Kopf an; Zwerge sind sehr misstrauisch, was Magie angeht. Er wollte ihn vor allem deshalb haben, weil auch die anderen einen Teil erhielten und weil dieser Teil ihm zustand. Aber er fasste ihn nur ungern an.

Die Zuschauer begannen zu murmeln. Der Prinz lief rot an. Er warf seinem Vater einen Seitenblick zu, weil er sich einen Hinweis erhoffte, was zu tun war. Der Ehrenwerteste Hohe Magus gab ein leises, mahnendes Hüsteln von sich, das den Zwerg überhaupt nicht beeindruckte – er war an donnernde Hufe gewöhnt und hätte auf kein Signal reagiert, das nicht zumindest Hörnerschall entsprach. Endlich löste der Zwerg das Problem, indem er eine abrupte Geste mit der Hand machte, eine Geste, die bedeutete, Dunner von den Pferdelosen sollte den Diamanten entgegennehmen.

Dunner lächelte den kleinen Prinzen an; offensichtlich mochte er den Jungen. Der Kapitän bemerkte das, und der junge Prinz stieg in seiner Achtung. Dagnarus lächelte, als er den Kristall Dunner reichte, der ihn im Namen seines Häuptlings mit einer Verbeugung und leidenschaftlichem, beinahe zusammenhanglosem Dank an die Götter entgegennahm. Dunner – das sah der Kapitän genau – hielt den Diamanten ganz fest, so wie sich ertrinkende Orks an die

Rettungsleine klammerten. Eine Träne lief über das wettergegerbte Gesicht des Zwergs und verschwand in seinem Bart. Dunner starrte geradeaus, aber es war offensichtlich, dass er nichts von dem bemerkte, was geschah. Der Zwergenhäuptling nickte erleichtert.

Nun waren die Orks an der Reihe. Der Kapitän erhob sich – eine Ehrfurcht erregende, machtvolle Gestalt. Dagnarus trug den Diamanten vorsichtig zum Kapitän, der nicht sonderlich auf das Kind achtete. Er starrte den Diamanten forschend an. Anders als der Zwerg, wollte der Ork den kostbaren Gegenstand unbedingt berühren, ihn im Namen seines Volkes entgegennehmen, aber die Frage nach den schlechten Vorzeichen stand noch immer im Raum. Es regnete sogar noch schlimmer als zuvor. Er sah die Schamanin an.

Sie saß auf dem Stuhl des Ehrenwertesten Hohen Magus, der ihr kaum genug Platz bot, denn sie war kräftig gebaut. Sie konnte den Regen hören; das Gebäude schien geradezu davon zu vibrieren. Endlich hob sie den Blick, sah den Kapitän an, seufzte und nickte.

Der Kapitän nahm den Diamanten in die Hände.

»Danke, Götter«, sagte er und setzte sich hin.

Irgendwo kicherte ein übernervöser Zuschauer.

Der Kapitän hielt den Edelstein vorsichtig, wie er vielleicht einen Seeigel halten würde, weil er sich wegen verborgener Stacheln fürchtete. Er hatte schon öfter Magie in Heiligen Gegenständen gespürt – in den Steinen, die der Heilige Berg ausspuckte. Solche Steine werden von den Orks verehrt. Sie tragen sie als Amulette, nehmen sie mit auf See und benutzen sie zum Heilen. Er hatte aber nie zuvor eine solch starke Macht gespürt wie in diesem Edelstein, der ein Kribbeln – seltsam, aber nicht unangenehm – über seine Arme bis in sein Herz und von dort aus in den Rest seines Körpers zucken ließ. Der Kapitän fühlte sich erfrischt und von Energie durchflutet.

Wenn er gewollt hätte, hätte er sich jetzt sicher mit der Anmut eines Seevogels in die Luft erheben können. Visionen tauchten vor seinem geistigen Auge auf, zu viele, als dass er sie hätte verstehen können. Wenn er die Augen geschlossen und sich konzentriert hätte, hätte er sie vielleicht voneinander zu unterscheiden vermocht, aber das konnte er noch nicht tun. Er musste auf das Vorzeichen warten, das letzte Vorzeichen.

Der letzte Teil des Edelsteins würde den Menschen zufallen, vertreten durch Kronprinz Helmos, Paladin des Kummers. Dagnarus nahm das letzte Viertel und trug es zu seinem Bruder. Der Junge war schön, der Kronprinz ein gut aussehender Mann. Es bestand nur wenig Familienähnlichkeit zwischen ihnen, aber die Zuschauer wollten sie unbedingt sehen und gurrten und seufzten, als die Brüder einander gegenüberstanden. Dagnarus lächelte zu seinem älteren Bruder auf, der liebevoll auf ihn niederblickte.

Dagnarus hob den Stein der Könige hoch. Helmos streckte die Hand aus.

Niemand hätte hinterher sagen können, was geschehen war. Helmos' Handflächen waren vielleicht verschwitzt gewesen, sodass ihm der Stein entglitt. Dagnarus sagte, seine Arme wären müde gewesen von der Anstrengung, so vorsichtig mit den Steinen zu hantieren, und deshalb hätte seine Hand unerwartet gezuckt.

Niemand hatte Schuld, erklärte König Tamaros. Es war einfach nur ein Unfall.

Als Dagnarus seinem Bruder den Stein der Macht reichte und Helmos danach griff, stach ihn die Diamantspitze in die Hand.

Der Schnitt war nur klein. Die meisten Zuschauer sahen ihn nicht einmal und bemerkten nicht, dass etwas nicht in Ordnung war, denn Helmos verbarg seine Ungeschicklichkeit gut, während Dagnarus den Diamanten vor dem Herunterfallen bewahrte. Mehrere Blutstropfen waren jedoch an dem

Edelstem hängen geblieben, Blut, das der Kapitän und seine Schamanin gut sehen konnten, wenn auch sonst kaum jemand.

Helmos nutzte seinen Dank an die Götter und auch an König Tamaros, der die Götter dazu bewogen hatte, den Völkern den Stein zu gewähren, um klammheimlich das Blut mit dem Ärmel vom Stein zu wischen, wo sich der Blutfleck in der kunstvollen Stickerei verlor. Die Zeremonie ging weiter, und Helmos sprach die angemessenen Worte. Nicht einmal der Ehrenwerteste Hohe Magus hatte bemerkt, dass etwas nicht stimmte.

Der Schamanin war es allerdings nicht entgangen. Sie wandte sich dem Kapitän zu, ein begeistertes Glitzern in den Augen. Sie nickte mehrmals und mit großem Nachdruck und streckte sogar den Arm aus, um dem Kapitän einen kräftigen Schubs gegen den Oberarm zu versetzen – ein ausgesprochen seltener Ausdruck der Begeisterung über einen Sieg oder irgendetwas anderes, das einen Glückwunsch wert ist.

Draußen regnete es stetig weiter, und der Donner grollte. Der Kapitän achtete kaum mehr darauf. Er konnte sein Viertel des Steins der Könige mit gutem Gewissen nach Hause bringen.

Das schlechte Vorzeichen war deutlich gewesen, aber es hatte den Menschen gegolten.

Der Kapitän hoffte, mit der nächsten Flut auslaufen zu können, aber es bestand immer noch die Möglichkeit, dass weitere Zeremonien angesetzt waren. Er überlegte, ob er sie vielleicht meiden sollte, aber er hatte schließlich den Vorfall beobachtet. Nach orkischen Gesetzen war es möglich, dass man ihn rief, damit er Zeugnis über das ablegte, was er gesehen hatte.

Im Anschluss an das Ritual im Tempel gab es eine große Feier im Palast. Der Kapitän und die Schamanin hatten wenig für die Feste der Menschen übrig, die nach Orkmaßstäben nichts Festliches an sich hatten. Ein Orkfest, das nicht mit

Blutvergießen und Chaos endete, wurde als großer Misserfolg betrachtet. Der Kapitän und die Schamanin wären gern zu ihrem eigenen Volk zurückgekehrt, wo sie etwas Vernünftiges zu essen und die Gelegenheit bekommen hätten, mit leeren Flaschen nach den Köpfen ihrer Nachbarn zu werfen. Aber der Kapitän hatte noch eine Aufgabe zu erledigen. Er schob sich durch die Menge, die ehrfürchtig vor ihm zurückwich, denn das Fischöl war inzwischen sehr reif, und trat vor König Tamaros.

Der Kapitän war schrecklich hungrig und wollte keine Zeit verlieren, also packte er den Höfling, der gerade mit dem König sprach, an der Schulter und schob den Mann beiseite.

»König Tamaros«, sagte der Kapitän, und seine Stimme dröhnte lauter als Donner, »wann werdet Ihr den Jungen töten?«

»Was?« König Tamaros starrte den Kapitän verdutzt an. »Wovon redet Ihr, Kapitän der Kapitäne?«

»Von dem Jungen.« Der Kapitän zeigte mit dem Daumen auf den kleinen Prinzen. »Wann werdet Ihr ihn töten?«

Die Königin, die Mutter des Jungen, die ganz in der Nähe saß, stieß einen Schrei aus und umklammerte den Prinzen, der verlegen versuchte, sich ihrem Griff zu entwinden. »Was für ein Ungeheuer!«, schrie sie. »Ruft die Wachen!«

Tamaros bedachte sie mit einem Blick, der sie zum Schweigen brachte, und wandte sich dem Kapitän zu.

»Das müsst Ihr näher erklären, Kapitän.«

»Wann werdet Ihr ihn töten?«, fragte der Ork zum dritten Mal, diesmal sogar noch lauter. »Es wäre das Beste, es gleich zu tun, aber vielleicht wollt Ihr warten, bis er sich satt gegessen hat.«

»Kapitän, Ihr irrt Euch. Ich habe nicht vor, meinen Sohn zu töten.«

Menschen. Immer so übergenau mit Worten.

»Nun gut, dann eben die Priester«, sagte der Kapitän ungeduldig. »Wann werden sie ihn umbringen? Wenn wir als Zeugen gebraucht werden« – er zeigte auf die Schamanin und auf sich selbst –, »dann sollte es lieber bald passieren. Ich will mit der nächsten Flut in See stechen.«

»Niemand wird meinen Sohn töten«, erklärte König Tamaros, und diesmal klang seine Stimme scharf. Er streckte die Hand aus und packte Dagnarus, der sich seiner Mutter entzogen hatte. Tamaros legte schützend den Arm um den Knaben. Er hatte ihn nie so sehr geliebt wie in diesem Augenblick, oder vielleicht war ihm bis zu diesem Augenblick nie klar gewesen, wie sehr er diesen Sohn liebte. »Ich verstehe Euch nicht, Kapitän. Was bringt Euch auf eine so seltsame Idee?«

»Keine seltsame Idee«, erwiderte der Kapitän geduldig. Mit Menschen musste man immer reden wie mit kleinen Kindern. »Die Vorzeichen sind sehr schlecht. Blutvergießen unter Brüdern. Ihr müsst einen von beiden töten, damit die Stabilität gewahrt bleibt. Und ich nehme an, Ihr werdet den Jüngeren töten, dessen Erziehung Euch noch nicht so viel gekostet hat und der daher weniger wertvoll ist als der Ältere.«

»Ich danke Euch für Eure Fürsorge, Kapitän«, erklärte König Tamaros förmlich und kühl. »Aber wir Menschen sind zivilisiert. Wir töten unsere Kinder nicht. Ich wünsche Euch eine gute Reise.« Tamaros wandte sich ab.

Der Kapitän betrachtete den König verblüfft; es fiel ihm schwer zu glauben, dass selbst Menschen so begriffsstutzig sein konnten.

»Habt Ihr denn das Vorzeichen nicht gesehen?«, rief der Kapitän, aber König Tamaros schien ihn nicht mehr zu hören.

Die Wachen traten zwischen den König und den Kapitän und deuteten an, dass der Ork wohl ein wenig zu viel getrunken habe und lieber gehen solle. Die Königin schrie mit schriller Stimme, dass sie noch nie solche Barbaren erlebt hätte, und

würde bitte jemand diese widerwärtigen Ungeheuer, die nach Fisch stanken, aus dem Saal entfernen. Tamaros hielt Dagnarus fest im Arm, vielleicht, weil er fürchtete, der Kapitän könnte den Jungen packen und die Hinrichtung selbst ausführen.

Der Kapitän hatte nicht vor, noch mehr Zeit zu verschwenden. Wenn die Menschen die Vorzeichen ignorieren wollten, war das ihre Sache. Es war nicht sein Problem. Er hatte den Stein der Könige, einen kostbaren und heiligen Gegenstand. Er würde nach Hause zurückkehren und versuchen festzustellen, wie er damit seinem Volk helfen konnte. Er schob die Wachen so gewaltsam aus dem Weg, dass sie einen oder zwei Tische umwarfen und alle Frauen entsetzt aufschrien. Dann verließen die beiden Orks den Palast.

Sobald sie draußen waren, hörte der Regen auf, die Wolken rissen auf und wurden weggeweht. Die Sterne, deren helles, stetiges Licht die Orks des Nachts übers Meer führte, leiteten sie auch über die verwirrenden Ebenen und durch die Straßen Vinnengaels zurück zum Wasser.

Der bittere Kern

Der Frühsommerregen fiel auch noch am Tag nach der Zeremonie und am Tag nach diesem Tag und umschloss den Palast mit einer grauen Wassermauer. Alle waren in entsprechend düsterer Stimmung und spürten die vage deprimierende Atmosphäre, die dadurch entstand, dass die Zeremonie vorüber war, die Würdenträger und ihr Gefolge wieder in ihre eigenen Reiche zurückkehrten und die Zeit der Feste zu Ende war. Der Regen war ein Vorbote der grauen Monsuntage, die Vinnengael bevorstanden, wenn die Wolken vom See hereinrollten und das Land durchnässten. Helmos' Hochzeitstag rückte näher, aber die Heirat sollte erst im Herbst stattfinden, sodass es nichts gab, worauf man sich freuen konnte, außer auf noch mehr Regen.

Dagnarus war besonders schlechter Laune und schlich im Palast umher wie ein Tier im Käfig. Der Prinz ließ sich vom Regen nicht abschrecken und wäre auch ausgeritten, wenn ein Hurrikan bevorstand, aber er hatte keinen Begleiter und zurzeit auch kein Pferd. Dunner lag im Bett und konnte nicht laufen. Bei feuchtem Wetter schmerzte sein verkrüppeltes Bein schrecklich. Dagnarus' Pferd hatte eine Schwellung im linken Vorderbein, die Dunner als nicht ernst bezeichnete, die aber mehrmals täglich mit Salbe eingerieben werden musste, und unter keinen Umständen durfte das Pferd bewegt werden. Dagnarus pflegte sein Pferd eigenhändig, aber selbst er konnte nicht den ganzen Tag im Stall verbringen. Gelangweilt und nach Pferdemist und Kräutersalbe stinkend, kehrte er zurück und wurde von Silwyth ins Bad geschickt.

Die Soldaten waren im Manöver, was Dagnarus einer weiteren Unterhaltung beraubte. Er hatte darum gefleht, mit ihnen gehen zu dürfen, aber in diesem Fall hatte sich seine Mutter als unbeugsam erwiesen, und König Tamaros hatte sich geweigert, auch nur darüber nachzudenken.

»Älterwerden ist schrecklich, Fleck«, beschwerte sich Dagnarus, der nun immerhin schon zehn war. »Als ich noch klein war, konnte ich einen Anfall haben und heulen, und meine Mutter hat alles getan, um was ich sie bat. Das geht jetzt nicht mehr.«

»Warum nicht?«, fragte Gareth.

»Weil Soldaten nicht jammern und heulen, ganz gleich, was passiert«, erwiderte Dagnarus. »Nicht einmal, wenn sie ein Pfeil in den Bauch trifft. Wenn ich einen Heulanfall hätte, würde Argot davon erfahren, und dann wäre er enttäuscht von mir. Ich habe daran gedacht, auszureißen und mich im Nachschubwagen zu verstecken, bis wir zu weit entfernt wären, um mich noch zurückbringen zu können. Aber Hauptmann Argot sagte, das würde nur *ihm* Ärger machen, und daher konnte ich es selbstverständlich nicht tun.«

Gareth seufzte. Er hatte in den letzten Tagen vom Prinzen viel einstecken müssen, war beschimpft und geprügelt worden und hatte gehofft, Dagnarus würde endlich etwas finden, mit dem er sich beschäftigen konnte.

Die beiden waren im Spielzimmer. Sie hatten ihr Frühstück beendet, und Silwyth beaufsichtigte die Diener, die das Schlafzimmer des Prinzen aufräumten, und hatte darüber hinaus andere Dinge, um die er sich kümmern musste. Bald würde Evaristo eintreffen, um Gareth zu unterrichten. Gareth freute sich nicht so sehr wie üblich darauf, den Lehrer zu sehen. In den vergangenen beiden Tagen hatte sich Dagnarus so gelangweilt, dass er tatsächlich im Spielzimmer geblieben war, hauptsächlich um der Gesellschaft willen, nicht weil er

vorhatte zu lernen. Gareth konnte sich nicht am Unterricht freuen, wenn der Prinz ihm gegenübersaß und schmollte und Gesichter zog und ans Tischbein trat.

Dagnarus sah sich im Spielzimmer vergeblich nach einer Beschäftigung um. Gareth seufzte noch einmal und beugte sich über einen Pergamentrest, griff nach der Feder und begann, die anmutigen Buchstaben des elfischen Alphabets zu üben. Seine Hand war zittrig, und dementsprechend sahen auch die Buchstaben aus. Evaristo würde sicher behaupten, seine Schreibkunst sei eine Schande, aber Gareth machte weiter und war bald so in seiner Arbeit versunken, dass er den Prinzen ganz vergaß. Als Dagnarus plötzlich direkt hinter ihm etwas sagte, war Gareth so erschrocken, dass ihm die Feder aus der Hand fiel und einen großen Fleck auf dem Pergament hinterließ.

»Es ist dieser verfluchte Stein, Fleck«, sagte Dagnarus. »Ich träume dauernd von ihm.«

»Was für ein Stein?«, fragte ihn Gareth und drehte sich um.

Dagnarus hatte sich über ihn gebeugt, die Hände so fest um die geschnitzte Rückenlehne des Stuhls gekrallt, dass seine Knöchel weiß aussahen.

»Der Stein der Könige, du Dummkopf«, fauchte Dagnarus. »Was sollte es wohl sonst für ein Stein sein? Ich träume von ihm, sobald ich einschlafe.« Er senkte die Stimme. »Und diese Träume sind sehr seltsam, Fleck.«

»Albträume?«, fragte Gareth. Er hatte Dagnarus nie so leidenschaftlich und verstört zugleich erlebt.

»Nein«, erwiderte der Prinz nach einem Augenblick des Zögerns. »Oder vielleicht doch. Verstörend.« Wieder hielt er inne. »Und aufregend.« Er setzte sich neben Gareth. »Ich mag die Träume nicht, Fleck. Sie machen mich… ruhelos. Ich kann nicht still sitzen. Ich denke immer, ich sollte etwas unternehmen, aber ich weiß nicht was. Diese Träume wollen

etwas von mir, Fleck. Und ich kann es ihnen nicht geben. Zumindest glaube ich nicht, dass ich es kann, denn ich verstehe nicht, was der Stein will. Aber gleichzeitig – und das ist das Aufregende, Fleck – weiß ich, wenn ich dem Traum gebe, was er will, dann wird er mir etwas zurückgeben. Etwas Wunderbares. Aber immer, wenn ich glaube, jetzt habe ich es begriffen, dann wache ich auf, und dann möchte ich am liebsten auf etwas einschlagen.«

Gareth, der Dagnarus' Laune in den letzten Tagen hatte ertragen müssen, wusste nur zu gut, dass der Prinz nicht übertrieb. So sehr, dass er begann, sich zu fürchten. Er wollte nichts mehr davon hören und wünschte sich, Evaristo würde kommen, aber der Lehrer war spät dran, wahrscheinlich wegen des Regens.

In der Hoffnung, das Gespräch damit zu beenden, griff Gareth wieder nach seiner Feder, tauchte sie ins Tintenfass und übte weiter. Zu seinem Erstaunen riss ihm Dagnarus die Feder aus der Hand und zog sich den Pergamentrest heran.

»Sieh dir das mal an«, sagte er und zeichnete mit raschen, ungeduldigen Strichen, sodass die Tinte spritzte und der Federkiel fest über das Pergament kratzte. »Diese Idee ist mir während der Zeremonie gekommen. Ich stand daneben, als mein Vater bewirkte, dass der Stein der Könige in vier Stücke brach. Er hat nicht hingesehen, weil er damit beschäftigt war, den Göttern zu danken, aber ich habe hingesehen, Fleck, und das war es, was ich entdeckt habe.«

Dagnarus hatte vier Kreise gezeichnet, die vier Kreise, die für die vier Elemente standen. Aber er hatte sie nicht in gerader Linie gezeichnet, wie man es üblicherweise tat. Er hatte sie einander gegenübergestellt, jeweils einen in einer Himmelsrichtung. Und er hatte eine leere Stelle in der Mitte gelassen und stach nun mit der Feder so fest hinein, dass die Spitze abbrach.

»Das bin ich«, sagte er, warf die nutzlose Feder beiseite und zeigte mit einem tintenfleckigen Finger auf die Stelle. »Das bin ich, hier in der Mitte. Und weißt du was, Fleck?« Seine Stimme bebte vor Erregung. »Wenn du hier stehst, in der Mitte dieses Kreises« – er fuhr mit dem Finger zu einem der äußeren Mandalas –, »in dem, der für das Feuer steht, was würdest du sehen, wenn du dich umsiehst?«

Er musste sich seine Frage selbst beantworten, denn Gareth starrte nur die Zeichnung an und konnte nichts sagen.

»Du würdest nichts anderes sehen als den Kreis, der dich umgibt. Ebenso, wenn du inmitten der Luft oder der Erde oder des Wassers stündest. Aber wenn du hier stehst, in der Mitte aller vier Kreise, wo es leer ist, was siehst du dann? Jeden einzelnen Kreis! Und das Interessante daran ist – niemand, der in einem der anderen Kreise steht, kann mich sehen. Denn ich bin hier verborgen.« Er steckte die abgebrochene Federspitze in die Mitte und drückte sie fest hinein.

»Gib das her!« Eine Hand griff von oben zu und riss das Papier vom Tisch.

Verblüfft blickte Gareth auf und sah, dass Evaristo sich über sie beugte. Der Lehrer schien wütender zu sein, als Gareth ihn je zuvor gesehen hatte, wütend und verstört und erschüttert.

»Wer hat dir das in den Kopf gesetzt?«, fragte Evaristo mit bebender Stimme. Er warf Dagnarus einen zornigen Blick zu. »Antworte! Wer hat dir davon erzählt?« Er zerknitterte den Pergamentfetzen in der Hand und fuchtelte damit vor der Nase des Prinzen herum.

Dagnarus wurde feuerrot. Er erhob sich langsam und würdevoll und bedachte den bleichen, zornigen Lehrer mit einem herrischen Blick. »Ihr vergesst Euch, Magus. Wie könnt Ihr es wagen, so zu mir zu sprechen? Ich bin Euer Prinz.«

Evaristo kochte vor Zorn. Einen schrecklichen Augenblick lang befürchtete Gareth, der Lehrer würde den Prinzen packen

und ihn schütteln. In diesem angespannten Augenblick glitt Silwyth lautlos ins Zimmer, blieb schweigend stehen und hielt sich bereit, um einzugreifen, falls das notwendig werden sollte. Der Anblick des Elfen schien Evaristo wieder zu Verstand zu bringen.

Er wurde grau im Gesicht, selbst seine Lippen verloren die Farbe. Er murmelte eine Entschuldigung. »Es geht mir nicht gut, Euer Hoheit«, sagte er, und tatsächlich stand ihm der Schweiß auf der Stirn. »Ich bitte um Verzeihung. Wenn Ihr mich für heute entschuldigen würdet…«

Dagnarus schien ernsthaft darüber nachzudenken, dann nickte er abrupt. »Ihr dürft gehen. Und«, fügte er großherzig hinzu, »ich hoffe, Ihr werdet Euch bald besser fühlen.«

Evaristo ging, das zusammengeknüllte Pergament noch in der Hand, unsicher zur Tür und wechselte auf dem Weg nach draußen einen kalten Blick mit Silwyth.

»Ich hoffe, Euer Hoheit sind wohlauf«, sagte der Elf nun und trat einen Schritt vor.

»Selbstverständlich«, erwiderte Dagnarus und lächelte schelmisch. Ihm hatte diese Szene gefallen. Er mochte ein Prinz sein, aber er war auch ein Kind, und es ergab sich nicht oft eine Gelegenheit, dass ein Kind, selbst wenn es ein Prinz war, einen Erwachsenen so vollkommen erniedrigen und einschüchtern konnte.

»Der Lehrer hat ein Stück Pergament mitgenommen. Wünschen Euer Hoheit, dass ich es zurückhole?«

Dagnarus zuckte die Achseln. »Es war nur eine Kritzelei. Nichts Wichtiges. Keine Ahnung, was ihn so aufgeregt hat. Hast du eine Idee, Fleck?«

Gareth antwortete nicht. Er starrte fasziniert einen Tintenfleck auf dem Tisch an, der entstanden war, als Dagnarus die Feder durch das Pergament gestoßen hatte.

Dagnarus betrachtete seinen Freund misstrauisch und sagte dann abrupt: »Das war alles, Silwyth. Du darfst gehen.«

Silwyth verbeugte sich und zog sich zurück, wenn auch langsam und mit offensichtlichem Widerstreben.

»Nun, Fleck, jetzt hast du einen Tag Ferien«, sagte Dagnarus laut. Er war jetzt in hervorragender Stimmung. Er beugte sich zu seinem Freund und flüsterte ihm ins Ohr: »Was ist? Was ist los?«

Gareth warf einen wachsamen Blick zur Tür hin. Dann rückte er näher zum Prinzen und flüsterte: »Genau so eine Zeichnung habe ich schon einmal gesehen!«

»Ja?« Dagnarus war enttäuscht, da er sich eingebildet hatte, er hätte diese Idee als Erster entwickelt. Er runzelte die Stirn. »Wo?«

»In der Königlichen Bibliothek«, erklärte Gareth. »In einem Buch über Magie.«

»Magie!« Dagnarus' Interesse und gute Laune waren zurückgekehrt. »Kein Wunder, dass Evaristo sich angestellt hat, als hätte er eine Biene im Arsch. Was stand in dem Buch? Sag es mir, Fleck!«

Es tat Gareth Leid, die Hoffnung des Prinzen so zerstören zu müssen. »Ich weiß es nicht«, meinte er beschämt. »Ich habe es nicht verstanden. Es ging viel um Tod und Leere, und dann gab es dieses Bild. Ich habe eine Gänsehaut bekommen. Ich wollte davonrennen und mir die Hände waschen. Es hatte etwas mit der *Leere* zu tun.«

Dieses Wort sprach er in einem gruseligen, beeindruckenden Flüsterton aus, in der Hoffnung, den Prinzen damit abzuschrecken. Ihm gefiel Dagnarus' Miene nicht – begierig und aufgeregt und angespannt.

»Du musst dieses Buch wiederfinden, Fleck. Du musst es mir zeigen.«

Gareth schüttelte den Kopf. Er senkte den Blick zu dem Tintenfleck auf dem Tisch. »Das kann ich nicht«, log er. »Ich weiß nicht mehr, wo es ist. Diese Bibliothek ist riesig. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie viele Bücher es gibt. Ich könnte es ohnehin nicht aus der Bibliothek herausschaffen. Sie werden mir nicht gestatten – aua! Ihr tut mir weh!«

Gareth versuchte, sich dem Griff des Prinzen zu entziehen, aber Dagnarus war stark, stärker als der Prügelknabe. Und er hatte die Hand um Gareths dünnen Arm geklammert. »Du wirst es finden«, sagte der Prinz. »Du wirst es finden, und du wirst es mir zeigen.«

Der Schmerz war unerträglich. Gareth fürchtete, dass der Prinz ihm den Arm brechen würde.

»Jawohl, Euer Hoheit«, wimmerte er und schluckte.

Dagnarus ließ ihn los. »Tut mir Leid, dass ich dir wehgetan habe. Das wollte ich nicht, aber du darfst mir nichts verweigern, Fleck. Wenn ich dir eine Anweisung gebe, dann musst du es tun. Nicht nur, weil ich dein Prinz bin, sondern weil du mein Freund bist und mich liebst. Stimmt das nicht, Fleck?« Gareth wandte den Kopf ab, wischte sich verstohlen die Tränen ab und nickte.

Dagnarus tätschelte seinem Freund den Arm, wo die weißen Stellen sich nun deutlich röteten.

»Tut mir Leid, dass ich dir wehgetan habe«, sagte er noch einmal.

Evaristo ging barhäuptig in den Regen hinaus und merkte es nicht einmal; er war so bedrückt, dass er sogar vergessen hatte, sich die Kapuze des Umhangs überzuziehen. Erst als ihm das Wasser über den Rücken lief, fiel ihm die Kapuze wieder ein, und dann verwarf er die Idee. Der Regen kühlte seine

fieberheiße Haut und fühlte sich gut an. Und er brachte ihn wieder zur Vernunft.

Als er den Tempel betrat, blieb er im Eingang stehen, um das Wasser vom Umhang zu schütteln und darüber nachzudenken, was er tun sollte. Er war nicht sonderlich stolz darauf, wie er sich verhalten hatte. Er musste es zugeben – er hatte einfach den Kopf verloren. Hoffentlich würde nichts daraus entstehen. Was die Zukunft anging, so schüttelte er nur den Kopf.

Ein Novize kam vorbei, sah, dass Evaristo triefnass war, und ging, um ihm ein Handtuch zu holen. Der Lehrer rubbelte sich das Haar trocken und warf einen bedauernden Blick auf die nassen Manschetten seines Gewandes, seinen schlammfleckigen Saum und seinen allgemein bejammernswerten Aufzug. So sahen nicht viele aus, wenn sie um eine Audienz beim Ehrenwertesten Hohen Magus baten. Aber dies war ein Notfall. Zumindest war das Pergamentstück trocken geblieben; es steckte sicher zwischen den Seiten eines Buchs, das er Gareth hatte geben wollen.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus war selbstverständlich in einer Besprechung und durfte nicht gestört werden. Evaristo hatte nichts anderes erwartet. Er setzte sich ins Wartezimmer, froh über den kurzen Aufschub, froh, ein wenig trocknen und seine Gedanken sortieren zu können. Allerdings hatte er dabei nicht viel Erfolg.

Endlich war die Besprechung zu Ende. Die anderen Magier verließen das Zimmer. Mehrere, die Evaristo kannten, grüßten ihn freundlich und wären geblieben, um sich mit ihm zu unterhalten, aber der Sekretär des Hohen Magus holte ihn herein. Seine Freunde schauten ihm staunend und besorgt nach. Der Lehrer, sagte einer, hatte ausgesprochen krank ausgesehen.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus empfing diesen unerwarteten Besucher freundlich und höflich, führte Evaristo zu einem

Sessel am Feuer und bot ihm an, seinen Diener nach trockener Kleidung zu schicken. Evaristo war dankbar für die Aufmerksamkeit, aber er hatte keine Zeit.

»Die Angelegenheit ist dringend, Hoher Magus«, begann er, »oder ich wäre nicht in diesem Zustand vor Euch erschienen und hätte diese Feuchtigkeit in Euer Arbeitszimmer getragen. Ich dachte, Ihr solltet dies hier sofort sehen.«

»Ja, Magus«, sagte Reinholt und schaute verwirrt und ein wenig erschrocken drein. Er kannte Evaristo, wenn auch nicht sonderlich gut, und wusste, dass der Mann sich nicht leicht aus der Ruhe bringen ließ. »Was ist denn?«

Evaristo holte das Buch heraus und legte es auf Reinholts Schreibtisch. Das Buch öffnete sich wie von selbst dort, wo er den Pergamentfetzen hingelegt hatte. Der Lehrer holte die Zeichnung heraus und legte sie vor den Hohen Magus.

Reinholt runzelte missbilligend die Stirn. »Ich hatte gehofft, die alte Religion sei vollkommen ausgestorben. Offenbar ist das nicht der Fall. Nun, darum werden wir uns kümmern müssen.« Er blickte zu Evaristo auf. »Wo habt Ihr das gefunden? Wer hat die Zeichnung gemacht?«

Evaristo holte tief Luft und atmete dann wieder aus. Nun würde er die Verantwortung loswerden, die so schwer auf seinen Schultern gelastet hatte. »Prinz Dagnarus, Hochwürden.«

Reinholt starrte ihn an. Dann wandte er sich wieder der Zeichnung zu und verzog abermals das Gesicht. »Das ist nicht gut«, sagte er leise. »Überhaupt nicht gut. Bitte, setzt Euch, Evaristo. Wann ist das passiert?«

»Erst heute Morgen. Ich bin sofort hergekommen.« Evaristo ließ sich dankbar auf dem Stuhl gegenüber dem Schreibtisch des Hohen Magus nieder.

»Sagt mir genau, was geschehen ist«, bat Reinholt mit fester Stimme, denn er wollte den aufgeregten Lehrer beruhigen.

»Aber zunächst… wie sicher könnt Ihr sein, dass es der Prinz war, der dies gezeichnet hat?« Er wies vage in Richtung der Zeichnung, und der Abscheu stand ihm ins Gesicht geschrieben.

»Ich bin ganz sicher«, meinte Evaristo und seufzte. »Als ich ins Zimmer kam, sah ich, dass er dabei war, etwas zu zeichnen. Ich hatte nicht vor, ihn zu überraschen, aber er war so in seine Arbeit vertieft, dass er mich nicht hereinkommen hörte. Ich beugte mich über ihn und sah, wie er die Spitze seiner Feder in die Mitte stach. Ich hörte, wie er sagte« – Evaristo hielt inne, um sich noch einmal zu besinnen und seine zitternde Stimme zu beruhigen –: »›Aber wenn du hier stehst, in der Mitte zwischen den vier Kreisen, wo es leer ist, was siehst du dann? Jeden einzelnen anderen Kreis. Und niemand, der in einem der anderen Kreise steht, kann mich sehen. Denn ich bin hier verborgen.‹«

»Das hat er wirklich gesagt? Seid Ihr ganz sicher?«

»Ja, Hochwürden.«

»Und was habt Ihr dann getan?«

Evaristo errötete. »Ich… ich habe den Kopf verloren. ›Gib das her!‹, habe ich gerufen und ihm die Zeichnung aus der Hand gerissen. Dann wollte ich wissen, woher er das hat, wer ihm das gezeigt hat.«

»Seine Antwort?« Der Ehrenwerteste Hohe Magus war eindeutig zutiefst beunruhigt.

»Seine Hoheit hat mich ganz zu Recht daran erinnert, dass ich sein Untertan bin und er mir demzufolge keine Rechenschaft schuldet«, gab Evaristo beschämt zu. »Danach habe ich behauptet, indisponiert zu sein, und darum gebeten, dass er mich entlässt. Ich bin direkt hergekommen.«

»Ihr habt ganz richtig gehandelt.«

»Ich hätte nicht so reagieren sollen«, fuhr Evaristo fort. »Ich habe zu viel Theater darum gemacht. Ich hätte ihn behandeln

sollen, wie ich einmal Gareth behandelt habe, als er ein ungezogenes Wort sagte – es als jugendliche Torheit abtun müssen. Dann hätten der Prinz und sein junger Freund sicher bald das Interesse daran verloren. Aber durch die Art, wie ich mich verhalten habe, habe ich die Jungen wissen lassen, dass diese Angelegenheit wichtig ist.«

»Zugegeben, das wäre das Vernünftigere gewesen«, meinte Reinholt. »Aber Ihr solltet Euch selbst gegenüber nicht so streng sein, Evaristo. Nach dem, was er gesagt hat, hat Seine Hoheit bereits begriffen, dass es um etwas Wichtiges geht. Woher, glaubt Ihr, hat er es? Von dem Elfen Silwyth?«

»Ich mag Silwyth nicht«, erklärte Evaristo mit nun wieder festerer Stimme. »Ich bin sicher, dass er etwas mit dem plötzlichen Verschwinden von Lord Mabreton zu tun hatte. Aber das ist Elfenpolitik. Lord Mabreton stand treu zum Göttlichen, während Silwyth dem Schild des Göttlichen verpflichtet ist. Wir wissen, dass es zwischen den beiden zu einer Art Machtkampf kam und dass der Schild im Augenblick die Oberhand gewonnen hat. Aber so sehr ich Silwyth misstraue und so wenig ich ihn leiden kann, so kann ich ihn dennoch nicht bezichtigen, Magie der Leere zu betreiben.«

»Warum nicht?« Der Hohe Magus schien nicht vollkommen überzeugt zu sein.

»Ich stütze mich auf die Tatsache, dass Silwyth ein treuer und vertrauter Diener des Schilds des Göttlichen ist. Die Elfen haben für die Magie der Leere nichts übrig. Wenn überhaupt, sind sie noch mehr dagegen als wir Menschen. Sie verehren das Leben, alles Leben, und die Magie der Leere verlangt, dass Leben geopfert wird, damit sie Macht erhält. Ich glaube, wenn Silwyth die Zeichnung gesehen hätte, wäre er noch schockierter gewesen als ich.«

»Und er hätte eine Möglichkeit gefunden, dies irgendwie zum Vorteil der Elfen zu nutzen, da könnt Ihr sicher sein. Also

sollten wir dankbar sein, dass er es nicht erfahren hat.« Reinholt trommelte mit den Fingern auf den Tisch, und wieder betrachtete er die Kinderzeichnung, die eine so schreckliche Bedeutung hatte. »Wenn der junge Prinz es nicht von Silwyth hat, woher dann?«

»Das ist schwer zu sagen. Seine Hoheit darf sich überall herumtreiben. Er hat sich zum Beispiel mit diesem pferdelosen Zwerg Dunner angefreundet.«

Reinholt schüttelte den Kopf. »Ich kenne Dunner recht gut. Er wäre entsetzt über diese Idee.«

»Und dann sind da die Soldaten. Der Prinz verbringt viel Zeit bei ihnen. Vielleicht ist einer von ihnen ein Anhänger der alten Religion«, meinte Evaristo zweifelnd. »Immerhin bringt ihr Handwerk sie eng mit dem Tod in Verbindung.«

»Ja, und das Leben eines Soldaten ist schwer und schwierig und diszipliniert, ein Leben, wie es den Anhängern der Leere kaum wünschenswert erscheinen kann.« Reinholt saß ganz ruhig da, tippte nur mit dem Zeigefinger einer Hand auf den Tisch. Evaristo schwieg, und aus seinem Gewand tröpfelte es leise auf den Boden.

»Wir müssen herausfinden, wie der Prinz an diese Dinge geraten ist. Ihr könnt ihn kaum selbst fragen, aber ich nehme an, Ihr könntet mit seinem Gesellschafter, dem Prügelknaben, sprechen. Wie war noch sein Name?«

»Gareth. Ich fürchte nur, das wird seine Neugier steigern.«

»Dagegen kann man wohl nichts tun.«

»Was, wenn er Fragen stellt? Gareth ist ein kluges Kind.«

»Antwortet ihm ehrlich – aus Lügen kann nichts Gutes entstehen. Aber seid vorsichtig. Was meint Ihr – wird er Euch die Wahrheit sagen?«

»Normalerweise neigt er nicht zu Lügen. Aber wenn Seine Hoheit ihm befohlen hat, zu schweigen oder etwas zu erfinden,

dann wird Gareth gehorchen. Er betet den Prinzen geradezu an.«

»Das ist schade. Nun, wir müssen das Beste hoffen. Sollten wir den elfischen Kämmerer ins Vertrauen ziehen? Er hat vielleicht Zugang – «

»Ganz bestimmt nicht, Euer Heiligkeit«, warf Evaristo rasch ein.

»Nun, ich nehme an, Ihr habt Recht. Je weniger Personen davon wissen, desto besser. Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, dass Ihr mit niemandem darüber sprechen dürft, nicht einmal mit Eurer Frau.«

»Ich werde kein Wort sagen.« Evaristo schauderte.

»Ich bin heute Abend im Palast bei Seiner Majestät eingeladen. Ihr könnt mir dort Bericht erstatten. Selbstverständlich diskret. Ich werde vor dem Anzünden der Kerzen in der Königlichen Bibliothek sein. Sucht mich dort auf.«

Evaristo machte sich wieder auf den Weg, und er war alles andere als zuversichtlich. Er hätte das, was ihm bevorstand, gerne auf den nächsten Tag verschoben, aber der Hohe Magus hatte in einem Tonfall gesprochen, der keine Zweifel ließ. Evaristo betete, dass er Gareth allein antreffen würde. Der Lehrer fühlte sich nicht imstande, es in diesem Augenblick auch noch mit Seiner Hoheit aufzunehmen.

Entweder hatten die Götter ihm seine Bitte gewährt, oder er hatte einfach Glück. Gareth war allein im Schulzimmer, lehnte an einem Fenster, das Kinn auf die Hände gestützt, und starrte in den Regen hinaus.

»Gareth.« Evaristo sprach leise, weil er den Jungen nicht erschrecken wollte. »Kann ich einen Augenblick mit dir sprechen?«

Der Junge sah ihn an. Sein Gesicht war bleich, der Blick misstrauisch.

»Geht es Euch besser?«, fragte er leise.

»Ja, danke«, erwiderte Evaristo. Er setzte sich hin. »Wo ist Seine Hoheit?«

»Bei seinem Pferd. Er muss das Bein dreimal am Tag mit Salbe einreihen.«

Evaristo nickte erleichtert. »Ich fürchte, ich habe dich heute früh erschreckt, Gareth. Ich möchte mich entschuldigen. Ich wollte dich nicht ängstigen. Die Zeichnung, die der Prinz gemacht hat, hat mich schockiert.«

»Warum denn das?«, fragte Gareth. »Was ist daran so schlimm?«

»Ich werde es dir sagen, Gareth, aber zuerst möchte ich, dass du mir etwas verrätst. Wo hat der Prinz dieses Bild zum ersten Mal gesehen? Denn ich nehme an, dass er es von irgendwo kopiert hat. Vielleicht aus einem Buch? Hat irgendwer im Palast es ihm gezeigt?«

»Wird diese Person Ärger bekommen?«, fragte Gareth bedrückt.

»Sagen wir einfach, ich möchte gern mit dieser Person sprechen«, erwiderte Evaristo und vermied damit eine direkte Antwort.

»Nun, dann… niemand hat es ihm gezeigt«, sagte Gareth.

»Ach ja?« Evaristo presste die Lippen aufeinander. Er hatte gerade die blauen Flecken an Gareths Arm bemerkt. »Hat Seine Hoheit dir befohlen, nicht darüber zu sprechen?«

»Nein«, erwiderte Gareth und sah seinem Lehrer fest in die Augen.

»Gareth«, sagte Evaristo sanft, »ich sage ja nicht, dass du lügst, aber ich weiß genau, dass Seine Hoheit das nicht von alleine ausgeheckt hat – «

»Aber genau das ist passiert!«, protestierte Gareth. »Er sagte, es sei ihm eingefallen, als er den Stein der Könige in der Hand hielt.«

Evaristo starrte das Kind an. »Das hat er gesagt? Sprichst du die Wahrheit, Gareth? Das hier ist von äußerster Wichtigkeit. Wichtiger, als du es dir jemals vorstellen könntest.«

»Es ist die Wahrheit«, wiederholte Gareth, und seine Unterlippe zitterte.

»Ich glaube dir«, sagte Evaristo und versuchte, tröstlich zu lächeln. Er strich dem Jungen übers Haar. *Ich glaube dir,* wiederholte er bei sich. *Die Götter mögen uns helfen.*

»Was ist denn los?«, fragte Gareth. »Ich verstehe das nicht.«

Aus Lügen kann nichts Gutes entstehen, hatte der Ehrenwerteste Hohe Magus gesagt. Aber Evaristo konnte sich auch nicht vorstellen, dass etwas Gutes daraus entstehen könnte, diesem Jungen einfach die schlichte Wahrheit zu sagen. Zweifellos hatte der Ehrenwerteste Hohe Magus eine solche Situation nicht vorausgesehen. Evaristo befand sich auf unsicherem Boden. Er fürchtete, ein falsches Wort würde sie alle in den Abgrund stürzen. Er würde Rat suchen müssen. Und daher versuchte er, sich herauszuwinden.

»Erinnerst du dich an das Wort, das du vor einer Weile benutzt hast, dieses Wort, von dem ich sagte, es sei nicht sehr angenehm, und du solltest keine derartigen Begriffe mehr benutzen? Erinnerst du dich daran?«

»Ja.«

»Nun, es geht um eine solche Angelegenheit.«

»Ja?« Gareth schien ausgesprochen verwirrt.

»Du musst mir vertrauen, Gareth«, sagte Evaristo und hoffte, dass er sich nicht so hilflos anhörte, wie er sich fühlte. »Es gibt Dinge im Leben, die Kinder nicht verstehen können. Dies ist eines davon.«

»Ich wünschte, Ihr würdet es mir sagen«, wandte Gareth bescheiden ein. »Ich könnte zumindest versuchen, es zu verstehen.«

»Nein.« Nun hatte Evaristo sich entschieden. »Nein, das kann ich nicht. Nicht jetzt. Vielleicht ein andermal, aber nicht jetzt.« Er versuchte, die ganze Angelegenheit mit einem kleinen Scherz abzutun. »Ich verlasse mich darauf, dass es mit dieser Sache wie mit den Multiplikationstafeln geht und Seine Hoheit sie schnell vergessen wird, falls er sie nicht bereits vergessen hat. Er kann sie nicht für sonderlich wichtig halten, da er schon davongerannt ist, um mit seinem Pferd zu spielen.«

Gareth wirkte alles andere als überzeugt. Evaristo war es auch nicht. Er wusste nicht, was er noch sagen sollte, denn er fürchtete, bereits zu viel verraten zu haben. Er verabschiedete sich von dem Jungen und ging in einem leeren Flur auf und ab, bis es an der Zeit war, sich in die Große Bibliothek zu begeben.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus saß in einem der kleinen Leseräume seitlich der Königlichen Bibliothek, einem Zimmer mit eigenem Steinlicht und einer eigenen Tür, die man schließen konnte, wenn ein Gelehrter allein arbeiten wollte.

»Er möchte nicht gestört werden.« Der Oberste Bibliothekar betrachtete Evaristo missbilligend, als er diesen Satz auf die Tafel schrieb.

»Hochwürden hat mich zu sich gebeten!«, schrieb Evaristo gereizt, denn er hatte keine Lust, sich zu streiten. »Bitte sagt ihm, dass ich hier bin.«

Der Bibliothekar machte sich also auf, wenn auch leise murrend. Er kehrte schließlich mit enttäuschter Miene und der Nachricht zurück, dass der Ehrenwerteste Hohe Magus Evaristo sofort empfangen würde. Evaristo betrat das kleine Studierzimmer und setzte sich dem Schreibtisch gegenüber. Der Ehrenwerteste Hohe Magus las ein Buch über die Magie der Leere.

»Nun?«, fragte Reinholt leise.

»Es ist schlimmer, als wir dachten«, erklärte Evaristo und sackte ein wenig in sich zusammen. Er fühlte sich vollkommen ausgepumpt und erschöpft. Er fragte sich, wie er die Kraft finden sollte, nach Hause zu gehen. »Wenn man Gareth glauben darf, ist Dagnarus die Idee zu der Zeichnung während der Zeremonie gekommen, als er den Stein der Könige in der Hand hielt.«

Der Ehrenwerteste Hohe Magus schwieg lange. Er starrte geradeaus, ohne etwas zu sehen. Schließlich schloss er die Augen und schüttelte den Kopf, seufzte und rieb sich die Augen. Als er sprach, schien er mehr mit sich selbst als mit Evaristo zu reden.

»Ich habe dem König geraten, mir Zeit zu lassen, den Stein der Könige zu erforschen. Ich habe ihn gedrängt, die Zeremonie aufzuschieben. Der Stein ist ein Werk der Götter. Wir haben keine Ahnung, worin seine Macht bestehen wird – ob sie zum Guten oder zum Bösen genutzt werden kann. Aber Seine Majestät hat sich anders entschieden. Die politische Situation war explosiv. Indem er den anderen Völkern den Stein gab, hoffte er, ihnen unser Vertrauen zu demonstrieren und damit für Frieden zu sorgen.

Sicher hat die Überreichung des Steins kurzfristig Ruhe einkehren lassen, aber was ist mit der langfristigen Wirkung? Was wird passieren, wenn die anderen Völker beginnen, ihre eigenen Paladine zu berufen? Wird die Magie des Steins dafür sorgen, dass diese Paladine Männer und Frauen sind, die sich der Erhaltung des Friedens widmen? Was passiert, wenn der Stein jemandem, der das nicht tut, magische Macht gewährt? Seine Majestät, der ein Ausbund an Güte ist, behauptet, der Stein selbst sei ebenfalls gut. Und wer sind wir schon, ihm zu widersprechen?

Und nun« – Reinholt seufzte tief –, »nun haben wir Beweise dafür, dass der Stein nicht gut ist. Ich habe Tamaros selbst

gesagt, dass es ein Fehler sein könnte, dem Prinzen zu gestatten, einen solch wichtigen, mächtigen Gegenstand zu berühren. Der König wollte das nicht hören. Und nun… was hat er nur getan?«

»Ich fürchte, das verstehe ich nicht, Hochwürden«, sagte Evaristo. »Was befürchtet Ihr denn?«

»Habt Ihr den Stein der Könige gesehen?«, fragte Reinholt.

»Nicht sonderlich gut«, erwiderte Evaristo. »Ich bin ein wenig kurzsichtig, und ich saß fast ganz hinten auf der Galerie.«

»Der Stein hat die Form einer Pyramide mit einer vierseitigen Basis. Als das Wunder geschah und der Stein sich in vier Teile spaltete, öffnete er sich wie Blütenblätter. So.« Reinholt ballte eine Hand zur Faust und öffnete dann die Finger. »Wie alle Gegenstände auf der Welt besteht der Stein aus dem, was man sehen, und dem, was man nicht sehen kann. Was wir sahen, waren die vier Kristallspitzen, die nach außen klappten. Was wir *nicht* sahen, weil keiner von uns nahe genug war, war die Leere in der Mitte, nachdem der Stein sich geteilt hatte. Keiner von uns hat das gesehen, bis auf einen zehnjährigen Jungen.

Daran gebe ich mir selbst die Schuld«, erklärte der Ehrenwerteste Hohe Magus gewichtig. »Ich hätte es wissen sollen. Ich hätte es vorhersehen sollen, ohne das Artefakt selbst zu kennen. Es ist nur logisch, dass der Stein alle Elemente enthält: Erde, Luft, Feuer, Wasser *und* die Leere, die die Abwesenheit von allem darstellt. Ich hätte den König mehr bedrängen sollen. Tamaros hätte sich meiner Autorität unterworfen, wenn ich mehr Nachdruck eingesetzt hätte. Ich hätte allerdings seine Gunst verloren. Das war es, was mich beunruhigte. Und so habe ich nachgegeben.«

Evaristo rutschte unbehaglich hin und her. Er hätte diese Sätze lieber nicht gehört. Er wünschte sich aus tiefster Seele, nichts mit der ganzen Angelegenheit zu tun zu haben. Er

wusste nicht, was er sagen sollte, hatte Angst, irgendetwas von sich zu geben, denn das würde den Hohen Magus an seine Anwesenheit erinnern. Aber er wollte auch nicht schweigen, denn das hätte als Tücke gedeutet werden können.

»Wir schauen alle irgendwann in die Leere, Hochwürden«, meinte Evaristo zögernd. Dann tastete er sich weiter vor. »Ich weiß, dass ich es tat, als ich noch jung war. Ich war versucht, den dunklen Weg einzuschlagen. Aber als ich die Konsequenzen verstand, als ich begriff, was ich hätte opfern müssen, wandte ich mich ab. Es ist ein hoher Preis, Liebe, Freundschaft, Vertrauen und Achtung aufzugeben, um verstümmelt, gemieden und gefürchtet, verachtet und verspottet durchs Leben zu gehen. Es überrascht mich nicht, dass nur so wenige ihn zahlen wollen. Was mich überrascht, ist eher, dass sich überhaupt jemand darauf einlässt.«

»Und dennoch, einige tun es«, sagte Reinholt.

»Dagnarus ist nur ein Kind, Hochwürden. Zugegeben, ein störrisches Kind, ein Kind, das viel zu klug ist, aber er ist immer noch ein kleiner Junge. Heute interessiert er sich für dies, morgen für das. Bedenkt, wie viele Studien notwendig sein werden, damit jemand auch nur die Grundbegriffe der Magie der Leere begreift. Es spricht nicht für mich, dies zuzugeben, Hochwürden, aber ich weiß mit Sicherheit, dass Seine Hoheit nie im Leben ein Buch vollständig gelesen hat. Man muss es jenen, die diese grausige Magie praktizieren, lassen, dass sie über hohe Disziplin und Selbstverleugnung verfügen und sich ihrer dunklen Sache vollkommen hingeben bis zu dem Punkt, dass nichts anderes mehr zählt.

Dagnarus ist das vollkommene Gegenteil davon. Er ist verwöhnt, und wer kann es ihm schon verübeln, denn seine Eltern geben ihm alles, was er sich wünscht. Er liebt Annehmlichkeiten wie schöne Kleidung und gutes Essen, und es fehlt ihm an der geringsten Selbstdisziplin. Er ist eitel auf

sein Aussehen bedacht, und wir kennen den Fluch, der jene befällt, die die Magie der Leere praktizieren. Er hat keine Geduld. Sobald ihm eine Aufgabe zu schwierig oder zu unangenehm wird, lässt er sie fallen. Nein, Hochwürden«, sagte Evaristo mit zunehmender Überzeugung, »es sind gerade die Fehler des Prinzen, die ihn davon abhalten werden, der Versuchung anheim zu fallen, die Ihr befürchtet.«

Der Ehrenwerteste Hohe Magus betrachtete Evaristo forschend. »Ich verstehe, worauf Ihr hinauswollt. Ihr beruhigt mich sehr. Obwohl es mir seltsam vorkommt, dass wir für die Fehler einer Person dankbar sein sollten. Nun bleibt immer noch die Frage, wie wir damit umgehen.«

»Werdet Ihr mit dem König darüber sprechen?«, fragte Evaristo.

Reinholt dachte nach, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, das werde ich nicht. Es würde ihn nur unnötig belasten. Und er würde es vielleicht dem Jungen selbst gegenüber erwähnen, und nach allem, was Ihr mir erzählt habt, ist es besser, den Vorfall so weit wie möglich herunterzuspielen.«

Evaristo war erleichtert. Ein solches Gespräch wäre ausgesprochen unangenehm gewesen.

»Was muss ich also tun, Hochwürden? Wie soll ich von nun an mit dem Prinzen umgehen?«

»Ihr erwähnt es selbstverständlich nicht mehr. Lasst die Angelegenheit fallen. Aber bleibt wachsam. Wenn Ihr irgendetwas hört oder seht, berichtet es mir sofort.«

»Selbstverständlich. Aber was, wenn der Prinz Fragen stellt?« Reinholt lächelte. »Sagt ihm, er solle in die Große Bibliothek gehen und sich die Antworten in den Büchern suchen. Das wird seinen Ehrgeiz im Keim ersticken.«

»In der Tat, Ehrenwerter Magus«, erwiderte Evaristo und fühlte sich getröstet.

Der nächste Tag schien zu beweisen, dass er Recht gehabt hatte. Es hörte auf zu regnen, wenn auch nur für den Nachmittag, denn dann türmten sich im Westen schon wieder dunkle Wolken auf. Aber im Augenblick war der Tag schön und ungewöhnlich warm und sonnig. Prinz Dagnarus erschien nicht zum Unterricht. Die Soldaten waren aus dem Manöver zurückgekehrt, und er wollte unbedingt von Argot erfahren, wie es gewesen war. Gareth war immer noch ernst und still, aber das hielt Evaristo nur für natürlich. Er gab sich selbst die Schuld. Als Gareth fragte, ob sie wieder in die Königliche Bibliothek gehen könnten, tat ihm der Lehrer nur zu gern den Gefallen, denn er nahm an, dass man den Jungen auf diese Weise am wirkungsvollsten von der unseligen Zeichnung ablenken könnte.

In der Bibliothek folgte Gareth dem Weg, den er beim letzten Mal eingeschlagen hatte, und fand das Buch ohne Schwierigkeiten. Später sollte er sich manchmal fragen, ob er das auch noch gewollt hätte, wenn Evaristo ihm die Wahrheit gesagt hätte. Wäre Evaristo ehrlich mit ihm gewesen und hätte er seine Fragen beantwortet, hätte Gareth dann immer noch getan, was der Prinz von ihm verlangte, ganz gleich, wie schwerwiegend die Folgen für ihn gewesen wären?

Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Gareth konnte später nie eine zufriedenstellende Antwort auf diese Frage finden. Zweifellos hatte Evaristos ausweichendes Verhalten der Angelegenheit eine geheimnisvolle Aura verliehen. Und Gareth missbilligte es wie die meisten Kinder, als Kind bezeichnet zu werden und zu hören, dass er die Dinge schon verstehen würde, wenn er erst älter wäre.

Der Lehrer hatte die Angelegenheit zu einer Herausforderung gemacht. Gareth konnte sich das selbst ausrechnen, aber er wusste auch, dass der wahre Grund dafür, das Buch zu stehlen, einfach darin bestand, dass Dagnarus es befohlen hatte. Nein,

das stimmte auch nicht ganz. Gareth stahl das Buch, weil Dagnarus es sich gewünscht hatte.

Aus diesem Grund hatte Gareth später das Gefühl, er hätte es auch getan, wenn Evaristo ihm alle Fragen der Welt beantwortet hätte.

Der Prügelknabe fand das Buch, setzte sich in dem leeren Zimmer auf den Boden und begann abermals, es sich anzusehen. Die Worte, die beim letzten Mal so unverständlich gewesen waren, erschienen ihm nun vernünftiger, wenn er auch noch viel Zeit des Studiums brauchen würde, bis er sie vollkommen verstand.

Als es an der Zeit war zu gehen, fiel es ihm nicht schwer, den schmalen Band in den Bund seiner Unterhose zu stecken, wo er fest an seinem Bauch ruhte, und das Hemd darüberzuziehen. Dennoch hatte er schreckliche Angst, dass der Bibliothekar, dessen Blick den Eindruck machte, als könnte er auch Marmor durchdringen, durch den dünnen Stoff schauen und entdecken könnte, was darunter war. Aber der Bibliothekar hatte Besseres zu tun, als sich um einen kleinen Jungen zu kümmern. Er blickte nicht einmal auf, und Gareth stolzierte unbehelligt aus der Königlichen Bibliothek und nahm seinen verborgenen Schatz mit.

Nachdem Silwyth an diesem Abend die Kerze gelöscht und das Schlafzimmer des Prinzen verlassen hatte, schlich sich Dagnarus in Gareths kleinen Alkoven. Dort legte er sich ins Bett. Gareth selbst kauerte auf einem Hocker, in eine Decke gewickelt, das Buch auf den Knien. Eine Kerze in einem hohen Ständer spendete Licht.

»Und jetzt«, sagte Dagnarus und lehnte sich bequem gegen Gareths Kissen, »sag mir, was in diesem Buch steht.«

»Euer Hoheit«, wagte Gareth noch einmal zu widersprechen, »ich denke, Ihr solltet das wirklich lieber selbst lesen.«

»Unsinn, Fleck«, erwiderte Dagnarus. »Du weißt doch, wie ich Gelehrsamkeit hasse. Und jetzt lies.« Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Und dann wirst du mir alles erklären, was ich nicht verstehe.«

Gareth schlug das Buch auf und begann mit der ersten Seite.

»Die Magie der Leere, auch bekannt als Todesmagie…«

2

Lady Valura

»Euer Majestät«, sagte die Garderobenverwalterin und knickste vor der Königin, »Seine Hoheit bitten um Erlaubnis, mit Euch sprechen zu dürfen.«

»Ach ja?« Die Königin blickte von ihrer Stickerei auf, einer Arbeit, die sie nie beendete, aber recht gern auf dem Schoß hatte. Eine ihrer Damen würde sie für sie fertig stellen, *letzte Hand anlegen*, wie die Königin es ausdrückte, obwohl sie selbst nur einen oder zwei Stiche gemacht hatte. »Schickt Seine Hoheit sofort herein. Nein, wartet.« Emillia schaute in einen Spiegel und legte die Hände aufs Haar. »Ich bin noch nicht in der Verfassung, ihn zu empfangen. Sagt Seiner Hoheit, dass ich ihn in…«

»Mutter«, erklang eine ungeduldige Stimme von draußen. Eine Stimme, die näher kam, begleitet vom Geräusch von Stiefelschritten. »Ich bin keiner von deinen Höflingen, die du warten lassen kannst.«

Prinz Dagnarus betrat das Zimmer.

Der Prinz war ein hübsches Kind gewesen. Nun, mit zwanzig – dem Alter, in dem Menschen die Volljährigkeit erlangten –, war Dagnarus ein Mann, dessen Aussehen, Haltung und Auftreten allen, die ihn sahen, Bewunderung abnötigten. Selbst jetzt, direkt nach der Rückkehr von einem Ausritt, mit windzerzaustem Haar, geröteten, sonnengebräunten Wangen und mit Schlamm bespritzter Reitkleidung, bewirkte sein Anblick, dass Adlige, die Stunden vor dem Spiegel verbracht hatten, um sich zu kämmen und zu schmücken, ihn neiderfüllt betrachteten.

Bei diesem vollkommen unerwarteten und unorthodoxen Eintreten des Prinzen rang die Garderobenverwalterin die

Hände; die Hofdamen drängten sich zusammen, zwitscherten in vorgeblicher Bestürzung und versuchten, die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich zu lenken. Nur eine der Damen konzentrierte sich weiter auf ihre Nadelarbeit, zählte Stiche und hob nicht den Blick.

Die Hofdamen zwitscherten vergeblich, denn obwohl Dagnarus im heiratsfähigen Alter war, hatte noch keine der sehnsuchtsvollen adligen Damen und auch keine ihrer Töchter ein Seufzen auf die Lippen oder ein Glitzern in die kalten Smaragdaugen des Prinzen gebracht.

»Liebe schwächt einen Mann«, hatte der Prinz einmal verkündet, als er mit seinen Freunden Wein trank und die anderen Sonette auf diverse Rubinlippen schrieben. »Der Gedanke an ein geliebtes Gesicht in der Schlacht lässt den Schwertkämpfer zögern, wenn er zuschlagen sollte. Die Berührung der Hand der Geliebten lässt den Bogenschützen zucken, und die geliebten Lippen flehen einen Kommandanten an, den Rückzug zu befehlen, wenn er vorwärts marschieren sollte. Danke, meine Herren, ich würde eher auf die Pest als auf die Liebe trinken.« Und mit diesen Worten hatte er seinen Becher ins Feuer geschleudert.

Der Prinz hatte nicht auf die Liebe getrunken, aber viele Trinksprüche auf das Lieben ausgebracht. Hinter dem Rücken aller anderen bei Hof hielt Silwyth, der Kämmerer des Prinzen, einen Schatz an Silbertams bereit, um die Schmerzen verlassener Frauen zu lindern. Es gab in den Straßen von Vinnengael zahlreiche rothaarige Kinder, die von sich behaupten konnten, königliches Blut in den Adern zu haben.

Dagnarus war kein Mann, der sich von seinen Leidenschaften beherrschen ließ. Er gab sich seinen Begierden hin, aber nur, damit ihn sein Appetit nicht von wichtigeren Angelegenheiten ablenkte. Er wählte seine Bettgenossinnen klug aus und konzentrierte sich auf solche, die zu arm waren, um eine

Gefahr für ihn darzustellen. Darüber hinaus war er immerhin ehrenhaft genug, dafür zu sorgen, dass diese Frauen, nachdem er sie verlassen hatte, finanziell besser gestellt waren als zuvor. Er war immer von eisiger Ehrlichkeit, kalt bei allem, was er mit ihnen tat, und man konnte ehrlich sagen, dass keine dieser Frauen sich nach dem Ende der Beziehung vor Liebe nach ihm verzehrte.

Dagnarus achtete kaum auf die schmachtenden Hofdamen. Er bemerkte nur eine, und das war diejenige, die nicht schmachtete, die bei seiner Ankunft nicht einmal aufblickte, sondern mit ihrer Arbeit fortfuhr. Dagnarus war nicht daran gewöhnt, dass man ihn ignorierte, und er betrachtete das als Herausforderung. Er würde diese Frau, wer immer sie sein mochte, schon dazu bringen, seine Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen.

»Grausamer Junge«, tadelte seine Mutter ihn in jammerndem Tonfall. »Du hast mich drei Monate lang nicht besucht, und nun störst du mich bei der Arbeit und bringst meine Damen ganz durcheinander. Sieh dich nur an! Du hast es nicht einmal für nötig gehalten, dich umzuziehen, sondern kommst direkt aus dem Stall hierher. Ich missbillige das zutiefst.«

Die Königin hob ein zierliches Spitzentuch an den Augenwinkel. Die Hofdamen – alle bis auf eine – seufzten und raschelten.

»Ach, komm schon, Mutter«, sagte Dagnarus mit sanfter, wohlklingender Stimme, einer Stimme, die er mit der Kunstfertigkeit eines Flötenspielers einsetzte. »Du weißt doch, wie viel ich zu tun habe. Bei all meinen Studien, den Königlichen Levees und meinem eigenen Regiment hat der Tag kaum genug Stunden für mich. Es lässt mir zu meinem Bedauern keine Zeit für Freuden, nicht einmal für die sehr große Freude, Euch aufzuwarten.«

Dagnarus küsste seiner Mutter reuevoll die Hand und richtete dabei den Blick auf die Hofdame, die sich immer noch weigerte, Dagnarus die Aufmerksamkeit zu schenken, die ihm seiner Ansicht nach zustand. Dagnarus begann sich zu ärgern. Er konnte nur das schwarze Haar der Frau sehen, das weich und glatt und in der Mitte gescheitelt war und ihr beinahe bis zur Taille fiel, und ihre Hände mit den langen schlanken Fingern und den rosigen Nägeln. Aus ihrer Haarfarbe, ihrer strengen Disziplin und ihrem bunten Seidenkleid schloss er, dass sie elfischer Herkunft war.

»Ach, mein Sohn, du arbeitest viel zu schwer«, erklärte seine Mutter liebevoll und vergab ihm sofort die Monate der Vernachlässigung. »Dein Bruder arbeitet nicht annähernd so schwer wie du, und dennoch wird *er* König werden«, fügte sie schmollend und verbittert hinzu.

»Selbstverständlich wird Helmos König«, meinte Dagnarus unbeschwert. »Er verdient es, und es wird eine Ehre sein, ihm zu dienen.« Er beugte sich näher zu ihr und flüsterte: »Halt den Mund, Mutter. Du schadest unserer Sache mehr, als du ihr nützt.« Laut fügte er dann hinzu: »Ich möchte in einer vertraulichen Angelegenheit mit dir sprechen, Mutter. Entlasse bitte deine Damen.«

Es stand dem Prinzen nicht zu, der Königin solche Befehle zu erteilen, aber Dagnarus war schon lange Herr über seine Mutter, dass sie ihm ohne Frage gehorchte.

»Meine Damen, verlasst uns bitte«, befahl sie nun. »Ich werde läuten, wenn ich Euch wieder brauche.«

Dieser Befehl durfte nicht unbefolgt bleiben und bewirkte, dass auch die fleißige Näherin ihre Arbeit niederlegte. Sie erhob sich mit natürlicher Anmut, der Anmut einer frisch erblühten Blume, die den Kopf der Sonne entgegenhebt – ein Gesicht, dessen Schönheit so vollendet war, dass jeder, der es sah, sich sofort danach sehnte, einen Makel finden zu können,

der sie ein wenig sterblicher wirken ließ. Ihre mandelförmigen, schrägen Augen waren ungewöhnlich groß und so blau wie die Luft, die die Elfen anbeten. Ihre Lippen waren voll und sinnlich, ihr Kinn wohlgeformt und fest, was auf Willensstärke schließen ließ. Sie senkte den Blick, was dem Saal sofort einen Teil seines Lichts zu entziehen schien, knickste vor der Königin und ging kühl am Prinzen vorbei, ohne das geringste Interesse an ihm zu zeigen.

»Wer ist diese Elfenfrau, die gerade hinausgegangen ist?«, erkundigte sich Dagnarus und achtete sorgfältig darauf, gleichgültig zu wirken. Seine Mutter war sehr eifersüchtig und hätte jede Frau, die er bewunderte, sofort des Hofes verwiesen. Obwohl sie wünschte, dass er heiratete, hatte sie beschlossen, dass es nur eine Frau ihrer Wahl sein dürfte. Alle, die sie ihm bisher vorgestellt hatte, waren grottenhässlich gewesen. »Ich glaube nicht, dass ich sie vorher schon einmal gesehen habe.«

»Das hättest du, wenn du dir die Mühe gemacht hättest, mir früher aufzuwarten«, erklärte seine Mutter, ganz versunken in ihre eigenen Kümmernisse. »Sie ist gerade erst vor vierzehn Tagen bei Hofe eingetroffen. Ihr Gatte, Lord Mabreton, ist der neue elfische Botschafter. Es wird heute Abend ein Essen zu seinen Ehren stattfinden. Ich nehme an, du wirst daran teilnehmen?«

»Wenn du das wünschst, Mutter«, meinte der Prinz ungewöhnlich pflichtbewusst.

»Ich wünsche es, ja«, erwiderte die Königin. »Auch Helmos wird anwesend sein und sich über uns alle erhaben fühlen. Du solltest dafür sorgen, dass er einmal von seinem hohen Ross herunterfällt.«

So wenig Dagnarus seinen älteren Bruder mochte, konnte nicht einmal er sich vorstellen, dass der gelehrte und ernste Helmos »sich über alle erhaben« fühlte. Normalerweise mied Dagnarus die offiziellen Festivitäten am Hof und zog es vor,

die Abende mit seinen Freunden in den Tavernen der Stadt mit Saufen und Glücksspiel zu verbringen. Aber nun änderte er sofort seine Pläne. Er hatte nichts dagegen, seine besten Sachen anzuziehen und neben seinem Vater zu sitzen – direkt gegenüber der entzückenden Lady Mabreton.

Mabreton. Der Name klang irgendwie vertraut. Dagnarus konnte sich nicht daran erinnern, wo er ihn zuvor gehört hatte. Er nahm sich vor, Silwyth zu fragen, der ohnehin alles wissen würde, was man über die Dame wissen musste. Und selbstverständlich über ihren Mann.

»Worüber wolltest du mit mir sprechen?«, fragte die Königin. Sie kniff die Lider ein wenig zusammen und betrachtete ihren Sohn misstrauisch. »Doch nicht nur über diese Elfenfrau?«

»Ganz sicher nicht, Mutter«, erwiderte Dagnarus lächelnd.

»Ich habe nur gefragt, weil es doch wohl angemessen ist, dass ich die Mitglieder des Hofs meines Vaters kenne. Bist du etwa nicht dieser Meinung?«

Die Königin glaubte ihm. Sein Tonfall war lässig, sein Interesse an der Frau schien nur eine beiläufige Angelegenheit zu sein, die er schnell vergessen würde. Dagnarus war sehr geschickt, wenn es darum ging, seine wahren Gefühle zu verbergen und sein geistiges Kartenspiel so zu mischen, dass das Blatt, das er brauchte, stets oben lag. Er ließ sich nie beim Betrügen erwischen.

Er sah sich um, um sich zu vergewissern, dass die Hofdamen nicht in Hörweite waren. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder der Königin zu.

»Mutter, ich habe Neuigkeiten«, sagte er und ließ sich auf dem Sessel nieder, der dem seiner Mutter gegenüberstand, einem Sessel, den die reizende Lady Mabreton gerade erst verlassen hatte und an dem noch ihre Wärme und ihr Duft hingen. Einen Augenblick lang hatte der Prinz

Schwierigkeiten, ihr Bild zu verbannen, aber nach einem kurzen Kampf war er erfolgreich. »Lord Donnengal ist tot.«

Die Königin warf ihm einen dümmlichen Blick zu und fächelte sich. »Und, was soll das bedeuten? Ich mochte ihn nie, ganz gleich, wie viel dein Vater von ihm hielt.«

»Mutter«, sagte Dagnarus ungeduldig, »wen interessiert denn schon, ob du ihn mochtest oder nicht? Er ist tot. Verstehst du denn nicht, was das bedeutet?«

Die Königin sah ihren Sohn zweifelnd an, bemüht, es ihm unbedingt recht zu machen, aber nicht sicher, worüber er überhaupt sprach.

»Es bedeutet«, erklärte Dagnarus geduldig, »dass es nun wieder einen Platz in den Reihen der Paladine gibt.«

Emillia riss die Augen auf. Sie streckte die Hand aus und umklammerte den Unterarm ihres Sohnes mit solcher Heftigkeit, dass ihm ihre langen Nägel beinahe die Haut aufritzten. »Das wird dein Platz sein! Aber selbstverständlich! Wie wunderbar die Zeremonie sein wird. Ich werde selbstverständlich ein neues Kleid brauchen. Und es wird ein fantastisches Festessen geben. Wir werden – «

»Mutter«, unterbrach Dagnarus sie kalt. Er entzog sich ihrer Berührung. »Lass die Gänse für das Festessen lieber noch nicht rupfen. Du weißt genau, dass man mich nicht einmal nominieren wird.«

»Aber selbstverständlich wird man das tun!«, erklärte die Königin zornig. »Dein Vater kann dir das nicht verweigern! Es ist dein Recht!«

»Er kann es mir verweigern, und genau das wird er auch tun«, sagte Dagnarus voraus. »Er hält mich nicht für einen angemessenen Kandidaten. Nur weil ich kein kurzsichtiger Bücherwurm bin. Nur weil ich einschlafe, wenn die Minnesänger von Liebe singen, und lieber mit meinen Freunden würfle, als einen alten Philosophen anzustarren, der

etwas über die tiefere Bedeutung des Schneidens von Nasenhaaren stammelt. Du kannst sicher sein, Mutter, dass er nicht einmal daran denken wird, mich als Kandidaten aufzustellen.«

»Doch. Ich werde mit dem König sprechen«, entgegnete Emillia und erhob sich unter gewaltigem Rascheln von Seidenbrokat. Sie wollte sofort zu König Tamaros gehen.

»Nein, Mutter, das wirst du nicht tun«, sagte Dagnarus entschieden. Er wusste genau, wie wenig König Tamaros für seine zweite Frau übrig hatte. »Deshalb bin ich gekommen, um mit dir zu sprechen, bevor – « Tief in seinem Herzen sagte er: *bevor du mir unwiderruflichen Schaden zufügst*, aber er schloss laut mit den Worten: »bevor du dich um meinetwillen bemühst.«

Seine Mutter war nicht zufrieden. »Begreifst du denn überhaupt, wie wichtig das ist?«, fragte sie zornig. »Du wirst nie eine Chance haben, König zu werden, wenn du kein Paladin wirst wie dein Bruder.«

»Ich weiß, um was es geht, Mutter, das kannst du mir glauben«, erwiderte Dagnarus trocken. *Und deshalb möchte ich mich lieber selbst um diese Angelegenheit kümmern,* dachte er, sprach es aber nicht laut aus. »Und was das Königwerden angeht, Paladin oder nicht, das wird nicht geschehen. Zumindest nicht, wenn es von meinem Vater abhängt. Der König wird Helmos nie zu meinen Gunsten enterben.«

»Unsinn. Der König liebt dich abgöttisch…«, setzte die Königin an.

»Ja«, unterbrach Dagnarus sie mit verbittertem Lächeln, »aber er mag mich nicht sonderlich.«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst!«, rief die Königin und tastete wieder nach ihrem Taschentuch. »Ich bin sicher, du willst mir die Schuld daran geben. Du verhältst dich, als würde ich dir alles verderben, wo ich dich doch mehr liebe als das

Leben selbst! Ich weiß wirklich nicht, wie du so grausam sein kannst…«

»Hör auf, dich so anzustellen, Mutter, und hör mir zu.« Nun verlor Dagnarus die Geduld. »Du wirst mit meinem Vater kein Wort über dieses Thema wechseln. Du wirst nicht winseln, drängen, nörgeln oder intrigieren. Sollte er oder ein anderer das Thema anschneiden, dass ich Paladin werden könnte, dann wirst du ganz ruhig reagieren, als sei dies eine allgemein anerkannte Tatsache. Sicher wird mein Sohn nominiert werden‹, wirst du sagen und erstaunt dreinschauen, wenn irgendjemand auch nur den geringsten Zweifel äußert. Und ansonsten wirst du den Mund halten. Hast du mich verstanden? Und du wirst meinen Großvater Olgaf anweisen, sich vollkommen aus dieser Angelegenheit herauszuhalten.«

Emillia war eine alberne, streitsüchtige, eitle Person, die schon lange jede Autorität und jeden Einfluss bei Hof verloren hatte. Das war nicht ausschließlich ihr eigener Fehler. Ihr Vater, König Olgaf von Dunkarga, fuhr fort, das Feuer unter dem königlichen Intrigenkessel am Brennen zu halten, und er hielt die Suppe des Königs am Brodeln in der Hoffnung, dass Seine Majestät eines Tages den Löffel heben und sich den Mund verbrennen würde. Hilfe von dieser Seite brauchte Dagnarus etwa so dringend, wie er Skorpione zwischen seinen Bettlaken gebraucht hätte.

Emillia gab nicht ohne weiteren Protest nach – und nicht ohne ein paar Tränen hervorzuquetschen – ; sie verkündete empört, ihr Sohn liebte sie nicht, niemand liebte sie, ihre Opfer würden nicht hoch genug geschätzt, sie sei sicher, Tamaros zur Vernunft bringen zu können, und ihr armer, lieber Papa wäre nur zu glücklich, an den Hof zu kommen und darauf zu bestehen, dass man Dagnarus Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Dagnarus lauschte ihr so geduldig, wie er konnte, und erinnerte sich daran, dass er als Soldat lernen musste, Folter

und Qualen zu ertragen. Er wusste allerdings, wie er mit Emillia umzugehen hatte; immerhin hatte er sich ihr gegenüber stets durchgesetzt, seit er zwei Jahre alt gewesen war. Er bezauberte sie mit einem Satz und bedrohte sie mit dem nächsten, bis sie nicht mehr sicher war, wie ihr überhaupt geschah. Schließlich überzeugte er sie von seinen Ansichten.

Als die Königin endlich glaubte, dass der Plan ursprünglich von ihr stammte, wusste Dagnarus, dass er gewonnen hatte. Er war sicher vor ihren Machenschaften. Dann verließ er sie, so schnell er konnte, obwohl er noch einmal im Vorzimmer innehielt in der Hoffnung, einen weiteren Blick auf Lady Mabreton werfen zu können. Er wurde enttäuscht. Sie war nicht mehr unter den Damen, die sich beeilten, dem herrischen Läuten der Königin Folge zu leisten.

Dagnarus kehrte in seine Gemächer zurück, um zu baden und sich umzuziehen und darüber nachzudenken, wie er am besten mit seinem Vater umgehen sollte. König Tamaros hatte seinem jüngeren Sohn nie zuvor etwas versagt. Aber Dagnarus war nicht sonderlich davon überzeugt, dass er bei dieser Sache Erfolg haben würde. Die Nominierung eines Paladins war für König Tamaros eine sehr feierliche und heilige Angelegenheit, etwas, das sorgfältigen Nachdenkens und vieler Gebete bedurfte. Es war nicht so, als würde er seinem Sohn ein neues Pony schenken. Aber als er mit Baden fertig war, glaubte Dagnarus zu wissen, wie er mit seinem Vater umzugehen hatte.

»Silwyth«, sagte er, schüttelte die nassen Locken und rubbelte sich trocken. »Ich möchte dich etwas fragen.«

»Jawohl, Euer Hoheit. Wie kann ich Euch dienen?« Der Elf legte Kleidung für den Prinzen bereit, die für eine Audienz beim König angemessen war, obwohl Dagnarus nicht einmal erwähnt hatte, dass er Seine Majestät sehen wollte. Silwyth wusste es. Silwyth wusste es immer. Dagnarus hatte schon

lange nicht mehr versucht, herauszufinden, *wie* Silwyth all diese Dinge erfuhr. »Meine Mutter hat eine neue Hofdame. Eine Elfenfrau.«

»Das ist wahrscheinlich Lady Mabreton, Euer Hoheit.«

»Ja, so lautet der Name. Erzähl mir von ihr, Silwyth«, verlangte Dagnarus. Normalerweise hätte ein ganzes Heer von Adligen dem Prinzen beim Ankleiden geholfen, aber Dagnarus hatte seine morgendlichen Verrichtungen abgekürzt, nachdem er von Lord Donnengals Tod gehört hatte, und war nun mit seinem Kämmerer allein.

»Sie ist die Gattin von Lord Mabreton, der die Titel eines Wächters des Östlichen Waldes und eines Paladins trägt. Er gehört dem Haus Wyval an und steht loyal zum Göttlichen, aber nicht auf unangemessene Weise, wenn Euer Hoheit verstehen, was ich meine. Der Schild des Göttlichen hat Lord Mabreton zum Paladin gemacht, und der Lord bringt ihm dafür angemessene Dankbarkeit entgegen.

Lady Mabreton ist nur widerwillig an den Hof gekommen. Es heißt, sie habe sich beharrlich geweigert, ihren Mann zu begleiten, als dieses Thema zum ersten Mal angesprochen wurde. Dann hat man ihr deutlich gemacht, dass ihr Gemahl das Gesicht verlieren würde, wenn sie zurückbliebe und sich damit nicht nur seinen Wünschen, sondern auch noch denen des Schilds widersetzte. Es heißt, Lord Mabreton habe ihr mit Scheidung gedroht, wenn sie nicht kommen würde, was vollkommene Schande für sie und den Ruin ihrer Familie bedeutet hätte. Ich kann dieses Gerücht allerdings kaum glauben, da es ganz offensichtlich ist, dass Lord Mabreton seine schöne Frau abgöttisch liebt. Ich nehme an, es war ihre eigene Familie, die sie überredet hat, an den Hof zu kommen, denn sie gehören einem verarmten Haus an und sind sehr abhängig vom Einfluss der Dame auf ihren Gemahl. Aber was auch immer der Grund sein mag, sie ist hier bei Hofe. Und

nicht nur das, sie ist Hofdame. Ich möchte auf keinen Fall respektlos gegenüber Eurer Mutter, der Königin, erscheinen, aber es ist allgemein bekannt, dass Lady Mabreton in dieser Stellung ausgesprochen unglücklich ist.«

»Ach ja? Wie interessant.« Dagnarus lächelte, denn er war zufrieden mit dem, was er gehört hatte. »Sag mir, Silwyth, warum kommt mir der Name Mabreton so bekannt vor? Wo habe ich ihn schon einmal gehört?«

»Ihr denkt wahrscheinlich an den Lord Mabreton, der Botschafter war, als Euer Hoheit noch ein Junge waren. Es war etwa zu der Zeit, als der Stein der Könige den Völkern übergeben wurde…«

Nun kam die Erinnerung zurück – die Erinnerung an Silwyth, der einem elfischen Lord ein Messer in den Rücken stieß.

»Bei den Göttern!« Dagnarus starrte Silwyth, dessen Miene so ruhig und gelassen war wie eh und je, neugierig und verblüfft an. »Ich weiß, von wem du sprichst. In welcher Verwandtschaftsbeziehung stand er zum jetzigen Lord Mabreton?«

»Sie waren Brüder, Herr. Lady Mabreton war die Gemahlin des ersten Bruders. Es ist elfischer Brauch, dass ein unverheirateter Bruder die Witwe heiraten kann, falls ihre Familie eine solche Ehe für vorteilhaft hält. In diesem Fall klammerte sich die Familie verzweifelt an die Verbindung mit den reichen Mabretons, also haben sie nur zu gerne zugestimmt.«

»Ich verstehe. Warum habe ich sie nie bei Hof gesehen, als ich noch ein Kind war? Nicht, dass ich dann sonderlich auf sie geachtet hätte«, meinte Dagnarus grinsend, während er sich einen edelsteinbesetzten Gürtel umschnallte. »Ich hielt von meinem Hund mehr als von Frauen. Dennoch, selbst einem kleinen Jungen wäre ein so schönes Geschöpf aufgefallen.«

»Ich bin sicher, dass Euer Hoheit sie bemerkt hätten«, meinte Silwyth, und in seiner Stimme schwang eine Spur von Sehnsucht mit. »Unsere Frauen sind berühmt für ihre Schönheit, aber die ihre ist unvergleichlich. Sie ist damals allerdings nicht an den Hof gekommen. Sie lebte in einem Haus, das der erste Lord Mabreton am Ufer des Hammerklauenflusses für sie hat bauen lassen. Als sie von dem tragischen und unerwarteten Tod ihres Gemahls erfuhr, kehrte sie unter dem Schutz des Schilds zu ihrer eigenen Familie zurück.«

Dagnarus' Miene verfinsterte sich. »Steht sie immer noch unter dem Schutz des Schilds?«

Silwyth zögerte, dann sagte er: »Nein, Herr. Das tut sie nicht. Ihre Familie und die Familie der Gemahlin des Schilds hatten schon lange Probleme miteinander, und das ist in der letzten Zeit schlimmer geworden. Der Schild würde sie nicht schützen. Das ist vielleicht ein weiterer Grund, warum sie es für ratsam hielt, nach Vinnengael zu reisen.«

»Hervorragend, Silwyth, du hast wirklich diesem ganzen Tag etwas Sonniges verliehen. Und selbstverständlich hast du das Neueste schon gehört.« Dagnarus steckte die Arme in die Ärmel eines üppig bestickten pelzbesetzten Mantels, den er über dem kurzen Überrock tragen würde.

»Von Lord Donnengals Dahinscheiden? Ja, Euer Hoheit. Mein Beileid. Ich glaube, Ihr kanntet ihn gut.«

»Um ehrlich zu sein, er war mir egal. Wichtig ist nur, dass sein Tod einen Platz in den Reihen der menschlichen Paladine schafft.«

»Ja, Euer Hoheit, das ist mir bewusst.«

Dagnarus drehte sich um, die Hände auf den Hüften, und sah Silwyth an. »Du weißt, dass ich diesen Platz will. Du weißt, dass es sein muss, wenn ich je König werden will. Wie stehen meine Chancen? Was hast du gehört?«

»Euer Hoheit könnten nominiert werden«, sagte Silwyth, wenn auch mit zweifelnder Miene. »Aber der Rat der Paladine wird nicht zustimmen.«

»Sie müssen nicht einstimmig entscheiden.«

»Das ist wahr, Herr, aber Euer Bruder Helmos ist der Vorsitzende des Rates, und es ist nicht anzunehmen, dass die anderen Menschen sich ihm offen widersetzen werden, obwohl einige durchaus zu Eurer Seite neigen würden.«

»Der Fluch soll Helmos treffen!«, rief der Prinz zornig. »Möge die Leere ihn verschlingen!«

»Seid vorsichtig, Euer Hoheit. Jemand könnte Euch hören.«

»Niemand ist in der Nähe«, wandte Dagnarus ungeduldig ein, aber er senkte dennoch die Stimme. »Was würdest du mir raten?«

»Ihr müsst den König für Eure Sache gewinnen, Herr. Die anderen Paladine würden Helmos vielleicht überstimmen, wenn sie wüssten, dass sie damit dem Wunsch Seiner Majestät folgen.«

»Genau das dachte ich auch«, erklärte Dagnarus. »Und nun möchte ich Lady Mabreton ein kleines Geschenk machen. Du kennst dich am besten aus. Was sollte es sein, und wie sollte ich es ihr überreichen? Schmuck? Edelsteine? Mögen Elfenfrauen Edelsteine?«

Wieder zögerte Silwyth, und diesmal war es so deutlich, dass Dagnarus es bemerkte.

»Was ist los, Silwyth? Du siehst aus, als hättest du Essig getrunken. Bist du selbst in diese Frau verliebt?«

»Nein, Herr, ganz gewiss nicht«, meinte Silwyth kühl. »Elfen verlieben sich nicht, und wenn wir es dennoch tun, dann auf eigene Gefahr. Meine Heirat ist bereits arrangiert, und wenn die junge Frau im Lauf der nächsten fünfzig Jahre mündig wird, werden wir heiraten. Aber Lady Mabreton ist sehr schön,

und das eine Mal, als wir uns begegneten, war sie sehr freundlich zu mir. Ich möchte nicht, dass sie verletzt wird.«

»Ich werde ihr nicht weh tun, Silwyth«, erklärte Dagnarus ernst. Er legte dem Kämmerer die Hand auf die Schulter. »Sie hat sich sogar geweigert, mich anzusehen, als ich ihr bei meiner Mutter begegnete. Ich möchte ihr nur ein Lächeln abringen. Das ist alles. Wenn sie Menschen so sehr hasst, kann ich vielleicht dazu beitragen, dass sie ihre Meinung ändert. Und damit beiden Völkern einen Dienst erweisen.«

»Mag sein, Euer Hoheit.« Obwohl der Prinz seine gesamte Überredungskunst eingesetzt hatte, schien er Silwyth nicht vollkommen überzeugt zu haben.

»Komm schon, Silwyth«, meinte Dagnarus. »Du kennst mich doch. Du weißt, dass mein Herz gegen alle Ränke der Frauen gefeit ist. Nach allem, was du mir von dieser Dame erzählt hast, wird ihr Herz wohl kaum von einem Menschen berührt werden können. Sie ist unglücklich, und wer sollte ihr das verübeln? Immerhin hat man sie dazu gezwungen, ihre Zeit in Gesellschaft meiner Mutter zu verbringen! Welcher Schaden kann schon dadurch entstehen, wenn man ihr das Leben ein wenig angenehmer macht?«

»Keiner, Herr.« Falls Silwyth seufzte, tat er es innerlich, sodass der Prinz es nicht hören könnte. Silwyth wusste genau, wem seine wahre Treue galt. Er würde seine Stellung für niemanden in Gefahr bringen, nicht einmal für eine Frau, deren liebliche Blüte im Garten seines Geistes blühte. Wie er Dagnarus bereits mitgeteilt hatte – der Schild würde keinerlei Anstrengungen unternehmen, um Lady Mabreton zu beschützen. Silwyth pflückte ihre Blüte und reichte sie, wenn auch nicht ohne Seufzen, dem Prinzen.

»Was das Geschenk angeht, so halten Elfenfrauen Edelsteine für aufdringlich und zu auffällig. Einige sind allerdings akzeptabel, darunter Diamanten, wegen ihrer Reinheit, und

blaue Topase und Saphire, die Lieblingssteine der Götter der Luft. Wenn Euer Lordschaft allerdings die Kosten nicht scheuen…«

»Nein«, erwiderte Dagnarus. »Ich hatte in der letzten Zeit Glück im Spiel.«

»Dann würde ich eine kleine Brosche aus jenem seltenen Türkis vorschlagen, der dafür bekannt ist, den Träger mit seiner magischen Kraft zu schützen. Ein solches Geschenk würde Eurer Bewunderung ebenso Ausdruck verleihen wie Eurer Rücksichtnahme. Es wird ein Geschenk sein, das die Dame öffentlich und ehrenhaft tragen kann. Eines, für dessen Annahme sie ihr Gemahl nicht tadeln könnte.«

»Hervorragend. Wo finde ich ein solches Stück?«

»Türkise findet man nur bei den Pecwae, Euer Hoheit. Sie sind die Einzigen, die wissen, wo sie diese Steine gewinnen können. Ihre Schmuckstücke sind von zierlicher Arbeit, die elfischen Frauen sehr gefällt, und bei unserem Volk hoch geschätzt. Wenn Euer Hoheit wollen, werde ich selbst auf den Markt gehen und ein entsprechendes Stück erwerben.«

»Ja, tu das, Silwyth. Und dann bring mir den Schmuck, und ich werde ihn ihr überreichen.«

»Sehr wohl, Euer Hoheit.«

»Und auf dem Weg dorthin kannst du beim Tempel vorbeigehen und dort eine Botschaft für Fleck hinterlassen. Tatsächlich«, fügte der Prinz hinzu, dem plötzlich etwas eingefallen war, »möchte ich, dass er bei dem Bankett anwesend ist. Ich werde ihm eine Einladung verschaffen; mein Vater mag ihn, und er hat erst gestern davon gesprochen, dass er ihn gern einmal Wiedersehen möchte. Es wird spät werden, also solltest du Flecks altes Zimmer für ihn vorbereiten. Ich nehme an, er wird sich aus den Klauen dieser Magier-Glucken befreien und seiner muffigen Zelle einen Abend lang entweichen können?«

»Wenn Euer Hoheit eine schriftliche Anweisung schicken, die erklärt, dass Meister Gareths Anwesenheit bei einem Staatsbankett erwünscht ist, wird der Rektor sich fügen müssen. Ansonsten könnte es vielleicht schwierig werden. Man erwartet, dass sich Novizen strikt ihren Studien widmen und sich von nichts ablenken lassen.«

»Muss es denn schriftlich sein? Nun gut, wenn es nicht anders geht.« Dagnarus zog ungeduldig an einem großen Siegelring, den er am Zeigefinger der rechten Hand trug. »Hier. Entwirf den Brief, unterschreibe ihn für mich und versieh ihn mit meinem Siegel. Weise Fleck an, mich hier zu treffen, wenn die Kerzen entzündet werden. Und sorge dafür, dass er etwas Anständiges anzuziehen hat. Mit seinem rasierten Kopf über dem breiten Kragen dieser Gelehrtenrobe sieht er immer aus wie eine Schildkröte.«

»Jawohl, Euer Hoheit.« Silwyth nahm den Ring entgegen.

Er hatte sich nun schon seit Jahren um die Korrespondenz des Prinzen gekümmert; der letzte tintenfleckige und falsch buchstabierte Satz war dem Prinzen von seinem alten Lehrer Evaristo abgerungen worden. Man hatte den Lehrer entlassen, als der Prinz zwölf geworden war und Gareth, der eigentliche Schüler Evaristos, in den Tempel der Magier eintrat. Tamaros hatte widerstrebend begriffen, dass sein jüngerer Sohn nie ein Gelehrter sein würde, obwohl er immer noch hoffte, dass der Junge irgendwann seine wilderen Neigungen so weit befriedigt haben würde, dass er lernen könnte, die Freuden ruhiger Studien zu schätzen.

Man braucht nicht darauf hinzuweisen, wie vergeblich diese Hoffnung war.

»Ich mache mich jetzt auf den Weg zu meinem Vater«, erklärte Dagnarus nach einem weiteren kritischen Blick in den Spiegel. »Wünsch mir Glück, Silwyth.«

»Das tue ich, Herr«, entgegnete der Kämmerer. »Ihr werdet es brauchen«, fügte er hinzu, aber in Elfisch, einer Sprache, die der Prinz nie gelernt hatte.

Ein Herzenswunsch

»Verehrter Vater, ich grüße Euch«, sagte Dagnarus und trat mit wehendem Mantel ins Arbeitszimmer des Königs, was die Papiere auf den Schreibtischen flattern ließ wie bei einer plötzlichen Windbö.

Als er auf den König zuging, verhedderte sich der wehende Stoff in einigen Büchern und zerrte sie von ihren Plätzen auf den Tischen. Seine lauten Schritte brachen die nachdenkliche Stille, und die lebhafte Energie des Prinzen schien mit dem Feuer darum wettzueifern, wer wohl schneller und heller brennen konnte. Dagnarus störte den Frieden des königlichen Arbeitszimmers ebenso wirkungsvoll, als hätte man einen Armbrustbolzen durchs Fenster geschossen. König Tamaros blickte mit einem freundlichen, nachlässigen, wenn auch ein wenig bestürzten Lächeln auf. Obwohl der Anblick seines hübschen Sohnes ihn wärmte wie gewürzter Wein, war sich Tamaros jedoch nie sicher, wie er diesen Wein vertragen würde. In seinem Alter, beinahe neunzig, neigte der König dazu, Verlässlichkeit und Stabilität zu schätzen. Nicht einmal Dagnarus' Bewunderer – von denen es viele gab – hätten diese beiden Begriffe in Verbindung mit dem Prinzen benutzt.

»Ich grüße dich, mein Sohn«, sagte Tamaros und legte seine Arbeit beiseite.

Die Aussicht aus dem Zimmer war spektakulär und zeigte die Welt in allen Himmelsrichtungen, die Berge, die Ebenen, die große Stadt, die hinreißenden Wasserfälle mit ihren Regenbogentüchern und über allem die blaue Himmelskuppel und die strahlende Sonne. Der König hatte diesen Raum nun ein Leben lang jeden Tag betreten, aber immer noch blieb er

als Erstes stehen und sah ehrfürchtig nach draußen, demütig und voller Dank für die Gnade der Götter. Dagnarus hatte für die Welt nicht einmal einen Blick übrig und beschwerte sich sogar, dass es viel zu hell sei.

»Wie kannst du hier lesen, Vater? Das Sonnenlicht ist so intensiv, dass es mich halb blind macht.« Der Prinz hockte sich auf die Kante des Schreibtischs seines Vaters und verschob dabei noch mehr Bücher und zerknitterte noch mehr Papiere. Dann setzte er eine ernste Miene auf und sprach leiser weiter. »Ich fürchte, ich habe traurige Nachrichten für dich, Vater, falls du es noch nicht gehört hast.«

»Ich habe nichts gehört«, erwiderte Tamaros besorgt. Er legte ein Lesezeichen in sein Buch und klappte es zu. »Was ist denn, Sohn?«

»Lord Donnengal ist tot«, berichtete Dagnarus scheinbar bekümmert. »Ich dachte, du würdest es wissen wollen, sodass du seiner Familie kondolieren kannst. Ich bin gekommen, sobald ich es gehört habe.«

»Das sind tatsächlich schlechte Nachrichten«, meinte Tamaros ehrlich bedrückt. »Wie ist das passiert?«

»Er war auf der Jagd – ein Sport, der ihm, wie du weißt, immer viel Freude bereitet hat –, und plötzlich fasste er sich an die Brust, stieß einen lauten Schrei aus und fiel vom Pferd. Sein Knappe und der Stallknecht taten, was sie konnten, schnürten seine Weste auf und lockerten den Gürtel, aber es gab keine Hilfe mehr. Sein Herz hat aufgegeben, sagt man.«

»Ein gesunder und kräftiger Mann«, sagte Tamaros. »Ein Mann in den besten Jahren.«

»Also wirklich, Vater«, meinte Dagnarus amüsiert. »Lord Donnengal war mindestens sechzig.«

»Tatsächlich?« Tamaros blickte sehnsüchtig auf. »Wahrscheinlich hast du Recht.« Er seufzte und schüttelte den Kopf. »Ich möchte die Entscheidung der Götter nicht in Frage

stellen, aber es kommt mir so vor, als hätte ich zu lange gelebt. Die Freunde meiner Jugend sind tot, und nun entzünde ich die Scheiterhaufen ihrer Kinder.«

Er faltete die Hände, senkte den Kopf und flüsterte ein leises Gebet, dass die Götter seinen lieben und hoch geachteten Freund gut aufnehmen sollten. Dagnarus glühte zwar vor Ungeduld, war aber vernünftig genug, den Mund zu halten und seinem Vater Zeit zum Trauern zu lassen. Nach einiger Zeit wurde er allerdings ruhelos und brach das Schweigen.

»Ich frage mich, Vater, ob du schon daran gedacht hast, dass Lord Donnengals Hinscheiden einen Platz in den Reihen der Paladine frei werden lässt.«

Tamaros blickte von seinen Gebeten auf. »In der Tat«, sagte er und fügte mit einem Hauch von Tadel hinzu: »Wenn der rechte Zeitpunkt gekommen ist, werden wir darüber sprechen, wer diesen Platz nun einnehmen soll.«

»Vater«, meinte Dagnarus, »es wäre nur angemessen, wenn du mich nominieren würdest.«

»Mein Sohn«, erwiderte Tamaros und sah Dagnarus liebevoll an, »das würdest du nicht wollen.«

»Im Gegenteil, Vater«, erklärte Dagnarus gereizt. »Ich wünsche es mir sehr. Ich bin mündig. Diese Stelle steht mir einfach zu, schon durch meine Geburt.«

»Geburt, Titel, Rang, Vermögen – nichts davon spielt eine Rolle bei der Wahl eines Paladins. Der Ruf kommt von den Göttern selbst, und aus dem Herzen eines Menschen. Du möchtest es, weil du nicht verstehst, was es bedeutet, Paladin zu sein – zum einen müsstest du dein Leben der Sicherung des Friedens widmen. Und du, mein Sohn, bist ein geborener Krieger.«

»Eine Berufung, die du verachtest!«, sagte Dagnarus, und seine Miene verfinsterte sich vor Zorn.

»Das stimmt nicht, Sohn«, erwiderte Tamaros verärgert. Er hatte vielleicht zwei Generationen überlebt, aber er war weder gebrechlich noch ängstlich. »Vinnengael ist stark, weil seine Armee stark ist. Unsere Nachbarn achten uns. Sie wissen, dass wir unser Land nicht auf ihre Kosten erweitern, aber sie wissen auch, dass wir unsere Grenzen gegen alle Eindringlinge verteidigen, wie du ihnen nur zu gut gezeigt hast, als du vor kurzem die Überfälle elfischer Banditen abwehrtest.«

»Ich bitte um Verzeihung, Vater«, sagte Dagnarus, der erkannte, dass er einen Fehler gemacht hatte und dass ein solcher Ausbruch ihm nichts nützen würde. »Ich habe gesprochen, ohne nachzudenken.«

Unfähig, noch länger still zu sitzen, verließ er seinen Platz auf der Tischkante und begann, im Raum auf und ab zu gehen, die Arme vor der Brust verschränkt, den Kopf gesenkt.

»Du hast Helmos zum Paladin gemacht«, sagte Dagnarus und hielt inne, um seinen Vater aus Augen anzusehen, die so hell glühten wie eine grüne Flamme.

»Ich bin ebenso dein Sohn wie er. Ich habe ebenso viel Recht auf diese Ehre wie er.« Schmeichelnd beugte er sich vor. »Wie wird es denn aussehen, Vater, wenn mein Bruder durch ein schreckliches Unglück umkommt, ohne einen Erben zu haben, und ich besteige den Thron? Die Menschen werden mich nicht achten, weil ich kein Paladin bin wie mein Bruder vor mir. ›Man hielt ihn nicht für würdig.‹ Das werden sie sagen. Das *haben* sie schon gesagt«, fügte er betont hinzu.

»Wer hat das gesagt?«, wollte Tamaros wissen, der nun selbst zornig geworden war. »Wer hat solche Dinge behauptet?«

Dagnarus senkte den Blick; seine dichten Wimpern verbargen das Feuer in seinen Augen. »Ich werde keine Namen nennen, Vater. Ich werde nicht zulassen, dass jemand deine Gunst verliert, nur weil er die Wahrheit gesagt hat. Weder du noch die Magier halten mich für würdig.«

»Sicher bist du würdig«, meinte Tamaros unruhig, nun gezwungen, sich zu verteidigen. »Niemand zweifelt deine Tapferkeit und deinen Mut an. Deine Taten auf dem Schlachtfeld wurden im ganzen Reich gerühmt. Es geht hier nicht darum, ob du würdig bist, Sohn, sondern darum, der passende Kandidat zu sein. Du bist durch dein Wesen und dein Temperament nicht geeignet, ein Paladin zu sein, Dagnarus. Und ob du ein Paladin bist oder nicht, hat nichts damit zu tun, ob du ein guter Herrscher sein wirst. Gib dich damit zufrieden, ein hervorragender Soldat zu sein…«

»Und warum, Vater, darf ein hervorragender Soldat kein Paladin sein?«, entgegnete Dagnarus. Er hatte sich selbst von der Rechtmäßigkeit seiner Sache überzeugt und trat leidenschaftlich dafür ein. In diesem Augenblick war er königlich und edel und ernst, und er beeindruckte seinen Vater zutiefst. »Du selbst hast erklärt, dass wir, um unseren Frieden sichern zu können, darauf vorbereitet sein müssen, in den Krieg zu ziehen, um eben diesen Frieden zu verteidigen. Die Ehrenwerten Magier ziehen mit uns in den Kampf, mit Gebeten auf den Lippen, und sie haben dann nicht nur die Bücher ihrer Zunft dabei, sondern auch Schwerter. Die Götter wenden sich nicht von ihnen ab, sondern helfen ihnen und segnen sie. Es stimmt, es hat unter den menschlichen Paladinen nie einen Paladin des Krieges gegeben, aber das bedeutet nicht, dass es nie einen geben sollte. Und alle elfischen Paladine sind Krieger.«

Gebannt, bezaubert, begann Tamaros, ernsthaft über die Worte seines Sohns nachzudenken.

Dagnarus erkannte, dass er dieses erste Scharmützel gewonnen hatte, und bedrängte den König weiter. »Nominiere mich zumindest, Vater. Die anderen Paladine müssen ohnehin noch über mich abstimmen, und wenn sie entscheiden, mich nicht zu unterstützen, werde ich mich ihrem und dem Willen

der Götter beugen. Aber man sollte zumindest sehen, dass du mich für würdig hältst. Verweigere mir dies, und die Leute werden sagen, dass du mir nicht vertraust und mich nicht achtest.«

Gegen seinen Willen musste Tamaros zugeben, dass Dagnarus tatsächlich Recht haben könnte. Helmos war über dreißig, bei bester Gesundheit, stark an Geist und Körper und nur selten krank. Aber die Wege der Götter sind unergründlich. Es konnte ein Unfall geschehen – ein Unfall hatte Helmos' Mutter getötet. Und bisher hatten Helmos und seine Frau Anna noch keinen Erben, so sehr sie sich auch einen wünschten und darum beteten. Zehn Jahre waren seit ihrer Hochzeit vergangen, und noch immer hatten sie keine Kinder. Es war durchaus möglich, dass Dagnarus einmal den Thron besteigen würde, und wenn überall bei Hof und im Königreich bekannt wäre, dass man ihn als Paladin abgelehnt hatte, dann würden die Menschen an ihm zweifeln und sich vielleicht nach einem anderen König umsehen.

Bürgerkrieg – für jeden Herrscher der schrecklichste aller Gedanken. Tamaros war mit den Geschichten seines Großvaters über den blutigen Bürgerkrieg aufgewachsen, der beinahe zum Untergang von Vinnengael geführt hätte. Er hatte gehört, wie die Elfen und Orks und Zwerge ihren Vorteil ausnutzten, Heere über die Grenzen schickten und große Stücke Land aus dem Reich der Menschen beanspruchten, die schließlich zurückgewonnen worden waren, aber nur mit noch mehr Blut und Mühe. Tamaros musste sein Möglichstes tun, um dafür zu sorgen, dass das Königreich stabil und in Frieden blieb.

Dagnarus ist anders als sein Bruder und anders als die anderen Paladine, aber wenn wir alle gleich sind, sagte Tamaros sich selbst, dann wird die Welt nicht vom Fleck

kommen. Einige müssen sich um die Herde kümmern, aber einige müssen auch Metzger sein.

»Aber es liegt eine Gefahr darin«, sagte Tamaros, der sich insgeheim an der Schönheit seines Sohnes, seiner Gesundheit, seiner offensichtlichen Lebensfreude erfreute. »Es ist gefährlich, ein Paladin zu werden.«

»Ich bin Soldat, Vater«, erwiderte Dagnarus. »Gefahren gehören zu meinem Leben.« Er war ernst und bescheiden und schöner denn je. »Wirst du mich nominieren, Vater?«

Tamaros seufzte. Sein Herz riet ihm etwas anderes, aber er konnte nicht nein sagen. »Das werde ich tun, mein Sohn.«

»Danke, Vater, dass du mir diese Chance gibst!« Dagnarus strahlte in diesem Augenblick heller als die Sonne und blendete damit seinen Vater halb – oder vollständig. »Du wirst stolz auf mich sein. Und jetzt will ich dich nicht länger aufhalten. Mit deiner gnädigen Erlaubnis werde ich mich zurückziehen.«

Tamaros nickte. Dagnarus verabschiedete sich, und Tamaros konnte hören, wie sein Sohn draußen auf dem Flur ein Tanzlied anstimmte. Tamaros kehrte nicht an die Arbeit zurück, sondern starrte nur blicklos das Buch an, in dem er zuvor so konzentriert gelesen hatte.

Der König saß noch immer da und starrte ins Buch, ohne etwas zu erkennen, als sein älterer Sohn Helmos den Raum betrat. Still und unauffällig trat Helmos an die Seite seines Vaters. Er wartete dort schweigend, bis Tamaros sich seiner Anwesenheit bewusst wurde.

»Ich sehe, du hast es schon gehört, Vater«, sagte Helmos sanft, aber mit Ernst. »Es tut mir Leid, dass nicht ich derjenige war, der es dir gesagt hat. Ich weiß, wie tief Lord Donnengals Tod dich berühren muss.«

»Dagnarus hat es mir gesagt«, erklärte Tamaros und streckte die Hand aus, um seinem geliebten Sohn die Hand zu drücken.

»Dagnarus!« Helmos runzelte die Stirn.

»Er sagte, er wisse, dass die Nachricht mich bedrücken würde und dass ich es wissen wollte, damit ich Lord Donnengals Witwe und seinen Kindern mein Beileid aussprechen könnte.«

»Mein Bruder ist plötzlich sehr sanftmütig geworden«, meinte Helmos und warf seinem Vater einen beunruhigten Blick zu.

Tamaros lächelte bedauernd. »Ich bin noch nicht der alte Narr, für den mich alle halten. Noch nicht. Ich weiß genau, wieso er es mir gesagt hat. Er will« – Tamaros hob den Kopf und sah seinen Sohn an – »den Platz einnehmen, der durch Lord Donnengals Tod frei geworden ist. Dagnarus will ein Paladin werden.«

»Unmöglich«, erklärte Helmos barsch.

»Da bin ich nicht so sicher«, gab Tamaros nachdenklich zurück.

»Vater! Das kann nicht dein Ernst sein! Ich bitte um Verzeihung, Vater. Ich wollte dich nicht beleidigen, aber Dagnarus ist ein vollkommen unangemessener Kandidat für…«

»Dieses Wort«, unterbrach ihn Tamaros. »›Unangemessen‹. Wir sind der Ansicht, dass er unseren Maßstäben für einen Paladin nicht entspricht. Aber ich frage mich – wer sind wir, diese Maßstäbe aufzustellen? Sind es nicht die Götter, die die Wahl treffen? Vielleicht haben sie ihn auserwählt.«

»Wie das, Vater?«, fragte Helmos.

»Indem sie ihm das Bedürfnis danach ins Herz gesenkt haben«, erwiderte Tamaros.

»Demnach verfügt mein Bruder über eine ganze Reihe gottgegebener Bedürfnisse«, entgegnete Helmos erbittert. Er und die Frau, die er über alles liebte, wünschten sich unbedingt Kinder, und die Götter verweigerten sie ihnen, während

Dagnarus mit der Lässigkeit eines streunenden Katers Bastarde zeugte. »Und er befriedigt sie alle.«

»Was sagst du da?«, fragte Tamaros verärgert.

Helmos seufzte tief und setzte sich seinem Vater gegenüber. »Ich sagte, was ich nicht habe sagen wollen, was ich hoffte, dir nie sagen zu müssen, Vater. Mein Bruder darf kein Paladin werden. Wenn ich sagte, dass er nicht geeignet ist, dann plappere ich das nicht nur so dahin. Er ist lüstern, er ist ein Verschwender. Er verbringt die Abende damit, sich zu betrinken und sich mit Männern und Frauen von zweifelhaftem Charakter herumzutreiben. Mit seinen Bastarden, die er diesen unglücklichen Frauen anhängt, könnte man schon ein ganzes Dorf bevölkern.«

»Gerüchte«, entgegnete Tamaros mit finsterer Miene. »Neidischer Klatsch. Vielleicht neigt Dagnarus ein wenig zu sehr zum Glücksspiel und zum Wein, aber ich hatte selbst nichts gegen ein Würfelspiel, als ich noch jung war.«

Helmos schüttelte den Kopf. »Er ist beinahe Analphabet, Vater. Er kann kaum seinen Namen schreiben.«

»Er nimmt an den Levees teil«, entgegnete Tamaros. »Wenn ich ihn um ein Urteil bat, hat er sich als weise und gerecht erwiesen. Sein Ruf als Soldat und als Befehlshaber ist über jeden Zweifel erhaben.«

»Er ist tatsächlich intelligent«, gab Helmos zu. »Er verfügt über angeborene Klugheit und gesunden Menschenverstand. Das will ich nicht abstreiten. Ich will auch nicht abstreiten, dass er mutig und ein guter Anführer ist. Lassen wir es also dabei, Vater. Soll mein Bruder sich damit zufrieden geben, unsere Armeen zu führen. Gewähre ihm nicht, gewähre ihm *keinesfalls* die Macht eines Paladins! Ich hätte ohnehin nicht angenommen, dass er sie sich wirklich wünscht. Es ist die heilige Pflicht eines Paladins, dem Frieden zu dienen.«

»Das ist wahr«, meinte Tamaros. »So war es ursprünglich beabsichtigt. Zumindest dachte ich das. Vielleicht… vielleicht habe ich mich geirrt.«

Tamaros erhob sich und ging zur Ostseite des Zimmers und stellte sich mit dem Rücken zu dem Fenster, von dem aus man die Berge sehen konnte. Es war inzwischen später Nachmittag, die Sonne stand im Westen. Ihre rotorangen Strahlen beschienen Tamaros' Gesicht und beleuchteten ihn, als wäre er in Gold getaucht, ein Abbild der Weisheit und des Pflichtbewusstseins, ein König, dessen Erbe die Zeiten überdauern würde, ein gottähnlicher König, der in die Legenden eingehen würde.

Helmos dachte bei sich: Ich werde ein guter König sein. Aber kein wirklich großer. Das erkennt auch mein Vater. Und obwohl er mich liebt, bin ich eine Enttäuschung für ihn. Nein, ich bin, was ich bin. Die Götter haben mich so gemacht. Ich kann daran nichts ändern.

Tamaros wandte sich, die Hände auf dem Rücken verschränkt, wieder seinem Sohn zu.

»Als ich den Völkern den Stein der Könige gab, hatte ich gehofft, er würde uns zusammenführen, könnte uns helfen, zusammen in Frieden zu leben. Meine Hoffnungen haben sich als fruchtlos erwiesen. Die Elfen versuchen weiterhin, sich unseres Grenzlands zu bemächtigen, und die Zwerge haben mehrere Menschensiedlungen erobert, von denen sie behaupten, sie lägen auf ihrem Land.«

»Die Zwerge glauben, dass ganz Vinnengael auf ihrem Land erbaut wurde«, meinte Helmos trocken.

»Das stimmt, aber ich hatte gehofft, diese Haltung würde sich ändern. Es scheint, der Stein der Könige hat die anderen Völker mutiger gemacht und uns schwächer. Sie glauben, da sie nun den Stein der Könige haben, können sie uns besser angreifen. Vielleicht brauchen wir wirklich einen Paladin des

Krieges, einen Paladin, dessen Schwur nicht nur der Erhaltung des Friedens gilt, sondern der auch bereit ist, dies mit Hilfe eines Schwerts zu tun, wenn es notwendig sein sollte.«

»Und wenn wir einen Paladin des Krieges schaffen, was sollte die Elfen, die Zwerge und die Orks davon abhalten, ihre eigenen Paladine des Krieges aufzustellen?«, widersprach Helmos mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und auch er erhob sich nun und stellte sich seinem Vater gegenüber. »Nein, Vater. Sei nicht so enttäuscht vom Stein der Könige. Glaube an ihn und an die Götter. Du erwartest zu viel zu schnell, das ist alles. Dein Traum vom Frieden wird in Erfüllung gehen, aber es wird Zeit brauchen. Wir arbeiten mit den anderen Paladinen zusammen, um einander verstehen zu lernen, um zu lernen, das zu achten, woran die anderen glauben. Erst dann, wenn wir einander verstehen, können wir damit beginnen, daran zu arbeiten, das zu verändern, was dem wahren Frieden im Weg steht.«

»Es liegt Weisheit in dem, was du sagst, mein Sohn, aber du bist noch nicht König. Ich bin es, und ich muss tun, was ich für das Beste halte, sowohl lang- als auch kurzfristig.«

Die Sonne sank hinter den Horizont, und Schatten überzogen das Zimmer. Das Bild, das sich Helmos bot, war nun das eines alten Mannes, gebeugt von vielen Sorgen, krumm und müde.

»Sag mir, dass du es Dagnarus noch nicht versprochen hast, Vater«, bat Helmos leise.

Tamaros antwortete nicht, sondern wandte dem Sohn den Rücken zu und starrte aus dem Fenster.

Helmos schwieg lange Zeit. Die Schatten wurden länger. Ein Diener kam herein, um die Kerzen anzuzünden. Helmos machte eine Geste, und der Diener zog sich schweigend zurück.

»Ich habe mich nie gegen deine Wünsche gewandt, Vater«, sagte Helmos schließlich. »Aber in dieser Sache werde ich

nicht auf deiner Seite stehen. Ich werde mich gegen die Nominierung meines Bruders stellen, und ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um sie aufzuhalten.«

Noch immer schwieg Tamaros, noch immer sah er aus dem Fenster.

»Dagnarus wird keinen Grund haben, dir die Schuld daran zu geben, Vater«, fügte Helmos hinzu. »Ich werde alle Schuld auf mich nehmen. Du wirst öffentlich bekannt machen, dass du ihn unterstützt. Er wird dich dafür nicht weniger lieben.«

»Tu, was du für richtig hältst, wie ich es dich gelehrt habe«, sagte Tamaros, aber seine Stimme war kalt. »Aber es tut mir weh, meine Söhne im Streit miteinander zu sehen.«

Helmos stand schweigend da, rang mit sich selbst, hätte seinem Vater gern etwas Erfreulicheres gesagt, aber das hätte bedeutet, dass er sich gegen sich selbst wendete. Er wusste, was er zu sagen hatte, um seine Argumente zu unterstützen, wusste, was seinen Bruder vollkommen in Misskredit bringen, was Dagnarus in den Augen des Vaters für immer vernichten würde. Aber diese Worte waren so finster, so hässlich, so entsetzlich, dass Helmos sich nicht dazu durchringen konnte, sie laut auszusprechen. Er fürchtete, sie könnten seinen Vater im wahrsten Sinn des Wortes zu Tode erschrecken. Außerdem hatte Helmos keine Beweise. Seine Quelle war nicht vertrauenswürdig: eine Frau, die etwas von Beschwörungen der Magie der Leere berichtet hatte, die im Schlaf gemurmelt worden waren, eine Frau, die zu Helmos gekommen war, um sich für ihr Schweigen bezahlen zu lassen. Sein Vater würde sich weigern, diese Geschichte zu glauben, und das konnte Helmos ihm kaum verübeln.

Er würde diese Bürde alleine tragen müssen.

»Es tut mir Leid, Vater«, sagte er und verließ das Zimmer.

Tamaros stand noch lange im Dunkeln, denn der Diener, dessen Aufgabe es war, die Kerzen anzuzünden, hatte den Streit zwischen König und Kronprinz belauscht und war zu entsetzt und zu verängstigt, um hereinzukommen.

Der erwachsene Prügelknabe

Gareth war müde bis auf die Knochen. Er hatte den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis nach Einbruch der Dunkelheit, über seinen Studien – denen, die offiziell für ihn vorgesehen waren – gesessen. Zusätzlich hatte er sich die Hälfte der vergangenen Nacht mit Forschungen um die Ohren geschlagen, von denen seine Lehrer nichts ahnten – mit seinen geheimen Studien. Er hatte nicht vorgehabt, so lange aufzubleiben, aber er war einer Entdeckung auf der Spur, die ihn sowohl entsetzt als auch fasziniert hatte, und er konnte nicht davon ablassen, mehr herauszufinden, bis seine Augen von selbst aufgegeben und sich gegen seinen Willen geschlossen hatten.

Als die Weckglocke läutete, hatte er noch über seinem Buch zusammengesackt dagesessen, mit steifen Schultern und schmerzhaft verrenktem Genick. Er war den ganzen Tag während des Unterrichts träge und dumm gewesen und hatte sich den Zorn seines Lehrers zugezogen. Dann hatte er sich auf sein Bett gefreut, hatte früh schlafen gehen wollen, und es hatte ihn alles andere als gefreut, vom Prinzen angewiesen zu werden, an einem Bankett teilzunehmen und die Nacht im Palast zu verbringen.

Sehnsuchtsvoll überlegte er, ob er sich vielleicht krank stellen sollte, aber der Rektor, der Gareth die Erlaubnis erteilt hatte, an dem Bankett im Palast teilzunehmen, und der den jungen Mann nun mit mühsam verhohlenem Neid ansah, würde eine solche Weigerung ausgesprochen seltsam finden und unangenehme Fragen stellen. Und außerdem würde es Dagnarus wütend machen. Der Prinz war immer wütend, wenn er nicht das bekam, was er wollte.

Also zog Gareth die Hofkleidung an, die Silwyth in seiner Zelle für ihn bereitgelegt hatte, das Novizengewand, das langärmelige Hemd, das als Houppelande bekannt und zu diesen Zeitpunkt sehr in Mode war, die wollene Strumpfhose, den Umhang, den edelsteinbesetzten Gürtel und die Lederschuhe. Während er das tat, fiel ihm auf, wie unbequem und einengend diese Art von Kleidung war, nachdem er sich an die Freiheit der Priestergewänder gewöhnt hatte, die für Novizen aus einer schlichten braunen Kutte über Unterwäsche, Schuhen und Strümpfen bestand.

Gareth besaß keinen Spiegel – man erwartete von Magiern, dass sie über persönliche Eitelkeit erhaben waren –, und daher war er nicht gezwungen, sich mit der Mütze auf dem Kopf zu sehen, die Silwyth geliefert hatte, damit er seinen geschorenen Kopf bedecken konnte. Der purpurfarbene Fleck, der sein Gesicht seit seiner Geburt verunstaltet hatte, war nicht (wie Gareth insgeheim gehofft hatte) verschwunden. Gareth war kein sonderlich gut aussehender junger Mann. Die Mütze ließ ihn nun vollkommen lächerlich wirken. Aber es half nichts. Seine Hoheit hatte es befohlen, und Seiner Hoheit musste man stets gehorchen.

Gareth verließ den Tempel, ohne mit jemandem zu reden, obwohl viele Novizen vor ihrer einfachen Mahlzeit in dem Gebäude unterwegs waren. Er hatte hier kaum Freunde. Von Natur aus zurückhaltend und schüchtern und darüber hinaus stets verlegen wegen seines Geburtsmals, neigte Gareth dazu, in der Schule still und reserviert zu sein. Das wiederum führte dazu, dass seine Mitschüler ihn für stolz und hochnäsig hielten und ihm unterstellten, dass er sich mit keinem Geringeren als einem Prinzen anfreunden wollte. In Wahrheit ließ er sie nur zu ihrem eigenen Wohl links liegen. Gareths geheime Studien der alten und verbotenen Magie der Leere trennten ihn von den anderen – den Unschuldigen. Er fürchtete sich davor, sich an

andere anzuschließen, denn er ging davon aus, dass diese anderen, falls man ihn entdecken sollte, am Ende sein Schicksal teilen müssten.

Dies traf natürlich nicht auf den Prinzen zu, aber alles, was Gareth tat oder war oder sein konnte, war nur für Dagnarus gedacht.

Es belebte ihn ein wenig, den Weg zum Palast mit raschem Schritt zurückzulegen. Die Wachen grüßten ihn mit freundlichem Nicken; viele kannten ihn seit seiner Kindheit. Er schickte den Pagen weg, der ihn durch den Palast führen wollte – Gareth kannte den Weg besser als der Junge. Er blieb noch einmal vor einem Spiegel stehen, um sich anzusehen, und tatsächlich, die Mütze ließ ihn wie einen Narren wirken – ganz, wie er befürchtet hatte.

Der Bankettsaal war warm und laut, glühte im Licht und der Hitze eines tosenden Feuers und von Unmengen Steinlichtern und Kerzen. Gareth grüßte seine Eltern, wie der Anstand es verlangte – sein Vater hatte bereits einiges getrunken, war rot angelaufen und pöbelte herum; seine Mutter wollte sich lieber dem neuesten Klatsch widmen und gönnte ihrem Sohn kaum einen Blick. Das Essen war noch nicht aufgetragen worden; die Gäste standen herum und tranken gewürzten Wein. Ein paar junge Leute hatten in einer Ecke spontan mit einem Rundtanz begonnen, begleitet von einem Flötisten und einem Lautenspieler. Gareth drängte sich durch die Menge. Es fiel ihm immer leicht, Dagnarus in einer Menschenmenge zu finden – er musste einfach nach der größten Zusammenballung schmeichelnder Höflinge suchen, und Seine Hoheit befand sich mit Sicherheit in ihrer Mitte.

Gareth blieb am Rand der Gruppe stehen, die lauthals über eine von Dagnarus' Geschichten lachte. Als der Blick des Prinzen zufällig zwischen zwei Köpfen hindurch auf ihn fiel, hob Gareth die Hand, um Dagnarus wissen zu lassen, dass er

eingetroffen war. Er erwartete, dass sein Freund nur mit einem leichten Hochziehen der Brauen reagieren würde, und war daher überrascht, als der Prinz seine Geschichte zu einem eher abrupten Ende brachte und sich rasch durch die Menge drängte, die sich teilte wie ein Fischschwarm vor einem Hai, und sich auf seinen Freund stürzte.

»Fleck! Ich habe schon mehr als eine Stunde gewartet! Wieso bist du so verflucht spät? Ach, schon gut.« Dagnarus redete weiter und gab Gareth nicht einmal die Gelegenheit, ein Grußwort einzuflechten. »Komm mit. Ich habe etwas sehr Wichtiges zu tun. Außerdem möchte ich, dass du sie siehst.«

Der Prinz stellte sich auf die Zehenspitzen, um über die Menge hinwegzuspähen. Als er gefunden hatte, was er suchte, packte er Gareth am Ärmel seiner Houppelande und zerrte ihn mit sich.

»Platz da! Platz da!« Dagnarus imitierte zur allgemeinen Heiterkeit der Höflinge glaubwürdig einen städtischen Ausrufer. Der Prinz bahnte sich selbst den Weg und zog Gareth mit sich, der einerseits nicht sehen konnte, wo er hinging, und links und rechts an Leute stieß, auf Füße trat und die hohen Hüte der Damen zum Schwanken brachte. Endlich fand er sich verlegen und verschwitzt dem König, dem Kronprinzen und der Prinzessin sowie einem unbekannten Elfenpaar gegenüber, und mit nur einer Ausnahme betrachteten ihn alle amüsiert. Die Ausnahme war die Elfenfrau, die ihm einen lässigen Blick zuwarf, ihn als unbedeutend abtat und weiterhin die Steinmauer anstarrte.

Gareth kannte sich mit Elfen aus, nachdem er sie sowohl mittels Büchern als auch am Beispiel Silwyths, des elfischen Kämmerers, eifrig studiert hatte. Er wusste, wie gering die meisten Elfen Menschen einschätzten, und er hätte die Beleidigung und auch die Frau selbst ignoriert, soweit die Höflichkeit das zuließ, wären ihm nicht zwei Dinge

aufgefallen. Als Erstes war sie die schönste Frau, die Gareth je gesehen hatte, und als Zweites bemerkte er den Blick, mit dem sie die Steinwand bedachte. Dieser Blick besagte nicht, wie Gareth erwartet hätte: »Ich finde diese Steine interessanter als die Personen in meiner Umgebung.« Ihr Blick war wild und ängstlich und sagte: »Ihr Götter, habt Mitleid, lasst diese Wand aufreißen und mich entfliehen.«

Dann wurde Gareths Aufmerksamkeit von der Frau abgelenkt. Er musste seine Mütze ziehen und sich vor dem König verneigen, der – wie es seinem hohen Alter entsprach – auf einem Stuhl saß, und vor Helmos, der zur Rechten seines Vaters stand und Gareth mit einem freundlichen Lächeln bedachte. Gareth wandte verwirrt den Blick ab. Seine heimlichen Studien lasteten schwer auf seiner Seele, besonders dann, wenn er sich in Gesellschaft von Helmos befand, den er nun, da er erwachsen war, noch mehr verehrte und bewunderte denn als kleiner Junge. Gareth nutzte die erste Gelegenheit, um sich von Helmos und seiner liebenswerten, zierlichen Frau Anna dem Elfenpaar vorstellen zu lassen.

»Lord und Lady Mabreton, die frisch eingetroffenen Botschafter«, sagte Helmos.

Als der Name »Mabreton« fiel, fühlte sich Gareth sofort in die Mordszene zurückversetzt, deren Zeuge er als Kind geworden war. Er starrte den Lord in einer Art Panik an und fürchtete schon, einen Geist vor sich zu haben, bis Dagnarus das Wort »Bruder« vor sich hin murmelte, was sofort alles aufklärte.

Dennoch, der Schreck war gewaltig gewesen. Gareth verharrte in einer Art Betäubungszustand. Zum Glück hatte er nie sonderlich viel zu sagen und war imstande, sich ein wenig zurückzuziehen, da ohnehin niemand von ihm erwartete, dass er viel zur Unterhaltung beitrug. Ihm fiel auf, dass Lord Mabreton seinem verstorbenen Bruder zwar sehr ähnlich sah,

aber leutseliger und freundlicher war. Gareth schaute abermals Lady Mabreton an. Sie hatte inzwischen den Blick von der Mauer abgewandt, aber nur, um intensiv in den warmen, hellen Lichtkreis eines Steinlichts zu starren, das den großen Eichentisch schmückte, an dem sie sitzen sollten.

Ihr Mann, der sie offenbar recht gern hatte, warf ihr besorgte Blicke zu und hielt manchmal mitten in einem Gespräch inne, um sie auf Elfisch zu fragen, ob ihr auch warm genug sei, ob sie einen Umhang oder ein weiteres Glas Wein wünschte. Ihre Erwiderungen waren kühl und einsilbig, und sie sah ihn nicht an. Gareth schloss daraus, dass sie die Sprache der Menschen nicht beherrschte. Kein Wunder, dass das Gespräch sie langweilte. Aber sie wirkte keineswegs gelangweilt. Sie sah aus wie ein Tier in der Falle.

Andere kamen und zogen die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Helmos musste seinem Vater zur Seite stehen. Dagnarus gelang es mit bemerkenswertem Takt, sich zwischen das elfische Paar und den König zu drängen, sodass sie nun eine kleine Gruppe für sich bildeten. Gareth schloss sich auf einen herrischen Blick von Dagnarus hin dieser Gruppe an, und er wunderte sich. Dagnarus hatte bislang nie das geringste Interesse an Elfen gezeigt, es sei denn, wenn er sie als Gegner auf dem Schlachtfeld traf. Nun aber strengte er sich gewaltig an, liebenswert zu sein. Er sprach mit dem Botschafter, aber sein Blick wanderte immer wieder zu der Dame hin, und plötzlich verstand Gareth und kam sich ausgesprochen dumm vor, weil er zuvor nicht an eine solche Möglichkeit gedacht hatte.

Er war entsetzt. Dagnarus erzählte Gareth nie von seinen Affären. Gareth hatte gleich zu Beginn der sexuellen Abenteuer seines Freundes (als beide fünfzehn waren) deutlich gemacht, dass er daran nicht interessiert war und nichts darüber hören wollte. Gareth selbst hatte ein paar zögernde

Vorstöße in die Welt der Liebe unternommen, nur um sich bemitleidet und abgewiesen zu finden. Dann hatte er sein gezeichnetes Gesicht für immer von der Liebe abgewandt. Er zahlte für die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse und hatte in einem etablierten Haus eine ältere, angenehme Hure gefunden, die ihn, falls überhaupt, wenigstens nur hinter seinem Rücken verspottete. Gareth hatte sich darauf verlassen, dass sein Freund vernünftig genug wäre, sich von den Damen des Hofs fern zu halten, es sei denn, er wollte tatsächlich eine von ihnen heiraten. Und nun fand er ihn in eine Elfenfrau verliebt, die noch dazu adlig und verheiratet war. Nichts konnte unangemessener, nichts gefährlicher sein.

Und das, so wurde Gareth verzweifelt klar, war etwas, was Dagnarus' Begierde nur noch steigern würde.

»Es scheint Eurer Gemahlin hier nicht zu gefallen«, meinte Dagnarus. »Sie muss uns für ausgesprochene Tölpel halten.«

»Ganz im Gegenteil, Euer Hoheit«, erwiderte Lord Mabreton mit einem weiteren dieser liebevollen, ängstlichen Blicke auf seine Frau. »Lady Mabreton versteht nur die Sprache der Menschen nicht und findet solche Zusammenkünfte daher ein wenig anstrengend. Sie versucht, ihre Kenntnisse zu verbessern, aber das wird selbstverständlich Zeit brauchen.«

Gareth, der die Dame nun näher beobachtete, bemerkte ein Glitzern in den blauen Augen und eine rosige Tönung der Wangen, woraus er entnahm, dass die Dame viel mehr verstand, als sie eingestehen wollte. Sie war wahrscheinlich zu stolz, um zuzugeben, dass sie die Menschensprache verstand, die von den Elfen im Allgemeinen als unschön und primitiv betrachtet wurde.

»Meine verehrte Mutter, die Königin, macht sich große Sorgen um Eure Gemahlin«, sagte Dagnarus. Er griff in einen edelsteinbesetzten Beutel, den er am Gürtel trug, und holte ein kleines Bündel heraus, das in schwarzen Samtbrokat

eingewickelt und mit einem lila Seidenband gebunden war. »Ich habe mir daher die Freiheit genommen, ein Geschenk zu erwerben, von dem meine Mutter glaubt, dass es helfen könnte, Eurer Gemahlin deutlich zu machen, wie sehr wir ihre Anwesenheit hier schätzen. Wäret Ihr so freundlich, es ihr zu überreichen, Lord Mabreton?«

Dagnarus reichte dem Lord das kleine Bündel mit einer anmutigen Verbeugung. Er vermied es, auch nur einen einzigen Blick auf die Dame selbst zu werfen.

»Das ist sehr freundlich von Ihrer Majestät, Euer Hoheit«, erwiderte Lord Mabreton sichtlich erfreut. »Ihr müsst es ihr selbst übergeben. Meine Liebe«, sagte er zärtlich und ging zur Elfensprache über, »der Prinz hat ein Geschenk für dich. Du würdest mich ausgesprochen glücklich machen, wenn du es annehmen würdest.«

Lady Mabreton wandte sich von dem Steinlicht ab und blickte Dagnarus direkt an. Nichts an ihrer Miene änderte sich. Ihre Augen waren ruhig und still wie ein Zierteich. Sie verbeugte sich auf elfische Art vor ihm, aber sie machte keinerlei Anstalten, das Geschenk anzunehmen.

Dagnarus errötete. Er war nicht daran gewöhnt, so behandelt zu werden. Allerdings schien ihn ihr offensichtliches Desinteresse nicht abzuschrecken, sondern nur noch weiter in ihren Bann zu schlagen.

»Soll ich es für Euch auspacken, meine Dame?«, fragte Dagnarus und zupfte die Schleife auf.

Das Stoffbündel öffnete sich, Silber glitzerte, und ein himmelblauer Stein – tatsächlich glauben die Pecwae, dass die Türkise kleine, auf die Erde niedergefallene Stücke des Himmels sind – schimmerte hell vor dem Hintergrund aus schwarzem Samt.

Der Türkis war groß, der größte, den Gareth je gesehen hatte, und zu einer Lotosblume geschliffen, die in einer Fassung aus

zartestem Silberfiligran saß. Bei diesem Anblick wurden die Augen der Dame nun doch größer. Sie mochte eine Eisjungfrau sein, aber auch sie war nicht gegen den Anblick von etwas so Schönem und Wertvollem gefeit. Außerdem hieß es, dass Pecwae-Schmuck magische Wirkung hatte.

Dagnarus holte den Anhänger aus seinem Samtnest, zog ihn auf das lila Band und hielt ihn ins Licht. Die Dame konnte den Blick nicht davon wenden. Nun hatte sich ihr Ausdruck tatsächlich verändert, nun färbten sich ihre Wangen rosig, nun war ihr Blick lebendig geworden. Sie sprach mit wohlklingender, leiser Stimme mit ihrem Mann.

»Bitte übermittle dem Prinzen meinen Dank. Ich zögere, ein solch teures Geschenk entgegenzunehmen.«

»Du musst es annehmen, meine Liebe«, erwiderte ihr Gemahl lächelnd. »Es kommt von der Königin. Ihre Hoheit wäre sonst nur beleidigt.«

Dagnarus schaute unruhig zu, als verstünde er ihr Zögern.

»Dann«, erklärte die Dame, nun mit festerer Stimme, »richte Ihrer Majestät aus, dass ich das Geschenk mit Freuden annehme.«

Lord Mabreton übersetzte. Dagnarus war begeistert.

»Ich möchte im Gegenzug um eine Gunst bitten. Wäre es unangemessen, wenn ich der Dame den Stein selbst umlegte?«

»Selbstverständlich nicht, Euer Hoheit. Meine Liebe, Seine Hoheit möchte dir den Anhänger selbst umhängen.«

Die Dame senkte den Kopf. Dagnarus band die Enden des Seidenbandes zusammen. Er trat ein wenig näher an Lady Mabreton heran, als unbedingt notwendig gewesen wäre, und senkte dann das Band mit dem Anhänger über ihren Kopf. Er bewegte die Hände langsam und achtete darauf, ihre Frisur nicht durcheinander zu bringen. Ein wachsamer Beobachter hätte bemerkt, dass seine Hände ein wenig zitterten.

»Möge die Magie des Steins so wirken, wie sie beabsichtigt war«, sagte Dagnarus leise. »Möge er Euch vor allem Schaden bewahren.«

Sie hob den Kopf, um ihn anzusehen, und in diesem Augenblick war sich Gareth sicher, dass sie die Menschensprache verstand, selbst wenn sie sie vielleicht nicht sprechen konnte. Sie wusste genau, was der Prinz gesagt hatte. Dagnarus' Finger streiften wie aus Versehen ihre Wange. Die Dame öffnete um eine Winzigkeit den Mund, und sie atmete schneller. Auf ihrer Wange zeigte sich ein Fleck, als hätte ihr seine Berührung eine Wunde geschlagen.

Auch Dagnarus atmete nun schneller, und in seinen Augen stand ein unnatürlicher Glanz. Die Intensität des Gefühls zwischen den beiden war so stark, dass sich Gareth die Nackenhärchen sträubten, als hätte der Blitz ganz in der Nähe eingeschlagen. Er glaubte, alle im Raum hätten die blendende Helligkeit bemerken müssen, besonders Lord Mabreton, aber der Elf hatte sich einen Augenblick lang abgewandt, um mit einem anderen Adligen zu sprechen. Als er sich wieder umdrehte, war der Augenblick vorüber, der Blitz verglüht, und Gareth wartete unruhig auf den Donner.

Dieser dröhnende Schlag erfolgte nicht sofort, aber Gareth wusste plötzlich, dass es geschehen würde. Gareth hatte sich bisher bei Dagnarus' Affären zumindest mit dem Gedanken beruhigen können, dass sie nie etwas mit *Liebe* zu tun gehabt hatten. Tatsächlich hatte Dagnarus Liebe und Liebende häufig verspottet und davon gesprochen, dass solche Gefühle nur den gesunden Menschenverstand, den Mut und den Ehrgeiz eines Mannes verwässerten und schwächten.

Nun wirkte der Prinz wie geblendet, wie angesengt. Er, der sich so häufig laut gegen die Liebe ausgesprochen hatte, war ohne einen Schrei oder einen Blick zurück nun selbst in diesen Abgrund gefallen.

Lady Mabreton hatte die Augen niedergeschlagen. Als ihr Mann sich ihr wieder zuwandte, war sie schon damit beschäftigt, ihr Geschenk zu bewundern. Dagnarus hätte sie vielleicht weiterhin angestarrt wie vom Donner gerührt, aber Gareth hatte seinem Freund einen heftigen Rippenstoß verpasst.

Dagnarus fasste sich, nahm den Dank der Dame entgegen, den ihr Gemahl ihm übermittelte, lächelte und antwortete höflich. Der Ruf zu Tisch ersparte der Gruppe einen unangenehmen Augenblick, in dem keiner gewusst hätte, was als Nächstes zu sagen wäre. Lady Mabreton verbeugte sich anmutig, legte ihrem Mann die Hand auf den Arm, und man führte das Paar zum Ehrenplatz. Sie sah den Prinzen nicht ein einziges Mal mehr an.

»Sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe«, sagte Dagnarus leise, während sein Blick ihr folgte. »Ich hätte nie gedacht, dass es solche Schönheit überhaupt gibt.«

»Ich bin sicher, ihr *Mann* empfindet das ebenso«, meinte Gareth unglücklich und säuerlich.

Dagnarus sah seinen Freund an. Er war bleich vor Zorn, hatte die Augen weit aufgerissen, und nun schlug er Gareths mahnende Hand weg.

»Hör auf, mich zu belehren, Fleck!«, zischte er. »Tu das nie wieder. Oder es wird das Ende unserer Freundschaft sein.«

Der Prinz wirbelte herum, sodass sein Umhang hinter ihm her wehte, und stolzierte von dem Banketttisch weg, wo die Gäste gerade begannen, ihre Plätze einzunehmen. Als seine Mutter mit schriller Stimme fragte, wohin er ginge, erwiderte der Prinz brüsk, dass er sich nicht wohl fühlte und darum bäte, ihn zu entschuldigen. Bei diesen Worten hatte er den Blick auf Lady Mabreton gerichtet, und die Dame war sich dessen wohl bewusst, obwohl sie versuchte, einen anderen Eindruck zu erwecken. Ihre Hand zuckte zu dem Türkisanhänger. Sie

umklammerte ihn fest und versuchte vielleicht, seinen Schutzzauber heraufzubeschwören.

Die Magie der Pecwae war stark, das wusste Gareth aus seinen Studien, aber er bezweifelte, dass sie stark genug war, bezweifelte, dass irgendwelche Magie, selbst die des mächtigsten Magus, stark genug sein würde, um der gewaltigen Magie des Herzens zu widerstehen.

Gareth verließ die Halle ebenfalls. Das fiel niemandem auf, also brauchte er nichts zu erklären.

Er fand Dagnarus, wo er ihn vermutet hatte, auf seinem Bett ausgestreckt, immer noch angekleidet, in finsterster Stimmung. Silwyth war schweigend damit beschäftigt, Dagnarus' Umhang zusammenzufalten und wegzuräumen, den der Prinz auf den Boden geworfen hatte. Dann wies er die Diener an, eine Mahlzeit aus kaltem Braten und Obst und Brot und Wein zu servieren. Wie immer schien Silwyth genau zu wissen, was geschehen war, als wäre er selbst anwesend gewesen.

Gareth stellte sich ans Fußende des Bettes.

»Mit dieser Mütze siehst du aus wie ein Narr«, erklärte Dagnarus.

»Ich weiß.« Gareth setzte sie ab und klemmte sie unter seinen Arm. »Es tut mir Leid. Ich hätte das nicht sagen sollen.«

»Warum nicht?«, fragte Dagnarus verbittert. »Es war die Wahrheit. Sie ist eine Elfenfrau, sie ist eine Adlige, sie ist mit einem Paladin verheiratet, und sie ist ein Gast am Hof meines Vaters – wie viele Gründe brauche ich noch, um sie nicht zu lieben? Und dennoch liebe ich sie«, fügte er leise hinzu.

Er hatte seine eigene Mütze abgesetzt und zupfte zerstreut daran herum, riss an den Federn, die sie schmückten, und zerrte gereizt an den zierlichen Nähten.

»War das der Grund, weshalb Ihr nach mir geschickt habt«?, fragte Gareth und setzte sich auf die Bettkante.

»Ja«, entgegnete Dagnarus. »Ich wollte, dass du sie siehst. Ich hatte nicht erwartet, dass du anfängst, mir Moral zu predigen.«

»Ich habe doch schon gesagt, dass es mir Leid tut«, erwiderte Gareth. »Ich werde nicht mehr predigen.«

»Gut.« Dagnarus setzte sich und warf die misshandelte Mütze weg. »Wenn du mir das versprichst, kannst du hier bleiben und mit mir essen. Und du musst in deinem alten Zimmer schlafen. Ich nehme an, der Ehrenwerteste Hohe Magus kommt auch einen Abend ohne dich aus?«

Er warf Silwyth einen Seitenblick zu. Gareth verstand, dass es etwas zu besprechen gab, aber nicht vor dem Kämmerer.

»Falls der Ehrenwerteste Hohe Magus meinen Rat braucht, dann weiß er, wo er mich finden kann«, erwiderte Gareth.

»Wir bedienen uns selbst, Silwyth«, sagte Dagnarus. »Du darfst dich zurückziehen. Ach, übrigens, das Geschenk, das du ausgewählt hast, war genau das Richtige. Die Dame war entzückt davon – was meinst du, Fleck?«

»Ganz recht«, erklärte Gareth trocken.

Silwyth verbeugte sich. »Ich freue mich, dass ich Euer Hoheit dienlich sein konnte.«

»Noch eins, Silwyth«, sagte Dagnarus, als der Elf dazu ansetzte, sich zurückzuziehen. »Wie lautet eigentlich Lady Mabretons Name?«

»Valura, Euer Hoheit«, antwortete der Elf.

»Valura«, wiederholte Dagnarus und schmeckte den Namen auf der Zunge, als hätte er es mit einem guten Wein zu tun. »Und was bedeutet das?«

»Herzensruhe, Euer Hoheit.«

»Herzensruhe.« Dagnarus grinste schief. »Da haben sich ihre Eltern gewaltig geirrt. Danke, Silwyth, wir brauchen dich nicht mehr.«

»Ich wünsche Euch eine ruhige Nacht, Euer Hoheit.«

»Wünschen kannst du mir viel, aber ich denke nicht, dass es mir gewährt wird«, murmelte Dagnarus.

Der Elf zog sich zurück. Die beiden jungen Männer setzten sich an den Tisch. Gareth aß mit gutem Appetit und genoss das Essen, das sicher nicht so gut war wie die Speisen bei dem Bankett, aber viel besser als das Lammfleisch, das er im Tempel bekommen hatte. Dagnarus nahm ein paar Bissen, dann schob er den Teller beiseite und konzentrierte sich auf den Wein.

»Zumindest einen Sieg habe ich heute davongetragen«, brach er schließlich das lange Schweigen. Er starrte in den Weinkelch und schwenkte die rötliche Flüssigkeit darin herum. »Hast du gehört, dass Lord Donnengal gestorben ist?«

»Ja. Ich wusste nicht, dass Ihr ihn mochtet.«

»Er ist mir gleich. Das meinte ich auch nicht«, sagte Dagnarus, gereizt von der Schwerfälligkeit seines alten Freundes. »Durch seinen Tod wird ein Platz für einen neuen Paladin frei.«

»Ja, das mag wohl sein«, erwiderte Gareth immer noch ungerührt. »Hat Euer Vater schon einen Kandidaten im Sinn?«

»Das hat er«, bestätigte Dagnarus. »Mich.«

Gareth hatte gerade einen Schluck Wein trinken wollen. Nun ließ er beinahe den Kelch fallen und starrte seinen Freund erschrocken an.

»Ihr meint das wirklich ernst.«

»Ich habe nie etwas ernster gemeint«, erklärte Dagnarus. »Warum überrascht dich das so? Wir haben schon öfter davon gesprochen.«

»Und ich habe Euch immer aufgezählt, was meiner Ansicht nach dagegen spricht. Ich dachte, ich hätte Euch beim letzten Mal überzeugen können.«

»Ich habe darüber nachgedacht«, entgegnete Dagnarus, »und ich denke, wenn ich mich weigere, mich der Verwandlung zu

stellen, nur weil sie gefährlich sein könnte, dann bin ich ein Feigling. Und wenn ich ein Feigling bin, dann habe ich nie wieder das Recht, einem anderen Mann zu befehlen, in die Schlacht zu reiten oder sich einer anderen gefährlichen Situation auszusetzen.«

»Es geht hier nicht um Kämpfe«, rief Gareth zornig. »Und es geht nicht darum, einen Speer ins Herz zu bekommen – das ist ein kurzer Augenblick des Schmerzes, dem ein gnädiger Tod folgt. Hier geht es um die Heilige Verwandlung, Dagnarus. Es könnte Euren Tod bedeuten, ja, aber auch viel Schlimmeres.«

Dagnarus schnaubte verächtlich. »Ich habe die Zeremonie gesehen. Ich habe gesehen, wie mein Bruder sich ihr unterzog, und es schien unangenehm zu sein, aber nichts, was ich nicht ertragen könnte. Ich bin stärker als er. Die Götter haben ihn zum Paladin des Kummers gemacht. Sie können mir nichts Schlimmeres antun, und vielleicht erheblich Besseres.«

Gareth hielt einen Augenblick inne, bevor er etwas sagte. Die beiden waren allein im Zimmer. Da alle anderen am Bankett teilnahmen, konnten sie eigentlich davon ausgehen, dass sich in diesem Teil des Schlosses niemand aufhielt. Dennoch beugte Gareth sich vor, sodass der Prinz seinen Atem auf seiner Wange und in seinem Ohr spüren könnte.

»Helmos hat nicht in die Leere geblickt, Euer Hoheit.«

»Und? Was hat das für einen Einfluss?« Dagnarus wich verärgert zurück.

»Helmos hat sich nicht der Leere geweiht, Herr«, fuhr Gareth drängend fort. »Ihr schon.«

»Du ebenfalls, Fleck«, erwiderte Dagnarus kalt.

»Ich weiß«, sagte Gareth. »Die Götter mögen mir helfen, das weiß ich.«

»Nun, dann erkläre mir, worin das Problem besteht. Und warum ich erst jetzt davon erfahre.«

»Weil ich mit den entsprechenden Studien gerade erst begonnen habe, Euer Hoheit. Und weil ich dachte, Ihr hättet den Gedanken aufgegeben, Paladin zu werden. Ich sah keine Notwendigkeit, es zu erwähnen.«

»Und, was wird passieren? Werden mir Hörner und ein Schwanz wachsen?«

»Ich weiß es nicht, Herr«, sagte Gareth und ignorierte den Sarkasmus. »Ich kann nicht sicher sein. So etwas ist noch nie zuvor geschehen.«

»Dann finde mehr heraus. Inzwischen werde ich meinen Kurs weiterverfolgen.«

»Ich werde tun, was ich kann, Euer Hoheit, aber vergesst nicht, dass ich ein Doppelleben führe. Niemand weiß, dass ich mich mit der Magie der Leere beschäftige. Ich muss mit meinen Studien im Tempel weitermachen, die schwierig genug sind. Sie lassen mir nur begrenzte Zeit, um mich davonzuschleichen und mich mit verbotenen Texten zu beschäftigen.«

»Dann gib deine Studien im Tempel auf! Du hast mir ohnehin schon erzählt, dass deine magischen Fähigkeiten die deiner Lehrer bei weitem überschreiten.«

»Ich muss weiter so tun als ob, oder sie werden mich verdächtigen. Wie du schon sagtest, meine Lehrer wären überrascht über die Magie, die ich heraufbeschwören kann.«

Gareth knöpfte sein Hemd an Hals und Brust auf, zog den Stoff zurück und entblößte Brust und Bauch.

Bei diesem Anblick wich Dagnarus zurück. Er griff nach einer Serviette und bedeckte rasch Nase und Mund.

»Verflucht, Fleck! Was für eine scheußliche Krankheit hast du dir da eingefangen? Und wie kannst du es wagen, mich der Ansteckungsgefahr auszusetzen?«

Gareths Haut war mit Abszessen und Eiterpickeln bedeckt, einige ausgetrocknet, einige frisch und saftig und mit Tuch

verbunden, damit der Eiter nicht durch die Kleidung drang. Mit grimmiger Miene schälte er das Tuch ab und biss sich auf die Lippen, als der Stoff den Rand der Abszesse berührte.

»Das ist keine Seuche, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth. »Und ich bin auch nicht ansteckend. Davor braucht Ihr keine Angst zu haben.«

»Was ist es denn sonst?«, wollte Dagnarus wissen. Nun senkte er die Serviette vorsichtig wieder, hielt aber weiterhin Abstand.

»Magie der Leere«, sagte Gareth. »Anders als die Magie, die als ein Segen von den Göttern gewährt wird, kommt die Magie der Leere aus unseren finstersten Anteilen. Diese Abszesse sind nur der körperliche Ausdruck dessen, dass ich mich damit beschäftige. Niemand weiß so recht, wieso es geschieht. Ich bin der Ansicht, es ist ein Versuch des Körpers, sich gegen die Leere zu stellen, sein Versuch, meinen Geist davon zu überzeugen, mich von der Finsternis abzuwenden.«

»Bedecke dich wieder!« Dagnarus wandte angewidert den Blick ab. »Von diesem Anblick wird mir übel. Ich habe gesehen, wie Arme oder Beine abgehackt wurden, und das hat mich nicht gestört, aber ich hasse Krankheit. Du weißt das. Was ist über dich gekommen, es mir so vorzuführen?«

»Ich erleide nur, was die Leere mir auferlegt«, sagte Gareth und knöpfte sein Hemd wieder zu. »Dies sind die Opfer, die ich bringen muss, um mir meine Magie zu verschaffen.«

»Und was willst du mir damit sagen?«, wollte Dagnarus wissen, trank rasch seinen Kelch leer und füllte sich nach. »Du willst doch nicht behaupten, dass ich ebenfalls Geschwüre bekommen werde wie diese da?«

Gareth antwortete nicht sofort. Stattdessen fragte er: »Wenn man Euch als Paladin vorschlägt, müsst Ihr Euch den Sieben Prüfungen unterziehen. Wie wollt Ihr sie erfolgreich bestehen?«

»Ich habe keine Ahnung.« Dagnarus zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, um was es dabei geht. Aber sie können nicht allzu schwierig sein, wenn mein Bruder sie bestanden hat.«

»Ich habe mich mit ihnen beschäftigt, und eins weiß ich – *Ihr* werdet sie nicht bestehen können. Nicht ohne Zuflucht zur Leere zu nehmen«, schloss Gareth.

»Traust du mir so wenig zu?«, fragte Dagnarus, und seine Augen blitzten gefährlich.

»Werdet Ihr die Geschwüre von Aussätzigen verbinden?«, entgegnete Gareth. »Geschwüre wie die, die ich habe?«

»Ihr Götter, nein!« Dagnarus verzog das Gesicht. »Warum sollte ich?«

»Um Euer Mitgefühl zu beweisen. Werdet Ihr stundenlang mit den Ehrenwerten Magiern an einem Tisch sitzen und über die Wahrscheinlichkeit einer Seelenwanderung diskutieren?«

»Das erfindest du doch nur!«, protestierte Dagnarus, lachte und trank mehr Wein.

»Ich meine es vollkommen ernst.«

»Also gut, nein, das würde ich nicht tun. Ich würde ihnen stattdessen einen Vortrag über Taktik halten.«

»Damit hättet Ihr schon zwei Prüfungen nicht bestanden.«

»Ich werde nicht versagen. Wenn es notwendig ist, dann werde ich mich an die Leere wenden und sie anflehen, dass sie mir hilft«, meinte Dagnarus unbeschwert und füllte sich mehr Wein nach.

»Die Leere verlangt Gegenleistungen für ihre Dienste, Euer Hoheit«, sagte Gareth flehentlich. »Die Leere verlangt Opfer. Wenn Ihr nichts gebt, werdet Ihr auch nichts erhalten.«

»Dann werde ich etwas geben«, erklärte Dagnarus mit gerunzelter Stirn, und wieder stand dieses Glühen in seinen Augen.

»Was geben?«, bohrte Gareth nach. »Was würdet Ihr denn opfern wollen?«

»Was immer es braucht, solange ich nicht verunstaltet werde«, sagte Dagnarus ungeduldig. »Ich will Paladin werden, Fleck.« Sein Tonfall klang plötzlich vehement. »Ich kann den Thron nicht besteigen, solange ich nicht mit meinem Bruder gleichziehen kann.«

»Ihr könnt den Thron nicht besteigen, solange Euer Bruder lebt«, erwiderte Gareth leise.

»Er könnte einen Unfall haben«, entgegnete Dagnarus. »Seine Mutter ist durch einen Sturz vom Pferd umgekommen. Er könnte auf einem nassen Stein ausrutschen. Er könnte aus seinem Boot fallen. Oder er könnte sich bei seinen wohltätigen Werken eine Krankheit zuziehen. Die Leere will ein Opfer. Warum sollte es nicht – «

»Sprecht das nicht aus, Dagnarus!« Gareth sprang so hektisch auf, dass er dabei den Weinkelch umkippte und seinen Teller vom Tisch stieß. Er drückte die Hand auf den Mund des Prinzen. »Um der Götter willen, sprecht es nicht aus.«

»Also gut«, meinte Dagnarus und schob Gareths Hand gereizt weg. »Und fass mich nicht mehr an. Ich bin noch nicht vollkommen davon überzeugt, dass du nicht doch eine Seuche hast. Und was ich da gesagt habe… das habe ich nicht ernst gemeint. Ich mag meinen Bruder nicht sonderlich, aber ich wünsche ihm auch nichts Böses. Solange er sich mir nicht entgegenstellt, wenn ich Paladin werden will.«

»Wenn er es täte«, warf Gareth ein, »dann würde er es nur aus Liebe zu Euch tun. Ebenso wie ich.«

»Ich habe so meine Zweifel, was die Zuneigung meines Bruders zu mir anbelangt«, sagte Dagnarus. »Aber an deiner zweifle ich nicht, Fleck.«

»Ich danke Euch, Euer Hoheit.« Gareth war schwindlig vom Wein und von der Müdigkeit. Er rieb sich die Augen und versuchte verzweifelt, wach zu bleiben.

»Geh schlafen«, befahl Dagnarus, leerte einen der Weinkrüge aus und sah sich nach einem anderen um. »Du bist ohnehin langweilig.«

»Es tut mir Leid, Euer Hoheit«, sagte Gareth. »Aber ich habe in der letzten Zeit nicht viel Schlaf bekommen.«

Dagnarus betrachtete ihn neugierig. »Welche Zauber hast du eigentlich versucht, dass sie dich zum Aussätzigen gemacht haben?«

Aber Gareth schüttelte den Kopf. »Das werde ich Euch sagen, wenn die Zeit dazu reif ist, Euer Hoheit. Noch ist es zu früh.«

Dagnarus zuckte die Achseln und zeigte sich nicht mehr sonderlich interessiert.

Gareth stand auf und schickte sich an, das Schlafzimmer des Prinzen zu verlassen.

»Sie ist wirklich schön, nicht wahr?«, fragte Dagnarus und starrte in seinen vollen Kelch.

»Sehr schön«, bestätigte Gareth.

Dagnarus lächelte in den Wein.

Seufzend ging Gareth ins Bett.

Herzensruhe

»Zwei Besuche so kurz hintereinander, mein Sohn? Nachdem du mich drei Monate lang ignoriert hast? Womit habe ich das verdient?«, beschwerte sich Emillia. Zu viel Essen und zu viel Wein am Abend zuvor hatten dafür gesorgt, dass sie schlechter Laune und selbst auf ihren angebeteten Sohn nicht allzu gut zu sprechen war. »Besonders, nachdem du mich gestern Abend derartig blamiert hast.«

»Und dafür möchte ich mich entschuldigen, Euer Majestät«, sagte Dagnarus demütig. »Ich fühlte mich plötzlich sehr unwohl. Wäre ich geblieben, dann hätte ich dich wirklich blamiert, indem ich alles, was ich zu Mittag gegessen hatte, aufs Abendessen gespuckt hätte.«

Die Königin war plötzlich sehr besorgt und sah ihn beunruhigt an. »Du bist tatsächlich blass. Ich glaube, du hast Fieber. Deine Haut glüht geradezu. Du solltest sofort zu einem Heiler gehen und dir etwas geben lassen.«

Dagnarus war tatsächlich blass und erhitzt, aber sein Fieber kam von der Krankheit namens Liebe. Er hatte stundenlang gewartet und sich voller Ungeduld auf den Zeitpunkt gefreut, zu dem seine Mutter Besucher empfing, weil er unbedingt die schöne Lady Mabreton Wiedersehen und ihr vielleicht ein Lächeln oder zumindest einen Blick abringen wollte. Aber er konnte sie nicht unter den Hofdamen entdecken, die ihn mit Knicksen begrüßten, und auch nicht unter jenen, die den verschütteten Puder aufwischten, den die Königin in ihrer schlechten Laune auf den Boden geworfen hatte, ebenso wenig wie unter jenen, die die Kleider auflasen, die sie von sich geschleudert hatte.

Dagnarus war schrecklich enttäuscht. Er war verblüfft darüber, dass die Dame, die er suchte, nicht anwesend war, und es beunruhigte ihn. Dann fiel ihm ein, dass seine Mutter die Elfenfrau vielleicht weggeschickt haben könnte, um etwas für sie zu erledigen, mehr Stickgarn zu holen, ein liegen gelassenes Taschentuch zu finden oder einen verlorenen Ohrring zu suchen.

»Ich hoffe, der gestrige Abend ist angenehm verlaufen«, sagte er. »Haben Lord und Lady Mabreton sich gut amüsiert?«

»Wer weiß das bei Elfen schon?«, entgegnete Emillia spitz. »Sie sind alle undankbar. Ich werde diese Frau in meinen Haushalt aufnehmen, weil dein Vater es so wünscht, aber ansonsten hätte ich ein solch mürrisches, dummes Geschöpf nie akzeptiert, das mir die Perlenkette reicht, wenn ich eindeutig um die Rubine bitte. Oder hat sie das etwa nicht getan, Constance? Ich sagte so deutlich, wie es nur möglich ist, dass ich die Kette mit den Rubinen tragen wollte, und sie holte die Perlen heraus. Zweifellos nur, um mich zu ärgern.«

»Mutter«, wandte Dagnarus sanft ein, »Lady Mabreton spricht unsere Sprache nicht.«

»Aber selbstverständlich tut sie das«, erwiderte die Königin. »Wie alle anderen Elfen auch. Sie tun nur so, als hätten sie keine Ahnung, damit sie uns besser ausspionieren können. Aber das ist jetzt egal. Sie ist, weg, und das ist gut so. Ich hatte genug davon, ihren Anblick ertragen zu müssen. Sie ist eine so unscheinbare, unattraktive Person.«

»Weg?« Dagnarus spürte, wie er noch bleicher wurde. Überzeugt, dass seine eifersüchtige Mutter eine solch dramatische Veränderung bemerken würde, bückte er sich, um einen Kamm aufzuheben, der ihr aus dem Haar gerutscht war, und verbarg sein Gesicht, bis er sich wieder gefasst hatte.

»Was meinst du mit ›weg‹, Mutter?«, fragte er mit gespielter Lässigkeit. »Durch das Portal? Ist sie wieder in ihre Heimat zurückgekehrt?«

»Ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist«, erwiderte Königin Emillia und wandte sich ihrem Spiegel zu, um sich nach dem ermüdenden Morgen ein wenig herzurichten. »Und das ist mir auch gleich. Was hast du jetzt schon wieder vor?«

»Ich nehme mir deinen Rat zu Herzen, Mutter, und gehe zu den Heilern«, erklärte Dagnarus. »Ich bitte dich, mich zu entschuldigen. Ich fühle mich überhaupt nicht wohl.«

»Vielleicht hat er etwas Ansteckendes«, vermutete Emillia, nachdem er gegangen war. »Schnell, verbrennt ein wenig Salbei und bringt mir eine Knoblauchzehe, an der ich riechen kann. Schnell, meine Damen!«

»Silwyth!«, rief Dagnarus. »Silwyth, wo – oh, da bist du ja. Silwyth, Lady Mabreton ist weg!«

»Jawohl, Euer Hoheit«, erwiderte der Elf kühl. »Ich war bereits auf der Suche nach Euch, um Euch darüber zu informieren.«

»Wohin ist sie gegangen? Und warum? Ist sie wieder in ihre Heimat zurückgekehrt? Stimmt etwas nicht? Ist es ihr Mann?«

»Beruhigt Euch, Euer Hoheit«, sagte Silwyth leise und warf einen Blick zur offenen Schlafzimmertür.

Dagnarus erkannte, wie klug der Ratschlag des Elfen war, und schwieg, obwohl er vor Ungeduld brannte. Er goss sich einen Becher Wein ein und trank. Der gewärmte Wein war angenehm, drang durch die Adern direkt ins Herz, ersetzte das Blut, das er verloren hatte, und ließ ihn wieder vernünftig werden.

Silwyth spähte in den Flur hinaus, der zu diesem Zeitpunkt glücklicherweise leer war. Dann schloss er die Tür.

»Sag es mir«, befahl Dagnarus. »Wo ist sie hingegangen?«

»Lady Mabreton hat den Hof heute früh verlassen. Sie ist zu ihrem Haus am Ufer des Hammerklauenflusses gereist.«

»Sie ist also nicht nach Tromek zurückgekehrt!« Dagnarus war dermaßen erleichtert, dass er sich einen Augenblick lang am Tisch festhalten musste. »Wann ist sie abgereist? Lag es an meiner Mutter?«

»Das kann ich nicht sagen, Euer Hoheit – «

»Nein! Bei den Göttern!« Dagnarus beantwortete seine eigene Frage. »Es lag an mir, nicht wahr? Sie hat den Hof um meinetwillen verlassen! Sie liebt mich, und sie fürchtet ihr eigenes Herz. Hol meine Stiefel und meinen Umhang – «

»Euer Hoheit«, wandte Silwyth ein, »Ihr dürft nicht so überstürzt handeln. Haltet inne und denkt nach. Sie wird von einer Eskorte und von ihren Dienern begleitet. Ihr werdet ihr nur Schwierigkeiten machen, wenn Ihr so indiskret seid. In eine Schlacht würdet Ihr niemals so voreilig ziehen, Euer Hoheit!«

Die letzten Worte drangen durch den Nebel von Glück, der Dagnarus umgab. Dies war tatsächlich eine Schlacht, ein Krieg. Die Dame war im Rückzug begriffen, war vor ihm geflohen, was bedeutete, dass er eine Schwachstelle in ihrer Eisrüstung gefunden hatte. Sein erster Gedanke war, ihr eilig nachzusetzen und seine Eroberung zu festigen, aber nun sah er ein, dass dieser Plan wahrscheinlich nur dazu führen würde, dass er den Krieg am Ende verlor. Er musste das Gelände erforschen, musste herausfinden, wo die feindlichen Kräfte sich sammelten, und dann erst Pläne schmieden.

»Du hast Recht, Silwyth. Ich muss wissen, wo sich dieses Haus befindet. Ich muss den Grundriss kennen, ich muss wissen, wo die Wachen aufgestellt sind, wie viele Soldaten sie bewachen und wo die Diener schlafen.« Wieder sank er in finsteres Brüten. »Unmöglich, nehme ich an.«

»Keinesfalls, Euer Hoheit. Ein Diener des derzeitigen Lord Mabreton hat auch seinem Vorgänger gedient. Er wird mir die nötigen Antworten auf Eure Fragen liefern.«

»Wird ihn das nicht misstrauisch machen?«

»Zweifellos, aber er weiß, dass er lieber den Mund halten sollte. Er hat es immerhin schon viele Jahre lang getan.«

Dagnarus warf Silwyth einen forschenden Blick zu und versuchte, die undurchschaubare Miene des Elfen zu durchdringen. »Du willst damit behaupten, dass dieser Mann seinen Herrn in deinem Auftrag ausspioniert?«

»Sagen wir, Euer Hoheit, dass dieser Mann einem größeren Herrn dient als Lord Mabreton.«

»Er ist ein Spion für den Schild des Göttlichen. Aber du sagtest, Lord Mabreton stünde treu zum Schild. Warum wird er dennoch ausspioniert?«

»Der Schild erfreut sich an Lord Mabretons Treue, Euer Hoheit. Er erfreut sich so sehr daran, dass er nie müde wird, sich dieser Treue immer wieder zu versichern.«

»Ich verstehe.« Dagnarus grinste. »Ich frage mich, was du dem Schild über mich erzählt hast, Silwyth.«

»Ich habe ihm mitgeteilt, dass Ihr ein hervorragender Soldat, ein brillanter Befehlshaber, ein armseliger Gelehrter und ein Anhänger der Leere seid.«

Dagnarus zog die Brauen hoch und lehnte sich ein wenig zurück. »Die Leere, Silwyth? Wovon redest du da? Das ist eine Religion für Zauberer und Hexen. Eine finstere, böse Religion, wenn man dem Unsinn glauben kann, den die Magier darüber predigen.«

»Eine Religion für einen Prinzen, Euer Hoheit«, sagte Silwyth, holte einen dicken, warmen Wollumhang aus einer Truhe und schüttelte ihn aus. Er hielt das Kleidungsstück ins Licht, um nach Mottenlöchern Ausschau zu halten. »Und für einen ehrgeizigen jungen Magus. Macht Euch keine Sorgen,

Euer Hoheit. Ich weiß, wann ich den Mund halten muss. Ich habe niemandem davon erzählt, mit Ausnahme des Schildes. Es ist nur recht und billig, dass er alles über den Mann erfährt, der eines Tages sein Verbündeter sein könnte.«

»Und wann wird das sein?«, fragte Dagnarus nach einem Moment des Zögerns.

»An dem Tag, an dem Euer Hoheit den Thron besteigen.«

»Und wann ist das?«

»An dem Tag, an dem Euer Hoheit es wünschen.«

Dagnarus schwieg, aber das Blitzen seiner Augen kündete von Gefahr. »Gehen wir einmal davon aus, dass du die Wahrheit sagst«, meinte er schließlich. »Es gefällt mir nicht, dass jemand solche Macht über mich hat, Silwyth.«

»Genau aus diesem Grund habe ich Euer Hoheit informiert. Ich habe Euch mitgeteilt, dass ich es weiß, und ich habe Euch gesagt, was ich mit diesem Wissen getan habe. Was Euer Hoheit jetzt mit mir anfangen, steht Euch frei. Ich könnte Euch meiner Loyalität und meines Schweigens versichern, aber wenn Euer Hoheit mir nicht trauen, dann sind solche Versicherungen sinnlos. Und wenn Euer Hoheit mir trauen, braucht Ihr keine Versicherungen.«

Dagnarus reagierte mit dem Hauch eines Lächelns. »Oh, ich vertraue dir, Silwyth. Ich werde dir den Grund nennen. Ich weiß, was dem ersten Lord Mabreton zugestoßen ist. Mein Vater würde den Mörder des Lords nicht hinrichten lassen, da er immerhin einem fremden Volk angehört, aber wir würden ihn zweifellos für beträchtliche Zeit in den Kerker sperren. In eine dunkle Zelle gesteckt zu werden, aus der man nicht einmal den flüchtigsten Blick nach draußen werfen kann – das ist wie Folter für einen Elf, nicht wahr? Ich glaube, ein solcher Elf würde den Tod vorziehen, denkst du nicht auch, Silwyth?«

»In der Tat, Euer Hoheit«, erwiderte Silwyth und verbeugte sich. »Euer Hoheit kennen mein Volk sehr gut.«

»Also mach weiter«, sagte Dagnarus. »Geh und sprich mit deinem Spion. Wir haben schon genug Zeit verschwendet.«

Mit Stiefeln und Umhang und darüber hinaus mit den Informationen versehen, die er brauchte – einer Landkarte, die zeigte, wo das Haus zu finden war, und einer Zeichnung des Hauses selbst, die er beide in seinen Hut gesteckt hatte –, machte sich Dagnarus auf den Weg. Er ritt ganz allein los. Zunächst hatte er daran gedacht, Silwyth mitzunehmen; der Prinz sprach kein Elfisch, und ein Übersetzer hätte sich als nützlich erweisen können. Aber dann hatte er beschlossen, den Kämmerer doch lieber zurückzulassen, damit dieser Fragen über die plötzliche Abwesenheit des Prinzen beantworten konnte.

Zum Glück wussten alle, wie gern Dagnarus jagte. Einer der Königlichen Jäger hatte an diesem Tag von einem wilden Eber berichtet, der die Bewohner eines Dorfes in Angst und Schrecken versetzte. Dagnarus äußerte, dass er vorhabe, das Tier zu finden und zu töten. Er nahm Pfeil und Bogen mit, und während er darauf wartete, dass sein Pferd gesattelt wurde, unterhielt er sich mit Hauptmann Argot über die diversen Möglichkeiten, einen Eber zu erlegen, und ob man auf die Augen oder die Kehle zielen sollte.

Argot wunderte sich darüber, dass Dagnarus alleine losziehen wollte. Dagnarus gab zu, in schlechter Stimmung zu sein, sogar in ausgesprochen abscheulicher Stimmung, und erklärte, dass er ohnehin nur ein schlechter Gesellschafter sein würde und die Einsamkeit und das Fieber der Jagd brauche, um die Spinnweben wegzufegen. Der Hauptmann wünschte Seiner Hoheit viel Glück und kehrte zu seinen Pflichten zurück.

Dagnarus galoppierte davon, just als die abendlichen Schatten die Regenbögen von den Wasserfällen rissen. Es war

nicht weit, und die Straße war gut. Viele Adlige und sogar ein paar reiche Gildenoberhäupter besaßen Häuser am Flussufer, in denen sie sich im Sommer häufig aufhielten, um der Hitze in der Stadt zu entgehen. Mondlicht beleuchtete die Straße, und obwohl Dagnarus nicht oft zu poetischen Gedanken neigte, stellte er sich vor, dass sich ein silbernes Band vor ihm hinzog, ein Band, das ihn bald – wie er hoffte – an das Herz der Geliebten binden würde.

Ein zweistündiger scharfer Ritt brachte ihn in die Nähe des Elfenhauses. Er hatte keine Schwierigkeiten, den Weg zu finden. Er konnte die Spuren, die die Eskorte hinterlassen hatte, im Mondlicht gut erkennen. Es war sogar ganz einfach, festzustellen, an welcher Stelle die Gruppe die Hauptstraße verlassen hatte und auf die Seitenstraße eingebogen war, die zu dem Haus führte. Dagnarus band sein Pferd in der Nähe der Abzweigung an, denn er hatte vor, von dort aus zu Fuß weiterzuziehen. Er verbarg das Tier in einer von einem kleinen Bach durchflossenen Lichtung, auf der es genügend Gras zum Weiden hatte, dann setzte er seinen Weg fort. Zunächst allerdings warf er noch einmal einen Blick auf den Bauplan des Hauses, obwohl das kaum notwendig war, denn das Haus – ihr Haus – war bereits fest in seinem Geist eingeprägt.

Er bewegte sich lautlos und heimlich durch den Wald, Pfeil und Bogen auf dem Rücken, das Messer in der Hand. Er erwartete nicht, hier auf Wachen zu stoßen; der elfische Diener hatte Silwyth dahingehend informiert, dass die Leibwächter sich an diesem abgelegenen Ort nicht die Mühe machten, regelmäßige Patrouillen in die Umgebung des Hauses auszusenden. Dennoch, niemand würde ihn unvorbereitet überraschen können.

Seine Vorsichtsmaßnahmen erwiesen sich als unnötig. Er kam in Sichtweite des Hauses, ohne auf etwas Furchterregenderes zu stoßen als auf ein zorniges Opossum,

das ihn anzischte und die Zähne fletschte, bevor es sich ins Unterholz davonmachte. Dagnarus war bester Laune; seine Begierde und die Aufregung des Abenteuers bildeten eine unwiderstehliche Mischung. Er fragte sich amüsiert, was für ein Vorzeichen ein zischendes Opossum auf dem Weg wohl darstellte, und nahm sich vor, seine Orkfreunde danach zu fragen, wenn sie das nächste Mal zum Fischen fuhren.

Er ließ sich im Schatten eines Baums nieder, um das Haus zu beobachten, dessen Umrisse er vor dem im Mondlicht glitzernden Wasser des rasch dahinfließenden Flusses gut erkennen konnte. Das Haus war geräumig und bequem, im elfischen Stil gebaut, mit weiß gekalkten Mauern und einem roten Ziegeldach, umgeben von einem hohen, hölzernen Palisadenzaun. Die Vorderseite war dunkel; drinnen schien kein Licht zu brennen. Rings um die Palisade brannten allerdings in Abständen Fackeln. Als Dagnarus durchs Tor spähte, das man offen gelassen hatte, konnte er einen dicht bepflanzten Garten mit Bäumen und Blütenpflanzen erkennen, der die elfischen Bewohner an ihre Heimat erinnern sollte. Noch während er zusah, kamen zwei Elfensoldaten in sein Blickfeld, als sie am Haupttor eine Patrouille beendeten, die sie vermutlich um den gesamten Zaun geführt hatte. Außer diesen beiden sah er niemanden.

Der Diener hatte erklärt, die Wachen würden ihre Rundgänge nur einmal stündlich durchführen und dabei die Vorhängeschlösser an den Toren überprüfen. Den Rest der Zeit verbrachten sie am Haupttor mit Würfelspielen und Gesprächen.

Dagnarus zügelte seine Ungeduld und wappnete sich, eine ganze Stunde warten zu müssen, damit er sich davon überzeugen konnte, dass die Soldaten auch tatsächlich das taten, was man ihm berichtet hatte. Und wirklich hockten sich die Männer nun nieder, zeichneten mit dem Messer einen Kreis

auf den Boden und holten ihre Würfel heraus. Dagnarus war gezwungen, mehrere Spiele lang dazusitzen, zuzusehen, wie Tams den Besitzer wechselten, und dem unverständlichen Geschwätz der Elfen zu lauschen. Dann erklang im Hof eine Glocke. Die Elfen erhoben sich träge, reckten sich und machten sich auf ihre Runde.

Dagnarus zählte leise vor sich hin, bis sie zurückkehrten. Ihm fiel auf, dass sie aus unterschiedlichen Seiten wieder auf das Tor zukamen, was bedeutete, dass sich ihr Weg auf der hinteren Seite des Hauses gekreuzt haben musste. Jedes Schloss wurde daher von zwei Soldaten überprüft – eine vernünftige Regel.

Nachdem sie ihre Runde beendet hatten, hockten sich die Elfen wieder hin und begannen abermals mit ihrem Würfelspiel. Dagnarus stand auf und schlüpfte durchs Unterholz und zur Rückseite des Hauses, bevor noch der erste Würfel den Boden berührte.

Die Holzpfähle der Palisade ragten bis in doppelte Mannshöhe auf und waren oben angespitzt. Dagnarus war darauf vorbereitet und nahm nun ein Seil vom Gürtel. Er band eine Schlinge, wie es ihm die orkischen Fischer beigebracht hatten, und warf die Schlinge über die Spitze eines Pfostens. Er zog das Seil fest und kletterte daran hoch. Obwohl er sich nur mit Mühe festhalten konnte, spähte er in den Garten hinab. Direkt am Zaun hatte man dichte, hohe Büsche gepflanzt. Es gab keine Möglichkeit, sie zu meiden.

Er ließ sich hinunterfallen und landete unter Blätterrascheln und Zweigeknistern im Gebüsch, und er war sich sicher, dass der Lärm bis nach Vinnengael zu hören war.

Er erstarrte, wagte kaum Luft zu holen, wartete darauf, das jemand Alarm schlug. Sein elfischer Informant hatte behauptet, seine Herrin sei oft des Nachts noch im Garten, und

wenn das der Fall war, hielten sich auch ihre Leibwächter dort auf.

Niemand rief. Niemand kam, um nachzusehen, was sich dort durchs Gebüsch bewegte. Dagnarus löste sich von den Büschen. Zweige zupften an seinem Umhang, Blätter knisterten unter seinen Füßen. Ein Ruck am Seil bewirkte, dass es sich nach unten schlängelte. Dagnarus rollte es auf und versteckte es unter den Büschen. Dann hielt er sich im Schatten und schlich durch den Garten auf das Haus zu.

Er bewegte sich langsam, prüfte jeden Schritt, umging Zierteiche und Statuen. Der Garten war riesig. Dagnarus war schon weit aus dem Lichtkreis der Fackeln heraus und hatte sich bald verirrt. Er hatte das Haus von der Spitze der Palisade aus gesehen, aber danach nicht mehr. Er hatte keine Ahnung, wie weit er schon vorgedrungen war und ob es ihm je gelingen würde, den Rückweg zu seinem versteckten Seil zu finden. Die unzähligen Pfade führten nirgendwo hin, sondern schlängelten sich hierhin und dorthin, bildeten mitunter einen Kreis, führten ihn einmal in eine Grotte und endeten zweimal im Nichts an einer Stelle, von der aus man offenbar einen dieser dummen Bäume bewundern sollte.

Der Diener hatte nicht daran gedacht, ihm zu verraten, wie man den Weg durch diesen Irrgarten fand. Dagnarus, der keinerlei Erfahrung mit Elfengärten hatte, hatte auch nicht danach gefragt. Erhitzt und schweißüberströmt, zerkratzt und halb erstickt vom Duft der nachtblühenden Gewächse, wurde er immer zorniger und immer unruhiger. Er befürchtete schon, den Rest seiner Tage an diesem götterverlassenen Ort verbringen zu müssen.

Er war gerade aus Versehen in einen Zierteich getreten und hatte gleichzeitig versucht, mit dem Kopf einer riesigen Glocke auszuweichen, die von einem Ast hing, als er aufblickte und Lady Mabreton entdeckte.

Sie befand sich auf einer Art Lichtung, einem runden, gepflasterten Innenhof, dessen weißer, offenbar magischer Stein das Mondlicht nachäffte, denn er schimmerte unter ihr in unheimlichem, bleichem Glanz. Sie trug ein halb durchsichtiges Seidengewand, und ihr langes, schwarzes Haar war offen und reichte ihr über die Schultern bis zur Taille. Das Mondlicht von oben und der Glanz des magischen Pflasters von unten beleuchteten ihren Körper, der unter dem Gewand nackt war. An Schmuck trug sie nur den Türkisanhänger. In diesem Augenblick wusste Dagnarus, dass sie ihn liebte und dass er siegreich sein würde, und die schiere Intensität seiner Begierde ließ ihn erbeben.

Lady Valura war nervös. Sie schlenderte hier nicht einfach in ihrem Garten umher und bewunderte dessen Schönheit, sondern ging fiebernd auf und ab, die Hände wie in Verzweiflung ringend, und sie nahm nichts von ihrer Umgebung wahr. Sie murmelte etwas in der Elfensprache vor sich hin, was Dagnarus nicht verstehen konnte. Sie war zu bedrückt, um die Geräusche zu hören, die er verursachte.

Dagnarus stand noch mit einem Fuß im Teich, das kalte Wasser drang durch seinen Lederstiefel, und er bemerkte es nicht einmal. Seine Begierde verursachte ihm körperlichen Schmerz von solchen Ausmaßen, dass ihm beinahe das Herz stehen blieb. Aber wie sollte er sie gewinnen? Wie ihr gegenübertreten? Was würde sie von einem Mann halten, der so plötzlich in ihrem Garten auftauchte? Sie würde ihn für einen Dieb oder Schlimmeres halten. Sie würde nach den Wachen rufen.

Er dachte daran, sie von hinten zu packen, ihr die Hand auf den Mund zu drücken und ihr zu befehlen, sie solle schweigen. Aber sie würde eine solch grobe Behandlung nicht ertragen können, und er konnte es nicht über sich bringen, sie ohne ihre Zustimmung zu berühren – nicht jetzt, nachdem er sie gesehen

hatte. Er wollte sie nicht gewaltsam nehmen. Er wollte, dass sie liebend und voller Sehnsucht in seinen Armen lag.

Bei ihrem ruhelosen Auf-und-ab-Gehen hatte sie sich von ihm entfernt. Jetzt drehte sie sich plötzlich um und kam in seine Richtung.

Dagnarus trat auf den mondbeschienenen Innenhof hinaus, und seine Stiefelsohlen verursachten laute Geräusche auf den Pflastersteinen. Lady Valura hob verblüfft den Kopf und starrte ihn aus großen, ängstlichen Augen an.

Dagnarus sank auf die Knie und breitete die Arme weit aus. Er blickte zu ihr auf. »Ich werde dir nichts tun, Valura. Ich komme aus Liebe zu dir«, sagte er schlicht. »Wenn du willst, dann ruf die Wachen und lass mich auf der Stelle töten.« Er hatte keine Hoffnung, dass sie seine Worte verstand, aber seine Geste war deutlich.

Sie starrte ihn an, rang die Hände, atmete schneller. Sie schrie nicht nach den Wachen oder nach ihren Frauen. Sie ging auf ihn zu, wenn auch zögernd, und streckte schließlich eine zitternde Hand aus.

»Ich träume«, sagte sie leise in der Menschensprache. »Du kannst nicht echt sein.«

Freude erfüllte Dagnarus' Herz. Er kam auf die Beine und griff nach ihrer Hand. Bei seiner Berührung keuchte sie erschrocken auf und wich zurück, versuchte, sich loszureißen. Er hielt sie auf, umfing ihre weiche, schlanke Hand.

»Ich bin echt, Valura. Meine Liebe zu dir ist echt. So echt wie deine Liebe zu mir.«

»Ich liebe dich nicht!«, rief sie und wandte den Kopf von ihm ab.

»Ist das die Wahrheit?«, fragte er und legte sein ganzes Herz in diese Worte. Er ließ ihre Hand wieder los. »Sag mir, dass du mich nicht liebst. Sieh mich an und sprich diese Worte, und ich werde gehen und dich nie wieder behelligen.«

Die Dame blieb lange schweigend stehen, und ihr Schweigen schien vom Anbeginn der Zeit her zu kommen. Er wartete geduldig – er, der noch nie in seinem Leben Geduld für irgendetwas aufgebracht hatte. Aber er wollte diese Frau mehr als alles andere zuvor in seinem Leben.

Endlich hob sie den Kopf. Ihr Gesicht im Mondlicht war bleich, ihre Augen dunkel und schimmernd wie das Wasser der stillen Teiche, ihre Lippen so hell, dass sie beinahe nicht zu sehen waren. »Zu meiner Schande liebe ich dich, Dagnarus«, sagte sie, und eine Träne lief ihr über die Wange.

Sie geleitete ihn zu ihrem Bett, das sich in einem üppig geschmückten Zimmer in unmittelbarer Nähe des Innenhofes befand.

»Was ist mit den Wachen? Den Dienern?«, flüsterte er atemlos.

»Ich habe die Diener weggeschickt. Sie werden uns nicht stören. Du musst allerdings vor dem Morgengrauen wieder gehen.«

Er zog sich aus. Sie rieb seine nackte Haut mit duftendem Öl ein, ein elfisches Ritual, das seine Begierde zu brennendem Schmerz steigerte, einem Schmerz, der gelindert und dann wieder hervorgerufen und abermals gelindert wurde.

Danach lag er in ihren Armen, den Kopf an ihrer Brust, und streichelte ihre Haut, aber weniger, um erneute Begierde zu entfachen, sondern um der Erinnerung willen. Sie fuhr ihm mit den Fingern durchs Haar und küsste seine Stirn und seine Lider und erschauerte unter seiner Berührung.

»Es ist beinahe Morgen, Geliebter«, sagte sie. »Die Diener werden bald hier sein, um mich anzukleiden. Du musst gehen, und zwar schnell.«

»Nein«, erwiderte er ruhig, »das werde ich nicht tun.«

»Wie bitte?« Sie erbleichte. »Was tust du mir an? Das wird mein Tod sein!«

»Ich werde gehen, aber nur unter einer Bedingung – dass du noch heute an den Hof zurückkehrst.«

»Nein!« Valura schüttelte den Kopf. Ihr langes schwarzes Haar hing ihr über die nackten Brüste, die er jetzt streichelte. Sie seufzte und griff nach seinen Händen, küsste seine Finger. »Nein.

Verlange das nicht von mir. Wie könnte ich es ertragen, dich jeden Tag zu sehen und doch nicht mit dir zusammen sein zu können? Wie könnte ich die Berührung meines Mannes ertragen?« Sie erbebte. »Nein, das wäre Folter. Ich sollte lieber hier bleiben. Ich habe immerhin eine einzige Nacht unendlicher Freude erlebt. Das wird mir genügen.«

»Aber mir nicht«, entgegnete Dagnarus und schob ihr Haar sanft beiseite, sodass sie sich nicht hinter diesem duftenden Vorhang verbergen konnte. »Ich möchte dich jeden Tag sehen. Ich will deine Stimme hören, dich berühren, dich lieben. Es gibt Geheimgänge im Palast, Orte, an denen wir uns treffen und tun können, was wir wollen. Dein Mann wird es nie erfahren. Niemand wird es je erfahren.«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Also gut«, meinte Dagnarus barsch. »Dann sollen deine Diener mich eben finden. Lass deine Wachen kommen und mich töten. Wenn ich ohne dich leben soll, will ich nicht mehr leben.«

»Bei den Göttern, ich fürchte, du meinst es ernst«, flüsterte sie und betrachtete ihn staunend. Sie kämpfte einen Augenblick lang mit sich selbst, aber ihre Leidenschaft stand seiner in nichts nach. »Also gut«, sagte sie schließlich und senkte den Blick. »Ich werde noch heute an den Hof zurückkehren.«

»Dann werden wir noch heute Abend wieder zusammen sein!«, erklärte er und küsste sie.

Mit sanftem Tadel schob sie ihn von sich. »Geh nun, Liebster. Schnell.«

»Aber wie soll ich zurückfinden?«, fragte er, während er sich anzog. Er hatte ganz vergessen, dass er noch den Garten durchqueren musste.

»Folge den Steinen, die mit einer Rose gezeichnet sind. Sie werden dich ein paar Stufen hinunter und zu einem Tunnel leiten, der dich unter der Palisade hindurch bis ins Bootshaus führt. Hier hast du den Schlüssel für die Tür. Öffne sie, verlasse das Bootshaus, und du hast die Palisade hinter dir. Lebe wohl, mein Liebster.«

»Bis heute Abend«, sagte er, küsste sie ein weiteres Mal, und als er schließlich bemerkte, dass der Himmel im Osten tatsächlich schon heller wurde, verließ er sie.

Die Rosensteine waren leicht zu finden und führten ihn direkt zu der versprochenen Treppe. Er betrat den Tunnel, der kühl und feucht war, und kam zur Tür des Bootshauses. Er steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür vorsichtig, damit sie nicht knarrte. Aus der Sicherheit des Bootshauses heraus beobachtete er, wie die Wachen ihre Runde machten, und als sie weit genug entfernt waren, schlenderte er lässig nach draußen und kehrte durch den Wald zu seinem Pferd zurück.

Valura legte sich wieder ins Bett, nachdem ihr Geliebter gegangen war, und in Gedanken begleitete sie jeden seiner Schritte durch den Garten. Sie zuckte erschrocken zusammen, als sie glaubte, das Knarren der Bootshaustür in ihren rostigen Angeln gehört zu haben. Dann wurde ihr klar, dass ihr ihre Fantasie einen Streich gespielt hatte und sie es aus dieser Entfernung unmöglich gehört haben konnte. Angespannt wartete sie darauf, dass die Wachen Dagnarus entdeckten, aber in Haus und Garten blieb es still. Die Hufe seines Pferdes

dröhnten in ihrem Blut, und dann wusste sie, dass er in Sicherheit war.

Sie kuschelte sich in ihr Federbett und wickelte die Decken fest um sich. Sein Geruch hing noch am Bettzeug, am Kissen. Sie umklammerte das Kissen, atmete seinen Duft ein, und die Erinnerung an die vergangenen Stunden bereitete ihr einen angenehmen Schmerz.

Eine der Dienerinnen kam herein, weil sie vorhatte, die Vorhänge zu öffnen und die Sonne hereinzulassen.

»Lass mich allein«, befahl Valura leise. »Es geht mir nicht gut. Sag auch den anderen, sie sollen sich fern halten.«

Die Dienerin verbeugte sich erschrocken und huschte hinaus.

»Was soll ich nur tun?«, fragte Valura die Schatten.

Sie wusste genau, was sie tun sollte. Sie sollte dieses Haus verlassen, sollte Vinnengael verlassen und ins Haus ihres Mannes zurückkehren, in ihr eigenes Land, zu ihrem eigenen Volk. Sie schloss die Augen und stellte sich dieses Haus vor: die Zimmer sauber und leer, ohne irgendwelche Gegenstände, die zu viel Platz einnahmen; die Gärten gut geplant, wohl gepflegt, ordentlich und sauber; die Windglockenspiele, die gedämpft wurden, wenn der Wind zu heftig wehte, da ihr Klang sonst zu unangenehm würde. Valura krümmte sich in das Kissen, zog sich in sich zurück wie ein Tier, das der Schlinge entkommen ist. Sie konnte nicht zurückkehren. Wenn sie das tat, würde sie sterben.

Sie war eines von fünf Kindern, das mittlere, einsame. Die beiden älteren waren Brüder, viel älter als sie und gute Freunde. Die jüngeren waren Schwestern, viel jünger und einander vollkommen ergeben, gehätschelt und verwöhnt von ihren Eltern. Das Einzige, was die Eltern an Valura schätzten, war ihre bemerkenswerte Schönheit, und auch dabei hatten sie wie bei einer guten Kuh nur daran gedacht, welchen Preis sie wohl auf dem Markt bringen würde.

Valura kam aus einem adligen, aber verarmten Haus – eine unheilvolle Kombination, die viel mit schlechter Verwaltung und falschen Allianzen zu tun hatte. Eine weniger adlige Familie hätte arbeiten können, um ihr Leben zu fristen. Sie wären nicht mit Verpflichtungen jenen gegenüber belastet gewesen, die über und unter ihnen standen – teuren Verpflichtungen.

Selbst die Götter hatten sie verlassen, denn den Beratenden Ahnen hatten die Fehler seines Schwiegersohns so sehr verärgert, dass er dem Haus seiner Tochter den Rücken gekehrt hatte, und nichts, was irgendwer tat oder sagte, konnte ihn zu einer Rückkehr bewegen. Unter diesen Umständen konnte man den von Sorgen gebeutelten Eltern vielleicht sogar verzeihen, dass sie ungeduldig darauf warteten, dass ihre Kinder aufwuchsen und halfen, ihre Last zu tragen. Valuras Brüder sollten mit Hilfe ihrer Schwester Wohlstand erlangen. Valura sollte dasselbe mit ihrem Gesicht und ihrem Körper erreichen.

An dem Tag, an dem sie nach elfischem Brauch zur Frau geworden war, hatte man Valura mit Lord Balor Mabreton verheiratet. Sein Haus war ein relativ junges Haus mit gewaltigem Reichtum, das nach Achtung und adligem Blut für seine Abkömmlinge trachtete. Valura war genau die richtige Antwort auf seine Gebete. Was die Nachkommenschaft anging, wurde der Lord allerdings enttäuscht. Valura hatte nicht vor, Kinder zu bekommen. Eine Schwangerschaft mit all der Übelkeit und dem grotesken Anschwellen des Körpers, eine Geburt mit all den Schmerzen waren für sie einfach nur abschreckend.

Sie kannte sich genügend mit Kräutern aus, um zu wissen, wie sie einem solchen Schicksal entgehen konnte, und dies hatte sie während ihrer ersten Ehe dreimal getan. Wenn man sie dabei erwischt hätte, hätte ihr Mann sie nach elfischem Recht töten dürfen. Zum Glück war der erste Lord Mabreton

so dumm gewesen, dass er nie daran gedacht hatte, die angebliche Unfruchtbarkeit seiner Frau in Frage zu stellen.

Erdrückt von den Zwängen der elfischen Gesellschaft, von den strengen Pflichten – Pflichten gegenüber der Familie, dem Ehemann, den Ahnen, den Armen, den Reichen, dem Göttlichen und dem Schild des Göttlichen, sah Valura ihre Jahre vorüberziehen wie eine Gefangene. Wohin sie sich auch wandte, fand sie sich einer Mauer gegenüber.

Sie hatte nicht mit ihrem ersten Mann nach Vinnengael ziehen wollen, wenn auch aus anderen Gründen als denen, die sie nannte. Sie mochte die Menschen nicht, das entsprach der Wahrheit. Sie fand sie primitiv und laut, gewalttätig und unbeständig. Und aus denselben Gründen, aus denen sie ihr so zuwider waren, beneidete und bewunderte sie sie auch. Daher isolierte sie sich von ihnen, damit sie sie nicht mit der doppelten Krankheit von Freiheit und Unabhängigkeit anstecken konnten.

Valura hatte nur einmal in ihrem Leben ihre Zellentür offen gesehen, und zwar nach dem überraschenden Tod des ersten Lord Mabreton. Sie wusste genau, dass man ihn umgebracht hatte; der Schild des Göttlichen hatte es ihr so gut wie gestanden, um zu vermeiden, dass sie Ärger machte. Sie hatte nicht vorgehabt, Ärger zu machen. Sie wäre auf die Knie gesunken und hätte den Mörder gesegnet, hätte sie nur gewusst, wer es gewesen war. Ihre Zellentür stand plötzlich offen, sie spürte das Sonnenlicht warm auf dem Gesicht, und dann fiel die Tür wieder zu, und sie saß abermals in der Falle.

Der jüngere Lord Mabreton hatte sich dazu entschlossen, sie zur Frau zu nehmen.

Wenn sie ihn zuerst gekannt und ihn anstelle seines älteren Bruders geheiratet hätte, dann hätte sie ihn vielleicht lieben gelernt. Dalor war ein sanftmütiger, freundlicher Mann. Er zwang ihr seine Aufmerksamkeit niemals auf, wie es ihr erster

Mann getan hatte. Aber Valura hatte entdeckt, dass sie das Leben in ihrer Gefängniszelle nur ertragen konnte, wenn sie sicher war, dass auch niemand hereinkommen konnte, so lange sie drinnen war. Ihr Mann war ein guter Mann, der sie liebte und sich ununterbrochen anstrengte, ihr eine Freude zu machen, und er tat ihr manchmal Leid. Mitleid war allerdings das einzige Gefühl, das sie für ihn aufbringen konnte.

Wieder einmal hatte man sie dazu gezwungen, unter Menschen zu leben. Diesmal hatte sie sich nicht zurückziehen können. Ihr Gemahl hätte ihr vielleicht erlaubt, im Haus am Fluss zu bleiben, aber der Schild hatte ihr befohlen, der Königin als Hofdame zu dienen – eine unangenehme Aufgabe. Valura hasste die Menschenfrauen inbrünstig und wünschte sich ebenso inbrünstig, so zu sein wie sie. Dieser Widerspruch ließ ihre Seele zu einem Vogel werden, der ununterbrochen mit den Flügeln gegen die Käfiggitter schlug. Bald schon drohte diesem Vogel der Tod.

Und dann hatte Dagnarus die Hand ausgestreckt und die Tür geöffnet. Der Vogel war frei, und er war direkt zu ihm geflogen.

Sie hatte seit ihrer Rückkehr nach Vinnengael schon viel von dem jungen Prinzen gehört. Die Damen bei Hof sprachen ununterbrochen von ihm, unterhielten sich laut über sein gutes Aussehen, seine königliche Haltung, seine geschmackvolle Kleidung. Sie sprachen flüsternd über seine angeblichen Affären, gaben sich schockiert und behaupteten, sie würden so etwas niemals mit sich machen lassen, aber sie schmachteten, sobald er auch nur in Sicht kam.

Valura interessierte das alles nicht. Er war ein Mann, und Männer waren heißer Atem, ungeschicktes Gefummel im Dunkeln und Schmerz. Und dann bestand immer die Möglichkeit, dass die Saat in ihr keimte und zu einem weiteren Geschöpf heranwuchs, das ebenso elend war wie sie.

Sie schloss die Augen und träumte sich zu dem Bankett zurück. Das Erste, was sie von ihm bemerkt hatte, war seine Stimme gewesen, wohlklingend und tief und nicht heiser wie die der meisten Menschen. Seine Hände, sie erinnerte sich an seine Hände – sauber und wohlgepflegt, mit langen, schlanken Fingern und abgerundeten Fingerspitzen. Starke Hände, nicht weich, sondern schwielig vom Schwert. Und in diesen Händen ihr Geschenk.

Sie griff nach dem Anhänger, den sie um den Hals trug. Niemand hatte ihr je ein solches Geschenk gegeben, ein Geschenk für sie allein, eines, das sie nicht mit ihrer Familie teilen musste. Als sie den Blick von dem Geschenk zum Schenkenden erhoben hatte, hatte sie Dagnarus zum ersten Mal gesehen. Sie hatte die Bewunderung in seinem Blick bemerkt, aber Männer hatten sie schon oft bewundert, und das berührte sie nicht. Aber als er ihr den Anhänger umgehängt hatte, als seine Hand ihre Wange streifte, hatte sie gesehen, wie die Bewunderung der Liebe und der Sehnsucht wich, und sie hatte ebensolche Sehnsucht empfunden, eine Sehnsucht, eine Begierde, die sie überrascht und verängstigt hatte.

Als sie in jener Nacht wach gelegen hatte, hatte sie sich vorgestellt, wie sich seine Hände auf ihrem Körper anfühlen würden. Sie hatte sich seinen Atem auf ihren Lippen vorgestellt, und der Gedanke hatte sie erregt. Schande, Vernichtung, Schmerz, nicht nur für sich selbst, sondern für ihre ganze Familie – dies waren die Strafen für verbotene Liebe. Sie zwang sich in dieser Nacht dazu, an alles zu denken, was geschehen könnte, aber zu ihrem Entsetzen schreckten sie diese Gedanken nicht ab, sondern ließen ihre Leidenschaft nur noch intensiver werden. Valura war geflohen, weil sie glaubte, dass dies der Sache ein Ende machen würde. Sie ging davon aus, dass Dagnarus beleidigt wäre, das Interesse an ihr verlieren und sie vergessen würde.

Aber selbst weit von ihm entfernt, eingeschlossen in ihrem einsamen, gut beschützten und bewachten Haus, hatte sie die Liebe zu ihm aufgewühlt. Sie hatte nicht schlafen können, war in den Garten geflohen, damit der Herbstwind ihren fiebernden Körper kühlte. Sie hatte sich zur Vernunft bringen, hatte die Tür zu ihrer Zelle wieder zuwerfen und sie geschlossen lassen wollen, obwohl das Schloss zerbrochen war.

Und dann war er dort gewesen, die Verkörperung ihrer Träume und Sehnsüchte, hatte vor ihr gekniet, mutig und zärtlich, waghalsig und demütig, und ihr die Wahl, die Entscheidung überlassen.

Sie lächelte, küsste den Anhänger und ergab sich den Erinnerungen an die Ekstase. Sie würde nach Vinnengael zurückkehren. Sie würde ihre Zelle verlassen und keinen Blick zurückwerfen.

An diesem Abend half Silwyth dem Prinzen, sich zum Abendessen anzukleiden. Dagnarus hatte die Adligen, die ihm üblicherweise aufwarteten, entlassen, sie darum gebeten, auf seine Gesundheit zu trinken, und ihnen zu diesem Zweck eine größere Summe übergeben. Er war in bester Laune und behauptete, sein Jagdausflug sei ausgesprochen angenehm verlaufen. Die Adligen gehorchten ihm nur zu gern.

»Euer Hoheit«, sagte Silwyth, »ich dachte, Ihr möchtet vielleicht wissen, dass Lady Mabreton an den Hof zurückgekehrt ist.«

Dagnarus' Augen blitzten; seine Hände zitterten ein wenig, als er sich die Weste zuschnürte. »Das sind hervorragende Neuigkeiten, Silwyth. Danke. Kennst du vielleicht jemanden, dem man einen kleinen Brief an die Dame anvertrauen könnte? So dass niemand die Übergabe bemerkt?«

»Ich glaube, ich kenne eine geeignete Person, Euer Hoheit«, antwortete Silwyth mit ungerührter Miene.

»Gut. Hier ist der Brief. Ach, und Silwyth, streue heute Abend ein paar Rosenblätter auf mein Bett. Und sorge dafür, dass ich nicht gestört werde.«

Die dunkle Flut

Der Herbst war ungewöhnlich warm gewesen, aber dann schlug das Wetter scheinbar innerhalb von Augenblicken um, und schreckliche Unwetter brachen los. Riesige schwarze Wolkenbänke verdunkelten die Sonne. Laub, das die Straße entlanggeweht worden war, wurde plötzlich in einem Wirbel in die Luft gerissen, herumgefegt und in die Gegenrichtung geschleudert. Dann wurde der Wind noch stärker. Regentropfen fielen wie Wurfdolche, und Graupel prasselte auf die Holzschindeldächer.

Die Orks, die die Vorzeichen des vergangenen Abends gelesen hatten – ganze Schwärme von Seevögeln, die landeinwärts flogen –, wagten sich während des gesamten Tages nicht aufs Wasser. Die Menschen hatten darüber nur gewitzelt und den klaren, sonnigen Nachmittag genutzt, um ihr Glück zu versuchen, und sich dann in großer Gefahr befunden, als plötzlich ein Sturm aufkam, das Wasser hoch aufpeitschte, Segel zerriss und Masten brach.

»Du willst doch sicher an einem so schrecklichen Abend wie heute nicht noch nach draußen?« Eine Tempelschülerin war stehen geblieben und sah zu, wie Gareth sich fest in seinen Umhang wickelte und die Kapuze überzog.

»Es geht leider nicht anders«, erwiderte Gareth und kämpfte mit dem Verschluss der Nadel, die den Umhang schloss. »Die Kranken, um die ich mich kümmere, werden nicht gesund, nur weil das Wetter schlechter geworden ist.«

»Wie sehr du dich aufopferst!«, sagte die junge Frau und betrachtete ihn mit einem Interesse, das sie zuvor nie an den Tag gelegt hatte, obwohl sie seit ihrem zwölften Lebensjahr in

derselben Klasse wie Gareth gesessen hatte. »Warte, ich helfe dir mit dem Verschluss.«

Gareth gestattete ihr, ihm die Nadel abzunehmen, und sie steckte die Spitze durch den dicken Stoff des schweren Wollumhangs und schloss die Nadel. Mit ihren braunen Augen und rosigen Wangen war die junge Frau recht anziehend. Sie zupfte Gareths Umhang und die Kapuze zurecht.

»Du wirst vollkommen durchgefroren sein, wenn du zurückkommst«, fuhr sie fort. »Ich werde ohnehin bis spät in die Nacht arbeiten müssen. Oft mache ich mir dann noch einen Glühwein, so gegen Mitternacht. Ich könnte genug für zwei machen, wenn du bis dahin wieder da bist.«

Ein Teil von Gareth hätte nur zu gerne ja, danke, gesagt und sich bei ihr eingeladen, um den Wein von diesen einladenden Lippen zu trinken. Und was dann? Sie würde ihr Gewand ausziehen, und er das seine. Dann würde sie sehen, dass er mit eiternden Geschwüren bedeckt war…

»Tut mir Leid«, sagte er verwirrt – er hatte sich nie so recht ans Lügen gewöhnen können –, »aber ich weiß nicht, wann ich zurückkommen werde. Ich danke dir für deine Freundlichkeit, aber es ist wirklich unmöglich…«

Sie war schon weitergegangen und machte sich nicht die Mühe, seiner gestammelten Begründung zuzuhören. Gareth seufzte und ging seiner Wege.

Der Pförtner, der ihn hinausließ, musste sich gegen die Tür werfen, um sie öffnen zu können, weil der eisige Wind von draußen dagegen drückte. Er starrte Gareth an, wie man einen Verrückten anstarrt, der schwatzend und tanzend durch die Straßen taumelt.

Draußen drang der Wind mit solcher Heftigkeit auf Gareth ein, dass er sich zunächst nicht einmal bewegen konnte. Schließlich senkte er den Kopf, warf sich dem Sturm entgegen und stieg vorsichtig die Tempeltreppe hinab, die von Graupel

und Regen rutschig war. Er hatte beinahe das Treppenende erreicht, als er mit jemandem zusammenstieß, der aus der Gegenrichtung kam.

Beide streckten die Hände aus, um den anderen zu stützen.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte Gareth, der über den Zusammenstoß erschrocken war. »Ich hoffe, ich habe Euch nicht – «

»Gareth!« Der Mann sah Gareth forschend an, konnte ihn aber wegen der Dunkelheit und des Sturms nicht genau sehen. »Ich erkenne deine Stimme. Ja« – der Mann packte Gareth und drehte ihn so herum, dass der Lichtschein einer Fackel, die in dem peitschenden Regen zischte und spuckte, auf sein Gesicht fiel –, »ja, du bist es.«

»Meister E-Evaristo«, stotterte Gareth.

»Genau der Mann, den ich sehen wollte.« Evaristo musste schreien, um sich über den tosenden Wind hinweg verständlich machen zu können. »Seit zwei Tagen habe ich versucht, dich zu erreichen. Hast du denn meine Nachrichten nicht erhalten? Man sollte meinen, du legst es absichtlich darauf an, mir aus dem Weg zu gehen.«

Gareth, der genau das getan hatte, versuchte zu fliehen. »Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen würdet, Meister, ich werde gebraucht – «

»Nein«, erwiderte Evaristo und hielt Gareth mit festem Griff. »Jetzt habe ich dich, und ich werde dich nicht mehr loslassen. Komm wieder herein. Was ich zu sagen habe, dauert nur einen Augenblick, und dann kannst du dich wieder auf den Weg machen, obwohl die Götter allein wissen mögen, was dich an einem solchen Abend nach draußen treibt.«

Jetzt noch zu fliehen, hätte zu viel Misstrauen erregt. Gareth blieb nichts weiter übrig, als seinem ehemaligen Lehrer wieder in den Tempel zu folgen. Der Pförtner, der abermals dazu gezwungen war, mit der Tür zu ringen und sich den Elementen

auszusetzen, empfing die beiden mit ungnädigen Blicken und Gemurmel.

Evaristo schob Gareth in eine ruhige Nische, dann zog er erst einmal seinen klatschnassen Umhang aus. Gareth hingegen schlang sein Wolltuch fester um sich und sorgte dafür, dass sein Gesicht im Schatten der Kapuze blieb. Inzwischen war ein Abszess auch bis zu seinem Gesicht vorgedrungen. Seine Mitschüler hielten es für einen entzündeten Pickel, aber Gareth fürchtete, dass Evaristo die Wahrheit erraten könnte.

»Was treibt dich an einem solchen Abend noch nach draußen?«, fragte Evaristo vergnügt.

Er hatte sich in den vergangenen acht Jahren wenig verändert, war vielleicht nur ein wenig rundlicher und gemütlicher geworden. Er war ein zufriedener Mann, ein glücklicher Ehemann und Familienvater, und sehr erfreut über seinen weiteren Aufstieg in den Rängen der Magier. Er leitete nun eine Schule für die Söhne reicher Kaufleute, und es ging ihm dabei ausgesprochen gut.

Gareth hatte seine Lüge bei der Hand und wiederholte sie, aber er konnte nicht umhin, sich daran zu erinnern, dass Evaristo in Gareths Kindertagen immer hatte unterscheiden können, ob der Prügelknabe ihm auszuweichen versuchte oder die Wahrheit sprach.

»Ich versuche, der Anforderung nachzukommen, wohltätige Arbeit zu leisten… ich kümmere mich um Kranke… Bettlägerige… koche für sie…«

»Das schwere Leben eines Novizen«, meinte Evaristo lächelnd. »Wie gut ich mich daran erinnern kann! Ich werde dich auch nicht lange von deinen Kochtöpfen fern halten.« Er warf Gareth einen forschenden Blick zu, versuchte, im Schatten etwas zu erkennen. »Wie geht es dir? Du siehst blass aus, als wärest du selbst krank gewesen.«

»Ich bin bei bester Gesundheit«, erwiderte Gareth und zog sich tiefer in den Schatten zurück. »Wie Ihr schon sagtet, die Prüfungen, die ein Novize über sich ergehen lassen muss…«

»Studieren bis in die Nacht hinein. Du brauchst mehr Bewegung an der frischen Luft, und du musst mehr essen. Du bist viel zu dünn.«

»Meister…«, begann Gareth mit einem Hauch von Ungeduld.

»Ich weiß. Du musst weg. Gareth.« Evaristo wurde plötzlich sehr ernst. Er sah sich unruhig um, um sich zu vergewissern, dass sie allein waren, dann beugte er sich verschwörerisch zu Gareth. »Gareth, was höre ich da? Prinz Dagnarus soll als zukünftiger Paladin nominiert werden?«

Gareth wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte. Am liebsten hätte er so getan, als hätte er nicht die geringste Ahnung. Diesen Gedanken verwarf er aber wieder. Evaristo wusste, wie nahe sich die beiden jungen Männer standen. Er hätte ihm nie abgenommen, dass Dagnarus seinem Freund etwas so Wichtiges vorenthielt.

»Ich weiß, dass Dagnarus seinen Vater um die Nominierung gebeten hat«, sagte er schließlich vorsichtig. »Ich hatte nicht gehört, dass Seine Majestät zugestimmt hat.«

»Seine Majestät hat zugestimmt«, erwiderte Evaristo grimmig. »Seine Hoheit, der Kronprinz, hat sich allerdings vehement dagegen ausgesprochen. Die beiden haben sich gestritten… Der erste Streit, den es je zwischen dem König und seinem älteren Sohn gab. Das ist sehr schlimm, Gareth.« Evaristo schüttelte feierlich den Kopf. »Wirklich sehr schlimm.«

»Es tut mir Leid, von dieser Meinungsverschiedenheit zu hören«, sagte Gareth, und zumindest das entsprach der Wahrheit. »Wie Ihr wisst, hege ich größte Hochachtung für Seine Majestät und große Zuneigung zu seinem Sohn. Zu

seinen *beiden* Söhnen«, verbesserte er sich. »Aber ich verstehe nicht…«

»Du musst Prinz Dagnarus von diesem Kurs abbringen«, drängte Evaristo. Draußen heulte der Wind, und der Regen warf sich gegen die Butzenscheiben, als wollte auch er drinnen im Warmen sein. »Daraus kann nichts Gutes entstehen. Dagnarus hat bereits einen Keil zwischen den König und den Kronprinzen getrieben. Diese Kluft wird weiter aufreißen. Die Paladine selbst werden sich in Gruppierungen aufspalten, und das wird nur noch komplizierter durch die Tatsache, dass nun auch die elfischen, orkischen und zwergischen Paladine beteiligt sind. Man muss das Dagnarus begreiflich machen, damit er von seinem Ansinnen ablässt!«

»Meister«, erklärte Gareth mit ausgesprochenem Unbehagen, »ich weiß nicht, warum Ihr mir das sagt.«

»Weil du der Einzige bist, der Einfluss auf Dagnarus hat.«

»Wohl kaum«, meinte Gareth mit einem bedauernden Lächeln.

»Du hast wirklich Einfluss auf ihn, Gareth, selbst wenn du das nicht glauben willst. Du kennst die Rituale, du hast dich während deiner Studien damit befasst. Du weißt, dass er die Prüfungen niemals bestehen wird.«

»Dann gibt es doch kein Problem«, unterbrach Gareth ihn. »Er wird versagen, und der Rat der Paladine wird ihn nicht für die Verwandlung empfehlen.«

»Es wird vielleicht nicht ganz so einfach«, meinte Evaristo missmutig. »Wir wissen beide, dass ein Kandidat sämtliche Prüfungen bestehen kann und am Ende doch nicht empfohlen wird. Daher ist es sicher auch möglich, dass ein Kandidat versagt und trotzdem empfohlen wird. Zugegeben, es hat noch kein Kandidat in der Geschichte der Paladine die Prüfungen nicht bestanden und wurde dennoch nominiert, aber Dagnarus

hat wichtige Förderer, insbesondere den Schild des Göttlichen und Dunner von den Pferdelosen.«

»Seid Ihr so sicher, dass Dagnarus versagen wird?«, wollte Gareth wissen.

»Du etwa nicht, Gareth?«

Darauf konnte Gareth keine verlogene Antwort geben, zumal er bereits dasselbe zu Dagnarus gesagt hatte.

»Wenn er sich tatsächlich der Verwandlung unterzieht, wird ihn das vielleicht das Leben kosten«, fuhr Evaristo fort. »Es ist schon einmal ein Paladin dabei umgekommen. Dieser Tod hat dazu geführt, dass die Menschen sich fragten, ob man den Orden der Paladine überhaupt beibehalten oder lieber verbieten sollte. Sollte der Prinz umkommen – er ist immerhin ungemein beliebt beim Volk –, sollte er umkommen, dann würde sein Tod zu einem so heftigen Aufschrei führen, dass der Orden der Paladine es vielleicht nicht überleben wird.«

»Es tut mir Leid«, erwiderte Gareth widerstrebend. »Aber in dieser Angelegenheit bin ich anderer Ansicht als Ihr. Ich glaube« – die Götter mögen mir helfen, dachte er –, »dass Dagnarus ein hervorragender Kandidat ist.«

»Das meinst du doch nicht ernst, Gareth!« Evaristo sah ihn traurig an. »Ich sehe es dir an. Du konntest mich noch nie belügen.«

Aber ich lüge, Meister, dachte Gareth bei sich. Ich lebe eine Lüge. Das habe ich getan, seit Dagnarus mir befohlen hat, in die Leere zu schauen.

Gareth hatte nichts zu erwidern, und da er keinen Sinn darin sah, ein solch unbefriedigendes Gespräch fortzusetzen, entschuldigte er sich und ging. Evaristo blieb in der Nische stehen und starrte ihm enttäuscht und wütend hinterher.

Gareth ging erleichtert wieder nach draußen ins Unwetter und ertrug klaglos den vorwurfsvollen Blick des Pförtners, als der Mann sich abermals dazu gezwungen sah, das Tor zu öffnen.

Das wilde Ungestüm der Natur passte gut zum Zustand seiner Seele. Er verließ den Tempel und seine Umgebung, ging durch das Magiertor, schlitterte über die Steinbrücke und hielt sich dabei gut an dem Geländer fest, das Fußgänger davor bewahrte, in den Abgrund zu stürzen.

Er betrat das Botschafterviertel, wo die Botschafter der anderen Völker ihre Herrenhäuser hatten. In dieser Nacht waren hier nur die Stadtwachen unterwegs, die ihre Runden machten. Sie marschierten vorbei, die Köpfe wegen des Regens, der ihnen über die Gesichter lief, gebeugt und mit vor Kälte bläulich verfärbten Lippen. Sie warfen Gareth neugierige Blicke zu, aber da sie sahen, dass er ein Magus war, nahmen sie an, dass er etwas Dringendes zu erledigen hatte, was immer es auch sein mochte, und behelligten ihn nicht.

Gareth verließ das Botschafterviertel und ging die lang gezogene Felstreppe hinunter, die auf die Ebene der Gildenhalle führte. Die Treppe war nass und glitschig vor Graupel, und es war nicht ungefährlich, um diese Zeit hier hinabzusteigen. Gareth zögerte, vom heulenden Wind gegen den Felsen gedrückt, und spielte schon mit dem Gedanken, umzukehren und in die warme Zuflucht des Tempels zurückzukehren. Er erschauerte, sein wollener Umhang war klatschnass und halb gefroren, aber er erkannte, dass er schon zu weit gegangen war, um noch aufgeben zu können. Es hatte ihn Monate der Arbeit und Opfer gekostet, dieses Ziel zu erreichen. Wenn man von ihm behaupten konnte, dass schon Wind und Regen genügten, um dafür zu sorgen, dass er sich in der Wärme und der Sicherheit des Tempels einschloss, dann konnte er auch gleich alle Hoffnung auf Erfolg fahren lassen. Es entging ihm nicht, wie symbolträchtig dieser Weg im Unwetter war. Er ging weiter und bewegte sich mit äußerster Vorsicht.

Er hatte noch eine weitere Ebene zu erreichen, aber die Treppe, die von der Gildenhalle zum Brauereiviertel führte, war nicht so steil, da sie keinerlei Verteidigungszwecken dienen sollte, sondern nur dem Verkehr. Das Königliche Brauhaus, das am Ende der Straße stand, war hell erleuchtet; es würde mehr als einen Sturm brauchen, um die Stammgäste fern zu halten. Gareth allerdings wandte Wärme und Leben den Rücken zu und ging weiter in die Dunkelheit hinein, sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinn.

Der metallische Geruch nach Blut, gemischt mit dem von Tieren und Mist, hing in der Luft. Nicht einmal ein solch heftiger Regen konnte ihn wegwaschen. Gareth hatte das Metzgerviertel erreicht, einen angemessenen Wohnort für einen, der sich mit Todesmagie beschäftigte. Gareth konnte das Muhen von Rindern und das Blöken von Schafen hören, die auf die Axt des Metzgers warteten. Er wandte sich der Südstraße zu.

Verkaufsbuden, deren Läden für die Nacht verschlossen und verriegelt waren, säumten die Straße. Am Morgen würde hier frisches Fleisch auf den Theken liegen, Hühner würden an Haken hängen, Hunde überall umherstreifen, und über allem würde eine dicke Wolke von Fliegen hängen. Gareth bog von der Hauptstraße ab in eine kleine Gasse, die bei den Einheimischen als Blutgasse bekannt war, denn wenn es regnete, wurde das Blut aus den Metzgereien diese Gasse entlanggewaschen und lief an ihrem Ende in einen Abflussgraben.

Gareth war sehr wachsam, als er über die vereisten, nassen Pflastersteine schlitterte. Dieser Teil von Vinnengael war bekannt für seine Straßenräuber, Taschendiebe und Schläger. Man kannte Gareth hier vom Sehen; der Mann, den er aufsuchen wollte, wohnte schon lange hier, und daher war der junge Magus bis zu einem bestimmten Grad in Sicherheit.

Aber es war nicht auszuschließen, dass ein Neuankömmling sich noch nicht mit den hiesigen Gepflogenheiten auskannte und beschloss, ihn zu überfallen.

Selbst bei Tag war diese Gasse dunkel. Nachts und bei einem solchen Unwetter war sie so finster, dass Gareth die Schulter an die Hauswände drückte und sich den Weg ertastete. Zum Glück kannte er sich aus. Beinahe am Ende der Gasse angelangt, blieb er stehen und klopfte dreimal an eine Tür, und dann noch dreimal. Eine Stimme rief ihn ins Haus. Die Tür war nicht verschlossen. Im Haus gab es nichts Stehlenswertes – jedenfalls nichts, was einen gewöhnlichen Dieb angezogen hätte. Die Schätze, die hier zu holen waren, würden nur für einen Eingeweihten nützlich sein.

Gareth schob die Tür auf und schloss sie rasch wieder hinter sich. Dennoch wehte ein Graupelschauer herein, und er musste sich gegen die Tür lehnen, um sie schließen zu können.

Es war warm hier drinnen, sogar ein wenig zu warm. In der Feuerstelle flackerte ein helles Feuer. Es roch nach Haferbrei und nach Luft, die schon zu oft eingeatmet worden war. Dazu kam nun noch der Geruch nach nassen Schafen, der Gareths in der Hitze des Feuers dampfendem Umhang entströmte, nachdem er ihn nahe am Kamin aufgehängt hatte. Und unter all dem war der faulige Geruch des Alters, des nahen Todes, deutlich wahrnehmbar.

»Du bist also doch gekommen«, erklang eine Stimme, die kaum mehr als ein Krächzen war, unter einem Berg von Bettzeug hervor.

»Selbstverständlich«, sagte Gareth sanft und beugte sich über das Bett. »Wie geht es Euch?«

»Wie sollte es mir schon gehen? Ich langweile mich. Ich bin müde. Ich habe Schmerzen. Diese elenden Geschwüre lassen mir keine Ruhe. Aber ich denke, heute Abend ist meine Zeit gekommen. Es sollte mir gefallen, wenn sich meine Seele mit

der Dunkelheit und dem Sturm verbindet und auf diesem tosenden Wind davongetragen wird.«

Gareth nickte. Er widersprach nicht, versuchte erst gar keinen verlogenen Trost. Der Mann dort im Bett wollte sterben. Er wartete auf den Tod, hatte seit Wochen darauf gewartet. Hätte er leben wollen, dann wäre das möglich gewesen. Er hatte sein Leben bereits über die einem Menschen üblicherweise zugemessene Spanne hinweg ausgedehnt und hätte es noch weiter verlängern können, aber wie er bereits gesagt hatte, quälten ihn Schmerzen, und er langweilte sich. Jene, die ihn kannten, wussten, dass er alt war, vielleicht der älteste Mensch, den sie je gesehen hatten. Aber niemand kannte sein genaues Alter. Niemand kannte die Wahrheit. Nur Gareth. Nur Gareth war es erlaubt gewesen, das Geheimnis zu erfahren.

Glänzende Augen schauten aus einem Schädel, der genauso gut aus poliertem Marmor hätte bestehen können, so glatt war die Haut über die Knochen gespannt. Kein Haar war auf dem Kopf verblieben, nicht einmal mehr Augenbrauen. Der Schädel sah bereits tot aus, und die lebhaften Augen waren das einzige Zeichen dafür, dass dem noch nicht so war. Die Decken waren bis zum Kinn hochgezogen, denn der Körper konnte keine eigene Hitze mehr produzieren; der alte Mann fror ununterbrochen. Und die Decken verbargen die Geschwüre, die seinen Körper überzogen. Die meisten waren trocken, denn er hatte seit langer Zeit keinen Zauber mehr gewirkt, aber selbst trockene Narben juckten und brannten, wie Gareth inzwischen bereits selbst wusste.

Nachdem er dafür gesorgt hatte, dass der Sterbende es so bequem wie möglich hatte, holte Gareth einen spitzen Holzspan aus dem Umhang und sprach die erforderlichen Worte. Normalerweise hätte er keine Feuermagie benutzen können, die eine Domäne der Zwerge war, aber die Magie der Leere kann andere Magien nachahmen, immer vorausgesetzt,

dass sie zur Zerstörung benutzt werden. Das Holz ging in Flammen auf. Gareth warf den Span in die Feuerstelle, verstärkte die Magie, und das Feuer, das nichts als die Steine der Feuerstelle zur Nahrung hatte, begann heller zu brennen. Dies gehörte zu seinen Aufgaben – er kam jeden Tag her, um das magische Feuer wieder zu stärken.

Er fragte, ob der alte Mann schon etwas gegessen hatte.

»Nein. Warum sollte ich? Ich habe nichts gegessen und nichts getrunken.«

Gareth setzte dazu an, ihn zu tadeln, aber der Alte schnitt ihm das Wort ab.

»Ich brauche das nicht. Ich leide nicht mehr, wenn ich nicht esse. Diese Nacht«, sagte der alte Mann und starrte Gareth an, »diese Nacht wird meine letzte sein. Ich weiß es. Wir haben viel zu tun. Ich bin froh, dass du hergekommen bist. Ich habe schon befürchtet, du würdest es nicht schaffen. Wenn du nicht gekommen wärest, hätte ich gewartet, aber ich bin froh, dass du da bist. Ich werde auf dem Sturmwind weiterziehen.«

»Was soll ich tun, Meister?«, fragte Gareth.

»Die Bücher über die Magie der Leere. Sie gehörten dir.« Der alte Mann spähte im Zimmer umher. »Ich kann sie nicht sehen.«

»Ich habe sie mitgenommen. Sie sind an einem sicheren Ort. Ich habe nicht weit von hier ein Zimmer gemietet. Die Bücher sind bereits dort.« Gareth war geduldig. Er hatte dem alten Mann dasselbe schon öfter erzählt, aber er wusste, dass es ihn beunruhigte.

»Gut«, erwiderte der Alte schließlich und zupfte unruhig an der Bettdecke. »Gut. Es ist noch ein Buch übrig. Das, welches du bisher bei mir lassen solltest.«

»Ja, Meister«, sagte Gareth leise.

»Heute Nacht«, erklärte der alte Mann, »werde ich dir den Zauber beibringen.«

»Heute Nacht«, wiederholte Gareth. Seine Hände wurden kalt, und ein Schauder überlief ihn. Draußen schnüffelte der Wind an der Tür und tatzte an die Fenster, als wäre er ein lebendiges Wesen, das versuchte, ins Haus zu kommen.

»Ha. Heute Nacht. Und du wirst den Zauber auf deinem eigenen Totenbett deinem Schüler beibringen. So wird das Wissen weitergegeben. Hast du geübt?«

»Ja, Meister.« Gareth knöpfte seine Weste auf, zog sein Hemd hoch und zeigte die Geschwüre, die wie hässliche Blumen erblühten.

»Mit welchem Ergebnis?«

»Ich war erfolgreich, Meister«, erwiderte Gareth. »Die Bannsprüche haben die gewünschte Wirkung erbracht.«

»Gut, gut. All das kannst du allerdings auch mit anderer Magie erreichen. Mit gewöhnlicher Magie. Nicht so schnell, nicht so einfach, aber es ist möglich. Dieser Bannspruch, den ich dir heute Nacht beibringen werde, ist der einzige, den du allein mittels der Magie der Leere durchführen kannst. Wir haben schon zuvor davon gesprochen. Dies ist der einzige Bannspruch, um den sie uns wirklich beneiden. Der einzige, den sie fürchten. Der einzige, den du wirklich wissen willst.«

Gareth antwortete nicht. Er stand neben dem Bett, die Hände gefaltet, und sah in diese blitzenden Augen in dem Gesicht, das wie ein blanker Schädel wirkte.

»Du hast Pläne damit?«, fragte der alte Mann.

»Ja, Meister.«

»So ist es mir auch einmal ergangen«, murmelte der Alte. »Es ist nie etwas daraus geworden. Aber ich hatte auch nicht die Unterstützung eines Prinzen. Ich bin beinahe versucht, noch hier zu bleiben, um zu sehen, wie du zurechtkommst. Beinahe. Aber nicht ganz. Siehst du? Ich bin nicht mehr neugierig. Und wenn man nicht mehr neugierig ist, aus welchem Grund sollte man dann weitermachen? Du wirst dich

gut schlagen. Du bist begabt. Mein begabtester Schüler. Und wenn du keinen Erfolg hast« – er zuckte die Achseln, und der Deckenberg bewegte sich ein wenig –, »dann ist es mir auch egal.«

Er machte eine schwache Geste mit der Hand. »Steck die Hand unter mein Kissen.«

Gareth tat, wie ihn der Alte geheißen hatte. Als er die Hand unter das Daunenkissen steckte – das Gewicht des Kopfes des sterbenden Mannes war kaum zu spüren –, berührte er kalten Stahl.

»Vorsichtig«, sagte der Alte. »Er ist scharf. Wir wollen doch keine unbeabsichtigten Opfer!«

Gareth tastete vorsichtig nach dem Griff, umfasste ihn und zog den Dolch heraus. Er betrachtete ihn im Feuerlicht und drehte ihn behutsam hin und her. Der geheimniskrämerische und schlaue alte Mann hatte hin und wieder von dieser Waffe gesprochen, aber Gareth hatte sie nie zu Gesicht bekommen. Er hatte nicht einmal geglaubt, dass sich dieser Dolch tatsächlich im Besitz des Alten befand; er hatte befürchtet, erst noch danach suchen zu müssen. Er hatte gehofft, der alte Mann würde ihm Anweisungen für diese Suche geben. Nie hätte er auch nur zu träumen gewagt, den Dolch selbst zu erhalten.

Der Dolch hatte die Form eines Drachen – der spitze, schuppige Schwanz bildete die Klinge, die ausgestreckten Flügel den Handschutz. Der Griff bestand aus dem Körper und Kopf des Drachen, das klaffende Maul mit den spitzen Zähnen war der Knauf. Es war ein Ritualdolch und nicht für alltägliche Metzgerarbeit gedacht. Das war gut so, denn die Waffe war dank ihres fantasievollen Entwurfs unhandlich und unbequem zu halten. Die gekerbten Flügelenden stachen Gareth in die Hand, die Schuppen des Griffs waren rau. Offensichtlich war der Dolch gut gepflegt worden; der Stahl schimmerte hell im Feuerlicht.

»Mein Geschenk für dich«, sagte der Alte. Selbst jetzt noch betrachtete er die Klinge mit einer gewissen Gier, obwohl er doch fest geplant hatte, die Welt noch in dieser Nacht zu verlassen.

»Danke, Meister«, sagte Gareth demütig. Er betrachtete den Dolch mit einer seltsamen Mischung aus Widerstreben, Ekel und Vorfreude. Das Metall stach in seine Hand, erwärmte sich aber unter seiner Berührung.

»Bring das Buch her. Setz dich neben mich, und ich werde dir sagen, was ich darüber weiß. Du hast gehört, dass die Götter König Tamaros die Macht gegeben haben, Paladine zu schaffen. Ich war damals im Tempel, ich war einer der Ehrenwerten Magier, genau wie du es nun bist. Nur dass ich kein Novize war. Ich war damals schon alt, wenn auch jünger, als du mich jetzt vor dir siehst. Sie hielten mich für etwa neunzig. Tatsächlich war es mir mit Hilfe der Leere gelungen, ein zweites Leben zu führen, und ich zählte in Wahrheit bereits einhundertneunzig Jahre. Sie hielten mich für senil. Und ich spielte ihnen diese Rolle vor. Gestraft mit den Schwächen hohen Alters, wurde ich von allen bemitleidet, sie schauten auf mich herab, und ich war vollkommen frei. Ich konnte überall hingehen, alles tun, alles sagen. Sie schüttelten die Köpfe und sagten: ›Das ist nur Zober. Er ist ein alter Mann. Achtet nicht auf ihn.‹«

»Mit Kindern machen sie denselben Fehler«, erklärte Gareth, der an seine eigene Kindheit denken musste, an die Leichtigkeit, mit der er sich in den verbotenen Bereichen des Tempels herumgetrieben hatte, und die geringen Strafen, die er erhalten hatte, wenn man ihn erwischte.

»Unterbrich mich nicht«, befahl der alte Mann gereizt. Er atmete jetzt schnell und flach. »Wir haben nicht mehr viel Zeit. Tamaros kam in den Tempel. Ich wusste, dass der König mit den Göttern sprechen wollte. Ich wusste, er wollte sie um

etwas bitten – um die Fähigkeit, Paladine zu schaffen, Ritter des Guten, die ihm und Vinnengael dienen würden. Er hatte bereits zuvor mit dem Ehrenwertesten Hohen Magus gesprochen, ein vertrauliches Gespräch, das ich nichtsdestoweniger durch die Wand belauschte, indem ich die Macht nutzte, die die Leere mir verliehen hatte.

Es bestand eine gewisse Gefahr in der Schaffung von Paladinen. Der Ehrenwerteste Hohe Magus wusste das ebenso wie ich. Was die Götter mit einer Hand gewähren, können sie mit der anderen wieder nehmen. Damit Etwas sein kann, muss es auch das Gegenteil davon geben – Nichts. Es muss Dunkel geben, damit es Licht geben kann. Die Götter würden Tamaros die Macht geben, Paladine zu schaffen, ja. Aber gleichzeitig würden die Götter der Welt die Macht geben, sie zu vernichten.

Zehn Ritter des Guten.« Der alte Mann zeigte auf den Dolch. »Zehn Ritter des Bösen.«

»Beim Himmel!«, sagte Gareth und starrte den Dolch an. »Ich hatte keine Ahnung, dass er so… machtvoll sein würde!«

»Der Hohe Magus versuchte Tamaros davor zu warnen, aber der König entschied, dass er es trotzdem wagen wollte. Das Gute an den Paladinen würde doch sicher das Böse auf wiegen? Er fuhr fort, mit den Göttern zu sprechen. Zur gleichen Zeit wandte ich mich an die Leere. Die Fähigkeit, die Paladine zu vernichten, würde im selben Augenblick geschaffen werden, in dem Tamaros die Macht erhielt, Paladine zu schaffen. Und es war an mir herauszufinden, wie dies geschah.

Was für eine anstrengende Zeit! Tamaros fastete und betete. Ich fastete ebenfalls, eingeschlossen in meiner Zelle. Ich wagte es nicht, mich von etwas ablenken zu lassen, nicht von Essen, nicht einmal von Wasser. Ich wagte nicht zu schlafen. Ich lauschte dem Dunkel, lauschte Tamaros' Worten auf der

anderen Seite der Dunkelheit, Worten, die ich kaum hören konnte, als stünde ich tief in einem Abgrund und er hoch über mir. Aber ich wusste es.

Ich wusste, in welchem Augenblick er den Segen erhalten hatte. In diesem Augenblick trat der Fluch ins Leben. Aber wo?

Ich öffnete die Augen und sah mich in meiner Zelle um. Ich suchte überall, unter dem Bett, in meinen Papieren. Ich dachte sogar in meiner ersten Aufregung daran, meinen Schreibtisch zu zerhacken und in den Holzsplittern zu suchen. Ich konnte die Magie der Leere spüren. Es war, als hörte ich ein leises Wassertröpfeln in der Nacht und könnte nicht herausfinden, woher es kommt oder wie es aufzuhalten ist. Ein leises Geräusch, aber nach Stunden des Lauschens dröhnte es schrecklich und monoton in meinem Kopf. Ich konnte nicht schlafen. Ich konnte an nichts anderes mehr denken, als diesem Geräusch ein Ende zu machen. Ich hatte schon vor, weiter danach zu suchen, ziellos wenn nötig, denn ich hatte keine Ahnung, wohin ich mich wenden sollte, als ich mich wieder fasste. Ich beruhigte mich. Ich musste es logisch durchdenken.

Der Gegenstand war aus der Leere entstanden und würde in der Leere zu finden sein. Ich lauschte dem Dunkel, sog es ganz in mich auf. Du weißt immer noch nicht, was ich fand?«

»Nein, Meister«, erwiderte Gareth, »ich habe keine Ahnung.«

»Einen Raum im Tempel, der der Leere geweiht war!« Der Alte grinste triumphierend und genoss den entsetzten Blick seines Schülers.

»Nein! Wirklich? Im Tempel? Aber wie…«

»Der Tempel ist alt. Er wurde in jenen Tagen errichtet, als die Magie der Leere zwar nicht geliebt, aber dennoch geachtet wurde. Und daher gibt es einen Raum, der der Leere geweiht ist. Ich fand ihn. Ich kennzeichnete ihn. Du wirst die Informationen in diesem Buch finden, das du da hast.

Ich ging durchs Dunkel. Das Gefühl, mich meinem Ziel zu nähern, wurde mit jedem Schritt größer – das Tröpfeln wurde lauter, wenn man es so ausdrücken will –, und ich wusste, dass ich auf der richtigen Spur war. Ich tastete mich vorsichtig weiter, denn du weißt, wie oft Leute auch nachts im Tempel unterwegs sind. Aber niemand sah mich. Das war gut so. So angespannt und überarbeitet wie ich war, hätte ich vermutlich jeden getötet, der mich bei meiner Suche gestört hätte.

Ich fand die geheime Kammer. Ich fand den Altar der Leere. Aber was ich suchte, war nicht dort! Ich heulte auf vor Zorn, und es war mir gleich, ob ich den ganzen Tempel weckte oder nicht. Ich glaubte, dass die Leere mit mir spielte, mich angelockt hatte, nur um mich zu verspotten. Aber als ich die Hand auf den schwarzen Altar legte, erhielt ich das Wissen.

Der Gegenstand befand sich in der Mitte des Tempels. Genau wie sich die Leere in der Mitte der vier Elemente befindet.«

»Das große Amphitheater«, warf Gareth ein. »In der Mitte der vier Altäre.«

»Ja. Und dorthin ging ich nun. Ich musste genau wissen, wo ich suchen sollte. Ich musste die exakte Mitte finden, zumindest so exakt, wie ich vermochte. Beginnend am Altar der Menschen ganz vorn, ging ich vorsichtig weiter in den Tempel hinein und zählte dabei die Schritte – eine ermüdende Angelegenheit –, bis ich zu dem gegenüberliegenden Altar der Elfen kam. Dann ging ich zum Altar der Orks, der sich in einem Winkel von neunzig Grad zu dem der Menschen befindet, und von dort zum Altar der Zwerge, immer noch meine Schritte zählend. Stell dir meine Freude vor, als ich merkte, dass sie genau gleich weit voneinander entfernt waren. Rasch berechnete ich, wo sich die Mitte befand. Ich legte die Entfernung zurück und zählte dabei die Schritte laut, damit ich in meiner Aufregung nicht durcheinander geriet.

Dann kam jemand herein, eine Novizin, die die Kerzendochte kürzen wollte.

›Wer ist da?‹ rief sie. ›Ach, Ihr seid es, Ehrenwerter Magus Zober. Was macht Ihr denn hier? Ihr solltet in Eurer warmen Zelle sein. Ihr zittert ja. Ich werde Euch…‹

›Nein, nein, nein!‹, sagte ich mit schriller Stimme und dem unvernünftigen Zorn eines störrischen alten Mannes. ›Lass mich allein! Ich bin zum Beten hierher gekommen!‹ Lautlos wiederholte ich immer wieder die Zahl von Schritten, die ich bereits zurückgelegt hatte, sodass ich nicht wieder von vorn anfangen musste. Das Tropfgeräusch erklang weiter wie diese riesigen Trommeln, die die Orks schlagen, damit die Ruderer den Takt halten.

Endlich ging die Frau, und ich machte weiter. Ich erreichte die Mitte des Raums, und dort war das Trommeln so laut, dass es in meinem Schädel widerzuhallen schien und mein Hirn in Schwingung versetzte. Ich stand zwischen zwei Reihen von Steinbänken. Ich schaute nach unten, und dort vor meinen Füßen lag dieser Dolch, lag einfach am Boden, als hätte ihn jemand fallen lassen. Was ich auch zunächst annahm. Ich hob ihn auf und entdeckte darunter einen schwarzen Kreis auf dem Steinboden. Der Kreis war klein, der Durchmesser entsprach etwa einer Fingerlänge, und das ganze Gebilde wirkte vollkommen unbedeutend. Zahllose Menschen hatten diesen Kreis gesehen, ohne ihn wahrzunehmen. Ich selbst war viele Male hier entlanggegangen und hatte ihn nicht bemerkt. Später stellte ich unschuldige Fragen danach. Warum war dieser Kreis dort? Welchem Zweck diente er?

Man erzählte mir, dass der Erbauer des Tempels ihn dort hinterlassen hatte, weil er ihn für seine Messungen brauchte. Selbstverständlich. Das war nicht anders zu erwarten. Aber du und ich – wir kennen die Wahrheit. Wie alle anderen

Gläubigen haben auch wir Anhänger der Leere ein Abbild dessen im Tempel, was wir anbeten.

Ich hob den Dolch an die Lippen und küsste ihn und kniete zum Gebet auf dem schwarzen Kreis nieder. Und ich erfuhr, wie ich diesen Dolch benutzen sollte und zu welchem Zweck.«

»Und der wäre?«, fragte Gareth mit heiserem Flüstern. Sein Mund war trocken, seine Handflächen feucht. Er rieb sie an seinem Gewand.

»Töte einen Mann mit diesem Dolch«, sagte der alte Mann so leise, dass sich Gareth vorbeugen musste, um ihn zu verstehen, »und die Leiche wird deinen Befehlen folgen.«

»Was sollte man schon mit einer Leiche wollen?«, fragte Gareth angewidert und enttäuscht.

»Es ist nicht einfach nur eine Leiche. Es ist eine lebendige Leiche«, erklärte der alte Mann. »Eine Leiche, die vollkommen lebendig wirkt. Die Leiche wird ihre Gestalt so lange behalten, wie sie die magische Rüstung trägt, die die Leere ihr gewährt. Kommt dir das irgendwie bekannt vor?« Der alte Mann lachte gackernd.

»Aber das Schönste daran ist, dass diese Leiche, solange sie diese Gestalt hat, demjenigen dienen muss, der den Dolch benutzt hat. So wird dieser lebende Leichnam zum Gegenteil eines Paladins. Die Magie der Leere steht ihm zur Verfügung, wann immer er will. In seiner Rüstung ist er so stark wie zehn Männer, er kennt keine Angst, spürt keine Hitze, keine Kälte, spürt niemals Durst oder Hunger außer nach dem, was ihn am Leben hält.«

»Und was ist das?«, fragte Gareth zögernd, entsetzt, fasziniert.

»Seelen. Die Seelen jener, die das Unglück haben, ihm in den Weg zu geraten, wenn er Hunger hat. Er ernährt sich von den Sterbenden, und sie geben ihm Leben. Daher nennt man diese

Geschöpfe auch *Vrykyl*, ein Wort aus der Elfensprache, das ›Leichenfresser‹ bedeutet.«

Gareth erschauerte und zog seine Kutte fester um sich. Der Dolch war warm in seiner Hand, und er hielt ihn sehr fest.

»Gibt es…« Er zögerte, unsicher, wie er fragen sollte, und nicht unbedingt sicher, ob er die Antwort überhaupt hören wollte. »Seid Ihr…«

»Ein Vrykyl? Nein.« Der alte Mann verzog das Gesicht. »Wie sollte das möglich sein? Man darf den Dolch nicht an sich selbst benutzen, ebenso wenig wie Tamaros sich selbst zum Paladin machen kann. Es war die Magie der Leere, die mich so lange am Leben erhielt. Anders als bei den Vrykyl, kann diese Magie deine Jugend verlängern und dir Kraft geben. Deshalb liege ich jetzt hier wie eine zerbrochene Puppe«, meinte er verbittert. »Deshalb habe ich damit aufgehört, diesen elenden Bann zu wirken. Was soll das noch? Ich habe meine Pflicht getan. Und um deine nächste Frage zu beantworten, nein, es gibt heute keine Vrykyl. Und das liegt nicht daran, dass ich es nicht versucht hätte.«

Der alte Mann brummelte leise vor sich hin und bewegte sich ruhelos unter den Decken. Er machte eine vage Handbewegung. »Es steht alles da drin, in diesem Buch. Ich habe alles aufgeschrieben, was ich über den Dolch weiß und das Ritual, das dazu nötig ist, jemanden zum Vrykyl zu machen. Wichtig ist, dass der Betreffende sich ganz der Leere weiht. Er muss ein akzeptabler Kandidat sein. Du kannst dich nicht einfach hinter irgendwen schleichen und ihm die Kehle durchschneiden und erwarten, dass er ein Vrykyl wird«, meinte der alte Mann gereizt und fügte leise hinzu: »Ich weiß es. Ich habe es versucht. Es funktioniert nicht. Der Dolch ist mir aus der Hand gefallen, noch bevor ich zustoßen konnte. Der Dolch trifft seine eigene Wahl. Oder genauer gesagt, die Leere tut es.«

»Ich verstehe«, sagte Gareth nüchtern. Er hielt den Dolch ins Licht und betrachtete die Handwerksarbeit, staunte über die handwerklichen Details. Er wäre nicht sonderlich überrascht gewesen, wenn die Waffe sich in seinen Händen in einen echten Drachen verwandelt hätte.

Der alte Mann seufzte tief, als wäre er eine gewaltige Last losgeworden. Mit zufriedener und entspannter Miene lehnte er sich wieder in die Kissen zurück.

»Und nun gehört er dir, Gareth«, sagte er.

»Ja«, erwiderte der junge Magus.

Der Alte schloss die Augen. Seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch. »Nun gehört er dir. Ich habe ihn weitergegeben, wie man es von mir verlangte. Du wirst ihn deinerseits weitergeben, wenn dein Ende kommt.«

»Ja«, sagte Gareth abermals. Er drehte den Dolch in den Händen hin und her.

»Du weißt, was zu tun ist, wenn ich gegangen bin?«

»Ja«, sagte Gareth zum dritten Mal.

»Es wird jetzt nicht mehr lange dauern. Ich bin müde. So müde.«

Dann schwieg er. Alles, was Gareth noch hören konnte, war ein flaches, röchelndes Atmen und das Heulen und Rasseln des Sturms.

Gareth stand auf, steif vom langen, regungslosen Sitzen. Er legte den Dolch auf den Tisch, griff nach dem Buch, schob seinen Hocker dichter zum Feuer, schlug das Buch auf und begann zu lesen.

Als er wieder den Kopf hob, sah er zu der Kerze mit den Stundenmarkierungen hinüber. Verblüfft stellte er fest, dass bereits zwei Stunden vergangen waren. Draußen ließ, wenn man den Geräuschen nach gehen konnte, das Unwetter nach. Kein Graupel prasselte mehr gegen das Fenster, der Wind

drosch nicht mehr auf die Tür ein. Und der alte Mann hatte aufgehört zu atmen.

Gareth ging zu ihm, griff nach dem Handgelenk des Alten. Es war kalt und schlaff. Der alte Mann war tot.

Gareth zog die Decke über die leblose Gestalt und glaubte, so etwas wie Trauer verspüren zu müssen – er war seit fünf Jahren heimlich hergekommen, um den Alten zu besuchen –, aber er empfand nichts. Er hatte den Mann niemals wirklich gemocht, und nun fühlte er einfach nur Erleichterung. Es war vorüber. Er hatte den Dolch. Er hatte das Buch, in dem stand, wie er den Dolch benutzen sollte. Er hatte die Macht, das Gegenteil der Paladine in die Welt zu rufen – Geschöpfe von ungeheurer Magie, die Sklaven desjenigen sein würden, der den Dolch benutzte.

Gareth hob den Dolch ins Feuerlicht und sah, wie sich die Flammen auf der glitzernden Stahlklinge spiegelten. Er gestattete sich einen kurzen Augenblick lang zu glauben, dass er eine Wahl hatte. Dass er dieses finstere Artefakt einfach wegwerfen konnte. König Tamaros würde so friedlich sterben wie dieser böse alte Mann. Helmos würde ein guter und verehrter und sehr beliebter König werden. Die Welt würde sich in unsicherem Frieden weiterdrehen. Er stellte sich das in vollkommener Klarheit vor, und Tränen der Sehnsucht und des Bedauerns liefen ihm über die Wangen.

Er wischte die Tränen mit dem Ärmel ab.

Er hatte keine Wahl. Nicht wirklich. Nicht mehr. Er hatte sich schon vor langer Zeit entschieden.

Du wirst es tun, hörte er Dagnarus sagen, *weil du mich liebst.*

Gareth griff nach dem Buch und steckte es in die Tasche. Er wickelte den Dolch in ein Stück Tuch, das er aus der Decke des alten Mannes schnitt, und steckte ihn zu dem Buch. Er sah sich ein letztes Mal in der Hütte des Alten um und konnte nichts entdecken, was noch nützlich sein könnte. Gareth

öffnete einen Krug Lampenöl, den er schon vor ein paar Tagen für diesen Zweck mitgebracht hatte. Er schüttete es auf das Bettzeug des alten Mannes. Eine Geste Gareths ließ die Flammen aus der Feuerstelle springen. Gierig verschlangen sie das ölgetränkte Tuch. Das Bett ging in Flammen auf.

Gareth verließ das Haus schnell, bevor der Geruch nach brennendem Fleisch ihn erreichte. Er ging rasch die Gasse entlang, hielt sich im Schatten, obwohl zu dieser Nachtzeit niemand, der noch bei Verstand war, draußen sein würde, vor allem nicht bei solchem Wetter. Als er das Ende der Gasse erreichte, warf er einen Blick zurück und sah, dass die Flammen bereits das Dach erreicht hatten.

Er bog wieder auf die Südstraße ein. Keine Seele war zu sehen. Der Sturm hatte sich ausgetobt, aber es war immer noch windig, und kalte Luft blies vom aufgewühlten See herein. Der Wind würde das Feuer rasch verbreiten. Bis jemand die Flammen bemerkte, würde die Hütte schon vollkommen zerstört sein, die Leiche verkohlt und nicht mehr zu erkennen.

Die Seele des Alten war schon in die Leere eingegangen.

Der Dolch der Vrykyl

»Euer Hoheit«, flüsterte Silwyth dem Prinzen leise ins Ohr, sodass die anwesenden Adligen es nicht hören konnten, »Gareth bittet Euch, ihn heute zur Mittagszeit in dem alten Spielzimmer zu treffen. Er hat Euch etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.«

»Tatsächlich?«, fragte Dagnarus und nippte an seiner heißen Schokolade.

»Ihr seid heute früh ungewöhnlich guter Laune, Euer Hoheit«, stellte einer der Schmeichler fest.

»Danke, Lord Malory, ich bin hervorragender Laune. Vielleicht, weil das Wetter so gut ist.«

»Gutes Wetter, Euer Hoheit?«, sagte der Lord verblüfft.

»Letzte Nacht gab es einen schrecklichen Sturm, Euer Hoheit«, erklärte Silwyth leise und beugte sich vor, um das Frühstückstablett des Prinzen abzuräumen.

Dagnarus hatte die Nacht in Valuras Armen verbracht, verborgen in einer Geheimkammer in einem der inneren Flügel des Schlosses, einem Teil des Palastes, der hervorragend für Liebesaffären geeignet war, da er nur für besondere Festlichkeiten geöffnet wurde. Dagnarus hatte weder Wind noch Regen wahrgenommen. Versunken in Seligkeit, hatte er nichts anderes gehört als das Rauschen seines eigenen Blutes. Die beiden Liebenden hatten sich widerstrebend eine Stunde vor der Morgendämmerung getrennt, Valura, um in das kleine Zimmer hinter der Schlafkammer der Königin zurückzuschleichen (ihr Gemahl wohnte allein in ihrem Haus in der Stadt, da Valura darauf bestanden hatte, dass sie in der Nähe der Königin bleiben müsse), Dagnarus, um durch die

Geheimgänge, in denen er als Kind gespielt hatte, in sein eigenes Schlafzimmer zurückzukehren, damit ihn die Adligen dort vorfanden, wenn sie ihm am Morgen ihre Aufwartung machen wollten.

»Für mich war das gutes Wetter, Lord Malory«, sagte Dagnarus und warf die Bettdecke beiseite. »Mir gefällt das Toben eines solchen Unwetters.« Dann flüsterte er Silwyth leise zu: »Wirf sie raus.«

Silwyth scheuchte die Lords wie Hühner nach draußen. Er sorgte dafür, dass sie sich in sicherer Entfernung in einem Vorzimmer niederließen, dann kehrte er zum Prinzen zurück.

»Was gibt es an neuestem Palastklatsch, Silwyth?«, fragte Dagnarus, der sich auf sein Bad vorbereitete. »Hat jemand schon etwas gesagt?«

»Was Euch und Lady Valura angeht, nein, Euer Hoheit. Von der Tatsache abgesehen, dass Euer Hoheit in letzter Zeit ungewöhnlich guter Laune sind und dass man Lady Valura getadelt hat, in Gegenwart der Königin langweilig und verschlafen zu sein, ist nichts weiter aufgefallen.«

Dagnarus lächelte. »Also werde ich mich wohl über irgendetwas aufregen müssen, um meinen Ruf zu wahren. Aber weißt du, Silwyth, ich halte mich eigentlich für recht gutmütig, bin die meiste Zeit vergnügt und neige nicht zum Brüten oder zur Melancholie oder heftigen Ausbrüchen. Ich kann keine große Veränderung bei mir erkennen.«

»Liebe lässt selbst die Hässlichsten attraktiv werden, Euer Hoheit, und daraus folgt, dass jemand, der bereits attraktiv war, schön wird.«

»Liebe«, meinte Dagnarus nachdenklich. »Ich dachte, ich wäre gegenüber dieser Krankheit immun. Aber du hast Recht. Ich habe mich angesteckt, und das Fieber verzehrt mich. Ich frage mich, wie lange es dauern wird.«

Silwyth blickte ihn ernst an. »Es wird bei Lady Valura nicht so schnell nachlassen, Euer Hoheit. Elfenfrauen sind nicht wetterwendisch wie Menschenfrauen. Wenn eine Elfenfrau liebt, dann trägt sie diese Liebe mit sich bis ins Grab.«

»Tatsächlich? Du verblüffst mich, Silwyth«, meinte Dagnarus und zuckte die Achseln. »Ich liebe Valura im Augenblick ungeheuer, aber bei mir hat noch kein heftiges Gefühl lange angehalten – ob es nun die Kampfeswut ist oder etwas anderes. Dennoch« – er seufzte, als er sich an ihre Leidenschaft der vergangenen Nacht erinnerte –, »ich kann mir nicht vorstellen, sie *nicht* zu lieben. Vielleicht wird es ja andauern, Silwyth, also gibt es keinen Grund, mich weiter so missbilligend anzustarren und mir nicht mein Badewasser einzulassen.«

Gareth saß ungelenk auf einem der Kinderschemel des Spielzimmers, die Knie beinahe bis zum Kinn hochgezogen. Das Spielzimmer war staubig, denn es war schon lange nicht mehr benutzt worden. Etwa einmal im Jahr wischten die Dienerinnen die Spinnweben weg und fegten, aber dann wurde das Zimmer wieder abgeschlossen. Gareth war jahrelang nicht mehr hier gewesen, nicht mehr seit dem Tag, als er als Zwölfjähriger in den Tempel umgezogen war. Er sah sich um, und seine liebevollen Erinnerungen an diesen Raum waren bereits überschattet vom Schrecken, wie wenn man an einen Traum zurückdenkt, der eigentlich angenehm sein sollte, einen aber mit einem schlechten Gefühl aufwachen lässt.

Als er in den alten Büchern blätterte, die ordentlich auf dem Tisch aufgestapelt waren, hörte er Evaristos Lehrerstimme und Dagnarus, der nörgelte, maulte, freche Antworten gab. Seine eigene Stimme vernahm er nicht.

Er las gerade in einem der Bücher, als die Tür krachend aufgerissen wurde und Dagnarus hereingeschlendert kam.

Gareth blickte auf.

»Du siehst schrecklich aus«, meinte Dagnarus vergnügt. Er sah seinem alten Freund ins Gesicht und meinte: »Du solltest etwas gegen diesen Pickel unternehmen. Decke ihn mit Puder zu oder so.«

Gareth erinnerte sich an die Zeit, als die Königin verlangt hatte, dass er seinen Geburtsfleck mit Puder bedeckte, und wie Dagnarus ihn gerettet hatte, indem er ihr erklärte, die Götter hätten Gareth gezeichnet. Nun, das hatten sie wohl.

»Ich habe letzte Nacht nicht geschlafen, Euer Hoheit«, entgegnete er gereizt und ignorierte die Bemerkung über den Pickel.

»Ich auch nicht«, sagte Dagnarus mit einem Zwinkern. Er hielt ein paar Handschuhe in der einen Hand und schlug sich damit in die Handfläche der anderen, denn er kam gerade von einem Ausritt zurück und war noch in Stiefeln und Umhang. »Warum musste es ausgerechnet dieses elende Zimmer sein? Ich habe viel zu lange hier festgesessen. Ich nehme nicht an, dass du mich noch einmal lesen hören möchtest.«

Gareth ging zur Tür und spähte hinaus. Als er sah, dass Silwyth im Flur wartete, drehte er sich um.

»Dürfte ich vorschlagen, dass Ihr den Elf wegschickt, Euer Hoheit?«, sagte er leise.

Dagnarus zog eine Braue hoch, aber Intrigen waren ihm ebenso willkommen wie ein guter Wein. Er griff in eine Tasche und holte ein Taschentuch aus zarter Spitze und Batist heraus, der so fein war, als hätten ihn Spinnen gewebt.

»Silwyth. Hier ist etwas, das ich vorhin auf dem Marktplatz entdeckt habe. Sieh zu, dass es seinen Weg in die richtigen Hände findet, und zwar sofort.«

»Was ist mit Eurem Mittagessen, Euer Hoheit?«

»Ich habe keinen Hunger«, erwiderte Dagnarus. Er warf Gareth einen Blick zu, aber der schüttelte den Kopf. »Gareth auch nicht. Tu, was ich dir gesagt habe. Und sorge dafür, dass dich niemand entdeckt.«

Silwyth nahm das Tuch entgegen, verbeugte sich und verschwand. Gareth, der an der Tür stehen geblieben war, sah, dass der Elf noch einmal innehielt und ihn kalten Blickes musterte. Dann nickte Silwyth zu ihm herüber und ging. Gareth wartete noch einen Augenblick, um sich davon zu überzeugen, dass der Elf nicht zurückkehrte. Endlich konnte er davon ausgehen, dass der Prinz und er nun tatsächlich allein waren, schloss die Tür und verriegelte sie von innen.

Dagnarus beobachtete dies alles amüsiert. »Was für Vorkehrungen! Man sollte annehmen, wir hätten vor, die königlichen Schatztruhen auszurauben. Aber darum geht es doch nicht, oder?«

»Ihr seid bester Stimmung«, meinte Gareth anklagend.

»Das sagen mir alle immer wieder.« Dagnarus grinste. »Ich werde dir ein Geheimnis verraten, mein Freund. Ich bin verliebt.«

Gareth hörte ihn nicht, oder falls er es tat, bedeuteten ihm die Worte nichts. Er winkte den Prinzen zum Fenster, so weit von der Tür entfernt wie möglich. Verwundert folgte Dagnarus ihm und lehnte sich gegen das Fenster, die Arme auf die Fensterbank gestützt.

»Was ist denn, Fleck? Bei den Göttern, du zitterst ja am ganzen Körper! Gibt es schlechte Nachrichten? Ist etwas geschehen?«

»Lass mir eine Minute, um mich zu fassen«, bat Gareth und versuchte, sich zu beruhigen. Er stand mit gesenktem Kopf neben dem Fenster.

Dagnarus, der die Verzweiflung in der Stimme seines Freundes hörte, wartete schweigend.

»Komm schon, Fleck«, sagte er schließlich ungeduldig.

Gareth hob den Kopf und sah Dagnarus ernst an. »Was ich Euch jetzt sagen werde, wissen nur drei Männer auf der ganzen Welt. Der erste ist tot. Er starb letzte Nacht. Ich bin der zweite. Es ist sein Vermächtnis an mich. Ihr seid der dritte. Ich sage Euch das, damit Ihr begreift, wie gewichtig die Dinge sind, die ich Euch jetzt enthüllen werde.«

»Ja, ja. Mach schon weiter«, sagte Dagnarus, obwohl er tatsächlich beeindruckt war – so viel wurde auch trotz seines leichtfertigen Tons klar. »Ich verspreche, dass ich mich benehme, Herr Lehrer.«

Gareth lächelte flüchtig über diese Erinnerung an ihre Kindheit, aber das Lächeln dauerte nicht lange. Er griff unter seinen Umhang und holte einen Beutel heraus. Er legte ihn auf den Tisch, öffnete ihn, zog ihn weit auf.

Es war ein grauer, kühler Tag mit tief hängenden Wolken, die sich offenbar nicht entscheiden konnten, ob sie noch ein Unwetter produzieren sollten oder nicht. Silwyth hatte im Spielzimmer ein Feuer entzündet, aber er hatte keine Lampen mitgebracht. Das Feuer spuckte kläglich vor sich hin; das Zimmer war genauso finster und kalt wie der Himmel vor dem Fenster. Dagnarus' Kleidung war braun und schwarz, Gareth trug das unauffällige Grau eines Novizen. Der rote Samt war der einzige Farbfleck im Zimmer, und er leuchtete wie Blut auf Schnee. Der Dolch der Vrykyl lag auf dem Samt, und seine polierte Oberfläche reflektierte das Grau des Himmels und das Rot seines Nestes.

Dagnarus betrachtete den Dolch verächtlich. Er versuchte nicht, ihn zu berühren. »Oh, was für ein hässliches Ding! Und auch noch unhandlich. Kein Waffenschmied, der seine Sinne beisammen hat, würde einen solchen Dolch schmieden.«

»Es ist ein Ritualdolch, wie Ihr sehr wohl wisst, und er war nie dazu gedacht, im Kampf benutzt zu werden. Er kommt direkt aus der Leere«, verkündete Gareth.

»Wahrhaftig?« Nun kam Dagnarus der Dolch schon interessanter vor. Er versuchte allerdings immer noch nicht, die Waffe anzufassen. »Wozu ist er gut?«

»Er belebt Leichen, Euer Hoheit«, sagte Gareth.

Dagnarus setzte zu einem Lachen an, das ihm jedoch auf den Lippen erstarb. »Im Ernst?«, rief er ungläubig.

»Ernst!« Gareth starrte seinen Freund wütend an. »Ernst! Ich war zehn Jahre alt, als Ihr mir die Leere gezeigt habt. Zehn Jahre, als Ihr mich dazu gebracht habt, Euch aus Büchern über die Magie der Leere vorzulesen! Ich habe seitdem eine Lüge gelebt, ich habe meinen Frieden, mein Glück geopfert… und Ihr fragt mich, ob ich es ernst meine!«

»Du hättest es jederzeit bleiben lassen können«, erwiderte Dagnarus kühl. »Ich habe dich nie dazu gezwungen, deine Studien der Leere fortzusetzen. Die hast du aus eigener Initiative unternommen.«

»Ich weiß«, antwortete Gareth müde. »Ich weiß, was ich getan habe. Ich würde es auch wieder tun… vielleicht. Verzeiht, Euer Hoheit. Vergebt mir meinen Ausbruch. Ich habe nicht geschlafen. Ich habe die ganze Nacht damit verbracht, so viel wie möglich über diesen Dolch nachzulesen.« Er nickte zu der Waffe hinüber.

»Sag es mir. Wozu ist er gut?«, fragte Dagnarus, und diesmal wirkte er erheblich respektvoller.

»Er kam zur selben Zeit in die Welt, als Eurem Vater die Macht gewährt wurde, Paladine zu schaffen«, fuhr Gareth fort in der Hoffnung, dass dies das Interesse des Prinzen noch mehr schüren würde. Er würde vom Aufflackern einer Flamme in Dagnarus' grünen Augen belohnt. »Ebenso wie der König diese Macht erhielt, kam auch die Macht zur Zerstörung in die

Welt. Wer immer diesen Dolch benutzt, kann das finstere Gegenteil eines Paladins erschaffen, einen Schatten, ein untotes Geschöpf mit magischer Kraft und außergewöhnlichen Fähigkeiten, ein Geschöpf, das treu demjenigen dient, der den Dolch benutzt. Aber während ein Paladin seine Magie aus der Lebensenergie bezieht, benutzen die Vrykyl – denn so nennt man diese Geschöpfe – den Tod.«

»Vrykyl. Das klingt elfisch. Was bedeutet es?«

»Es ist tatsächlich ein elfisches Wort. Es bedeutet ›Leichenfresser‹.«

Dagnarus verzog das Gesicht. »Nicht gerade appetitanregend. Wie funktioniert es? Was muss man tun? Welche Zaubersprüche braucht man?«

»Der Bann ist an den Dolch gebunden. Jeder kann ihn benutzen, aber es ist nicht so einfach«, fügte er warnend hinzu, denn er hatte das aufgeregte Aufblitzen in Dagnarus' Augen bemerkt.

»Sag es mir, Fleck«, befahl Dagnarus, und nun streckte er die Hand nach dem Dolch aus.

»Als Erstes erwählt sich der Dolch seine Opfer selbst. Der Dolch muss den geeigneten Kandidaten finden. Daher muss das Opfer jemand sein, der sich der Leere geweiht hat.«

Dagnarus lächelte, und Gareth konnte sich vorstellen, was der Prinz dachte.

»An diese Regel muss man sich unbedingt halten, Euer Hoheit«, betonte er. »Der alte Mann, der mir den Dolch vererbt hat, hat versucht, auf anderem Weg Vrykyl zu schaffen. Es hat nicht funktioniert.«

Dagnarus zog eine Braue hoch und zuckte die Achseln. »Also gut, dann halten wir uns eben an die Regeln. Es sollte nicht zu schwierig sein, jemanden zu finden, den der Dolch akzeptieren kann. Und dann lässt er also die Toten weiterleben. Denk doch nur an die Möglichkeiten, die das aufwirft!«

»Es ist ein unheiliges Leben«, mahnte Gareth schaudernd. »Ein Leben, das dieses Geschöpf nur erhalten kann, indem es tötet.«

»Wir töten jeden Tag, um unser Leben zu erhalten«, stellte Dagnarus fest.

»Ich spreche nicht von Hühnern«, entgegnete Gareth zornig. »Ich spreche von Personen. Ein Vrykyl ernährt sich von den Seelen anderer. Ein Vrykyl hat eine magische Rüstung, genau wie die eines Paladins, aber sie ist schimmernd schwarz. Die Rüstung bedeckt den Vrykyl von Kopf bis Fuß und bleibt ihm erhalten bis zum Tod – «

»Ich dachte, du hättest gesagt, diese Vrykyl seien bereits tot.«

»Dazu komme ich noch, Euer Hoheit. Nachdem ein Vrykyl geschaffen wurde, schmiedet er sich als Erstes einen Dolch aus einem Stück seiner eigenen Knochen. Das ist für ihn recht einfach, da er keinen Schmerz spürt und nicht blutet. Er kann sich einfach einen Arm abschneiden. Dieser Arm ist geschützt von der magischen Rüstung, und er braucht ihn nicht wirklich. Die Rüstung selbst dient als Arm. Sobald das Messer hergestellt ist, benutzt der Vrykyl dieses Knochenmesser, um die Seele eines Opfers zu stehlen und auf diese Weise sein eigenes Leben zu erhalten. Wenn er das nicht tut, wird er irgendwann wieder zu seinem ursprünglichen Zustand zurückkehren. Sein Körper wird damit beginnen, sich langsam aufzulösen, bis schließlich jeder, der den Vrykyl ohne Rüstung sähe, sich einer Leiche gegenüberfände, die den Eindruck macht, bereits Monate begraben gewesen zu sein.«

»Es war klug von dir, das Mittagessen auszuschlagen«, meinte Dagnarus trocken. »Und wie sieht ein wohlgenährter Vrykyl aus?«

»Wie immer er aussehen will«, antwortete Gareth. »Wenn er ein alter Mann war, als er starb, kann er wieder zu einem jungen Mann werden – ein Ausbund an Kraft und Gesundheit.

Die Magie seiner Rüstung erlaubt es ihm, die Gestalt eines jeden anzunehmen, den er irgendwann einmal gesehen hat.

Man kann einen Vrykyl nur auf zweierlei Art töten: entweder, indem man ihm die Nahrung entzieht, oder mit Waffen, die von den Göttern gesegnet wurden. Wenn es irgendwie gelänge, einen Vrykyl für sechs Monate einzuschließen, ohne dass er die Gelegenheit erhält, weiterhin zu töten, dann würde er schwinden. Das wäre allerdings ausgesprochen schwierig, denn ein Vrykyl hat übernatürliche Kraft. Ich bezweifle, dass es einen Kerker gibt, in dem man ein solches Wesen festhalten könnte. Das gesegnete Schwert eines Paladins wird allerdings, wenn es durch die Rüstung dringt und das tote Fleisch darunter berührt, einen Vrykyl auf der Stelle umbringen.«

Dagnarus hörte kaum mehr zu. Mit glitzernden Augen hob er den Dolch hoch und hielt ihn ins Licht des grauen Tages. Er drehte ihn bewundernd hin und her.

»Bedenke doch nur, was das bedeuten könnte, Fleck! Ich könnte Armeen schaffen…«

»*Keine* Armeen«, verbesserte Gareth. »Die Anzahl der Vrykyl ist durch die Anzahl der Paladine vorgegeben. Jedem Volk sind nur zehn Paladine gewährt, was insgesamt vierzig macht, also kann es auch nur vierzig Vrykyl geben.«

»Dann als Anführer von Armeen. Ich wäre unbesiegbar! Mein Vater ist Hochkönig der Menschen. Ich könnte Hochkönig aller Völker sein, überall. Wenn ich selbst Paladin werde – «

»Nein!«, rief Gareth entsetzt. Er packte Dagnarus' Unterarm, umklammerte ihn fest. »Nein«, wiederholte er.

»Was willst du damit sagen?« Dagnarus riss seinen Arm aus Gareths schmerzhaftem Griff. »Warum starrst du mich so an?«

»Versteht Ihr denn nicht, Euer Hoheit?«, sagte Gareth verzweifelt. »Ihr *braucht* kein Paladin zu werden. Ihr braucht

es nicht! Deshalb habe ich das doch getan! Deshalb habe ich mich darum gekümmert! Für Euch! Ihr braucht Euer Leben nicht aufs Spiel zu setzen – «

»Deine Sorge um mich ist wirklich rührend, Fleck.« Dagnarus' Tonfall war kalt und gefährlich. »Aber auch beleidigend. Du bist also überzeugt davon, dass ich versagen werde. Ich möchte dich daran erinnern, dass ich noch bei keiner Herausforderung versagt habe. Und ich werde auch bei dieser Sache Erfolg haben – einer Sache, die meinem Bruder bereits gelungen ist!« Er verzog verächtlich den Mund.

»Ihr könnt kein Paladin sein und von den Göttern gesegnet werden und gleichzeitig diesen Dolch benutzen«, erklärte Gareth.

»Nun, dann wirst eben du die Vrykyl für mich schaffen.«

»Selbstverständlich, Euer Hoheit«, antwortete Gareth und verbeugte sich. »Und sie werden mir gehorchen, denn ich werde derjenige sein, der den Dolch benutzt.«

Dagnarus verzog missbilligend das Gesicht, denn er war nicht daran gewöhnt, dass sich irgendwer oder irgendetwas seinen Wünschen widersetzte. »Wir müssen eine Möglichkeit finden, das zu umgehen! Du wirst dich danach umtun, Fleck. Ich werde in der Zwischenzeit einen angemessenen Kandidaten finden. Wir werden selbst prüfen, ob dieser Dolch tatsächlich das leistet, was du behauptest.«

»Und wo wollt Ihr einen Kandidaten finden?« Gareth war skeptisch. »Einen, der sein Leben der Leere weiht?«

»Ich habe eine Idee«, sagte Dagnarus leichthin. Er legte den Dolch wieder in den Beutel zurück und steckte das Bündel in sein Hemd, direkt an die Haut. »Ich werde den Dolch selbst behalten, Fleck.«

Gareth sah ihn mit einem Schaudern an. »Ich bin froh, ihn los zu sein. Aber achtet darauf, dass niemand davon erfährt, Euer Hoheit.«

»Keine Angst. Ich bin daran gewöhnt, Geheimnisse zu wahren. Im Unterschied zu dir halte ich das für eine angenehme Beschäftigung.«

Gareth schüttelte nur den Kopf.

Dagnarus warf seinem Freund einen besorgten Blick zu, und Gareth sah das Mitleid in diesem Blick. Das konnte er dem Prinzen nicht übel nehmen. Er sah vermutlich schrecklich aus, dünn und abgehärmt und älter – erheblich älter – als seine zwanzig Jahre. Er hatte seine Fingernägel abgenagt, die Nagelhäute waren zerfetzt und blutig. Er blinzelte zu oft, denn seine Augen brannten, und er versuchte, sich auf diese Weise ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Seine Kleidung war ungepflegt, seine Schuhe abgetreten. Und er hatte dieses schreckliche Zeichen auf seinem Gesicht. Nur dass es jetzt zwei schreckliche Zeichen waren.

»Es tut mir Leid, Fleck«, sagte Dagnarus leise.

»Was?« Gareth sah den Prinzen erstaunt an. Er hatte nie zuvor gehört, dass Dagnarus sich entschuldigt hätte. »Was tut Euch Leid?«

»Dass ich dich vernachlässigt habe. Du hast die ganze Arbeit geleistet, während ich den Spaß hatte. Aber du wirst schon sehen.« Dagnarus legte Gareth die Hände auf die mageren Schultern. »Ich fürchte, du wirst dieses Doppelleben noch ein wenig länger führen müssen. Aber nur, bis ich Paladin bin. Dann kannst du diese senilen alten Narren im Tempel verlassen und für mich arbeiten, als mein Berater, wie wir es geplant haben, als wir Kinder waren. Wenn ich erst König von Vinnengael bin…«

»Sagt das nicht, Euer Hoheit«, murmelte Gareth bedrückt. »Oder zumindest nicht König von Vinnengael. Helmos wird König von Vinnengael sein, noch dazu ein guter König. Ihr werdet König des Elfenlands oder der Zwerge sein…« Er senkte den Kopf, sodass der Prinz seine Tränen nicht sah.

»Also gut, wenn ich erst König des Elfenlands bin«, setzte Dagnarus beschwichtigend neu an, »dann werde ich alles wieder gutmachen. Du wirst ein schönes Leben haben. Ich werde dir ein Schloss bauen, dir eine Frau verschaffen. Eine Frau *und* eine Mätresse…«

»Danke, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth. Mehr gab es nicht zu sagen. Ein Schloss, eine Frau und eine Mätresse im Austausch für seine Seele. Er hätte einen schlechteren Handel abschließen können.

»Und nun« – Dagnarus legte den Arm um seinen Prügelknaben und schob ihn in Richtung Tür –, »nun werden wir diesen elenden Ort verlassen, der mich immer deprimiert hat, und uns etwas zu essen verschaffen. Nein, widersprich mir nicht. Was macht es schon, wenn du zu spät zum Unterricht kommst? Ich werde Silwyth in den Tempel schicken und ihn ausrichten lassen, dass ich nach dir verlangt habe. Gehen wir und erbetteln wir uns vom Koch ein Mittagessen, wie wir es als Jungen gemacht haben. Was hieltest du von kalter Wildpastete und frischem Ziegenkäse? Warmem Krustenbrot und frischem Bier?«

»Das klingt wunderbar, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth, dem sich allein schon bei den Worten der Magen umdrehte.

Dagnarus riss die Tür auf, hielt aber weiter seinen Freund fest und zerrte ihn mit sich.

»Gut! Wir müssen dich ein bisschen aufpäppeln und sehen, dass du ein wenig Farbe in diese pickeligen Wangen bekommst. Übrigens«, fügte Dagnarus lässig hinzu, »hatte ich erwähnt, dass der Rat heute über meine Nominierung zum Paladin entscheiden wird?«

»Ich wünsche Euch Glück, Euer Hoheit«, sagte Gareth.

»Das weiß ich, Fleck«, erwiderte Dagnarus lächelnd, und sein Griff wurde fester. »Das weiß ich.«

Die Nominierung

Die Ratssitzung der Paladine war jeweils für den vierten Tag jedes dritten Monats angesetzt, und bei diesem Treffen besprachen die Paladine alle Angelegenheiten, die ihnen vorgelegt wurden. Alle waren verpflichtet, an diesen Sitzungen teilzunehmen, obwohl ein Paladin abwesend sein durfte, wenn er oder sie gerade mit einer wichtigen Angelegenheit befasst war, die die Anwesenheit des besagten Paladins erforderte. Da die Anzahl der Paladine sich änderte, hatte man beschlossen, dass drei Viertel eine abstimmungsfähige Mehrheit bildeten.

Wenn abgestimmt wurde, war in wichtigen Angelegenheiten eine Zwei-Drittel-Mehrheit erforderlich, zum Beispiel, wenn es um die Wahl eines neuen Paladins ging. König Tamaros, der selbst kein Paladin war, war als Berater anwesend, hatte aber kein Stimmrecht. Auch andere Herrscher wurden eingeladen, vor allem dann, wenn sie dem Rat eine Beschwerde oder eine Anregung vortragen wollten.

Seit die Völker den Stein der Könige erhalten hatten, waren zehn Jahre vergangen. Die Menschen hatten beinahe ihren vollen Anteil an Paladinen – neun von zehn. Die Elfen hatten zehn, denn sie hatten die Idee rasch akzeptiert. Der Schild des Göttlichen, der nun im Besitz des Steins der Könige war, hatte in dem Kampf um die Herrschaft die Oberhand über den Göttlichen gewonnen. Der Göttliche wurde zwar von den Elfen immer noch als geistiger Führer betrachtet, aber alle (der Göttliche eingeschlossen, wenn auch zu seiner stetigen Missbilligung) wussten, wer wirklich die Macht in Händen hielt.

Anders als bei den Menschen, wo sich jemand freiwillig als Kandidat aufstellen lassen musste, wurden die elfischen

Paladine vom Schild des Göttlichen ausgewählt. Diese Elfen konnten sich weigern – das hatte der Rat gefordert –, aber wenn sie das taten, verloren sie das Gesicht und die Gunst des Schilds, was zusammengenommen ausreichte, um sie und ihre Familien in Schande zu stürzen, eine Schande, die vielleicht Jahrhunderte auf der Familie lasten würde.

Der Schild hatte einen Schrein errichten lassen, in dem der elfische Teil des Steins der Könige aufbewahrt wurde. Der Stein schwebte auf einem Polster heiliger Luft oberhalb eines Sockels aus weißem Marmor, der die Form einer Lotosblüte hatte und sich aus einem großen, vollkommen runden Teich klaren blauen Wassers inmitten eines sonnigen Gartens erhob. Der Garten war heilig – niemand außer dem Schild des Göttlichen durfte sich dort aufhalten. Wachen umgaben den Garten Tag und Nacht. Elfische Zauberer – die Wyred – hatten den Garten verzaubert, sodass jeder, der ihn ohne ein angemessenes Schutzamulett (wie es der Schild trug) betrat, in magische Fallen geraten würde. Ein Dieb war bereits auf diese Weise gefangen worden. Er hatte sich umgebracht, bevor er verhört werden konnte, aber es war kein Geheimnis, dass der Göttliche ihn geschickt hatte.

Die elfische Zeremonie zur Schaffung von Paladinen wurde im Geheimen abgehalten. Nur die Familie des Betreffenden und der Schild und sein Gefolge durften daran teilnehmen. Da die auserwählten Elfen nur dem Namen nach eine Wahl hatten, hieß es, dass einer oder zwei während der Verwandlung gestorben seien. Dass es nicht noch mehr waren, war der Weisheit des Schilds zuzuschreiben, der alle Kandidaten sorgfältig überprüfte, bevor er seine Wahl traf. Die zehn derzeitigen elfischen Paladine stammten aus Häusern, die entweder treu zum Schild standen oder, wie im Fall von Lord Mabreton, zu Familien gehörten, die zuvor nicht auf der Seite des Schilds gestanden hatten, ihm aber nun etwas schuldeten.

Keiner der Kandidaten war vom Rat der Paladine abgelehnt worden; man hatte alle für würdig befunden.

Obwohl Zwerge und Orks erfreut gewesen waren, einen Teil des Steins der Könige zu besitzen, hatten beide Völker ihn bisher nicht vollständig genutzt. Die Zwerge, die den Zielen der Menschen stets misstrauten, fürchteten, dass ein Zwerg, der zum Paladin wurde, irgendwie menschlicher werden würde. Nur ein Einziger hatte sich freiwillig bereit erklärt, Paladin zu werden, und zwar Dunner, einer der Pferdelosen – ein Zwerg, der viele Jahre unter Menschen gelebt hatte.

Dunner konnte selbst nicht genau erklären, was ihn dazu gebracht hatte, sich dieser gefährlichen Verwandlung zu unterziehen. Es gab zu viele Motive, die alle in denselben Eintopf gehörten. Erst blubberte eines, dann ein weiteres an die Oberfläche. Ganz eigennützig hatte er erhofft, dass sein verrenktes Bein heilen und er von dem stetigen Schmerz befreit werden würde, und das hatte er auch erreicht. Er war nach der Verwandlung gesund und nicht mehr von seinen alten Narben gezeichnet gewesen – zum Staunen aller Zwerge, die sich versammelt hatten, um zuzusehen. In diesem Moment fingen sie an, darüber nachzudenken, ob es nicht doch wünschenswert sein könnte, Paladin zu werden.

Dunner hatte gehofft, wieder reiten und sich seinem Klan anschließen zu können, wo immer der sich aufhalten mochte. Er hatte auch dieses Ziel erreicht, da sein Bein geheilt war, aber nun, nachdem er wieder reiten konnte, stellte er fest, dass er kaum mehr das Bedürfnis danach hatte.

Ein bisschen weniger eigensüchtig war das Motiv gewesen, seinem Volk zu helfen und eine wichtigere Rolle in einem Land zu spielen, von dem er glaubte, dass es nur zu rasch von Elfen und Menschen überrannt werden könnte. Diesen Dienst konnte Dunner seinem Volk nur leisten, indem er zu einem

Teil der Welt der Menschen wurde und am Hof von Vinnengael die Interessen der Zwerge vertrat.

Dunner protestierte ununterbrochen gegen das Eindringen von Menschen in Zwergenland und verteidigte die Anstrengungen der Zwerge, sie wieder zu vertreiben. Es entsprach der Wahrheit, dass die Zwerge glaubten, eines Tages würde der gesamte Kontinent Loerem ihnen gehören und alle anderen Völker wären ihnen untertan, aber sie hatten es nicht sonderlich eilig, dieses Ziel zu erreichen: Außerdem bestand die Gefahr derzeit eher darin, dass ihr eigenes Land von menschlichen Bauern und Hirten übernommen wurde.

Dunners Anstrengungen wurden ihm nicht gedankt, denn die Zwergenhäuptlinge hielten Verhandlungen für ein Zeichen von Schwäche. Die meisten erfuhren nie von den vielen kleinen Siegen, die Dunner davontrug, und wie viele Menschen- und *Zwergenleben* von seiner *Zunge* und nicht von ihren Schwertern und Bögen gerettet wurden. Die Zwergenhäuptlinge betrachteten die friedliche Räumung von Menschensiedlungen als den Willen der Götter, was in gewisser Hinsicht ja auch der Wahrheit entsprach.

Der Oberste Klanhäuptling hatte Dunner den Stein der Könige überlassen. Dunner stellte den Stein in einen kleinen Schrein, den er in der Stadt der Pferdelosen errichtet hatte, wo der Stein langsam verstaubte, denn kein Zwerg war sonderlich an ihm interessiert. Dunner dachte oft traurig daran, dass er der Einzige seines Volkes war, der diesen Stein wirklich wunderbar fand, der Einzige, der sich die Zeit nahm, ihn angemessen zu ehren. Aber dann bemerkte er, dass sich in seiner Abwesenheit offenbar ein anderer darum kümmerte. Wann immer er zum Schrein zurückkehrte, stellte er fest, dass der Boden gefegt und der Stein abgestaubt worden war. Er fragte sich, wer wohl dafür verantwortlich sein mochte, und schließlich legte er sich auf die Lauer, um es herauszufinden.

Zu seinem Erstaunen stellte er fest, dass die selbst ernannten Wächter des Steins Kinder der Pferdelosen waren, vernachlässigte, verlassene Kinder. So unglücklich, wie es Dunner selbst als Kind gewesen war, hatten sich diese Bettelkinder zusammengetan, um eine Bande zu bilden, die sich dem Stein der Könige widmete.

Die Kinder hielten den Tempel sauber und polierten den Stein mit weichem Tuch. Zuerst neigte Dunner dazu, sie zu verscheuchen; er glaubte, sie hielten alles nur für ein Spiel. Aber als er sie beobachtete, fiel ihm auf, dass diese Kinder bei ihrer Sorge um den Stein etwas erreicht hatten, das bei den Pferdelosen ausgesprochen selten war – sie waren aus ihrer Isolation herausgetreten und hatten Freundschaften geschlossen, die über die Grenzen der Klans hinausgingen. Sie hatten sozusagen ihren eigenen Klan rund um den Stein der Könige gebildet.

Dunner freute sich über alle Maßen, als er dies begriff, und er überließ die Kinder sich selbst und versuchte, so wenig Aufmerksamkeit auf sie zu lenken wie möglich. Diese Kinder, nahm er an, würden einmal Paladine werden, und im Augenblick hatte er noch genügend Kraft, um allein weiterzumachen.

Was die Orks anging, so war der Kapitän der Kapitäne selbst Paladin geworden, in der Hauptsache, um sich die Rüstung zu verschaffen, die er sehr bewunderte. Außerdem gefiel ihm der Gedanke, Prüfungen bestehen zu müssen, um diesen Status zu erreichen. Die Orks lieben Wettbewerbe und Herausforderungen aller Art über alles. Es gibt eine Geschichte darüber, dass ein Menschenkönig einmal seine belagerte Stadt rettete, indem er den angreifenden Orks ein Rätsel aufgab und versprach, die Stadt zu übergeben, wenn sie die Lösung

fänden. Während die Orks sich vor der Stadt niederließen, um über die Angelegenheit zu streiten, schickte der König einen Boten zu einem Nachbarn und bat um Verstärkung. Diese Truppen besiegten die Belagerer. Es heißt außerdem, dass die Orks sich danach weigerten, das Feld zu räumen, bevor man ihnen die Antwort auf das Rätsel gegeben hatte, aber die meisten halten diesen Teil der Geschichte für unglaubwürdig.

Der Kapitän wollte Prüfungen für sein Volk entwickeln, aber er war sich nicht sicher, worin sie bestehen sollten. Er hielt die Prüfungen, denen sich die Menschen unterziehen mussten, für albern. Die Geschwüre von Aussätzigen verbinden – was für ein Unsinn! Bei den Orks gab es keine Aussätzigen. Sie wären als Belastung der Gesellschaft betrachtet und daher getötet worden, aber Orks schienen ohnehin immun gegen diese Krankheit zu sein. Die Elfen weigerten sich, ihnen zu verraten, worin ihre Prüfungen bestanden, also waren sie keine Hilfe. Dunner – der einzige Zwerg – hatte sich entschieden, sich denselben Prüfungen zu unterziehen wie die Menschen.

Endlich beschloss der Kapitän, dass die Prüfungen sich auf die Fähigkeiten eines Bewerbers als Seemann beziehen sollten, auf den Zweikampf und aufs Rätsellösen (um die Geisteskraft zu prüfen), auf den Mut und auf die Fähigkeit zu feilschen. Nachdem er so weit gekommen war, gelangte er zu der Überzeugung, es wäre nicht ehrenhaft, wenn er sich nicht selbst diesen Prüfungen unterziehen würde, also wandte er sich an seine Gefährtin und wies sie an, ihn so streng wie möglich auf die Probe zu stellen. Das tat sie. Da sie der Ansicht war, dass dabei ihre eigene Ehre ebenso auf dem Spiel stand wie die ihres Gefährten, machte sie die Prüfungen derart schwierig, dass der arme Kapitän kaum überleben und schon gar nicht bestehen konnte.

Die Stammesschamanin entschied allerdings, dass schieres Überleben genügte, und dank eines ausgesprochen guten

Vorzeichens – eine fremde schwarze Katze tauchte plötzlich auf und sprang dem Kapitän auf den Schoß – gewährte sie dem Kapitän das Recht, Paladin zu werden. Nach den strengen und beinahe tödlichen Prüfungen war die Verwandlung, bei der er zu Stein und dann wieder zu Fleisch wurde, nur noch eine Kleinigkeit, die kaum noch zählte.

Danach wollten so viele Orks Paladine werden – hauptsächlich wegen der Herausforderung der Prüfungen –, dass der Kapitän sich schwer tat zu entscheiden, wen er auswählen wollte. Die Anzahl der Bewerber schrumpfte aber wieder, nachdem bekannt wurde, dass orkische Paladine sich nicht nur mit Menschen abgeben, sondern auch noch nett zu ihnen sein sollten.

Was die Ratssitzung anging, bei der über Dagnarus' Nominierung abgestimmt werden sollte, so waren neun Menschen stimmberechtigt – darunter sein Bruder Helmos –, zehn Elfen, darunter Lord Mabreton, Dunner der Zwerg, der Kapitän und die beiden einzigen anderen Orks, die bisher die Prüfungen überlebt hatten.

»Die zehn Elfenstimmen gehören Euch, Euer Hoheit, wie der Schild versprochen hat. Auch Dunner wird für Euch stimmen, das ist gar keine Frage. Was die Orks angeht – es ist sinnlos, vorhersagen zu wollen, was diese unmöglichen Geschöpfe tun werden. Ein Käfer, der statt von rechts nach links von links nach rechts krabbelt, wird sofort dazu führen, dass sie ihre Ansicht ändern. Und was die Menschen angeht, gibt es im Augenblick keinen, der auf Eurer Seite steht.«

»Dank meines geliebten Bruders«, sagte Dagnarus.

»Ihr habt daher elf Stimmen für Euch, Euer Hoheit«, zählt Silwyth zusammen. »Ihr bräuchtet siebzehn, um zu gewinnen – sechs weitere.«

Dagnarus runzelte die Stirn. Er ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in seinem Zimmer auf und ab und dachte

an die neun, die sich gegen ihn stellten. Sein Bruder Helmos würde niemals für ihn stimmen. Was die anderen anging – die kannte Dagnarus kaum. Er hatte sie nie sonderlich beachtet, hatte sich nur bei offiziellen Anlässen vor ihnen verneigt. Er konnte sich an ein Bankett erinnern, bei dem er einem von ihnen das Salz gereicht hatte. Er hatte nichts mit diesen Männern und Frauen gemeinsam, die sich über Bücher und Musik, über Philosophie, Metaphysik und das Gute im Menschen unterhielten.

»Ich habe allerdings gehört«, fügte Silwyth vorsichtig hinzu, als er die mürrische Miene des Prinzen bemerkte, »dass drei der menschlichen Paladine in ihrer Überzeugung zu wanken beginnen.«

»Ah, das klingt doch schon besser«, meinte Dagnarus und blickte auf.

»Wenn ich etwas vorschlagen dürfte, Euer Hoheit?«

»Selbstverständlich, Silwyth. Niemand kann bessere Intrigen spinnen als ein Elf.«

Silwyth nahm das Kompliment mit einer Verbeugung entgegen. »Ihr solltet bei Eurer Ansprache vor dem Rat betonen, dass die Ansicht Eures Bruders, dass Paladine nur dem Frieden dienen dürften, seine Weigerung, an einen Paladin des Krieges auch nur zu denken, der ursprünglichen Absicht der Götter bei der Schaffung von Paladinen widerspricht.«

»Ist das denn der Fall? Du verblüffst mich, Silwyth. Sprich weiter.«

»Es ist im Grunde gar nicht so verblüffend, Euer Hoheit. Bei den Prüfungen muss ein Kandidat sich schließlich auch im Zweikampf bewähren.«

»Nach allem, was Gareth mir sagte, geht es dabei aber nur um ein Ritual. Es finden keine wirklichen Kämpfe statt«, meinte Dagnarus verächtlich.

»Ritual oder nicht, die Absicht ist vorhanden. Aber das wichtigste Argument ist, dass die Götter einem Paladin eine magische Rüstung verleihen. Eine *Rüstung*, Euer Hoheit.«

»Das ist wahr!« Dagnarus sah es sofort ein. »Du hast Recht, Silwyth. Eine magische Rüstung. Die Götter wollen damit sagen…« Er hielt inne und blickte den Elf an.

»Die Götter wollen damit sagen, Euer Hoheit, dass ein Paladin nicht nur der weise Anführer seines Volkes sein soll, sondern auch sein Verteidiger. Im Krieg ebenso wie im Frieden. Ihr könntet auch erwähnen, dass alle elfischen Paladine und die drei Orks erfahrene Kämpfer und militärische Anführer sind und dass wir, wiewohl wir hoffen und darauf vertrauen, dass unsere Völker für immer in Frieden miteinander leben, nicht wissen können, was die Zukunft bringt. Es wäre nicht ratsam für die Menschen, sich in dieser Hinsicht als schwach zu erweisen.«

»Und so kommt es mir vor«, erklärte Dagnarus in seiner offiziellen Ansprache vor dem Rat der Paladine, »dass wir zwar hoffen und darauf vertrauen sollten, dass unsere Völker für immer in Frieden leben, aber nie wissen können, was die Zukunft bringen mag. Unsere Freunde, die Elfen, haben Paladine ausgewählt, die für ihren Mut und ihre Fähigkeiten auf dem Schlachtfeld bekannt sind. Lord Mabreton zum Beispiel ist der Held der Schlacht von Tessuas Festung.«

Eine Schlacht, die sich für die Armee der Menschen als katastrophal erwiesen hatte, wie alle menschlichen Paladine am Tisch sehr wohl wussten. Sie schauten recht säuerlich drein, vor allem, da sie bemerkten, dass die elfischen Paladine zufrieden lächelten, denn nun herrschten die Elfen über Tessuas Festung. König Tamaros nickte sanft, Dunner schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, um seine Zustimmung auf Zwergenart auszudrücken.

Helmos beobachtete all dies mit großer Sorge.

Seht ihr denn nicht, was er da tut?, fragte Helmos die Versammelten in Gedanken. Er spielt mit euren alten Ängsten, versucht, alten Hass wiederzubeleben. Er gibt uns vergiftetes Gebäck zu essen, bei dem der ekelhafte Geschmack des Giftes vom Zuckerguss verdeckt wird. Die Elfen unterstützen ihn. Er hat selbstverständlich irgendeinen Handel mit ihnen abgeschlossen. Lord Mabreton spricht davon, wie freundlich Dagnarus zu seiner Frau war, wie er dafür gesorgt hat, dass sie sich an diesem fremden Hof willkommen fühlte. Er sagt, nun fühle sie sich hier so wohl, dass sie gar nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren wollte! Er kennt die Gerüchte noch nicht, die über sie in Umlauf sind. Es heißt ja, dass der Ehemann es immer als Letzter erfährt. Ich kann nichts beweisen, und selbst wenn ich die Gelegenheit dazu hätte, würde ich es nicht tun. Ich kann nur zu den Göttern beten, dass mein Bruder keine Schande über uns bringt, und besonders nicht über Lady Mabreton. Was bildet er sich nur ein? Weiß er denn nicht, dass sie hingerichtet würde, käme ihre Untreue ans Licht?

Vielleicht weiß er es. Kummervoll betrachtete Helmos seinen Bruder. Vielleicht weiß er es, und es ist ihm gleichgültig. Solange er nur seine Begierde befriedigen kann. Und wenn auch die anderen Gerüchte wahr sind – dass er die Leere anbetet, er und Gareth, denn ich hörte, dass er seinen viel zu vertrauensseligen Freund mit in den Abgrund gezogen hat. Ich wage auch darüber nichts zu sagen, denn wenn es wahr wäre, würde es unserem Vater das Herz brechen.

»Ich verspreche, ich werde mich ganz dem Dienst an unserem Orden widmen«, schloss Dagnarus nun demütig, »und dem Dienst an den Völkern dieser Welt.«

Er sah gut aus, war gut gekleidet, sein lockiges Haar schimmerte, er war gesund und muskulös, er war edel und feierlich, ernst und ehrlich. Nun nahm er Tamaros'

altersschwache Hand in seine starke, kniete nieder, um seinem Vater für sein Vertrauen zu danken, und schwor bei allem, was ihm heilig war (nichts ist ihm heilig, dachte Helmos, wenn er die Leere anbetet), dass er dafür sorgen würde, dass sein Vater stolz auf ihn sein könnte. Tamaros erhob sich und legte seinem Sohn in einer segnenden Geste die Hand auf den Kopf. Mehrere Anwesende wischten sich die Augen.

Dagnarus stand auf und wandte sich dem Rat zu. Wieder verbeugte er sich mit anmutiger Bescheidenheit. Die Elfen applaudierten einträchtig mit leisem Händeklatschen. Dunner ging um den Tisch herum, um Dagnarus die Hand zu schütteln. Die menschlichen Paladine hatten begonnen, sich leise zu unterhalten, und einige von ihnen warfen Helmos Seitenblicke zu und schüttelten den Kopf. Der Kapitän der Orks wachte auf und verlangte zu wissen, wann es etwas zu essen geben würde.

Dagnarus verabschiedete sich; er würde bei der Abstimmung nicht anwesend sein, die, wie die Orks zu ihrer Enttäuschung vernehmen mussten, noch vor dem Essen stattfinden sollte.

König Tamaros trat vor den Rat. Er war gebrechlich und gebeugt, sein Haar schneeweiß, sein Bart grau und schütter, aber noch war er stark im Geist. Sein Körper mochte sich bereits auf den Abschied von seinem Leben vorbereiten, aber sein Geist war noch vollkommen anwesend. Er sprach sich klar und mit starken Argumenten für die Kandidatur seines Sohnes aus und beeindruckte alle im Rat.

Alle bis auf seinen geliebten älteren Sohn.

Helmos und sein Vater waren nie zuvor über etwas unterschiedlicher Ansicht gewesen. Helmos respektierte und verehrte Tamaros, er liebte seinen Vater wie nur wenige Menschen auf der Welt. Aber in dieser Sache würde er sich gegen den König stellen. In dieser Sache konnte er es nicht gestatten, dass Tamaros sich durchsetzte. Aber Helmos musste diesen Kampf mit gefesselten Händen durchstehen; er musste

kämpfen, ohne seinen Gegner oder unschuldige Zuschauer zu verwunden, was bedeutete, dass seine besten Waffen ihm nichts nützten.

»Mein Sohn Dagnarus ist kein Gelehrter«, sagte Tamaros. »Er hat nichts für Bücher übrig. Er kann in der Kunst keine Schönheit entdecken. Beim Vortrag selbst des besten Minnesängers wird er ruhelos und langweilt sich. Aber das sollte ihn nicht disqualifizieren, wie es auch andere nicht disqualifiziert.« Bei diesen Worten warf der König den Orks einen bedeutungsvollen Blick zu.

»Mein Sohn Dagnarus ist ein Soldat. Er ist der geborene Anführer. Die Männer, die unter ihm dienen, verehren ihn für seinen Mut, seinen gesunden Menschenverstand und dafür, dass er gut für sie sorgt. Ich habe mit vielen einfachen Fußsoldaten gesprochen, die unter Dagnarus' Kommando gekämpft haben, und sie sind sich einig in ihrem Lob. Sie würden ihm überallhin folgen, glaube ich. Selbst in die Leere.«

»Das will ich nicht gehört haben«, sagte der Kapitän plötzlich mit dröhnender Stimme, was alle aufschrecken ließ, weil sie angenommen hatten, er wäre wieder eingeschlafen, denn er hatte die Augen geschlossen gehabt. Nun setzte er sich aufrecht hin und machte das Zeichen zur Abwehr des Bösen, und die beiden anderen Orks taten es ihm nach.

Die menschlichen Paladine lächelten nachlässig, amüsiert und abgelenkt. Tamaros bat ernst um Verzeihung und erklärte, er habe niemanden verärgern wollen. Dann fuhr er mit seiner Lobrede auf Dagnarus fort. Helmos saß schweigend da und hörte kaum zu, denn er konzentrierte sich bereits darauf, was er antworten würde und welche Wirkung seine Worte auf seinen Vater haben sollten.

Als Tamaros mit seiner Ansprache fertig war, setzte er sich wieder hin.

Der Kapitän blickte hoffnungsvoll auf. »Wir werden jetzt abstimmen. Und dann gehen wir etwas essen.«

»Noch nicht sofort«, wandte Lord Mabreton ein, der als Nachfolger des verstorbenen Lord Donnengal als neu gewählter Vorsitzender des Rates fungierte. »Wer immer etwas gegen die Nominierung von Prinz Dagnarus einzuwenden hat, soll nun seine Bedenken äußern.«

Der Kapitän seufzte tief, stützte die massiven Ellbogen auf den Tisch und schüttelte den Kopf. »Dann bringen wir es hinter uns«, murmelte er.

»Gibt es hier jemanden, der sich gegen die Nominierung von Prinz Dagnarus aussprechen möchte?«, fragte Lord Mabreton in einem Tonfall, der anzeigte, dass er ausgesprochen schockiert wäre, falls dies tatsächlich geschehen sollte.

Der Schock sollte ihm nicht erspart bleiben, ebenso wenig wie König Tamaros der Ärger, als Helmos sich erhob.

»Was ich zu sagen habe, spreche ich mit größtem Widerwillen aus, denn ich weiß, dass meine Worte meinen König erzürnen und bekümmern werden. Es wäre leichter für mich zu schweigen. Es wäre leichter für mich zuzustimmen. Ich würde alles für meinen König tun, alles für ihn opfern, ich würde gern mein Leben für ihn geben und das als Privileg betrachten. Ich würde ihm alles geben – *alles* –, bis auf dies.«

Helmos hatte Tränen in den Augen. Er blickte auf seine Hände hinab, die zitterten, und stützte sie auf den Tisch. »Aber ich kann ihm nicht geben, was er sich am meisten wünscht.« Diese letzten Worte brachte er mit heiserer, leiser Stimme hervor, und er brauchte einen Augenblick, um sich wieder zu fassen, bevor er weiterreden konnte.

Die anderen Paladine sahen ihn an und warteten; viele waren bewegt von Helmos' sichtlicher Qual und der Tiefe seiner Empfindungen, wenn schon nicht von seinen Worten.

Nun hob der Kronprinz wieder den Kopf. »Ich spreche mich gegen die Kandidatur von Prinz Dagnarus aus. Er ist nicht im Geringsten dazu geeignet, ein Paladin zu sein. Du hast Recht, Vater, wenn du sagst, dass er ein guter Soldat ist, ein beliebter Anführer. Das gebe ich gern zu, und ich sage, lasst ihn Soldat bleiben. Lasst ihn General sein. Lasst ihn Männer in die Schlacht führen. Aber lasst nicht zu, dass er ihnen sagt, wie sie ihr Leben führen sollen.

Es stimmt, dass wir Paladine eine wunderbare magische, mächtige Rüstung erhalten. Und wenn wir das Wort Rüstung hören, denken wir an Schlachten und Kriege. Und tatsächlich, wir kämpfen. Wir kämpfen jeden Tag unseres Lebens – wir kämpfen in den Schlachten, in die die Götter uns schicken. Wir kämpfen gegen Dummheit, gegen Unwissen, Vorurteil und Hass, wir kämpfen gegen Gier und Ungerechtigkeit. Wir kämpfen, um unseren Völkern den Frieden zu bringen. Dies sind die Schlachten, in die die Götter uns schicken, und daher tragen wir die Rüstung, die sie uns geben. Unsere Waffen sind nicht Schwerter. Unsere Waffen sind Geduld, Toleranz, Verstehen, Charakterfestigkeit, Umsicht, Gnade und Mitgefühl. Selbst Ihr werdet zugeben müssen, Euer Majestät, dass nichts davon, *nichts* davon« – Helmos betonte es noch einmal – »zu Prinz Dagnarus' Charaktereigenschaften gehört.

Die Götter wissen, dass wir alles andere als vollkommen sind. Ich gebe nicht vor, auch nur über die Hälfte der Eigenschaften zu verfügen, von denen ich gerade sprach. Aber ich versuche es zumindest, und das, so glaube ich, tun wir alle hier. Prinz Dagnarus ist mutig – ich bin der Erste, der ihn dafür lobt. Er ist entschlossen und klug. Der König gibt zu, dass Prinz Dagnarus kein Gelehrter ist, und er schiebt diese Tatsache als unwichtig für unsere Entscheidung beiseite, indem er darauf hinweist, dass man auch andere in unseren Reihen nicht unbedingt als Gelehrte bezeichnen könnte.«

Helmos schaute die Orks an, die ihn zur Abwechslung ausgesprochen aufmerksam ansahen.

»Dennoch, auch jene, die die Worte auf einem Pergament nicht lesen können, können doch genauestens bestimmen, wo auf dem Meer sie sich aufhalten, und sie benutzen dazu Instrumente und mathematische Berechnungen, die für mich ebenso bedeutungslos sind wie das geschriebene Wort für sie. Die Tatsache, dass Prinz Dagnarus sich dazu entschieden hat, nichts zu lernen, sich dazu entschieden hat, nichts über andere Völker und die Welt, die ihn umgibt, erfahren zu wollen, dass er sich weigert, die Zeit und die Kraft zu investieren, die es kosten würde, sich weiterzubilden, weist für mich darauf hin, dass es ihm an Geduld und an Selbstdisziplin fehlt.

Selbstdisziplin. Nach meiner Ansicht liegt Prinz Dagnarus' größter Fehler in seinem Mangel daran. Ihr mögt sagen – und damit Recht haben –, dass dies bei der Jugend sehr verbreitet ist. Und tatsächlich ist Prinz Dagnarus noch sehr jung. Vielleicht wird er mit der Zeit lernen, sich über seine Fehler hinwegzusetzen. Aber bis zu diesem Zeitpunkt – wenn dieser Zeitpunkt denn jemals kommen wird – werde ich diesen Rat darum bitten, gegen ihn zu stimmen. Prinz Dagnarus ist für das edle und erhabene Amt eines Paladins nicht geeignet. Ich werde gegen ihn stimmen, und ich dränge die anderen Mitglieder des Rates, dasselbe zu tun.«

Bleich, aber gefasst, setzte Helmos sich wieder hin. Er hatte getan, was er tief im Herzen für das Richtige hielt. Er konnte selbst dem missbilligenden Blick seines Vaters mit Gleichmut begegnen, obwohl das Wissen, dass König Tamaros zornig auf ihn war, einen schweren Schlag darstellte. Helmos hatte gehofft, seine Worte könnten Tamaros umstimmen, könnten den blendenden Zauber, den Dagnarus gesponnen hatte, zerreißen. Helmos erkannte, dass er versagt hatte, dass

Tamaros zwar nicht zornig auf seinen älteren Sohn war, aber enttäuscht von ihm.

Ich kann nichts mehr tun, begriff Helmos hilflos. Ich kann meinen Verdacht nicht äußern, nicht ohne zu viele Leben zu zerstören. Ich muss den Göttern vertrauen, ich muss mich darauf verlassen, dass sie nicht zulassen werden, dass mein Bruder Paladin wird, selbst wenn wir es gestatten.

»Hat noch jemand etwas zu dieser Angelegenheit zu sagen?«, fragte Lord Mabreton feierlich. Er schaute nachdenklich drein. Helmos' Worte hatten ihm Stoff zum Grübeln gegeben.

Zur allgemeinen Überraschung kam der Kapitän schwerfällig auf die Beine. Nie zuvor hatte ein Ork bei einer Ratssitzung das Wort ergriffen (es sei denn, um zu fragen, wann es endlich etwas zu essen gäbe).

»Die Vorzeichen für diesen Kandidaten sind schlecht. Wir« – der Kapitän nickte zu seinen beiden Kollegen hin – »stimmen mit nein.« Dann wandte er sich König Tamaros zu und fügte hinzu: »Ich habe es Euch ja gesagt – Ihr hättet ihn erwürgen sollen, als er noch ein Welpe war.«

Der Ork setzte sich wieder. Er hatte alles gesagt, was gesagt werden musste. Helmos war dankbar für seine Unterstützung, obwohl er das Gefühl hatte, dass der Ork ihm mehr geschadet als genutzt hatte. Nun war König Tamaros wütend, denn er erinnerte sich an den fraglichen Vorfall, einen Vorfall, der als Missverständnis heruntergespielt worden war – als ein recht komisches Missverständnis. Tamaros war alles andere als erfreut, daran erinnert zu werden, er war auch nicht erfreut darüber, dass hier vor dem Rat von diesem unglücklichen Vorfall, der mit dem Stein der Könige zu tun hatte, gesprochen worden war. Mehrere Paladine schienen nicht zu begreifen, worauf der Ork mit seiner Äußerung anspielte, und sie sahen den König nun fragend an.

Lord Mabreton erkannte, wie zornig der König war, und beschloss, die Angelegenheit zu übergehen. »Gibt es noch weitere Bemerkungen zur Kandidatur von Prinz Dagnarus?«

Der Elf sah Dunner an, der allen als langjähriger Freund des Prinzen bekannt war. Der Zwerg hatte den Kopf gesenkt und schien sich alles andere als wohl zu fühlen. Er war derselben Ansicht wie Tamaros, was sein Lob des jungen Prinzen anging, aber er stimmte auch Helmos zu. Dunner war hin- und hergerissen. Er mochte Dagnarus, soweit ein Zwerg einen Menschen überhaupt mögen konnte, und er hätte sehr gern für ihn gestimmt, denn die Abstimmung war nicht geheim. Der Prinz würde die Namen all jener erfahren, die für oder gegen ihn gestimmt hatten. Dagnarus würde jenen, die sich gegen ihn ausgesprochen hatten, nie verzeihen. Aber Dunner fragte sich ernsthaft, ob er sich mit ruhigem Gewissen für den jungen Prinzen aussprechen konnte. Denn zum ersten Mal in seinem Leben wünschte sich der Zwerg, er wäre ein Ork, er wünschte sich, es gäbe einen Vogel- oder Insektenschwarm, der ihm deutlich zeigen könnte, was er tun sollte.

»Die Mittagsstunde ist lange vorüber«, sagte er schließlich und fand damit zum ersten Mal etwas Nützliches in diesem seltsamen menschlichen Brauch, zu einer bestimmten Zeit zu essen. »Ich kann nicht denken, so lange mein Bauch knurrt. Lasst uns die Abstimmung vertagen, etwas essen und dann hierher zurückkommen, um es zu Ende zu bringen.«

Der Rat stimmte für eine Vertagung und dafür, sich in zwei Stunden wieder zusammenzusetzen. Tamaros blieb zurück, bis alle gegangen waren; er beantwortete Fragen, bedankte sich bei jenen, die ihn ihrer Unterstützung versicherten. Auch Helmos blieb sitzen. Mehrere Paladine der Menschen kamen zu ihm und sprachen leise mit ihm. Er dankte ihnen für ihre Sorge, und dann gingen auch sie. Schließlich fanden sich Vater und Sohn allein.

»Vater«, begann Helmos. »Bitte, glaube mir…« Seine Worte verklangen.

Tamaros stand auf. Er betrachtete Helmos mit Trauer und Mitleid. »Ich hätte niemals gedacht, dass du so eifersüchtig auf deinen Bruder sein, ihn so vollkommen missverstehen und falsch darstellen könntest. Es war mein Fehler. Ich habe als Vater versagt, gegenüber euch beiden.«

»Vater!« Helmos stand auf. »Vater, bitte…«

Tamaros drehte sich um und ging.

Als der Rat der Paladine zwei Stunden später wieder zusammentrat, stimmten sie siebzehn gegen sechs für Dagnarus. Am Ende stimmte auch Dunner für seinen Freund.

Shakur

»Ah, da bist du ja!« Die laute Stimme durchbrach die Stille in der Bibliothek wie ein Blitzschlag aus klarem Himmel und erschreckte alle daher doppelt. Köpfe, die über Bücher gebeugt gewesen waren, wurden hochgerissen, Gelehrte keuchten, zuckten zusammen, stießen Tintenfässer um und klecksten beim Schreiben. Die Bibliothekarin war bleich vor Zorn aufgesprungen, bevor sie sah, wer für diesen Lärm verantwortlich war. Protestierende Worte kamen ihr bereits über die Lippen, und sie konnte sie nicht mehr zurücknehmen, aber es gelang ihr immerhin, sie so verworren klingen zu lassen, dass das, was sie sagte, einfach keinen Sinn ergab.

Dagnarus schob sie und ihren hilflosen Protest beiseite und ging zwischen den Tischen hindurch zu Gareth.

»Ich habe dich überall gesucht!«, erklärte Dagnarus, als wäre es Gareths Fehler, dass er nicht dort gewesen war, wo der Prinz ihn vermutete.

Gareth hatte die Stimme des Prinzen gleich erkannt, war bereits auf den Beinen und suchte hektisch die Bücher zusammen, mit denen er sich beschäftigt hatte. Sein Gesicht und seine Ohren glühten rot vor Verlegenheit. Die anderen Gelehrten wagten es nicht, ihren Zorn auf den Prinzen zu zeigen, aber mit den jungen Novizen standen die Dinge anders, und so warfen sie Gareth wütende Blicke zu.

»Seht nur, was Ihr angerichtet habt!«, flüsterte Gareth dem Prinzen zu.

»Ein Fuchs im Hühnerstall«, sagte Dagnarus und sah sich um. »Langweilige alte Knacker. Wahrscheinlich hatten die meisten seit Jahren nicht mehr so viel Aufregung. Verzeiht mir, Bibliothekarin«, fügte er leise und in untertänigem Ton

hinzu, beugte sich über die Hand der Bibliothekarin und küsste sie ehrfürchtig. »Ich hatte nicht solche Unruhe hervorrufen wollen. Ich bin ein Soldat, kein Gelehrter, und ich bin nicht daran gewöhnt, mich in solch stiller, feierlicher und fleißiger Umgebung zu bewegen. Ich habe etwas mit meinem Berater hier zu besprechen. Staatsangelegenheiten. Äußerst wichtig. Verzeiht mir bitte.«

»Sicher, Euer Hoheit«, erklärte die Bibliothekarin, besänftigt von diesen entwaffnend offenen Worten. Sie hatte zwar ihr ganzes Leben ihrer Arbeit gewidmet, aber Dagnarus' gutes Aussehen und die Liebenswürdigkeit seines Handkusses waren ihr außerordentlich angenehm. Die Ehre und seine Aufmerksamkeit ließen sie erröten, und mit einem vorsichtigen Blick unter den Wimpern hervor vergewisserte sie sich, dass die anderen Magier auch alle bemerkt hatten, was geschah.

Der Prinz verließ die Bibliothek, und sein pelzgefütterter Reitumhang verursachte dabei einen kleinen Wirbelwind, der Bücher von Tischen fegte und Pergamente in die Luft flattern ließ. Gareth folgte seinem Freund im aufgewühlten Kielwasser dieses Abgangs auf den Flur hinaus.

»Was…«, begann er.

»Nicht hier«, sagte Dagnarus, packte Gareth am Ärmel und zerrte ihn weiter den Flur entlang bis in den Teil des Schlosses, in dem die leeren Rüstungen klappernd Wache hielten.

»Was ist denn? Was ist los?«, fragte Gareth.

Dagnarus war offensichtlich von draußen gekommen – seine Wangen waren von der frischen, kühlen Luft gerötet, und er trug immer noch den Umhang und die Reitstiefel.

»Ich war auf der Jagd«, sagte er.

»Auf der Jagd?« Gareth starrte ihn an und konnte sich nicht vorstellen, was das mit ihm zu tun haben sollte. »Hatten Euer Hoheit eine gute Jagd?«

»Ich habe nicht nach Wild gejagt, sondern nach einem Mann.«

»Und?«, fragte Gareth verdutzt.

»Nach einem Flüchtling, einem Mörder. Erinnerst du dich an den Bürger, der letzte Woche in der Unterstadt in einer dunklen Gasse erstochen wurde?«

»Ich glaube, ich habe davon gehört. Ein Raubmord, nicht wahr?«

»So sollte es aussehen – Geldbeutel und Schmuck wurden ihm abgenommen. Aber der Büttel war misstrauisch. Zum einen wurde der Mann durch einen raschen, sauberen Dolchstoß ins Herz getötet. Er starb sofort und ohne einen Laut. Dann tauchten die Edelsteine wieder auf, und zwar im Besitz der trauernden jungen Witwe, die sich von einem gut aussehenden ›Vetter‹ über das plötzliche Dahinscheiden ihres Gatten hinwegtrösten ließ.«

»Also ein bezahlter Mord«, warf Gareth ein.

»Genau. Diese beiden, die sich schon lange liebten, wollten den Mann loswerden, aber nicht sein Geld. Also haben sie ihn töten lassen. Der Mörder sollte die Edelsteine stehlen, sodass es wie ein Raub aussehen würde, aber die gierige kleine Witwe konnte sich nicht dazu durchringen, sich wirklich von den Steinen zu trennen. Also wies sie den Mörder an, sie ihr zurückzubringen. Sie und ihr Geliebter wurden erwischt, und sie haben mit dem Büttel einen Handel abgeschlossen, dass sie nur verbannt werden, wenn sie als Zeugen gegen den Meuchelmörder aussagen. Das haben sie getan. Er wäre uns beinahe entflohen – er ist ein boshafter, schlauer Schurke –, aber wir haben ihn in den Bergen aufgespürt.« Dagnarus grinste, noch ganz im Rausch der Jagd und ausgesprochen erfreut darüber, sein Wild gestellt zu haben.

»Ich bin froh, dass ein solcher Mensch der Justiz übergeben wurde, Euer Hoheit«, sagte Gareth, »aber was…«

»Was es mit uns zu tun hat?«, fragte Dagnarus und beugte sich näher zu seinem Freund. »Ich habe den ersten Kandidaten. Unseren ersten Vrykyl.«

Gareth spürte, wie ihm das Blut aus dem Kopf schoss, sich irgendwo in seinem Bauch sammelte. Schwindlig geworden, taumelte er rückwärts und lehnte sich Halt suchend gegen die Mauer.

»Was ist los, Fleck?«, fragte Dagnarus missbilligend. »Du siehst aus, als hättest du einen Schock. Behaupte nicht, du hättest es nicht erwartet. He, häng lieber den Kopf nach unten, bevor du noch ohnmächtig wirst.«

»Ich hatte es tatsächlich nicht erwartet, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth und tat, wie Dagnarus ihn geheißen hatte. »Ich hätte nie angenommen… jedenfalls nicht so bald…«

»Wir müssen die Gelegenheit am Zügel packen, wie Dunner sagen würde«, entgegnete der Prinz. »Ich will unbedingt herausfinden, ob es funktioniert. Und wir werden vielleicht nie ein passenderes Objekt finden. Ein berufsmäßiger Mörder, der nächste Woche gehängt werden soll! Wir bieten ihm die Freiheit dafür an, dass er einen Auftrag für uns erledigt. Einen Auftrag, der nichts weiter beinhaltet, als dass er sich der Leere weiht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Kerl ablehnt.«

Gareth hob den Kopf. Er konnte ein verzerrtes Spiegelbild seines immer noch kreidebleichen Gesichts in der Rüstung gegenüber sehen. Der körperlose Ritter schien ihn ablehnend zu betrachten.

»Euer Hoheit, nächste Woche müsst Ihr Euch im Tempel einfinden, um mit den Sieben Prüfungen zu beginnen. Ihr solltet Euch lieber darauf konzentrieren. Ich habe Euch die entsprechenden Bücher gegeben. Ihr müsst – «

»Ich habe sie mir angesehen. Langweiliges Zeug. Du wirst es an meiner Stelle lernen, Fleck. Du wirst mir bei den Prüfungen helfen. Komm schon«, grinste Dagnarus und packte den

Freund bei der Hand. »Ich möchte, dass du diesen Kerl siehst. Du musst ihm erklären, was er tun soll; ich verstehe es nicht so ganz. Brauchen wir eine schriftliche Erklärung von ihm?«

»Mein Prinz«, sagte Gareth ernst, »denkt gut darüber nach! Wo wollen wir die Tat vollbringen? Wie sollen wir ihn aus dem Gefängnis holen? Was wird passieren, wenn wir Erfolg haben? Wo soll er hingehen? Was soll aus ihm werden? Dieses Geschöpf wird keine Schlange sein, die wir als Haustier halten und der wir jeden Monat eine Ratte vorwerfen können. Er wird Seelen verlangen, Dagnarus. Nein«, wieder schüttelte er den Kopf, »nein, ich kann das nicht tun. Bittet mich nicht…«

»Du bist der Einzige, den ich darum bitten kann«, zischte Dagnarus. Er schloss die Hand fest um Gareths dünnen Arm. »Wieso hast du mir diesen Dolch gegeben, wenn du nicht annahmst, dass ich ihn benutzen werde?«

»Ich dachte… Ihr wisst, was ich dachte«, erwiderte Gareth verzweifelt und ohne aufzublicken.

»Du dachtest, du könntest mich davon abbringen, Paladin werden zu wollen. Aber der Rat hat abgestimmt. Ich werde einer werden, und nichts auf dieser Welt kann mich aufhalten. Was diesen Vrykyl angeht, so ist er ein Experiment. Wie kann ich Pläne für ihn machen, wenn ich nicht einmal weiß, wie es funktionieren wird? Wo wir ihn unterbringen? Falls wir Erfolg haben – und das muss ich erst sehen, bevor ich es glaube –, werde ich ihn in ein Zimmer im Hasen und Hund stecken. Dort kennen sie mich, und was wichtiger ist, sie kennen mein Geld. Sie stellen keine Fragen. Und was seine Ernährung angeht…« Dagnarus zuckte die Achseln. »Es gibt in Vinnengael genug Bettler. Man könnte sogar sagen, wir erweisen der Stadt einen Dienst.

Fleck«, fuhr Dagnarus fort und packte Gareth noch fester, »hör mir zu, Fleck. Ich will es unbedingt. Du kannst dich nicht weigern.«

Ich könnte, dachte Gareth müde, aber du würdest mir nie verzeihen. Und ich könnte nicht mit deinem Zorn leben. Sieh der Wahrheit ins Gesicht, Gareth. Du hast diese Entscheidung bereits gefällt. Du hast sie gefällt, als du dir von dem alten Mann den Dolch geben ließest. Du hast sie erneuert, als du Dagnarus den Dolch überlassen hast. Alles andere ist nur eine Ausrede, eine Ausrede für deine Schwäche, deine Feigheit. Gib es zu. Du verlangst genauso begierig wie er zu wissen, ob es funktioniert. Du willst wissen, ob du die Macht hast, die Toten wieder zum Leben zu erwecken.

»Also gut, Euer Hoheit«, sagte er.

»Dann komm mit!« Dagnarus zerrte Gareth weiter, begeistert wie ein Kind, das einem Freund ein neues Spielzeug zeigen will.

»Euer Hoheit!« Der Kerkermeister kam überrascht auf die Beine und verbeugte sich mit einiger Verspätung. »Ehrenwerter Magus!« Er verbeugte sich abermals, nicht ganz so tief, vor Gareth, der sein Gesicht halb unter der Kapuze verbarg. Gareth und der Prinz waren zu der Ansicht gekommen, dass es besser wäre, wenn der junge Magus nicht erkannt würde. Die Leute könnten anfangen, Fragen zu stellen.

»Wie kann ich Euer Hoheit dienen?«, fragte der Mann mit verständlicher Neugier.

Tamaros hatte in all den Jahren seiner Herrschaft den Kerker niemals aufgesucht, und auch Helmos, der Kronprinz, war nie hier unten gewesen. Tamaros schickte seine Leute, die sich davon überzeugen sollten, dass die Gefangenen human behandelt wurden – dass die Zellen sauber waren, dass man die Gefangenen ordentlich ernährte und nicht zum Vergnügen schlug oder folterte. Darüber hinaus kümmerte er sich nicht um sie. Das war auch kaum überraschend, da die Gefangenen aller

Rechte verlustig gegangen waren, als sie gegen die Gesetze des Königs verstießen – Gesetze, die ausgesprochen gerecht waren und die Rechte aller schützen sollten. Und indem er dafür sorgte, dass die Gefangenen nicht misshandelt wurden, zeigte Tamaros mehr Milde, als je ein anderer Herrscher von Vinnengael an den Tag gelegt hatte.

»Dieser Gefangene, der heute eingeliefert wurde – der Meuchelmörder. Ich habe geholfen, ihn zu fangen«, sagte Dagnarus zum Kerkermeister und zupfte seine Handschuhe glatt. »Dieser Ehrenwerte Magus hier hat mich gebeten, den Mann verhören zu dürfen. Es besteht eine Möglichkeit, dass der Mann im letzten Jahr in den geheimnisvollen Tod eines anderen Magus in Neyshabur verwickelt war. Da ich geholfen habe, den Kerl zu erwischen«, fügte Dagnarus lässig hinzu, »habe ich ein gewisses Interesse an ihm.«

»Selbstverständlich, Euer Hoheit. Ich verstehe vollkommen«, versicherte der Kerkermeister. Er griff nach den Zellenschlüsseln, die alle an einem großen Eisenring hingen. »Ich freue mich immer, den Magiern behilflich sein zu können. Hier entlang.«

Sie beschritten einen schmalen Flur, der tief in den Felsen geschlagen war, auf dem man das Schloss errichtet hatte. Die Kerker, in denen die gefährlichsten Verbrecher eingesperrt waren, befanden sich unter dem Hauptteil des Schlosses, beinahe auf Höhe des Sees. Man musste unzählige Stufen hinuntersteigen, um hierher zu gelangen. Höhlenähnliche Zellen, die aus demselben Felsen gemeißelt waren, zweigten zu beiden Seiten vom Flur ab. Der Flur war hell mit Fackeln beleuchtet, die in der feuchten Luft qualmten.

Es gab nur wenige Wachen in diesem Gefängnis, denn kaum ein Gefangener versuchte jemals auszubrechen. Ein Flüchtling musste zunächst ein verzaubertes Türschloss öffnen – und allein das war für einen anderen Zauberer so gut wie

unmöglich. Dann musste er den Wachen ausweichen und dreihundert Stufen hoch zum Ausgang steigen, einem Ausgang, der ihn nur in die Kaserne der Königlichen Armee brachte.

»Verzeiht den langen Weg, Euer Hoheit«, sagte der Kerkermeister, »aber wir haben ihn in eine der hintersten Zellen gesteckt. Er ist ein übler Bursche. Ich bezweifle, dass Euer Hoheit sich erinnern – Ihr wart damals noch ein Kind –, aber als er das letzte Mal hier war, ist ihm die Flucht gelungen. Zum Glück ist er einer von ganz wenigen, die das jemals geschafft haben.«

Etwas rührte sich in Gareths Hinterkopf, etwas Unangenehmes, denn er spürte, wie er Gänsehaut bekam. Er konnte seine Angst aber nicht recht begreifen und schrieb sie schließlich der finsteren Atmosphäre des Kerkers zu, dem üblen Geruch, dem Husten, das aus den Zellen erklang, dem Stampfen von bestiefelten Füßen hinter ihnen, denn Dagnarus hatte zwei seiner Soldaten mitgebracht. Ansonsten war es ruhig. Dicke Steinmauern und schwere Eisentore mit nichts als einer kleinen Öffnung, durch die ein Wärter spähen konnte, wenn er seine Runde machte, dämpften alle Geräusche. Niemand hatte Grund zu sprechen, es sei denn mit sich selbst, und dies drang nicht bis in den Flur. Die Gefangenen, die in ihren Zellen allein waren, hätten ebenso gut vollkommen allein auf der Welt sein können.

»Hier ist er«, sagte der Kerkermeister und blieb vor einer Zelle stehen, die sich ganz am Ende des Flures befand. Er holte seine verzauberten Schlüssel heraus, fand den passenden und steckte ihn ins Schloss. Licht blitzte auf – weil das verzauberte Schloss geöffnet worden war –, dann ertönte das Klacken des mechanischen Schlosses, und die Tür ging auf. Gareth hatte den Atem angehalten, weil es nach ungewaschenen Menschen, Urin und Kot stank; dann begriff er, dass er sich lieber daran

gewöhnen sollte. Sie würden vermutlich einige Zeit hier bleiben. Er versuchte allerdings, so flach wie möglich zu atmen.

»Shakur!«, knurrte der Kerkermeister. »Du hast Besuch. Seine Hoheit persönlich.«

Keine Antwort ertönte, wenn man von einem leisen Kettenklirren absah, das dadurch entstanden sein mochte, dass jemand das Gewicht verlagerte.

»Ich warte hier draußen, Euer Hoheit«, sagte der Kerkermeister. »Wir sollten die Zellentür lieber offen lassen.«

»Wir wollen Euch nicht von Euren Pflichten abhalten«, erwiderte Dagnarus freundlich. »Das hier wird ein vertrauliches Verhör.« Er beugte sich näher zu dem Mann und fügte in verschwörerischem Tonfall hinzu: »Zaubererangelegenheiten, Ihr versteht schon.«

»Jawohl, Euer Hoheit.« Der Mann schaute allerdings zweifelnd drein. »Er ist ein übler Bursche, Euer Hoheit. Der schneidet Leuten die Kehle durch, wie andere ausspucken.«

»Ich bin gut bewaffnet«, entgegnete Dagnarus und zeigte ihm Schwert und Messer. »Und ich habe meine Männer, die ich vor der Tür postieren werde.« Er zeigte auf die beiden Soldaten, die sie begleiteten. »Nun müsst Ihr mir erlauben, das Verhör durchzuführen, wie ich es für angemessen halte, denn ansonsten, Kerkermeister, könnte ich auf den Gedanken kommen, dass Ihr meine Autorität in Frage stellt.«

Er sprach beinahe wie im Scherz, aber der Kerkermeister erkannte, dass er zu weit gegangen war. Er verbeugte sich tief und zog sich zurück, aber nicht, bevor er alle ermahnt hatte zu rufen, wenn sie etwas brauchten.

»Wie zum Beispiel frische Luft«, murmelte Dagnarus und zog die Nase kraus. »Wenn ich hier unten festsäße, dann würde ich mich darauf freuen, gehängt zu werden, nur weil mir das eine Gelegenheit gäbe, an die frische Luft zu kommen.«

»Ist Euch klar«, sagte Gareth, der sich entsetzt umsah, leise und tonlos, »dass man mich genau hier einsperren würde, wenn man mich dabei erwischte, wie ich die Magie der Leere praktiziere?«

»Hast du so wenig Vertrauen zu mir?«, fragte Dagnarus, und seine Augen blitzten. »Du weißt doch, dass ich so etwas nie zulassen würde.«

»Ich weiß, dass Ihr alles tun würdet, was Ihr könntet«, meinte Gareth verzweifelt, »aber – «

»Komm schon«, unterbrach ihn Dagnarus kalt. »Wir verschwenden nur unsere Zeit.«

Sie betraten die Zelle langsam und blieben in der Tür stehen, damit ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen konnten. Einige der anderen Zellen hatten kleine Fenster, die in den Felsen geschlagen waren, aber diese hier nicht. Offensichtlich fürchtete man, dass es dem Gefangenen gelingen könnte, durch ein sechs mal sechs Zoll großes Loch zu entweichen und dann eine beinahe senkrechte Wand hinabzuklettern, an deren Ende ihn der sichere Tod in den Wellen erwartete.

Gareth fiel plötzlich auf, dass sie zwar den Gefangenen nicht sehen konnten, er aber inzwischen einen sehr guten Blick auf sie haben musste. Er drängte sich dichter an Dagnarus, dem gerade dasselbe eingefallen war und der seine Hand an den Schwertgriff legte.

»Shakur«, sagte Dagnarus, und seine Stimme hallte laut in der Zelle wider. »Ich bin Prinz Dagnarus. Das hier ist Gareth, mein Freund und Berater. Wir wollen mit dir sprechen. Gareth, bring eine Fackel und schließe die Zellentür – nein, nicht ganz, nur so weit, dass wir unter uns sind.«

»Ich kann Licht machen, Euer Hoheit«, meinte Gareth, der nichts dagegen hatte, seine magischen Fähigkeiten zu benutzen, um vor seinem Freund und dem Gefangenen zu prahlen. Er hob die Hand und befahl dem Stein, Feuer zu

fangen, was eine kleine Flamme inmitten der Zelle aufflackern ließ, die sich offensichtlich nur vom Felsen ernährte. Im Licht dieser Fackel sah er ein neues Geschwür auf seinem Handrücken. Er zupfte den Ärmel der Kutte darüber.

Das Feuer brannte hell und warf sein Licht auf den Gefangenen, der auf einer Strohmatratze am Boden gelegen hatte und sich nun aufsetzte, um zunächst das Feuer anzustarren, dann die beiden jungen Männer. Als Gareth das Gesicht des Gefangenen sah, wich er nach hinten zurück, bis er gegen die Zellenwand stieß.

»Was ist denn jetzt schon wieder?«, wollte Dagnarus gereizt wissen und drehte sich um, um seinen Freund anzustarren.

»Ich kenne diesen Mann!«, keuchte Gareth und zeigte auf Shakur, als gäbe es vierzig Insassen in der Zelle und er müsste einen von ihnen kenntlich machen. »Als ich noch klein war… ich war bei Hauptmann Argot. Er setzte mich auf sein Pferd. Dieser Mann dort war als Deserteur gefangen genommen worden. Er stieß mich vom Pferd und versuchte zu fliehen. Ich habe es Euch damals erzählt, Euer Hoheit. Ihr erinnert Euch doch sicher?«

»Nein, das tue ich nicht«, meinte Dagnarus achtlos und betrachtete den Gefangenen.

»Ihr müsst Euch erinnern! Ich hatte wochenlang Albträume!«

»Vielleicht erinnere ich mich trübe«, meinte Dagnarus ungeduldig, »aber das ist jetzt gleich, Fleck. Er wird dich nicht wieder angreifen. Er ist an Händen und Füßen gefesselt. Komm hier herüber. Es sei denn, du willst, dass alle Welt erfährt, aus welchem Grund wir hier sind.«

Widerstrebend schlich Gareth weiter in die Zelle hinein. Er konnte den Blick nicht von Shakur wenden, der ihn boshaft angrinste und sein Unbehagen sichtlich genoss.

Das Gesicht des Mannes – blutig und zerschlagen – war wochenlang in Gareths Albträumen aufgetaucht, damals, vor

all den Jahren. Shakur war seitdem nicht schöner geworden. Die scheußliche Wunde war verheilt, aber nur schlecht. Die Hälfte der Muskeln fehlte, dafür gab es eine groteske Masse von Narbengewebe am Wangenknochen, was bewirkte, dass Shakurs Gesicht eingeschrumpft und verzogen wirkte. Das Augenlid hing herunter, aber er hatte sein Auge behalten, denn es starrte nun ebenso wie sein Zwilling mit unverhohlener Neugier durch schmutzige, verfilzte Haarsträhnen auf die beiden jungen Männer.

»Willkommen in meiner schlichten Hütte, Euer Hoheit«, sagte Shakur mit höhnischem Lächeln. »Ihr müsst mir verzeihen, wenn ich mich nicht erhebe, aber ich bin an die Wand gekettet. Macht schon, starrt mich an, so viel Ihr wollt. Ich werde davon nicht schöner.«

»Wir sind nicht gekommen, um dich zu verspotten«, erklärte Dagnarus und hockte sich vor den Gefangenen, der im Schneidersitz auf seinem Strohsack saß. »Wir sind auch nicht aus jungenhafter oder morbider Neugier hier. Wir haben dir einen Vorschlag zu machen, Shakur.« Dagnarus senkte die Stimme. »Einen Vorschlag, der es dir erlauben wird, der Schlinge zu entgehen.«

»Kann ich etwas für Euer Hoheit tun?«, fragte Shakur, diesmal erheblich respektvoller.

»Ja«, erwiderte Dagnarus, »du kannst etwas für mich tun.«

»Wer ist das Ziel?«, fragte Shakur mit sachlichem Interesse.

»Alles zu seiner Zeit«, erwiderte Dagnarus. »Zunächst eine Frage. Was weißt du über Magie der Leere, Shakur?«

Shakur warf einen Blick zum Feuer, das sich aus dem Nichts nährte, dann wandte er sich wieder dem Prinzen zu. In seinen tückischen Augen flackerte Interesse auf. »Was wisst *Ihr* davon, Euer Hoheit?«

»Genug«, meinte Dagnarus. Er holte ein Messer aus dem Stiefel, hielt es in der Hand, berührte mit dem Finger die

Spitze. Die Klinge war scharf und glitzerte im Feuerlicht. »Und nun, da du mein Geheimnis kennst, wirst du nicht am Leben bleiben dürfen, um es zu verraten. Was zu einer interessanten Wahl für dich führt. Ich werde dich hier und jetzt töten – ich kann dem Kerkermeister jederzeit erzählen, dass du mich angegriffen und versucht hast, mir das Schwert abzunehmen und zu fliehen –, oder du kannst diese Zelle zusammen mit mir und meinem Freund und diesen Soldaten verlassen.«

»Um was geht es also bei dem, was Ihr von mir wollt?«, wiederholte Shakur und ließ den Blick nicht vom Prinzen weichen. »Und was hat die Leere damit zu tun?«

»Damit ich dir traue, verlange ich, dass du einen Schwur auf die Leere ablegst«, sagte Dagnarus und spielte weiter mit dem Messer. »Entsage den Göttern.«

Shakur zuckte die Achseln. »Ich konnte nie viel mit ihnen anfangen. Und ich bezweifle, dass sie was mit mir anfangen können. Ist das alles?«

»Beinahe. Du musst beweisen, dass du würdig bist, indem du dich einer kleinen Prüfung unterziehst. Dagegen hättest du doch wohl nichts?«

»Was für eine Prüfung?«, fragte Shakur misstrauisch.

»Nichts weiter. Du musst bei einem Artefakt der Leere schwören, dass du die Leere als deinen Herrn betrachtest.«

»Das ist alles?«

»Das ist alles, was ich von dir verlange«, erwiderte Dagnarus freundlich.

»Und dann bringt Ihr mich hier raus? Rettet mich vor dem Henker?«

»Noch in diesem Augenblick.«

»Wie wäre es mit einem Sack Silber als Draufgabe?«, fragte Shakur gierig.

»Übertreibe es nicht«, antwortete Dagnarus amüsiert.

»Nun, dann bin ich dabei, Euer Hoheit«, sagte Shakur und hielt die gefesselten Hände hin, um sich befreien zu lassen.

»Gareth, hol den Kerkermeister«, befahl Dagnarus.

»Was soll ich ihm denn sagen?«, fragte Gareth erschrocken.

»Sag ihm, wir brauchen diesen Gefangenen für weitere Verhöre, und wir werden ihn mit uns nehmen.«

»Dann wird man überall in den Tavernen davon sprechen«, sagte Gareth leise. »Der Kerkermeister wird es allen weitererzählen. Und bald schon wird man im Palast davon erfahren. Was sollen wir sagen, wenn jemand wissen will, warum Ihr einen verurteilten Mörder befreit habt?«

»Du wirst dem Kerkermeister das hier geben.« Dagnarus nahm einen Beutel vom Gürtel und reichte ihn Gareth. »Sag ihm, dass der Mann, den dieser Mistkerl ermordet hat, ein Freund von mir war und dass ich Rache geschworen habe. Es tut mir Leid, die Bürger um eine öffentliche Hinrichtung zu bringen, aber meine Ehre steht auf dem Spiel. Und dann wirst du ihn darum bitten, Schweigen zu bewahren.«

»Was, wenn er sich nicht bestechen lässt?«

»Es ist keine Bestechung. Ich bezahle ihn nur für seine Dienste. Bei den Göttern, Fleck!« Er stand auf. »Muss ich denn alles selbst machen…?«

»Nein, nein«, erwiderte Gareth und griff hastig nach dem Beutel. Er wollte nicht mit Shakur allein sein. »Ich gehe ja schon.«

Rasch machte er sich auf den Weg.

»Wer ist das?«, fragte Shakur mit der Andeutung eines verächtlichen Grinsens.

»Mein Nekromant«, antwortete Dagnarus kalt.

»Er ist noch jung.«

»Aber sehr fähig.«

Shakur schien nicht sonderlich beeindruckt. »Um was geht es also? Und wo soll ich mich verstecken?«

»Ich habe schon alles organisiert. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.« Dagnarus warf einen Blick zur Tür. »Warum dauert das so verdammt lange?«

Shakur drehte geübt das Handgelenk. »Ich nehme an, es gibt Arbeit fürs Messer.«

Dagnarus drehte sich wieder zu ihm um. »Ja. Das Messer.« Abermals starrte er ungeduldig zur Tür hin.

»Ihr werdet mich doch nicht geringer achten, wenn ich versuche zu fliehen, Euer Hoheit?«, fragte Shakur grinsend.

»Ich könnte dich kaum geringer achten, als ich es jetzt schon tue«, versicherte ihm Dagnarus. »Du könntest es natürlich versuchen, aber meine Wachen sind mir sehr ergeben. Du solltest sie kennen, denn sie dienen unter Hauptmann Argot. Du hast doch selbst einmal unter Hauptmann Argot gedient, glaube ich. Seine Männer lieben dich nicht sonderlich, Shakur. Sie würden es kein bisschen bedauern, wenn sie dir etwas antun könnten. Nichts, das deine Nützlichkeit mindern würde, selbstverständlich. Nur etwas sehr Unangenehmes.«

Als Hauptmann Argots Name fiel, verschwand Shakurs Grinsen und wich einer mürrischen Niedergeschlagenheit. Er sagte nichts mehr. Dann war die ungläubige Stimme des Kerkermeisters auf dem Flur zu hören.

»Euer Hoheit!«, setzte er zu Ermahnungen an, sobald er die Zelle betreten hatte.

»Befreit diesen Mann«, sagte Dagnarus.

»Ich muss protestieren – «

»Dann protestiert, so viel Ihr wollt«, meinte Dagnarus ungerührt. »Und wenn Ihr damit fertig seid, werdet Ihr mir diesen Mann übergeben. Ich übernehme die volle Verantwortung für ihn.«

Der Kerkermeister protestierte tatsächlich, und zwar länger, als er es ansonsten getan hätte. Immerhin war es die Entscheidung eines Prinzen, der er da widersprach. Aber

Shakur war ein berüchtigter Mörder, ein guter Fang, und die öffentliche Hinrichtung versprach ausgesprochen unterhaltsam zu werden. Dafür konnte das Silber des Prinzen ihn niemals entschädigen. Dagnarus ertrug sein Gerede länger, als Gareth angenommen hätte, aber endlich verlor er die Geduld.

»Ihr *werdet* mir gehorchen«, sagte er mit finsterem Blick, und selbst der störrische Kerkermeister wusste, dass weiterer Widerspruch nicht nur sinnlos, sondern vielleicht auch ungesund gewesen wäre.

Dagnarus befahl die Soldaten in die Zelle. Der Kerkermeister schloss Shakurs Fesseln auf. Die Soldaten schnallten dem Gefangenen einen Eisengürtel um die Taille, an dem zwei Fesseln hingen, jeweils eine für seine Hände und seine Fußgelenke. Die Soldaten fesselten ihn gekonnt. Es war ihren Mienen anzusehen, dass sie Shakur kannten, und auch seinem verächtlichen Grinsen und der gespielten Forschheit merkte man an, dass er sich an sie erinnerte.

Sie führten ihn weg, und der Kerkermeister sah ihnen betrübt hinterher, schüttelte den Kopf und murmelte selbst dann noch etwas in sich hinein, als er bereits den Beutel öffnete, um das Geld darin zu zählen.

Der erste Vrykyl

Wie schon für seinen älteren Sohn, veranstaltete König Tamaros auch für Dagnarus ein Festmahl, bevor dieser sich in den Tempel begeben musste. Das Festmahl war opulent und bestand aus Kapaunen und Tauben, dazu Würsten, Schinken und Wildschweinbraten, einem ganzen gebratenen Schaf und Hühnchen mit Zucker und Rosenwasser.

Gareth, der selbstverständlich eingeladen war, erinnerte sich schmerzlich an das Festessen für Helmos, erinnerte sich daran, wie aufgeregt er damals gewesen war und wie freundlich Helmos ihn behandelt hatte.

»Und so werde ich es ihm vergelten«, sagte Gareth finster zu sich selbst, während er in seinem Essen herumstocherte und in den vollen Weinkelch starrte. »Heute Nacht werde ich seinem Bruder bei einem Ritual helfen, das den Toten neues, unheiliges Leben gibt.«

»Komm schon, Fleck!«, rief Dagnarus, wandte sich mit einem lauten Lachen von seinen Trinkkumpanen ab und schlug Gareth auf die Schulter. »Keine langen Gesichter! Dies ist ein Freudentag! Trink aus!«

Er goss mehr Wein in den bereits vollen Becher, woraufhin die blutrote Flüssigkeit überlief. Gareth warf dem Prinzen einen vorwurfsvollen Blick zu, was Dagnarus nur noch lauter lachen ließ.

Der Prinz war nicht betrunken, und wenn er es doch war, dann verbarg er es gut. Er konnte einen ganzen Abend lang trinken, trank noch, wenn andere schon von den Stühlen sackten und so schlaff unter den Tischen lagen wie der Wischlappen der Wirtin, und er hatte sich immer noch unter

Kontrolle. Es war, als gäbe es einen eiskalten Teil von ihm, den keine Hitze je erreichte – nicht die Hitze des Alkohols und auch nicht die der Liebe. Gareth hatte einen letzten verzweifelten Versuch unternommen, sich insgeheim an Lady Valura gewandt und ihr mitgeteilt, dass er befürchtete, es könnte schrecklich enden, wenn Dagnarus weiterhin darauf bestand, Paladin zu werden.

Lady Valura wusste genau, welche Prüfungen Dagnarus bevorstanden. Sie hatte zugesehen, wie sich ihr eigener Gemahl der Verwandlung unterzog. Ängstlich und besorgt um ihren Geliebten, der – wie sie annahm – dem Tode geweiht war, verbrachte Valura eine ganze Nacht damit, ihn darum zu bitten, von diesem dummen Gedanken abzulassen. Sie flehte ihn an, die Nominierung um ihretwillen abzulehnen.

»Wenn dir etwas zustoßen würde, Geliebter«, sagte sie zu ihm und streichelte über das rötlich braune Haar, »würde ich mich umbringen.«

Seine Antwort bestand darin, sie zu küssen und zu lieben, und als die Stundenmarkierungen an der Kerze anzeigten, dass die Morgendämmerung kurz bevorstand, erhob Dagnarus sich aus ihrem Bett und erklärte, es tue ihm Leid, dass sie sich von dieser Nacht an nicht mehr treffen könnten, denn er würde im Tempel sein und sich den Prüfungen unterziehen, und obwohl er lange über die Angelegenheit nachgedacht hätte, habe er keine Möglichkeit gefunden, sich von dort davonzustehlen, um mit Valura zusammen zu sein. Er war sanft zu ihr, aber sie sah ihm an, dass er unzufrieden war, sogar zornig, und sie sank weinend in die Kissen.

Sie nahm an diesem Abend nicht an dem Festessen teil; ihr Gemahl erklärte, sie fühlte sich nicht wohl. Sie war den ganzen Tag nicht aufgestanden und hatte sich geweigert, etwas zu sich zu nehmen. Dagnarus machte die angemessenen Bemerkungen, und obwohl er manchmal mit ernstem Blick zu

ihrem leeren Stuhl hinsah, wurde dieser Blick immer härter, und er trank einen weiteren Becher Wein und lachte noch lauter als zuvor.

Noch einer nahm nicht an dem Festessen teil – Prinz Helmos. Seine Abwesenheit wurde von allen erstaunt zur Kenntnis genommen, und Dagnarus reagierte ausgesprochen erbost. Der König tat, was er konnte, um darüber hinwegzuspielen, aber alle sahen ihm an, wie zornig er war – zorniger, als ihn alle Anwesenden seit langer Zeit gesehen hatten. Zwei rote Flecken zeigten sich auf seinen eingesunkenen Wangen; seine Augen glitzerten wie die eines wilden Raubvogels.

Entgegen allen guten Sitten schickte er seinen Kämmerer aus, um seinen älteren Sohn zu holen. Der Kämmerer kehrte allein zurück – alle im Saal sahen zu und wussten, was los war – und beugte sich vor, um Tamaros etwas ins Ohr zu flüstern. Die Flecken auf den Wangen des Königs wurden größer, bis sein ganzes Gesicht gerötet war. Dann schluckte er seinen Zorn hinunter und murmelte etwas in der Richtung, dass Helmos erkrankt sei. Er hob seinen Weinbecher und schlug vor, dass alle Versammelten auf seinen jüngeren Sohn, Prinz Dagnarus, trinken sollten.

Dies taten sie, und nicht nur einmal, sondern viele Male. Es war gut, dass Prinz Helmos nicht an dem Essen teilnahm, denn als der König sich zurückzog – etwas früher am Abend als üblich –, wurde das Fest zu einem Gelage. Gareth konnte allerdings spüren, dass Helmos im Geist anwesend war, er spürte die Enttäuschung des Prinzen und seine Missbilligung. Verbunden mit dem Gedanken daran, was ihm selbst in dieser Nacht noch bevorstand, bewirkte dies, dass Gareth körperlich übel wurde, sodass er gezwungen war, sich vom Tisch zu erheben.

»Wo willst du denn hin?«, wollte Dagnarus wissen, packte Gareths Handgelenk und verdrehte es schmerzhaft.

»Ich muss Vorbereitungen treffen«, sagte Gareth leise. »Wir treffen uns im Spielzimmer. Werdet Ihr bereit sein, Euer Hoheit?« Gareth hoffte beinahe, dass die Antwort »Nein« lauten würde.

»Selbstverständlich«, entgegnete Dagnarus mit grimmigem Lächeln. Er hob seinen Weinbecher, prostete Gareth spöttisch zu und trank den Becher in einem Zug leer.

Elend vor Unruhe und Angst, so krank, dass er kaum laufen konnte, entkam Gareth dem Festbankett. Er lief durch die Palastkorridore, ohne so recht aufzupassen, wo er hinging, und drehte und wendete in seinem Kopf immer wieder dieses widerwärtige Verbrechen, das er und der Prinz in dieser Nacht begehen wollten. Als er so durch die Flure schlich, den Kopf gesenkt, stieß Gareth mit jemandem zusammen, der ebenso gedankenverloren einhergegangen war.

»Ich bitte um Verzeihung«, keuchte Gareth und geriet ins Taumeln. Eine feste Hand packte ihn, hielt ihn, und als er aufblickte, fand er sich zu seinem Entsetzen Kronprinz Helmos gegenüber.

»Vergebt mir, Euer Hoheit«, murmelte Gareth und versuchte zu fliehen.

Helmos hielt ihn weiterhin fest und starrte ihn im trüben Licht der Kerzen an.

»Gareth, nicht wahr? Der Freund meines Bruders…«

Nicht sein Freund… sein Prügelknabe…

»Es geht Euch nicht gut«, bemerkte Helmos. »Kommt, setzt Euch hin. Ich werde jemanden rufen…«

»Nein, Euer Hoheit, bitte nicht! Ich flehe Euch an. Es ist nichts. Mir ist nur ein wenig unwohl.«

Gareth wusste kaum, was er sagte. Er versuchte, sich dem Griff des Prinzen zu entziehen, versuchte zu fliehen. Seine Knie verrieten ihn. Er taumelte unsicher und hatte keine andere Wahl, als sich dem Prinzen zu beugen. Eine niedrige,

geschnitzte Bank stand an der Wand. Gareth nahm an, es sei immer noch besser, sich hinzusetzen als zu fallen, also sank er auf die Bank, senkte den Kopf und zog die Kapuze darüber – das eine, um das Blut zurückströmen zu lassen, das andere, um sein Gesicht vor dem durchdringenden Blick des Prinzen zu schützen.

Gareth hoffte zutiefst – er hätte auch darum gebetet, wäre er nicht davon überzeugt gewesen, dass die Götter seinen Gebeten nicht mehr lauschten –, dass der Prinz ihn nun in Ruhe lassen würde.

»Ich danke Euch, Euer Hoheit«, sagte er. »Es geht mir schon viel besser. Ich will Euch nicht von Euren Pflichten fern halten.«

»Ihr macht Euch Sorgen um ihn«, sagte Helmos, setzte sich neben Gareth und legte seine warme Hand auf Gareths zitternde kalte Hand. »Ihr habt Angst um ihn. Ihr seid ein Magus, nicht wahr? Ihr wisst, was Dagnarus bevorsteht. Die Prüfungen, die er bestehen muss, sind schwierig. Aber die wahre Prüfung geht von den Göttern aus. Wenn sie…« Er zögerte, als ihm klar wurde, wohin diese Worte führen würden, und er bemühte sich, die Dinge so auszudrücken, dass er nicht ungerecht gegenüber seinem Bruder oder boshaft wirkte. »Die Götter finden an jedem von uns einen Makel«, gab er zu. »Wir sind sterblich, nur die Götter selbst sind vollkommen. Die Götter haben meine Fehler gesehen. Ich wurde geläutert. Der Schmerz… der Schmerz der Verwandlung ist schwer, sehr schwer zu ertragen. Glaube hilft dabei. Ich fürchte…«

Er weiß es!, begriff Gareth, und dieses Wissen traf ihn wie eine Speerspitze. Er schauderte. Helmos weiß, dass Dagnarus in die Leere geblickt und sich ihr ergeben hat; er weiß, dass ich ihm bei seinen finsteren Unternehmungen helfe. Er wird uns denunzieren…

Ängstlich hob Gareth den Kopf und schaute Helmos ins Gesicht. Er erwartete, eine grimmige, anklagende Miene zu sehen, entdeckte aber nur Freundlichkeit, Mitleid, Mitgefühl…

Gareth senkte den Kopf, und Tränen traten ihm in die Augen. Schwach, verzweifelt, voller Angst vor sich selbst und der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens, das er in dieser Nacht begehen wollte, sehnte sich Gareth danach, seine Schuld zu gestehen, seine schrecklichen Sünden. Keine Strafe, wie schwer auch immer, nicht einmal der Tod würde so schlimm sein wie die Qualen, die ihn derzeit heimsuchten.

»Sagt es mir, Gareth«, bat Helmos, und es kam Gareth so vor, als spräche Helmos aus großer Entfernung, von einem Ort hoch über Gareth. »Schweigt nicht aus falsch verstandener Treue. Sprecht jetzt, und es besteht noch eine Chance, dass Ihr gerettet werdet. Ihr und er. Ihr könntet ihm vielleicht das Leben retten. Aus Liebe zu ihm, Gareth…«

Aus Liebe zu ihm.

Gareth schloss die Augen, und sein ganzer Körper zuckte in einem unterdrückten Schluchzen. Aus Liebe zu ihm. Ich kann ihn nicht verraten. Ich wage es nicht. Ihr habt Unrecht, Helmos. Wir können nicht gerettet werden, keiner von uns. Wir haben schon zu viel von der Finsternis in uns aufgenommen.

Gareth nahm sich zusammen. Er hob den Kopf und sah Helmos direkt an. »Ihr braucht nicht um Euren Bruder zu fürchten, Prinz Helmos«, sagte er mit fester Stimme, und auch seinem Blick war nichts mehr anzumerken. »Er ist stark und entschlossen. Er freut sich darauf, von den Göttern geprüft zu werden. Er wünscht sich nichts so sehr, als Euch, seinem Vater und seinem Volk beweisen zu können, dass er würdig ist.«

Helmos kam auf die Beine. Gareth hatte Zorn erwartet. Er sah nur Enttäuschung, Trauer und Bedauern.

»Danke, Euer Hoheit«, sagte Gareth und senkte den Blick, denn er konnte diesem herzzerreißenden Kummer nicht mehr standhalten. »Danke für Eure Sorge. Es geht mir jetzt viel besser.«

Helmos blieb noch einen Augenblick, aber Gareth saß nur schweigend da und sagte nichts mehr.

»Die Götter mögen Euch beschützen, Gareth«, sprach Helmos schließlich und ging.

Erst als Gareth die Schritte des Prinzen nicht mehr hören konnte, als der Flur wieder leer und dunkel war, ging er weiter bis zu Dagnarus' Gemächern. Dort, in der Latrine, entleerte Gareth seinen Magen; all die bittere Galle, die er hinuntergeschluckt hatte, kam heraus, und nun fühlte er sich ein wenig besser. Er ging weiter zum Spielzimmer, wo Dagnarus bereits wartete, in Stiefeln und Umhang, das Gesicht im Schatten einer Kapuze verborgen.

»Wo warst du denn?«, fragte der Prinz ungeduldig.

»Ich habe mit Eurem Bruder gesprochen«, erwiderte Gareth.

Dagnarus packte ihn fest am Unterarm und riss ihn ins Licht. Er starrte ihn grimmig an.

»Keine Sorge«, erwiderte Gareth kalt. »Ich habe nichts verraten. Er macht sich Sorgen um Euch, das ist alles. Er macht sich Sorgen, dass Euch etwas zustoßen könnte.«

»Er sollte sich lieber um sich selbst kümmern«, meinte Dagnarus, ließ Gareth los und versetzte ihm einen Schubs. »Es ist Zeit. Gehen wir.«

Die Straßen im oberen Teil der Stadt, wo die Botschafter residierten, waren leer. Die Häuser waren dunkel und still. Die meisten Botschafter nahmen an Dagnarus' Festessen teil und würden sich im Augenblick wahrscheinlich wundern, was aus dem Ehrengast geworden war. Silwyth stand bereit, um die notwendigen Entschuldigungen zu übermitteln – der Prinz

hatte sich früh zurückgezogen, denn schließlich würde er in den nächsten Tagen sein Bestes geben müssen.

Gareth und der Prinz ließen die eleganten Häuser der Botschafter hinter sich, bogen in eine Gasse ein und gingen bis ganz zum Ende. Dort lag eine Taverne, die hauptsächlich von den Stallknechten und Dienern der Botschafter frequentiert wurde. Da die meisten Botschafter unterwegs waren, war es hier sehr voll. Die wenigsten Gäste gönnten Gareth und Dagnarus einen Blick, als sie eintraten. Die Stammgäste waren ohnehin daran gewöhnt, ein Auge zuzudrücken. Dagnarus warf dem Wirt einen Blick zu, und der Mann nickte bestätigend. Gareth und der Prinz, die Kapuzen immer noch tief in die Gesichter gezogen, stiegen die Treppe zum ersten Stock hinauf.

Zwei Soldaten hockten vor einer geschlossenen Tür und waren mit einem Würfelspiel beschäftigt. Als sie den Prinzen erspähten, kamen sie hastig auf die Beine.

»Alles in Ordnung?«, fragte Dagnarus.

»Alles in Ordnung«, erwiderte einer, und der andere nahm einen eisernen Schlüssel vom Gürtel und schloss die Tür auf.

Das Zimmer hatte keine Fenster. Der einzige Weg nach draußen führte an den Wachen an der Tür vorbei. Die Möbel bestanden aus einem Bett, einem Tisch und zwei Stühlen. Auf einem der Stühle saß Shakur. Sein Oberkörper war auf den Tisch gesackt, ein Weinkrug stand an seiner Seite, und er umklammerte immer noch einen halb vollen Becher. Eine ungepflegt aussehende Frau, nur halb bekleidet, schlief schnarchend auf dem Bett.

Gareth ging ins Zimmer und packte Shakur an der Schulter, um ihn wachzurütteln. Die Hand des Mannes glitt von dem Weinbecher ab, aber das war die einzige Reaktion.

»Was soll das, Euer Hoheit?«, wollte Gareth erschrocken wissen. »Er muss bei Bewusstsein sein. Er muss wissen, was er sagt.«

»Das wird er auch«, erwiderte Dagnarus. »Die Wirkung des Schlaftrunks wird bald nachlassen. Zweifellos schneller, als ihm lieb ist. Ich dachte, es wäre leichter, mit ihm durch die Straßen zu gehen, ohne dass er blökt und um sich schlägt.«

»Das ist wahr«, musste Gareth zugeben, aber er betrachtete den Gefangenen immer noch voller Zweifel. »Wenn Ihr sicher seid, dass die Wirkung bald nachlässt…«

»Ja.« Dagnarus wandte sich den Soldaten zu und zog einen Beutel mit Geld aus der Tasche. »Hier ist eure Bezahlung…«

Die beiden schüttelten den Kopf. »Es ist unsere Pflicht, Euch zu dienen, Euer Hoheit.«

»Also gut«, meinte Dagnarus und lächelte erfreut. »Ich danke euch für die Pflichterfüllung und entlasse euch nun.«

Die beiden grüßten, gingen aber nicht sofort. »Werdet Ihr uns nicht noch brauchen, Euer Hoheit? Dieser Mistkerl ist schlau und schreckt vor nichts zurück. Er hat zweimal versucht zu fliehen, einmal, indem er sich schlafend stellte wie jetzt.«

Dagnarus ging zu Shakur, griff zwischen seine Beine und drückte zu. Shakur ächzte und wand sich, aber darüber hinaus regte er sich nicht.

»Er müsste mehr als ein Mensch sein, um sich dabei schlafend zu stellen«, sagte Dagnarus zu den inzwischen grinsenden Soldaten. »Mein Freund und ich kommen schon mit ihm zurecht. Sagt Hauptmann Argot, dass ihr euch eine Woche Urlaub verdient habt.«

Die Soldaten gingen.

»Was ist mit der Frau?«, fragte Gareth, als sie Shakur in die Kutte eines Novizen steckten, dabei aber darauf achteten, dass er immer noch gefesselt war.

»Sie ist schon bezahlt«, entgegnete Dagnarus. »Und zwar gut. Sie hat es sich verdient. Man hätte meinen sollen, der Mistkerl hätte sich inzwischen wenigstens gewaschen.«

Sobald Shakur verkleidet und gebunden war, hob Dagnarus den Betäubten hoch und warf ihn sich über die Schulter. Shakurs Kopf und die Arme, deren Fesseln durch die langen Ärmel verborgen waren, hingen dem Prinzen über den Rücken.

»Danach werde ich meine Kleider verbrennen müssen«, meinte Dagnarus und verzog das Gesicht. »Sonst werde ich den Gestank nie wieder los!«

»Eilt Euch, Euer Hoheit«, drängte Gareth nervös, denn ihm gefiel diese Unbeschwertheit des Prinzen nicht. »Wir dürfen keine Zeit verlieren. Wir müssen beide eine Stunde nach Mitternacht im Tempel sein, um das Ritual zu vollziehen. Und nun ist es schon beinahe Mitternacht.«

Die beiden verließen die Taverne mit ihrer Last. Ein paar Gäste sahen ihnen nach, aber niemand sagte ein Wort. Es ging sie nichts an. Wieder auf der Straße, sahen sie aus wie Männer, die nach einem feuchtfröhlichen Abend einen Freund, der zu tief in den Weinbecher geschaut hatte, nach Hause schleppten. Sie folgten einem umständlichen Weg zum Tempel und näherten sich dem Gebäude von der Rückseite.

Es gab einen Lieferanteneingang mit einem schweren Doppeltor, das groß genug war, um Wagen mit Mehlsäcken und Fleisch für die Küche und Wein- und Bierfässern für den Keller durchzulassen. Drinnen wurden die Wagen dann entladen und ihr Inhalt in einer großen, hallenden Vorratskammer untergebracht.

Die Torflügel waren mit einem großen Eisenriegel verschlossen.

»Haltet die Augen offen«, flüsterte Gareth Dagnarus zu. »Es gibt einen Wächter. Normalerweise beginnt er seine Runden erst nach Mitternacht, aber manchmal ist er auch früher dran,

um seine Schläfrigkeit abzuschütteln. Wenn Ihr jemanden seht, ruft mich. Dann werde ich mit ihm reden.«

»Was willst du ihm sagen?«, wollte Dagnarus wissen. Seine Augen blitzten im Mondlicht. Die Last, die er trug, wog schwer, und sie stank, aber er ertrug das Gewicht problemlos, und auf den Gestank reagierte er nur mit leicht verzogenem Gesicht. Er war bester Laune, genoss die Gefahr und die Intrige. »Was stellen wir dar?«

»Ich werde sagen, dass ich meinen betrunkenen Freund nach Hause bringe und Ihr Euch bereit erklärt habt, ihn tragen zu helfen. Der Wächter ist ein freundlicher Mensch. Er ist an solche Geschichten gewöhnt und wird uns mit dem Versprechen, dass wir uns bessern, weiterziehen lassen.«

»Beeile dich trotzdem«, sagte Dagnarus. Er ließ Shakur in eine Ecke gleiten, wischte sich die Hände ab und zog sich die Kleidung glatt. Shakur rührte sich und murmelte etwas; langsam ließ die Wirkung des Schlafmittels nach. Dagnarus betrachtete das Vorhängeschloss. »Das sieht Furcht erregend aus. Hast du den Schlüssel?«

»Nein, der hängt immer am Gürtel des Pförtners. Aber ich habe meine Magie.« Gareth warf Shakur einen ängstlichen Blick zu. »Passt gut auf. Wenn Euch irgendetwas auffällt, sagt mir sofort Bescheid.«

Dagnarus verschränkte die Arme, legte den Kopf in den Nacken, um die Sterne anzuschauen, und lehnte sich lässig gegen die Mauer. Gareth konnte die Sterne nicht sehen, denn die Finsternis, die über ihm zu hängen schien, umgab ihn wie ein Leichentuch von Kopf bis Fuß. Er warf Shakur einen besorgten Blick zu. Als er sah, dass der Mann wieder ruhig geworden war, machte sich Gareth an die Arbeit mit dem Schloss, einem gewöhnlichen Vorhängeschloss, das dazu gedacht war, gewöhnliche Diebe fern zu halten. Zauberschlösser wurden nur verwendet, um andere Zauberer

fern zu halten, und es war recht unwahrscheinlich, dass es Zauberer darauf anlegten, in die Vorratskammern einzudringen.

Sie hatten nur wenig Zeit, aber Gareth hielt, bevor er begann, noch einmal inne, um sich zu sammeln. Wie alle Magie fordert auch die Magie der Leere einen Zoll von dem Magier, der sie heraufbeschwört. Andere Magien, die des Feuers, der Luft und des Wassers, nehmen sich Macht von den Elementen. Die Leere verlangt gefüllt zu werden, und daher verlangt die Magie der Leere einen Teil der Lebenskraft des Magiers, was sich in den Geschwüren zeigt, die die Haut des Zauberers anschließend befallen. Ein misslungener Bann kann zum Tod des Magus führen. Die Nachwirkungen, die Gareth erleiden würde, wenn er einen so mächtigen Zauber wirkte, würden ausgesprochen schmerzhaft sein. Aber Betrunkenen geht es beim Aufwachen nicht anders.

Er hauchte auf das Schloss, hauchte siebenmal. »Im Namen der Leere rufe ich die Luft«, sagte er. »Zerstöre dieses Metall.«

Das Eisenschloss war schon zuvor rostig gewesen, und die Magie beschleunigte nur den Prozess. Gareth hauchte abermals darauf, und das Eisen wurde im Mondlicht bräunlich und begann abzublättern. Gareth setzte dazu an, noch einmal auf das Schloss zu hauchen, konnte aber nicht atmen. Sein Herzschlag hatte den Rhythmus gewechselt, war unregelmäßig geworden – quälend unregelmäßig. Gareth wurde schwarz vor Augen, dann sah er Sterne. Er strengte sich an, wieder gleichmäßig zu atmen, und endlich bekam er wieder Luft. Sein Herzschlag kehrte zur normalen Frequenz zurück.

Die Erschöpfung zwang ihn dazu, sich einen Augenblick lang schaudernd an das Tor zu lehnen – einen Augenblick, den zu verschwenden er sich eigentlich kaum leisten konnte –, bevor er genug Kraft hatte, um weiterzumachen. Überall an seinem Körper brannte und stach es. Pusteln bildeten sich. Er war

dankbar, dass Dagnarus nicht Zeuge seiner Schwäche geworden war, denn der Prinz hätte dies niemals verstanden. Nun hauchte er weiter auf das Metall, bis zu seinen Füßen ein ganzer Haufen rostiger Späne lag.

Er zerrte an dem Schloss, und als es schließlich, geschwächt von dem Zauber, einfach aufbrach, beendete er den Bann. Er wollte nicht, dass das Schloss vollkommen verrostete, denn das hätte verdächtig ausgesehen.

»Gut gemacht«, sagte Dagnarus. »Ich bin beeindruckt. Wie hast du das geschafft?«

»Wir dürfen keine Zeit verlieren, Euer Hoheit«, fauchte Gareth, immer noch schwach und zu unruhig, um sich über das Lob zu freuen. »Bringt ihn her und folgt mir.«

Dagnarus' Miene verfinsterte sich; er mochte es nicht, wenn ein Untergebener ihm Befehle erteilte.

»Verzeiht mir, Euer Hoheit«, sagte Gareth. Seine Hände zitterten, und sein gesamter Körper war mit kaltem Schweiß bedeckt. »Ich bin nicht ganz ich selbst… diese grausige Angelegenheit…«

Ohne ein Wort hob Dagnarus Shakur noch einmal auf seine Schulter und ging in den Vorratsraum hinein. Gareth schloss mit einem schaudernden Seufzer die Tür hinter ihnen. Wenn das offene Tor am nächsten Morgen entdeckt würde, würde es nur aussehen, als hätte ein verrostetes Schloss nachgegeben.

Nachdem sie in dem riesigen Vorratsraum waren, nahm Gareth sich eine der Fackeln, die in einem Fass nahe der Tür bereit standen. Selbst bei Tageslicht war es hier dunkel. Ein magisches Wort bewirkte, dass die Fackel aufflackerte. Gareth hielt sie hoch und führte Dagnarus, der Shakur trug, in einen großen Tunnel, von dem mehrere Gänge abzweigten, die zu den Küchen, den Weinkellern und Trockenräumen führten. In der Luft hing der Duft von Kräutern, die in den Trockenräumen aufbewahrt wurden, und der dunkle, intensive

Geruch von Wein, dazu kam das strenge Aroma von Wild, das an Haken aufgehängt war. Mäuse und Ratten huschten an ihnen vorbei.

Sie betraten einen weiteren Tunnel, durch den sie an riesigen Weinfässern vorbei in eine Küche gelangten, und von dort aus nahmen sie einen anderen Tunnel. Dagnarus hatte schon bald die Orientierung verloren, aber Gareth ging unbeirrt weiter. Sie waren jetzt vielleicht fünfzehn Minuten im Tempel, und Shakur begann leider zu erwachen, als Gareth vor einem hohen marmornen Torbogen stehen blieb.

Shakur murmelte etwas und grunzte und hob mitunter den Kopf, um ein unverständliches Wort von sich zu geben.

»Könnt Ihr nicht dafür sorgen, dass er ruhig bleibt?«, flüsterte Gareth.

»Dann müsste ich ihn ersticken«, meinte Dagnarus grimmig. »Hör auf herumzuwackeln, du Mistkerl! Außerdem könnte man mit einer ganzen Armee hier einmarschieren, und niemand würde es hören.«

»Ihr habt wahrscheinlich Recht«, sagte Gareth, dessen Schuldgefühle das geringste Geräusch wie einen Schrei klingen ließen, der selbst die Toten geweckt hätte.

»Wo sind wir?«, fragte Dagnarus und starrte zu dem kunstvollen Torbogen hoch.

»Vor der Halle der Ewigkeit«, erwiderte Gareth leise. »Hier befinden sich die alten Grabmale.«

Dichter, weicher Staub bedeckte den Boden, Spinnennetze hingen von der Decke. Marmorstatuen ruhten auf Sarkophagen. Alle hatten dieselbe Stellung, die Augen geschlossen und die Hände auf der Marmorbrust gefaltet. Alle hatte man in kunstvolle Gewänder gekleidet dargestellt, einige auch mit ebenfalls gemeißelten Schmuckstücken und diversen Kopfbedeckungen, je nach Rang und der Mode der Zeit.

Männer und Frauen lagen hier begraben und schliefen ihren Marmorschlaf.

»Vor langer, langer Zeit wurden hier auch die Hohen Magier beigesetzt«, erklärte Gareth leise, während sie an Reihen von Sarkophagen vorbeigingen. »Niemand wird heutzutage mehr hierher gebracht. Es ist nicht mehr modern, nicht, seit sie das große Mausoleum gebaut haben. Niemand kommt mehr hierher, nicht einmal, um sie zu ehren. Es ist eigentlich traurig. Nur wenige wissen, dass es diese Halle überhaupt gibt; nur jene von uns, die in der Leere leben. Der Altar, den wir brauchen, steht damit in Verbindung.«

»Selbstverständlich tut er das«, sagte Dagnarus, und seine überschäumend gute Laune schien ein wenig gedämpft, niedergedrückt von der Gegenwart des Todes. »So muss es sein. Der ideale Ort für das, was wir vorhaben.«

»Genau«, erwiderte Gareth trocken. »Deshalb wurde der Altar auch hier errichtet, in jenen Tagen, als die Magie der Leere noch nicht verpönt war.«

Dagnarus sah die stillen, friedlichen Gestalten an, auf die das Fackellicht fiel. Getrocknete Rosenblüten waren über sie gestreut worden. Der Boden war gefegt, die Spinnennetze weggewischt.

»Jemand hat ihnen Respekt erwiesen«, sagte Dagnarus leise. »Und zwar erst vor kurzer Zeit.«

Gareths bleiches Gesicht wurde ein wenig rosiger. »Das schien mir nur angemessen, Euer Hoheit«, meinte er. »Ich benutze sie, benutze ihre Geister für meine Magie. Ich sollte ihnen im Austausch dafür auch etwas geben.«

»Um sie zu besänftigen?«

»Auch das«, murmelte Gareth. Sie hatten nun die Halle durchquert und eine kleine Eisentür erreicht, die sich am anderen Ende befand.

Diese Tür hatte ein Zauberschloss; Gareth hatte einen Bann darüber gesprochen, den nur er mit den passenden Worten und einem Gegenzauber wieder lösen konnte. Er legte die Hand auf den Türgriff und murmelte leise Worte vor sich hin, während Shakur den Kopf hob und sich mit müden Augen umsah.

»Wo bin ich?«, wollte er wissen.

»In einem Mausoleum«, erwiderte Dagnarus. »Und jetzt kannst du auch alleine stehen. Ich habe genug davon, dich zu tragen.«

»Ein Mausoleum«, meinte Shakur stirnrunzelnd, während er sich weiter umsah. »Komische Arbeit, die in einem Mausoleum erledigt werden muss.«

»Tatsächlich ist es ein hervorragend dazu geeigneter Ort«, entgegnete Dagnarus.

Die Eisentür öffnete sich mit quietschenden Angeln. Faulige Luft drang heraus, was bewirkte, dass Dagnarus die Nase kraus zog und Shakur angewidert schnaubte.

Gareth trat beiseite. »Bitte tretet ein«, sagte er.

Shakur regte sich nicht. Er spähte durch die Tür und versuchte vergeblich, etwas zu erkennen.

»Du hattest zwei Tage lang deinen Spaß«, sagte Dagnarus. »Jetzt ist es an der Zeit zu bezahlen.« Er versetzte Shakur einen Stoß, der ihn in den Raum hinter der Tür fallen ließ.

Dann bückte sich der Prinz nach dem gefesselten Verbrecher, packte ihn am Kragen und zerrte ihn weiter hinein. Gareth schloss die eiserne Tür hinter ihnen. Er bedachte Shakur mit einem Blick, wandte sich wieder der Tür zu und steckte seinen Finger ins Schloss, als wäre er ein Schlüssel.

»Im Namen der Leere versiegele ich diese Tür«, sagte er. »Sie wird nur auf meinen Befehl wieder geöffnet.«

»Was ist denn los?«, fragte Dagnarus erstaunt und starrte Gareth an, der sich vornüber beugte wie ein alter Mann, das Gesicht verzogen, die Arme um den Oberkörper geschlungen,

als müsse er seine Knochen und Organe mit dieser Anstrengung drinnen halten.

»Die Strafe, die ich für diese Magie zahle, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth einen Augenblick später. Er holte schmerzerfüllt Luft, dann richtete er sich auf. »Ihr könnt Shakurs Fesseln lösen. Zumindest die an den Füßen. Er kann nicht von hier fliehen.«

Gareth entzündete dicke Bienenwachskerzen, die auf schweren schmiedeeisernen Ständern standen. Dagnarus löste die Fesseln von Shakurs Fußgelenken und riss den Mann auf die Beine.

Shakur spähte durch verfilzte Haarsträhnen, die ihm in sein vernarbtes Gesicht hingen, und sah sich um. »He!«, rief er zornig. »Was ist hier los? Warum habt Ihr mich hergebracht?«

»Immer mit der Ruhe«, erwiderte Dagnarus gereizt. »Ich habe schon davon gesprochen, dass ich einen Schwur von dir brauche. Und hier wirst du ihn ablegen. In diesem Raum wirst du dich der Leere weihen, wie du es versprochen hast. Oder« – er lächelte auf sehr unangenehme Weise – »du kehrst zum Henker zurück.«

Der Raum hinter der Eisentür war geräumig – ein Mann von Dagnarus' Größe hätte dreißig lange Schritte hindurch machen können. Er war rund und hatte eine hohe Kuppeldecke, war aber leer bis auf einen steinernen, schmucklosen Altar aus schwarzem Marmor. Die Wände, die Decke und der Boden bestanden aus Onyx, der so poliert war, dass die winzigen Flammen der unzähligen Kerzen wie Tausende wirkten, wie Sterne an einem wolkenlosen Nachthimmel. So eindringlich war diese Illusion, dass es einem hier vorkam, als befände man sich in der Mitte dieses Himmels, mit Sternen über und unter sich, und als schwebte man.

Dagnarus sah sich um.

»Fleck«, sagte er ehrfürchtig, »das hier… das ist es, was ich vor langer Zeit gesehen habe, als ich in die Mitte des Steins der Könige schaute! Ich stand allein im Dunkeln, und die Sterne umgaben mich. In diesem Raum gibt es eine Macht, eine Kraft.«

»Was du spürst, ist die Abwesenheit von Macht«, sagte Gareth so leise, als befände er sich in der Königlichen Bibliothek. »Die Götter meiden diesen Raum, sie haben keine Gewalt über ihn. Dieser Raum gehört der Leere.«

»Wissen die Ehrenwerten Magier, dass er existiert?«, fragte Dagnarus.

»Ja«, erwiderte Gareth trocken.

»Warum zerstören sie ihn dann nicht?«

»Es geht nicht. Siehst du die Kuppeldecke? Das Gewicht des gesamten Tempels ruht auf diesem Raum. So weise waren jene, die den Tempel vor langer Zeit erbaut haben. Wasser löscht Feuer, aber die Menschen brauchen beides, um zu überleben. Sie brauchen die Luft zum Atmen, sie brauchen die Erde unter ihren Füßen, sie könnten nicht in einer Welt leben, die nur aus einem einzigen Element besteht. Die Götter haben nur deshalb Macht, weil es auch einen Ort gibt, wo sie keine haben. Wir alle verfügen über die Fähigkeit, Kraft aus beidem zu beziehen. Die Götter sind weise, daher versuchen sie nicht, ihr Gegenteil zu vernichten, und auch die Leere versucht nicht, das Universum zu verschlingen, denn dann würde sie sich füllen und aufhören zu sein. Wenn Alles Nichts ist, dann hört das Nichts auf, Alles zu sein.«

Darauf hatte Dagnarus keine leichtfertige Antwort mehr. Er kam sich vor wie aus der Zeit geschleudert, schwebend in einem Himmel, einem Reich, in dem keine Gesetze ihn banden. Sein Leben war nichts weiter als eine einzelne Kerzenflamme. Wenn man darauf blies, würde sie verlöschen,

aber Millionen weitere würden weiter brennen. Und er stand in der Mitte und füllte nun endlich die Leere.

»Und ich brauche nur diesen Eid zu schwören?«, fragte Shakur.

»Auf die Leere«, erwiderte Dagnarus und sah ihn an.

Shakur nickte bedächtig. »Ich verstehe«, sagte er, als spräche er mit sich selbst, aber die Worte flatterten wie Gespenster durch die Luft. »Ich bin bereit. Was soll ich sagen?«

»Bist du, Shakur, einverstanden, die Leere zu deinem Herrn zu machen?«, fragte Gareth. »Willst dein Leben und deine Seele der Leere weihen?«

»Ja«, erwiderte Shakur und zuckte die Achseln.

»Dies hier ist ernst!«, fauchte Gareth und sah ihn wütend an. »Wir müssen uns deiner Treue sicher sein können. Wir müssen wissen, dass du das, was du sagst, auch ernst meinst.«

»Ich meine es ernst«, sagte Shakur barsch. »Ich werde es Euch erzählen, wenn Ihr wollt. Ich werde Euch meine Geschichte erzählen. Ich habe nicht darum gebeten, geboren zu werden. Meine Mutter hat mich nicht gewollt; ich war ihr nur im Weg. Sie hat versucht, mich loszuwerden, noch bevor ich zur Welt kam, aber sie hat versagt. Mein Vater – wer war er? Ich habe es nie erfahren. Irgendein Kunde, der für das Vorrecht, mich zu zeugen, bezahlt hat.

Ich wurde nur geschlagen und getreten, als ich klein war, bis meine Mutter herausfand, dass ich doch einen Wert hatte. Einige der Männer, die sie aufsuchten, hatten auch etwas für kleine Jungen übrig, und sie bezahlten sie gut für meine Dienste. Am Ende jedoch fiel das Geld an mich. Eines Abends war sie betrunken und zornig, und sie schlug mich – sie und einer ihrer Liebhaber. Ich zog sein Messer aus dem Gürtel, den er auf den Boden geworfen hatte, und das war das Ende meiner Mutter. Ich habe viele nach ihr getötet, aber ich höre immer noch ihre Schreie.«

Shakur sank auf die Knie. Er hob den Kopf und starrte ins Dunkel, ohne zu blinzeln. »Ich wurde für die Leere geboren. Die Leere ist mein Herr. Das schwöre ich beim Blut meiner Mutter, das an meinen Händen klebt.«

Der Prinz war totenbleich geworden, aber ein Feuer glühte tief in seinen Augen, die alle Farbe verloren hatten, keine Smaragde mehr waren, sondern die Dunkelheit spiegelten, gefleckt mit Sternen.

Gareth, der seltsam bewegt war, sagte leise: »Ich glaube, er meint es wirklich ernst. Nun stellt fest, ob er ein akzeptabler Kandidat ist.«

»Was?« Shakur runzelte die Stirn. »Wie meint Ihr das – akzeptabel? Ich habe doch den Eid geleistet, oder?«

Langsam und mit einer Ehrfurcht erfüllt, die er in der Gegenwart der Götter nie verspürt hatte, zog Dagnarus den Dolch der Vrykyl heraus. Die polierte Oberfläche der Waffe spiegelte das Kerzenlicht wider, sodass kleine Feuerströme über sie zu fließen schienen, als wäre sie aus einem brennenden Fluss gezogen worden. Die Augen des Drachen, der den Griff bildete, glitzerten rot im Licht, und es sah beinahe so aus, als blinzelten sie vor Freude.

»He, was ist das?«, wollte Shakur wissen.

»Die Waffe, die du für deinen Auftrag benutzen wirst.« Gareth musste sich die trockenen Lippen lecken, um diesen Satz hervorzubringen.

Shakur warf dem Dolch einen verächtlichen Blick zu. »Viel zu kunstvoll. Ich hab meinen eigenen Schweinedolch.« Er hob die gefesselten Hände. »Ich habe Euren elenden Eid geschworen. Jetzt befreit mich endlich.«

»Gibt es Worte für das Ritual?«, fragte Dagnarus, der den Dolch immer noch ehrfürchtig anstaunte, leise.

»Nein«, erwiderte Gareth. »Die Magie befindet sich in der Waffe selbst. Legt sie auf den Altar.«

Vorsichtig tat Dagnarus, was man ihm gesagt hatte.

»Verdammt, ich habe gesagt, Ihr sollt mir die Fesseln abnehmen!«, rief Shakur. Er kam auf die Beine und streckte die gefesselten Hände nach Dagnarus' Hals aus.

Der Dolch blitzte im Feuerlicht auf. Er hob sich vom Altar und bohrte sich Shakur in den Rücken, zwischen die Rippen, schnell und fest. Shakur riss den Kopf hoch und stieß ein leises Grunzen aus. Sein Blick zuckte von Dagnarus, der ihn mit einem seltsamen, schrecklichen Lächeln anschaute, zu Gareth, der zusah, wie das Leben aus diesem Blick wich.

Shakur fiel vornüber auf den Onyxboden. Er war tot.

Als Nächstes bemerkte Gareth, dass Dagnarus sich über den Leichnam beugte und ihn besorgt ansah.

»Fleck? Was ist los? Alles in Ordnung? Ich habe vergessen, dass du kein Soldat bist. Ich hätte dir sagen müssen, dass du nicht hinsehen sollst. Was machen wir jetzt mit ihm?« Er betrachtete die Leiche neugierig.

»Wir müssen ihn auf den Altar legen«, sagte Gareth und vermied es, die Leiche anzuschauen.

»Dir ist schlecht«, stellte Dagnarus fest. »Setz dich, bevor du umfällst. Du bist keine Hilfe, wenn du das Bewusstsein verlierst, und genau das wird passieren, wenn du mit dem Kopf auf diesen Steinboden schlägst. Ich werde schon tun, was notwendig ist.«

Demütig befolgte Gareth den Befehl des Prinzen. Es gab keinen Stuhl, aber er lehnte sich gegen die kalte Steinwand, schloss die Augen und holte mehrmals tief Luft. Das bewirkte, dass der Schwindel und die Übelkeit nachließen. Er sagte sich, dass er nichts Falsches getan, sondern nur ein hassenswertes Leben beendet hatte, eines, das vielen Kummer und Schmerz gebracht hatte, ein Leben, das der Mann selbst nur zu gern losgeworden war. Als Gareth den Kopf wieder hob, konnte er

endlich Shakurs Leiche, die auf dem Altar lag, ungerührt ansehen.

»Zieht den Dolch heraus«, sagte er zu Dagnarus.

Der Prinz zögerte. »Darf ich ihn berühren?«

»Ja, er hat seine Aufgabe erledigt, er hat den Kandidaten akzeptiert. Jetzt legt den Dolch der Vrykyl auf sein Herz. Der Drachenkopf muss auf Shakurs Kopf zeigen, der Handschutz auf die Arme, die Spitze zu den Beinen hin.«

Er sah zu, während Dagnarus dazu ansetzte, nach dem Dolch zu greifen. »Wartet!«, rief er dann.

»Was ist?« Dagnarus hielt verblüfft inne.

Gareth sprach nicht sofort weiter. Er schaute Shakur an, dann wandte er sich dem Prinzen zu. »Die Essenz dieses Mannes befindet sich nun im Dolch. Wenn Ihr wollt, Euer Hoheit, könnt Ihr dieses Leben in Euch selbst aufnehmen.«

»Was? Wie er werden?« Dagnarus betrachtete Shakur angewidert. »Nein danke!«

»Nein, Euer Hoheit. So wirkt sich die Magie nicht aus. Dem Buch nach zu schließen, erhält man, wenn man die Essenz absorbiert, nur diese Essenz – die Lebenskraft. Shakur braucht sie nicht mehr. Die Leiche eines Vrykyl wird von der Leere erhalten. Sein Leben wird das Eure überdauern. Ihr werdet sozusagen zwei Leben haben.«

»Stimmt das auch?«, fragte Dagnarus zweifelnd.

»Der Grund, aus dem ich dazu rate«, fuhr Gareth fort, »besteht darin, dass es Euch auch in gewissem Maß beschützen wird. Mit anderen Worten, seine Essenz wird als eine Art Rüstung für Euch dienen. Als Soldat wisst Ihr, Euer Hoheit, dass eine Rüstung durchdrungen werden kann und Euch nicht unverwundbar macht. Aber sie kann Euch helfen, zu überleben…« Er sah, dass Dagnarus unwillig die Stirn runzelte und schwieg.

»Sie könnte mir helfen, die Prüfungen eines Paladins zu bestehen«, beendete Dagnarus den Satz für ihn. »Du glaubst immer noch nicht an mich.«

Gareth antwortete nicht. Er ging zum Altar und schaute auf die Leiche nieder.

»Dennoch«, meinte Dagnarus, bezwang allmählich seinen Zorn und betrachtete den Dolch mit neuem Interesse, »dieses zweite Leben könnte aus anderen Gründen wichtig sein. Ein General, der in einer Schlacht nicht so leicht umzubringen ist, kann große Vorteile haben. Denk doch nur, was es für die Moral meiner Männer bedeuten würde, mich nach einer scheinbar tödlichen Wunde gesund und munter wieder aufstehen zu sehen! Ich werde die Lebensessenz nehmen, Fleck. Was muss ich tun?«

»Ihr müsst die Finger Eurer linken Hand in das Blut des Toten tauchen, sie in den Mund stecken und das Blut ablecken.«

Dagnarus tat, wie Gareth ihn geheißen hatte, wischte das Blut vom Dolch auf seine Finger – wobei er darauf achtete, sich nicht zu schneiden – und leckte es grimassierend ab. »Nicht gerade der beste Wein, den ich je getrunken habe«, stellte er fest. Er blickte auf. »Was nun?«

»Das ist alles, Euer Hoheit. Und jetzt legt den Dolch auf die Leiche.«

»Ich fühle mich kein bisschen anders«, meinte Dagnarus enttäuscht. »Woher soll ich wissen, dass es funktioniert hat?«

»Ihr werdet es wissen, Euer Hoheit«, erklärte Gareth leise.

Achselzuckend und nicht sonderlich erfreut legte Dagnarus den Dolch auf Shakurs Brust, den Drachenkopf direkt unter Shakurs Kopf, die Drachenflügel zu Shakurs Armen hin ausgerichtet. Dann trat er einen Schritt zurück.

Nichts geschah.

Dagnarus verzog missmutig das Gesicht und sah Gareth anklagend an. »Es hat nicht funktioniert.«

Gareth hob die Hand und zeigte auf den Altar. »Im Gegenteil. Seht doch, Euer Hoheit.«

Dagnarus sah hin und riss verblüfft die Augen auf.

Der Dolch der Vrykyl hob sich langsam in die Luft und schwebte über Shakurs Brust.

Die Schuppen des Drachen, der den Dolch bildete, nahmen deutlichere Form an, wurden schwarz und glänzend wie die Onyxwände. Die Schuppen – Hunderte von ihnen – regneten auf Shakur nieder. Scharf wie Obsidiansplitter durchstachen sie das tote Fleisch, wo immer sie es berührten. Sie arbeiteten sich in die Leiche und tief unter die Haut, dann begannen sie zu wachsen. Schwarze Schuppe verband sich mit schwarzer Schuppe, alle berührten einander, bis Shakurs Leiche von einer festen schwarzen Schale umgeben war.

Die Schale nahm die Gestalt einer Rüstung an, ebenfalls schwarz und glänzend, und es sah so aus, als bestünde sie aus den Sehnen, Muskeln und Knochen der Leiche. Es war, als hätte man Shakur gehäutet und Fleisch und Knochen darunter entblößt, nur dass sie nun hart wie Stein waren und pechschwarz.

Sein Kopf war mit einem schwarzen Helm bedeckt, der an den Drachenschädel auf dem Dolch erinnerte, geschmückt mit glitzernden schwarzen Stacheln.

Shakur bewegte sich.

Er hob mit der Hand das Visier und zeigte sein Gesicht. Er öffnete die Augen. Die Augen wirkten alles andere als lebendig. Sie waren dunkel und kalt und hatten einen glasigen Blick. Shakur setzte sich aufrecht hin. Der Dolch verschwand, tauchte aber sofort wieder in Dagnarus' Hand auf.

Shakurs behelmter Kopf wandte sich dem Dolch zu. Dann schaute er Dagnarus an. Er stieg vom Altar und verbeugte sich tief vor dem Prinzen.

»Bei den Göttern!«, flüsterte Dagnarus. »Bei den Göttern, Fleck. Es hat funktioniert.«

»Die Götter hatten nichts damit zu tun«, erklärte Gareth bitter.

»Ach, verdammt sollen sie sein!«, rief Dagnarus und stieß ein triumphierendes Lachen aus. Er steckte den Dolch vorsichtig wieder in die Scheide an seinem Gürtel. »Wer braucht die schon, sage ich? *Ich* ganz bestimmt nicht.« Stolz sah er Shakur an.

Gareth seufzte. »Das stimmt, Euer Hoheit.«

»Was machen wir jetzt mit ihm?«, fragte Dagnarus und sah Shakur an.

»Ich warte auf Euren Befehl, Euer Hoheit«, verkündete Shakur mit einer weiteren Verbeugung.

Als Gareth sie zum ersten Mal hörte, kam ihm die Stimme des Vrykyl wie die eines lebendigen Mannes vor. Aber als Shakur weitersprach, bemerkte Gareth, dass die Worte des Vrykyl hohl und hallend klangen, als ertönten sie vom Boden eines tiefen Brunnenschachts.

»Dieser Vrykyl ist ausgesprochen höflich«, sagte Dagnarus.

»Er wird auf Eure Befehle hören, Euer Hoheit, und nur darauf.«

»Weiß der Vrykyl irgendetwas? Oder ist er eine geistlose Marionette?«, fragte Dagnarus. »Im letzteren Fall wird er nicht sonderlich gut zu gebrauchen sein.«

»Die magische Rüstung sorgt dafür, dass ein Vrykyl über alle Erinnerungen verfügt, die er als lebendes Wesen hatte. Er verfügt auch über alle Fähigkeiten des Verstorbenen. Mit anderen Worten, er wird derselbe Mistkerl sein wie eh und je, nur dass er Befehle befolgt. Außerdem kennt sein Körper keine

Schwächen mehr. Er braucht kein *gewöhnliches* Essen« – Gareth hatte das Wort deutlich betont –, »und er braucht keinen Schlaf. Er wird nie ermüden oder Durst verspüren. Er kann nicht mit einer gewöhnlichen Waffe getötet werden. Nur eine von den Göttern gesegnete Waffe kann sein unheiliges Fleisch durchdringen.«

»Ja, ja, das weiß ich doch alles schon«, erklärte Dagnarus ungeduldig. »Und er muss ein Messer aus seinen eigenen Knochen herstellen. Das ist etwas, das ich lieber nicht mit anschauen möchte, und du wahrscheinlich auch nicht.«

»Das Blutmesser«, bestätigte Gareth. »Der Vrykyl tötet seine Opfer damit und stiehlt ihre Seelen. Er wird noch für einige Zeit keinen Hunger verspüren, also braucht er das Messer noch nicht, aber wenn das der Fall ist, wenn sein Fleisch zu verfaulen beginnt, wenn er spürt, dass seine unnatürliche Kraft aus ihm weicht, dann wird er den Erstbesten töten, dem er begegnet. Nur Ihr und jene, die Ihr geschützt wissen wollt, werden sicher vor ihm sein.«

»Seine Opfer werden doch nicht ebenfalls zu Vrykyl werden, oder?«, fragte Dagnarus beunruhigt. »Vrykyl, über die ich keine Macht habe?«

»Nein, nur der Träger des Dolches der Vrykyl hat diese Macht. Das Blutmesser dient ausschließlich seiner Ernährung, Euer Hoheit.«

»Diese Rüstung ist erstaunlich«, meinte Dagnarus und betrachtete die glitzernde schwarze Rüstung bewundernd. »Aber jeder, der ihn sieht, wird erkennen, dass er kein normaler Bürger ist. Muss er die ganze Zeit so rumlaufen?«

»Wenn man dem Buch glauben darf, dann besitzen die Vrykyl die Fähigkeit, sich zu verkleiden, aber da Shakur vor seinem Tod nichts davon verstanden hat, wird er vielleicht einige Zeit brauchen, bis er es begreift«, erwiderte Gareth. »Er

kann aussehen, wie er will. Er kann sein früheres Aussehen wieder annehmen oder – «

»Die Götter allein mögen wissen, wieso er das tun sollte«, unterbrach Dagnarus ihn.

»Oder er kann aussehen wie ein gelehrter älterer Herr oder ein hübscher junger Mann. Das«, meinte Gareth mit einem Seufzen, »wird es ihm leichter machen, Opfer anzulocken.«

»Das hast du gut gemacht, Fleck!« Dagnarus legte Gareth die Hand auf die Schulter. »Ich bin mehr als erfreut. Ich werde dir jede erdenkliche Belohnung gewähren.«

»Dies hier ist meine Belohnung, Euer Hoheit«, sagte Gareth und sah Shakur an, der immer noch still stand wie die leeren Rüstungen, die endlos in den Fluren des Schlosses wachten. »Euch zu dienen.« Er hielt einen Augenblick lang inne, dann fügte er leise hinzu: »Ihr werdet wahrscheinlich zornig sein, wenn ich das sage, aber ich bitte Euch noch einmal, Euer Hoheit… nein, ich flehe Euch an!«

Gareth sank vor dem Prinzen auf die Knie und hob flehentlich die Hände. »Gebt den Gedanken daran, Paladin zu werden, auf! Hört mich an, Dagnarus. Wendet Euch nicht ab. Ihr habt, was Ihr Euch immer gewünscht habt! Ihr habt getan, was Euer Vater getan hat; Ihr habt Euren eigenen Paladin geschaffen! Mit diesem Dolch könnt Ihr mehr schaffen, bis Euch so viele dienen wie Eurem Vater! Er ist selbst kein Paladin, und dennoch ist er König. Ihr braucht auch kein Paladin zu sein. Die Gefahr ist echt, viel echter, als Ihr Euch das vorstellen könnt.«

Dagnarus streckte die Hand aus und berührte sanft Gareths Haar. Er streichelte ihm über den Kopf.

Gareth schloss die Augen, und Tränen des Schmerzes und der Erschöpfung liefen ihm über die Wangen.

»Du liebst mich wirklich, nicht wahr, Fleck?«, fragte Dagnarus leise.

Gareth konnte nicht antworten, er senkte nur den Kopf. Seine Tränen brannten, aber das tat seine Liebe auch.

»Du und Valura. Die beiden einzigen Geschöpfe, die mich je geliebt haben. Die anderen – auch mein Vater – fürchten mich, sie bewundern mich.« Dagnarus schwieg einen Augenblick und dachte nach, dann sagte er: »Ich möchte nicht wie mein Vater sein, Fleck. Ich möchte größer sein als mein Vater. Ich möchte, dass er mich so ansieht, wie er Helmos ansieht. Ich werde ein Paladin werden, Fleck. Ich werde es tun, und wenn es mich mein Leben kostet.

Und jetzt«, fuhr er fort und wandte sich mit gezwungener Fröhlichkeit ab, »müssen wir überlegen, was wir mit unserem Vrykyl hier anfangen. Ich kann ihn doch nicht einfach in den Straßen von Vinnengael umherstreifen lassen. Ich muss mich heute früh in den Tempel begeben und mich den Sieben Prüfungen unterziehen.«

»Wir werden den Vrykyl hier unten im Tempel behalten«, sagte Gareth. Er hatte seine Bitte zum letzten Mal vorgebracht. Er würde nicht mehr darüber sprechen. Er würde nur noch tun, was in seiner Macht stand, um Dagnarus am Leben zu halten.

»Gute Idee! Wenn ich zwischen diesen albernen Prüfungen Zeit habe, werde ich herunterkommen und mit seiner Ausbildung beginnen.«

»Euer Hoheit!« Gareth war entsetzt. »Man erwartet, dass Ihr meditiert und… und…«

»Und was? Soll ich beten?« Dagnarus war amüsiert. »Was meinst du, werden die Götter mich anhören?« Er wandte sich ab. »Shakur.«

Der Vrykyl verbeugte sich.

»Du wirst hier bleiben. Du wirst dich nicht von der Stelle rühren. Niemand darf dich finden. Sollte zufällig ein anderer als Gareth oder ich selbst hier hereinkommen, darfst du den Betreffenden töten.«

Shakur verbeugte sich abermals. Gareth erschauerte. Er wusste genau, wie unwahrscheinlich es war, dass einer der anderen Magier hierher kam, aber schon der Gedanke daran, was ihnen widerfahren würde, falls es doch geschehen sollte…

Was habe ich nur getan?, fragte er sich, und seine Seele bebte. Was ist aus mir geworden? Ich sollte dieser Sache ein Ende machen! Ich sollte zu Prinz Helmos gehen und ihm alles erzählen, sollte meine schrecklichen Verbrechen gestehen und Erleichterung in Strafe und Tod finden. Aber das werde ich nicht tun, begriff er. Ich habe das Wasser aus der dunklen Quelle getrunken. Ich kann meine Verbrechen nicht gestehen, ohne meinen Prinzen zu verraten. Er vertraut mir. Gareth staunte. Ich kenne alle seine Geheimnisse. Jedes einzelne. Ich könnte ihn vernichten, und dennoch hat er mich niemals bedroht, nie an mir gezweifelt.

Eine zynische Stimme in Gareths Kopf flüsterte, dass dies nur daran lag, dass Dagnarus sich Gareths Treue sehr wohl bewusst war. Er selbst hatte dafür gesorgt, dass Gareth von ihm abhängig wurde. Von seiner Kindheit an war Gareth in Pflicht und Liebe an den Prinzen gebunden gewesen. Diese Fesseln mochten aus Seidenfäden bestehen, aber sie waren fest geschnürt. Hätte Gareth je versucht sie abzuwerfen, hätte Dagnarus ihn sofort geopfert. Die Zuneigung war nicht gegenseitig, Dagnarus verspürte Gareth gegenüber nur so etwas wie Besitzerstolz.

»Komm schon, Fleck!«, sagte Dagnarus und legte Gareth den Arm um die Schultern. »Du fällst sonst noch vor Erschöpfung um. Und ich muss jetzt zu meiner geliebten Valura und sie darüber hinwegtrösten, dass ich die nächsten sieben Tage nicht zu ihr ins Bett kommen werde.«

»Ich dachte, Ihr hättet mit ihr gestritten«, meinte Gareth.

Dagnarus zwinkerte ihm zu. »Ich habe ihr verziehen.«

Die beiden verließen den Altarraum. Der Vrykyl hatte sich wieder auf den Altar gelegt, um die schlaflosen Stunden so gut wie möglich zu verbringen. Er sah ganz ähnlich aus wie die Statuen auf den Sarkophagen.

Gareth war gezwungen, den Zauberbann von der Eisentür zu nehmen, damit Dagnarus jederzeit Zugang zum Altarraum haben würde. Dies kostete ihn ebenso viele Schmerzen wie die Verhängung des Banns – Schmerzen, die er vor dem Prinzen verbergen wollte.

Aber Dagnarus war ohnehin schon zu vereinnahmt von der Vorfreude auf das Bett seiner Geliebten, um noch etwas anderes wahrzunehmen.

Die Sieben Prüfungen

Der neue Tag begann hell und klar. Die Orks brachten ihre Boote zu Wasser – die Vorzeichen hatten gutes Wetter und einen guten Fang versprochen. Helmos stand an dem riesigen Fenster des Turmzimmers und schaute hinunter auf den See. Er konnte die Segel der Fischerboote sehen, die wie weiße Vögel über das Wasser flatterten.

Direkt unter ihm, im Hof des Schlosses, wand sich die Prozession, die Dagnarus zum Tempel begleitete, wie eine Schlange aus dem Palast hinaus. Soldaten der Armee von Vinnengael säumten den Weg und jubelten und schlugen mit den Schwertern gegen die Schilde oder stießen mit den Schäften ihrer Speere auf den Boden. Das hatten sie für Helmos nicht getan.

»Die Männer und viele ihrer Befehlshaber stehen treu zu ihm«, sagte Helmos grübelnd zu sich selbst. »Im Augenblick besteht keine Gefahr. Die Armee hält treu zu meinem Vater. Solange er König ist, wird die Armee hinter ihm stehen. Aber was ist mit mir? Was passiert, wenn ich einmal König bin?«

Helmos drückte die Stirn ans Glas. Dagnarus, strahlend in dem schlichten weißen Gewand eines Kandidaten, ging die Reihe der Jubelnden entlang, begleitet von seinem Vater. Tamaros ging langsam, also war Dagnarus dazu gezwungen, seine langen, ungeduldigen Schritte zu mäßigen, um sich seinem Vater anzupassen, aber der König brauchte keinerlei Hilfe, benutzte keinen Stock und stützte sich auch nicht auf den Arm seines Sohnes. Die Soldaten jubelten Dagnarus vielleicht zu, aber sie beugten die Knie in Verehrung und Respekt vor dem König.

»Ich verstehe deinen Plan und deinen Wunsch, Vater«, sagte Helmos zu dem alten Mann, der so weit drunten einherging, dass er wirkte wie eines von den Spielzeugen, die Dagnarus als Kind gehabt hatte. »Ich weiß, du willst, dass ich in Frieden herrsche, mit Weisheit und Gerechtigkeit, und dass mein Bruder, bewaffnet mit Schild und Schwert, hinter mir steht, um das Reich zu verteidigen. Ein wunderbarer Traum. Ich bete zu den Göttern – um deinetwillen, Vater, mehr als um meinetwillen –, dass dieser Traum wahr wird.

Aber ich glaube nicht, dass die Götter meine Gebete erhören«, fügte Helmos traurig hinzu. »Ich halte es für erheblich wahrscheinlicher, dass mein Bruder mir nicht den Rücken decken, sondern mir einen Dolch hineinstoßen wird.«

»So melancholisch?«, fragte eine liebevolle Stimme an seiner Seite.

Als Helmos sich umdrehte, sah er seine Frau, die wie üblich so leichten Schrittes hereingekommen war, dass er sie nicht gehört hatte. Er lächelte sie an. Er streckte den Arm aus und zog sie an sich.

»So war es, aber dein Anblick ist wie ein Sonnenstrahl durch die Wolken gedrungen, die mich umgaben, und hat meine finstere Stimmung aufgehellt.«

Anna schaute auf die Szene im Hof nieder, und dann sah sie wieder ihren Mann an. Er teilte jeden Gedanken mit ihr, jeden Traum, jeden Wunsch, jede Angst. Jede Angst bis auf eine, die er nicht beim Namen nannte, nicht einmal sich selbst gegenüber. Sie wusste, was er gedacht hatte, als hätte sie seine Worte deutlich vernommen.

»Du und dein Vater, ihr habt euch immer noch nicht versöhnt?«, fragte sie.

»Er hat seit dem Tag der Ratssitzung nicht mehr mit mir gesprochen«, erwiderte Helmos bedrückt. »Er war wütend, weil ich nicht an dem Festessen teilgenommen habe, aber das

wäre Heuchelei gewesen. Aus demselben Grund habe ich es vorgezogen, meinen Bruder heute nicht zum Tempel zu begleiten.«

»Die Götter werden es nicht zulassen«, sagte Anna. »Dagnarus wird die Sieben Prüfungen nicht bestehen. Das weißt du. Die Paladine werden keine andere Wahl haben, als ihn abzulehnen.«

»Ich hoffe es«, erklärte Helmos, »aber mir fehlt dein Glaube, meine Liebste.«

Erstaunt und beunruhigt sah sie ihn an.

»Ich fürchte, hier ist eine andere Kraft am Werk«, sagte Helmos ernst. »Und wenn das wahr ist, weiß ich nicht, was die Götter dagegen tun können.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich dich richtig verstehe«, meinte Anna zweifelnd.

»Ich habe mit niemandem darüber gesprochen«, erwiderte Helmos, »aber die Last der Geheimhaltung liegt schwer auf mir…«

»Dann musst du diese Last teilen, mein Liebster«, erklärte Anna mit fester Stimme und nahm ihn in den Arm. »Ich bin stark. Ich kann meinen Anteil tragen.«

»Ich weiß«, sagte er und küsste sie auf die Stirn. »Aber dies ist ein schreckliches Geheimnis.« Er seufzte. Er wandte sich wieder der Prozession zu. Dagnarus hatte die Tempeltreppe erreicht und wurde dort vom Ehrenwertesten Hohen Magus willkommen geheißen. »Ich glaube, mein Halbbruder ist ein Anhänger der Leere.«

»Im Namen der Götter, nein!«, flüsterte seine Frau entsetzt. »O Liebster! Bist du sicher?«

»Nein, ich bin nicht sicher. Ich habe keine Beweise.« Helmos seufzte. »Und ich wage nicht, ihn ohne Beweise anzuklagen. Und selbst wenn ich es beweisen könnte, bin ich nicht sicher,

ob ich etwas unternehmen würde. Ein solcher Schlag könnte meinen Vater umbringen.«

»Ich hoffe und bete, dass du dich irrst«, sagte Anna leise. »Dagnarus ist arrogant und stolz, sorglos und unverschämt. Aber sicher ist er nicht… nicht böse, nicht korrupt. Und wenn er es doch sein sollte, werden die Götter sein Tun vereiteln! Sie haben Macht über die Leere, das hat man uns immer gesagt.«

»Das war vielleicht einmal so«, antwortete Helmos widerstrebend.

Dagnarus und König Tamaros betraten den Tempel. Die Menge blieb draußen und jubelte weiter, und schließlich begannen die Zuschauer zu singen. Helmos wandte sich vom Fenster ab und zog seine Frau mit sich. Er war beunruhigt, sie so bleich zu sehen. Das erschreckte ihn.

»Ich habe kein Recht dazu, dich so zu verstören, meine Liebste. Wir werden nicht mehr von solch finsteren Dingen sprechen.«

»Wir sollten aber nicht schweigen«, erklärte sie. »Wie kann ich wirklich ruhig sein, wenn etwas dich so sehr aufwühlt? Erzähl mir von deiner Angst, und ich werde entweder tun, was ich kann, um sie zu mildern, oder ich werde neben dir stehen und mich dem stellen, was uns bedroht.«

»Du weißt nicht, was für eine Erleichterung es für mich ist, endlich mit dir darüber reden zu können«, sagte Helmos. »Vielleicht irre ich mich ja. Ich würde es gerne glauben. Dennoch… ich werde dir alles sagen. In den alten Tagen, als mein Großvater noch ein Junge war, war die Magie der Leere weithin akzeptiert.«

»Ich habe schon davon gehört«, sagte Anna, »und trotzdem kann ich es mir kaum vorstellen.«

»Es ist aber wahr. Meine Studien bestätigen es, ebenso wie die von Reinholt, mit dem ich darüber gesprochen habe. Man munkelt sogar, im Tempel selbst befände sich ein Altar, der

der Leere geweiht ist. Das ist allerdings nur ein Gerücht, und die Magier streiten es ab. Und damit haben wir, glaube ich, bereits einen Fehler gemacht.«

»Ich verstehe dich nicht. Wie kann es ein Fehler sein, die Anbetung des Bösen zu verbieten?«

»Der Fehler liegt nicht darin, sich von der Leere abzuwenden, sondern darin, ihre Existenz abzustreiten. Statt die Anbetung der Leere weiter öffentlich stattfinden zu lassen, wo man das Unkraut im Auge behalten und notfalls zurückschneiden könnte, leugneten wir seine Existenz, und daher wucherte es unbemerkt weiter. Wer weiß nun, wie weit das Unkrautdickicht schon gewachsen ist? Wer weiß, wie weit es sich ausgebreitet und wie viel Gutes es schon erstickt hat? Und das ist nur eine meiner Ängste.

Für die andere brauche ich ein anderes Bild. Stell dir einmal vor, die Leere sei heiße, glühende Lava, die in einem Vulkan vor sich hin kocht. Wir haben behauptet, der Vulkan sei tot, aber in Wahrheit schläft er nur. Die Lava ist von einer dunklen Kruste bedeckt, aber darunter brodelt es weiter, und wenn der Vulkan endlich ausbricht, wird die Eruption alles, was auf ihrem Weg liegt, zerstören. Und ich bezweifle allmählich, ob selbst die Götter eine solche Katastrophe verhindern können.«

»Aber die Götter sind allmächtig«, widersprach seine Frau.

»Das ist wahr«, gab Helmos zu. Er schwieg einen Augenblick lang und beobachtete die Menge, die sich langsam zerstreute, bevor er hinzufügte: »Und sie sind allwissend. Ihre Wege sind geheimnisvoll. Was, wenn sie nicht wollten, dass wir die Leere ignorieren, statt sie aktiv zu bekämpfen?«

»Wie können sie uns das übel nehmen?«, fragte Anna. »Sie haben uns den Stein der Könige gegeben.«

»Erinnerst du dich an die Vision, die mein Vater hatte? In der er als Kind an einem Tisch saß, und die Götter waren Eltern,

die zu beschäftigt sind, um sich um ihn zu kümmern, und ihm das süße Gebäck geben, damit er still ist?«

»So sah es aus. Aber ich habe es immer anders betrachtet«, sagte seine Frau. »Kein Kind will, dass die Eltern sich ununterbrochen um es kümmern. Sicher, sie schützen es vor Schaden, aber wenn sie des Guten zu viel tun, erdrücken sie es, verhindern, dass das Kind wirklich erwachsen wird und sich entwickelt. Niemand würde ein Kind mehr lieben als wir beide«, fügte sie leise hinzu, den Blick gesenkt, damit ihr Mann den Schmerz nicht sah, der sich darin abzeichnete. »Aber wir würden nicht jeden Augenblick des Tages mit diesem Kind verbringen, jede seiner Bewegungen beobachten und versuchen, es von jeder Gefahr wegzuzerren. Wie könnte es sonst lernen? Wie könnte es je erwachsen werden? Es würde schmerzlich für uns, aber wir müssten es allein gehen lassen, zulassen, dass es hinfällt und seine eigenen Fehler macht, sich die Finger am Herd verbrennt.«

»Meine Liebste!«, sagte Helmos bewegt. Er drückte sie an sich und küsste sie. »Meine Geliebte. Du bist so weise. Du solltest die Mutter von einem Dutzend Kinder sein! Die Tatsache, dass dem nicht so ist, ist nur ein weiterer Grund, den Einfluss der Götter zu bezweifeln.«

»Bitte, sprich nicht so«, flehte sie. »Vielleicht wollen sie uns etwas lehren.«

»Ich verstehe nicht, was sie uns lehren könnten, indem sie uns ein Kind verweigern«, entgegnete Helmos gereizt.

»Vielleicht geht es um Geduld«, erwiderte Anna und blickte unter Tränen zu ihm auf. »Festigkeit. Eine Prüfung unserer Liebe zueinander. Eine Prüfung unseres Glaubens an die Götter.«

»Ich versuche ja, geduldig zu sein!« Helmos' Stimme war heiser von seinen eigenen unterdrückten Tränen. »Ich versuche, an sie zu glauben. Aber es ist so schwer! Die Götter

sind meine Zeugen, es ist schwer! Besonders, wenn ich sehen muss, wie die Hurenbastarde meines Bruders sich überall in den Straßen herumtreiben…«

»Still!« Anna legte ihm die Hand auf den Mund. »Still! Sag nichts mehr! Wir werden in den Tempel gehen und ein Opfer bringen.«

»Noch ein Opfer«, warf Helmos verbittert ein.

»Mein Liebster…«, mahnte Anna.

»Ich weiß. Es tut mir Leid. Ich werde mein Opfer bringen, und ich werde die Götter darum bitten, mir meine Zweifel an ihnen zu vergeben.«

Anna küsste ihn und verabschiedete sich, weil sie noch Pflichten hatte, von denen eine darin bestand, die Königin zu besuchen, die bereits die Feier zu Ehren des Aufstiegs ihres Sohns in die Reihen der Paladine plante.

Helmos drehte sich um, um abermals aus dem Fenster zu schauen. Der Hof war voller Menschen. Die Tempeltore hatten sich hinter Dagnarus geschlossen.

»Ich werde ein Opfer bringen. Ich werde euch um ein Kind bitten«, sagte Helmos und blickte zum Himmel auf, wo sich die Götter angeblich aufhielten. »Aber worin wird das wahre Gebet meines Herzens bestehen? Und welches Gebet werdet ihr erhören, wenn überhaupt? Für welches sollte ich auf eine Antwort hoffen, wenn ich die Wahl hätte? Würde ich das eine opfern, um das andere zu erhalten? Ich denke beinahe, das würde ich tun. Lasst meinen Bruder nicht Paladin werden!« Er hob die Hände zum Gebet. »Lasst es nicht zu!«

Die drei Paladine, deren Aufgabe es sein würde, Dagnarus den Sieben Prüfungen zu unterziehen, standen hinter dem Altar der Götter im Tempel. Bei ihnen waren der Ehrenwerteste Hohe Magus und die drei Magier, welche die Prüfungen beaufsichtigen würden. König Tamaros saß auf seinem hochlehnigen Thron nahe dem Altar und sah stolz aus. Ein

Novize, ein Freund des Prinzen und anwesend auf Dagnarus' Bitte hin, stand demütig, mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen im Schatten an der Seite des kerzenbeleuchteten Altars.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus sprach die Worte des Rituals.

»Die Götter mögen meine Zeugen sein! Vor uns steht einer, der sich den Sieben Prüfungen unterziehen will, die allen Menschen auferlegt werden, die in die edlen Reihen der Paladine aufgenommen werden wollen. Diese Sieben Prüfungen sind dazu da, uns, den Prüfern, den wahren Wert eines Kandidaten zu zeigen. Aber was wichtiger ist, die Prüfungen helfen Euch, dem Kandidaten, Euch selbst kennen zu lernen.

Dies sind die sieben Eigenschaften, die geprüft werden: Kraft, Mitgefühl, Weisheit, Durchhaltevermögen, Rittertum, Verstehen und die Fähigkeit, andere anzuführen. Es wird nicht erwartet, dass Ihr alle Prüfungen besteht. Es mag sein, dass gerade jene, bei denen Ihr versagt, sich als wertvoller für Euch erweisen werden, denn es heißt, wir lernen mehr aus dem Versagen als aus unseren Erfolgen. Die Prüfung selbst ist wichtiger als das Ergebnis, und es ist der Verlauf der Prüfung, nach dem Ihr beurteilt werdet.

Wenn Ihr, Dagnarus, Sohn des Tamaros, diesen Bedingungen zustimmt und verstanden habt, was von Euch erwartet wird, und wenn Ihr bereit seid, Euch diesen Prüfungen zu unterziehen, dann tretet vor den Altar. Steht vor den Göttern und legt Euer Gelübde ab.«

Der Ehrenwerteste Hohe Magus hatte in strengem Tonfall gesprochen, viel strenger als üblich. Auch er war von dieser Nominierung beunruhigt. Er hatte sich lange mit Tamaros darüber gestritten, bis zu einem Punkt, an dem der König deutlich gemacht hatte, dass sein Freund Reinholt sich auf

ausgesprochen gefährlichem Boden befand. Die Stellung des Ehrenwertesten Hohen Magus war kein königliches Amt, und Reinholt hing nicht von der Billigung des Königs ab, sondern war vom Rat der Magier gewählt worden. Dennoch, der Rat zog die Wünsche des Königs in Betracht, und sollte der unsichere Boden unter seinen Füßen einbrechen, wäre es gut möglich, dass sich der Ehrenwerteste Hohe Magus plötzlich auf seinem alten Posten als Hüter der Portale wiederfand.

Nun lag die Angelegenheit nicht mehr in seinen Händen. Die Paladine hatten abgestimmt, und der Hohe Magus konnte sich nicht weigern, die Vorbereitungen zu vollziehen, sobald die Stimmen abgegeben waren. Er war zutiefst besorgt, was die Angemessenheit des Kandidaten anging, denn Reinholt war gut informiert und hatte einige – wenn nicht alle – eben jener finsteren Gerüchte über Dagnarus vernommen, die auch an Helmos' Ohren gedrungen waren. Nun allerdings, als der Prinz vortrat und vor dem Altar niederkniete, fühlte sich der Ehrenwerteste Hohe Magus erleichtert, und er hoffte, die Gerüchte würden sich als falsch erweisen.

Gekleidet in eine schlichte weiße Kutte, unter der er nackt war, gab Dagnarus ein hinreißendes Bild ab. Er hatte sich nach diesem Tag gesehnt, ihn geplant, darauf hingearbeitet, seit er als Kind voller Neid Zeuge der Verwandlung seines Bruders geworden war. Vor dem Altar niederzuknien und sich den Sieben Prüfungen zu unterziehen, war die Erfüllung von Dagnarus' Ehrgeiz. Dieses Erlebnis ließ ihn nicht bescheidener werden, und er war auch nicht beeindruckt von der Feierlichkeit, dem Ernst und der Heiligkeit des Augenblicks. Er hatte keine Angst. Die Prüfungen waren kein Geheimnis für ihn. Eigentlich sollte kein Kandidat davon wissen, aber Gareth hatte dem Prinzen eine detaillierte Beschreibung gegeben. Sie hatten miteinander darüber gesprochen, wie man die Prüfungen jeweils entweder bestand oder am besten umging.

Dagnarus war beeindruckt von der Tatsache, dass er endlich das Ziel seines Lebens erreicht hatte – zumindest dieses Lebensabschnitts. Dieses Wissen berührte ihn tief, erfüllte ihn mit gewaltiger Zufriedenheit. Er befand sich daher tatsächlich in einem Zustand angemessener Ehrfurcht, seine Wangen waren rosig, und seine Augen blitzten, was jene, die ihn betrachteten, für heilige Hingabe hielten. Nur eine einzige der anwesenden Personen – Gareth, der im Schatten stand – wusste, dass dieses Blitzen in Wirklichkeit auf die Begeisterung des Prinzen darüber zurückzuführen war, dass er sein Ziel erreicht hatte.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus allerdings bemerkte nichts davon. Er sah einen jungen Mann von beträchtlicher Schönheit und unleugbarer Liebenswürdigkeit, einen Prinzen in Haltung und Aussehen, der vor den Göttern niederkniete und sich in Körper und Geist den Vorbereitungen weihte, die er nun über sich ergehen lassen würde. Der Ehrenwerteste Hohe Magus sah, wie stolz König Tamaros auf seinen Sohn war, sah die Tränen in den Augen des alten Mannes, als er Dagnarus seinen Segen erteilte, sah, wie Dagnarus diesen Segen mit allem Anschein dankbarer Demut entgegennahm.

»Nun, vielleicht haben wir ihn falsch eingeschätzt«, sagte Reinholt zu sich selbst und zu den Göttern. »Vielleicht stellt dies ja die Wende in seinem Leben dar. Wer unter uns hat sich nicht in der Jugend erst einmal die Hörner abstoßen müssen? Wir müssen mit den Folgen unserer Taten leben und weitermachen. Wir werden sehen, wie er mit den Prüfungen zurechtkommt. Dies wird uns alles über ihn verraten.«

Laut sagte er: »Das Gesetz verlangt, dass Ihr, Dagnarus, Euch den Sieben Prüfungen allein unterzieht, ohne die Hilfe anderer. Die Paladine werden von weitem beobachten, was Ihr tut, was Ihr nicht tut, was Ihr sagt. Danach sollt Ihr beurteilt werden. Seid Ihr damit einverstanden, Dagnarus, Sohn des Tamaros?«

»Ja, Ehrenwertester Hoher Magus«, erwiderte Dagnarus entschieden.

»Die Prüfungen werden sieben Tage dauern. Am Abend des letzten Tages wird sich der Rat der Paladine zusammensetzen und die Berichte der Zeugen anhören. Dann wird der Rat abstimmen. Wenn sie sich zu Euren Gunsten aussprechen, werdet Ihr Euch am nächsten Tag der Verwandlung unterziehen.«

Dagnarus holte tief Luft; seine Augen waren blitzende Smaragde. »Ich verstehe, Ehrenwertester Hoher Magus!«

»Wenn der Rat sich gegen Euch ausspricht, solltet Ihr nicht glauben, dass Euch das zu einer unwürdigen Person macht oder dass Ihr Eure Familie und Eure Freunde enttäuscht oder dass Ihr versagt habt. Indem Ihr diesen Punkt erreicht habt, an dem Ihr Euch jetzt befindet, habt Ihr schon mehr erreicht, als den meisten Männern und Frauen je gewährt wird.«

»Ich *werde nicht versagen!«,* erklärte Dagnarus vehement und betonte jedes Wort mit leidenschaftlicher Intensität, das Gelübde begleitet von einem Ballen der Fäuste.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus zog die Brauen hoch. An dieser Stelle drückten die Kandidaten für gewöhnlich ihren demütigen Dank darüber aus, dass man ihnen die Möglichkeit gegeben hatte, sich zu bewähren. Sie sprachen nicht über ihre Entschlossenheit zum Erfolg. Dagnarus' Erklärung, nicht versagen zu wollen, verdarb Reinholts nächste Zeile, die sich mit den Möglichkeiten beschäftigt hätte, aus dem Versagen zu lernen. Also war der Magus weise genug, diesen Satz auszulassen, und kam zum Schluss, der darin bestand, den Segen der Götter auf den Kandidaten herabzuflehen.

Die Zeremonie war vorüber. Der Ehrenwerteste Hohe Magus bat Dagnarus, sich zu erheben. Die drei Paladine traten vor und nahmen ihre Plätze seitlich des Kandidaten und hinter ihm ein – eine symbolische Eskorte. Mit ernsten Mienen begleiteten sie

Dagnarus zu der kleinen Zelle, in der er die folgenden Stunden allein verbringen sollte, beschäftigt mit Meditation und Gebet. Hier ließen sie ihn mit ermutigenden Worten und guten Wünschen versehen zurück, die er dankend entgegennahm. Dann schlossen sie die Zellentür hinter ihm.

Dagnarus sah sich in dem schlichten, ungemütlichen Raum um, seufzte und bereitete sich darauf vor, das Beste aus der Situation zu machen. Er warf sich aufs Bett. Den Vrykyl zu schaffen und danach Valura zu trösten hatte ihn seinen gesamten Nachtschlaf gekostet. Man hatte ihm allerdings vor seiner ersten Prüfung mehrere Stunden des Gebets zugestanden. Er hatte vor, diese Zeit zum Schlafen zu nutzen, und er war gerade dabei einzudösen, als ein leises Kratzen an der Wand ihn weckte.

Zunächst dachte er, es wären Mäuse am Werk, aber das Kratzen erklang in regelmäßigen Abständen an der Wand der Zelle, die der Tür gegenüberlag. Dagnarus erhob sich, ging zur Wand und erwiderte die Klopfsignale. Eine sehr, sehr leise Stimme war zu hören.

»Der Schrank! Geht in den Schrank!«

Dagnarus sah sich um und entdeckte einen hohen Schrank in einer Ecke. Als er die Tür öffnete, fand er darin ein sauberes weißes Gewand und ein paar Sandalen, wie sie die Magier im Tempel tragen. Er stieg in den Schrank. Eine Holzleiste an der Rückseite, die etwa eine Handbreit maß, bewegte sich. Gareths Gesicht erschien in der Öffnung.

»Schlau!«, stellte Dagnarus anerkennend fest. »Hast du das gemacht?«

Gareth schüttelte den Kopf. »Nein. Und sprecht leise! Man erwartet von den Magiern, dass sie sich zu gewissen Zeiten des Jahres Tagen des Fastens und der Gebete unterziehen. Jene, denen der Fastenteil des Rituals nicht so recht gelingen will, bitten ihre Freunde, ihnen auf diese Weise Essen zuzustecken.

Die meisten Zellen haben diese ›Vorratskammern‹, wie sie genannt werden.«

»Gut zu wissen!« Dagnarus grinste. »Ich habe mich aufs Mittagessen nicht eben gefreut. Ich will mir lieber nicht vorstellen, welch ›heilige‹ Mahlzeiten man mir verabreichen wird. Vermutlich Haferschleim.«

»Ihr werdet gar nichts bekommen, Euer Hoheit«, erklärte Gareth. »Man erwartet, dass Ihr allein von Eurem Geist lebt.«

»Komm schon, das ist doch unmöglich!«, protestierte Dagnarus. »Ich wusste nicht, dass auch Hungern zum – «

»Hört mich an, Euer Hoheit!«, unterbrach Gareth ihn gereizt vor Nervosität. Sie gingen beide ein gewaltiges Risiko ein, und er wünschte sich, der Prinz sei ein wenig ernster. »Die erste Prüfung beginnt noch heute Nachmittag. Das wollte ich Euch sagen.«

»Heute Nachmittag. Gut, dann werde ich ausgeschlafen sein. Welche wird es sein?«

»Die Prüfung des Mitgefühls. Man wird Euch zu den Heilern führen, in jenen Teil des Hospitals, wo die unheilbar Kranken untergebracht sind. Dort werdet Ihr Euch um ihre Bedürfnisse kümmern – sie waschen, ihre Geschwüre verbinden, sie salben, ihre Bettpfannen wegbringen und säubern – «

Dagnarus runzelte missmutig die Stirn. »Ich habe dir doch gesagt, Fleck, das werde ich nicht tun. Ich werde nicht ihre stinkige, ansteckende Luft atmen. Ich werde ihr verfaulendes Fleisch nicht berühren! Ich hatte erwartet, dass du einen Ausweg findest, eine Möglichkeit, wie ich dem entgehen kann.«

»Ich habe mich umgesehen, Euer Hoheit«, entgegnete Gareth. »Ich habe so gut wie möglich dagegen argumentiert, habe erklärt, es sei keine angemessene Prüfung für Euch, einen Soldaten, und darauf gedrängt, Euch etwas Martialischeres zu geben. Ihr dürft dabei nicht vergessen, dass ich nur ein Novize

bin. Als Eurem Freund hat man mir zwar eine besondere Stellung zugestanden, aber meine Argumente wiegen gegenüber denen des Hohen Magus und des Rats nur wenig. Sie haben sich geweigert, über meinen Vorschlag auch nur nachzudenken. Dieser Besuch bei den Kranken wird schrecklich sein, Euer Hoheit, aber er wird nur einen Tag und eine Nacht dauern. Und was die Ansteckung angeht, viele Brüder und Schwestern arbeiten dort, ohne sich je angesteckt zu haben, also…«

»Viele, aber nicht alle«, meinte Dagnarus finster.

»Das stimmt, Euer Hoheit.« Gareth schwieg.

»Ich sage dir, Fleck«, fuhr Dagnarus nach einiger Zeit fort, »es gibt für jeden etwas, das ihn über die Maßen entsetzt. Für mich sind das Krankheiten. Als ich noch ein kleiner Junge war, hat man mich dazu gezwungen, meine Mutter zu besuchen, als sie krank war. Ich kann mich immer noch daran erinnern – die Heiler, die auf Zehenspitzen gingen und die bereits stinkende Luft mit giftigem Rauch füllen… sie verabreichten meiner Mutter bittere Arzneien, um den Körper von den üblen Säften zu läutern, und setzten ihr Blutegel an. Ich konnte es nicht ertragen, und ich habe geschrien und um mich getreten, bis ihnen nichts anderes übrig blieb, als mich nach draußen zu bringen.«

Er schwieg einen Augenblick lang, dachte nach und sagte dann leise: »Ich kann es nicht ertragen, Fleck, ich kann es einfach nicht.«

»Dann müsst Ihr eben sagen, dass Ihr es nicht könnt, Euer Hoheit«, erklärte Gareth erleichtert, »und dieser Sache ein Ende machen.«

»Nein«, erklärte Dagnarus störrisch. »Das werde ich nicht tun.«

»Und was habt Ihr stattdessen vor, Euer Hoheit?«, wollte Gareth wissen.

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte Dagnarus. »Mir wird schon etwas einfallen. Zumindest«, fügte er finster hinzu, »werde ich nicht mit leerem Magen hingehen. Lass mich ein wenig schlafen, und dann bring mir etwas zu essen.«

Der Hospitalorden war der am wenigsten geachtete, am häufigsten kritisierte und unterschätzte aller Magierorden – zumindest bei den Menschen. Die Magie, die unter beinahe allen anderen Umständen stabil und verlässlich war, erwies sich als unzuverlässig, wenn es ums Heilen hing. Theologen hatten sich lange über die Ursachen dafür gestritten. Die meisten hingen nun der Theorie an, die vor hundert Jahren der Heiler Demorah, Oberhaupt des Hospitalordens, aufgestellt hatte.

Wenn es um die Heilmagie geht, haben wir es mit Phänomenen zu tun, die man als entgegengesetzte Kräfte begreifen könnte. Die Magie des Heilers versucht, auf eine Person einzuwirken, die von seiner oder ihrer eigenen Magie erfüllt ist. Es ist nur natürlich für die eigene Magie einer Person, sich magischen Einflüssen von außen zu widersetzen. Auf diese Weise schützen uns die Götter vor etwas, das uns ansonsten schaden könnte. So sind wir zu einem gewissen Grad von Natur aus gefeit gegen Zauber, die über uns verhängt werden, Zauber, die ihrem Wesen oder ihrer Absicht nach böse sein könnten, Zauber, die uns dazu zwingen könnten, Dinge zu tun, die wir nicht tun wollen – was auch einen Grund dafür darstellt, dass Liebestränke für gewöhnlich wirkungslos sind, wenn die betreffende Person die andere nicht ohnehin bereits liebt.

Der Heiler findet sich daher dem Problem gegenüber, das Misstrauen eines Körpers gegen Magie von außerhalb überwinden zu müssen, ein Misstrauen, das vielleicht von dem

geschwächten Zustand des Kranken verstärkt wird. Wir sind recht erfolgreich bei der Behandlung jener Krankheiten und Zustände, bei denen man die natürliche Verteidigung des Körpers überzeugen kann, bei der Heilung der Person mit uns zusammenzuarbeiten.

Die Heiler verbinden Magie mit anderen Methoden, die darauf abzielen, die eigene Magie einer Person dazu zu bringen, zu helfen und zum Heilungsprozess beizutragen und nicht gegen ihn anzukämpfen. Die Heiler erreichen dies durch viele unterschiedliche Mittel, von denen eines darin besteht, eine ruhige Atmosphäre zu schaffen, in der der Patient sich entspannen und all seine oder ihre Energien auf die Heilung konzentrieren kann. Die Halle des Hospitalordens war daher ein angenehmer Ort. Das Gebäude, das zum Tempelkomplex gehörte, war makellos sauber, denn die Heiler hatten gelernt, dass sich Krankheiten in einer schmutzigen Umgebung verschlimmern und weiter ausbreiten und dass rigorose Sauberkeit sowohl des Körpers als auch der Umgebung sehr zum Wohlbefinden des Patienten beitrug.

Hohe Fenster in den äußeren Räumen ließen frische Luft und Sonne in jene Bereiche, in denen sich die Patienten aufhielten, die auf dem Weg der Besserung waren. Die inneren Räume wurden für jene, die an Erkältungen, Lungenentzündungen und Husten litten, gewärmt und vor Zugluft geschützt. Die Patienten und ihre innere Magie wurden täglich mit der beruhigenden Musik von Harfen und Flöten unterstützt. Der Duft von Lavendel und Salbei sollte den Gestank der Krankheiten überdecken. Sorgfältig zubereitete Arzneien, deren Eigenschaften im Lauf von Jahren geprüft worden waren, sollten die magischen Heilkräfte vergrößern.

Die Heilkunst wurde allgemein für die schwierigste aller Künste gehalten und erforderte viele Jahre des Lernens. Ein

Heiler musste ausgesprochen geduldig sein, von umgänglichem Wesen, aber rasch im Denken und in den Reaktionen auf lebensbedrohliche Situationen. Ein Heiler musste umfangreiche Kenntnisse der praktischen Anwendung von Kräutern haben und ebenso gute Grundlagenkenntnisse der Magie, sowohl was ihre Anwendung beim Heilen als auch in ganz gewöhnlichen alltäglichen Situationen anging. In früheren Zeiten hatten solche Kenntnisse auch die Magie der Leere eingeschlossen, da es durchaus möglich war, dass sich der Heiler einmal einem Kranken gegenüberfand, der sich der Leere geweiht hatte. Dies war aber seit vielen Jahren nicht mehr so, und zwar aus mehreren Gründen. Es war inzwischen verboten, die Magie der Leere zu praktizieren, und niemand hätte es gewagt, zuzugeben, dass er es dennoch tat. Zusätzlich hatten die Heiler es schwierig gefunden, Praktizierende der Magie der Leere zu behandeln, da diese ihre eigene Lebenskraft vergeudeten, um ihre finstere Kunst zu betreiben. Daher kämpfte ihre eigene Körpermagie ganz besonders störrisch gegen die der Heiler an.

Die Halle des Hospitalordens war ein mehrstöckiges Gebäude, das in große Säle mit Betten für viele Patienten unterteilt war. Die Patienten waren nach Geschlecht, Alter und Herkunft getrennt.

Nur wenige Elfen kamen hierher. Wenn Elfen krank wurden, entschieden sie sich beinahe immer dafür, zur Behandlung in ihre Heimat zurückzukehren. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn Elfen in einer Notsituation in die Halle der Heiler gebracht wurden, gab es für sie einen eigenen Raum, der (zumindest bei gutem Wetter) zum Himmel hin offen stand und mit Bäumen und Grünpflanzen angefüllt war. Ihre eigenen Heiler begleiteten sie, blieben bei ihnen und verbaten sich die Einmischung ihrer menschlichen Kollegen.

Weder Zwerge noch Orks kamen in die Halle des Hospitalordens, da sie ihre eigene Heilmagie hatten, die von den Menschen nur mit Schaudern betrachtet wurde, aber bei den betreffenden Völkern recht gut zu wirken schien. Orkpatienten wurden sofort in Seewasser getaucht, ganz gleich, woran sie erkrankt waren – ein Grund, weshalb so wenige Orks im Binnenland lebten und wenn, dann möglichst an Orten, an denen die Reise zum Meer nicht länger als einen Tag dauerte.

Nach der Seewasserbehandlung brachte man den Patienten entweder nach Hause oder zu einer Schamanin, die dann versuchte, das Leben für die Krankheit unerträglich zu machen, die man als eigenes Wesen betrachtete, das sich des Patienten bemächtigt hatte. Ein Orkpatient wurde daher giftigen Dämpfen ausgesetzt, erhielt ranziges Essen, die Schamanin und die Verwandten des Opfers setzten abscheuliche Masken auf, um die Krankheit zu erschrecken und zu verscheuchen, und man spielte den Dudelsack, ein Instrument, dessen Klang eine jede Krankheit angeblich unerträglich findet. Wie Orks diese Behandlung überlebten, war den meisten Menschen unverständlich, aber sie überlebten sie häufig nicht nur, sondern wurden davon auch wieder gesund und kräftig.

Die Methode der Zwerge, die Heilkünste zu praktizieren, bestand darin, sie *nicht* zu praktizieren oder nur nach dem Zufallsprinzip. Ein kranker *Zwerg* war für den ganzen Stamm eine Behinderung und eine Gefahr. Die meisten Zwerge, die krank wurden, litten in stoischem Schweigen und taten so, als ginge es ihnen gut. Sie mieden die Zwergenheiler so lange wie möglich, denn meist war die Kur schlimmer als die Krankheit. Es lag in der Verantwortung der Zwergenheiler, den Patienten wieder in den Sattel zu bringen, und daher neigten ihre Behandlungen dazu, drastisch und unangenehm zu sein, wenn

auch häufig wirkungsvoll. Zwergenheiler wurden nicht wegen ihres angenehmen, ausgeglichenen Wesens ausgewählt wie ihre menschlichen Kollegen, sondern um ihrer Kraft willen, denn sie mussten häufig einen widerstrebenden Patienten durch körperlichen Einsatz davon überzeugen, dass die Behandlung notwendig war. Aus diesem Grund waren Zwergenheiler, wenn es darum ging, Knoten zu schlingen, beinahe ebenso erfahren wie die Orks.

Dagnarus hatte nie dazu geneigt, sich viele Gedanken um Situationen zu machen, die er ohnehin nicht beherrschen konnte, also schlief er den ganzen Morgen und erwachte erfrischt. Als er hörte, wie sich Schritte näherten, kniete er sich hastig vor den kleinen Altar in der Zelle und nahm die Haltung eines Betenden ein. Er war scheinbar so tief in seine Meditation versunken – die Augen geschlossen, der Kopf gesenkt, die Hände gefaltet –, dass die Paladine, die ihn zur Halle der Heiler begleiten wollten, zunächst zögerten, ihn dabei zu stören.

Aber sie hatten nur wenig Zeit – die erste Prüfung musste noch am selben Tag beginnen, und daher trat nach einer Besprechung im Flüsterton einer von ihnen in die Zelle, berührte Dagnarus sanft an der Schulter und entschuldigte sich dann dafür, ihn stören zu müssen.

Enttäuscht, dass sein Plan nicht funktioniert hatte (obwohl er nicht wirklich damit gerechnet hatte), ließ sich Dagnarus von dem Ritter noch ein paarmal schütteln, dann öffnete er die Augen und blickte mit der Miene eines Menschen auf, der sich gewaltsam von etwas ungemein Schönem und Wunderbarem losreißt, um dem Hässlichen, Banalen ins Auge zu schauen.

»Euer Hoheit«, sagte Lord Altura respektvoll und erfreut über die demütige und respektvolle Haltung des Prinzen, »es ist an der Zeit für Eure erste Prüfung. Ihr werdet uns begleiten.«

»Ich bin bereit«, verkündete Dagnarus und kam auf die Beine.

Er trug das weiße Gewand, die drei Paladine waren in ihre Rüstungen gekleidet, wie es sich für ein solches Ereignis ziemte. Zwei gingen vor Dagnarus her, einer hinter ihm.

Auf dem Weg zum Hospital betrachtete Dagnarus die beiden Ritter vor sich abschätzend. Es war die erste Gelegenheit, die er hatte, ihre Rüstungen aus der Nähe zu sehen. Er war beeindruckt. Die Rüstung war leicht, aber stark genug, um nicht nur gewöhnliche Waffen, sondern darüber hinaus auch solche magischer Herkunft abprallen zu lassen. Die einzelnen Stücke der Rüstung, die Beinschienen und Schienbeinschützer, der kunstvolle Brustharnisch, der Helm und die Handschuhe, wurden nicht nacheinander angelegt, sondern von dem Paladin heraufbeschworen, der zu diesem Zweck einen Anhänger berührte und die Götter anflehte. Die Rüstung erschien auch von selbst, wenn ein Paladin bedroht wurde.

Dagnarus' Gier nach einer solch wunderbaren magischen Rüstung erhöhte seine Entschlossenheit, ein Paladin zu werden, und gab ihm Kraft für die bevorstehende Prüfung, die er für die Schlimmste der Sieben hielt.

Lord Altura war Paladin des Rittertums. Ihre Rüstung war so gestaltet, dass sie einen Lobpreis des Pferdes darstellte. Ihr Helm, ein stilisierter Pferdekopf, hatte eine fließende Mähne wie aus Goldfäden. Dagnarus fragte sich, was für ein Tier die Götter wohl für ihn wählen würden. Er hoffte, es würde der Wolf sein – ein Tier, mit dem er eine besondere Verbundenheit empfand.

Die Brüder und Schwestern des Hospitalordens warteten, um Dagnarus willkommen zu heißen, der nie zuvor in den Hallen

der Heiler gewesen war und auch nicht vorgehabt hatte, sie je zu betreten. Er atmete noch einmal tief die frische Luft ein, bevor er eintrat, denn er erwartete alle Arten übler Gerüche. Er bemerkte, dass er beinahe auf der breiten Treppe gezögert hätte, und er war überrascht und verärgert, an sich selbst alle körperlichen Anzeichen der Angst feststellen zu müssen: verschwitzte Handflächen, Atemlosigkeit, Magenkrämpfe, zuckende Gedärme.

Er war in Schlachten auf den Feind zugaloppiert, und zwar so schnell, dass seine Männer zurückgefallen waren und er die ersten feindlichen Reihen allein angegriffen hatte. Die Feinde hatten ihn umzingelt und waren von allen Seiten auf ihn eingedrungen, ehe seine Männer ihn erreichten und herausholen konnten. Und selbst dann hatte er nicht solchen Schrecken empfunden wie nun. Er hatte Aussätzige in den Straßen gesehen, die ihre verstümmelten Hände in Lumpen gewickelt hatten, was aber wenig half, um die Spuren der gefürchteten Krankheit zu verbergen. Er hatte Gesichter gesehen, die nicht mehr als solche zu erkennen waren, mit Löchern anstelle der Nasen. Er stellte sich selbst aussätzig und verstümmelt vor, dazu gezwungen, durch die Straßen zu ziehen und diese elende Glocke zu läuten, die allen mitteilte, dass sie dem mit einer ansteckenden Krankheit Behafteten Platz machen sollten.

Er starrte entsetzt auf die großen Doppeltore, hinter denen solche Geschöpfe lebten, und einen Augenblick lang konnte er sich nicht mehr rühren. Angst lähmte ihn. Er sah sich schon bei seiner ersten Prüfung beschämt, und der Schock über diesen Gedanken genügte, um eiskalte Entschlossenheit hervorzurufen. Sein Kopf wurde klar, die Angst wurde etwas, womit er umgehen konnte. Mit zusammengebissenen Zähnen und hoch erhobenem Kopf betrat Dagnarus die Halle des Hospitalordens.

Nachdem er die Schwelle erst einmal überschritten hatte, war er angenehm überrascht. Die ersten Räume gehörten denen, die auf dem Weg der Besserung waren. Die Zimmer waren hell und luftig, die Patienten zwar geschwächt, aber dabei, sich zu erholen, und daher insgesamt vergnügt und nicht schlimm anzusehen.

»Komm schon, so übel ist es doch gar nicht«, sagte Dagnarus zu sich selbst. Er ging zu den Patienten, die auf Sesseln saßen und die Nachmittagssonne genossen. Hin und wieder blieb er stehen und sprach freundlich mit jemandem, der sich von seiner Aufmerksamkeit sehr geehrt fühlte. Unter den Anwesenden war kein einziger Aussätziger.

»Ihr wirkt hier tatsächlich Wunder«, sagte Dagnarus zu einer Heilerin, einer besonders attraktiven jungen Frau. »Ich bin froh, dass ich hergekommen bin. Ihr glaubt es mir vielleicht nicht, Ehrenwerte Magierin«, erklärte er selbstsicher, »aber ich hatte Angst vor diesem Ort. Ihr habt mich sehr beruhigt.«

»Ich bin froh, dass uns das gelungen ist, Euer Hoheit«, erwiderte sie. »Wenn Ihr nun bitte mit mir kommen würdet, dann zeige ich Euch den Rest des Hospitals und führe Euch dorthin, wo Ihr arbeiten werdet.«

»Werde ich denn nicht hier bleiben?« Dagnarus warf einen Blick zurück in den angenehmen Krankensaal, den er gerade besucht hatte.

»Nein, Euer Hoheit«, sagte Lord Altura, die ganz in der Nähe geblieben war. »Diese Menschen hier brauchen Eure Hilfe nicht. Die unheilbar Kranken befinden sich in einem anderen Flügel des Gebäudes.«

Dagnarus knirschte mit den Zähnen, aber er konnte nichts tun. Die Paladine und Heiler führten ihn in einen anderen großen Raum, der nicht so angenehm war. Hier waren die akut Kranken untergebracht, einige fiebernd und delirierend, andere mit Pocken bedeckt, wieder andere übergaben sich in Schalen,

die die Heiler bereithielten. Wäre er einem solchen Menschen auf der Straße begegnet, dann hätte Dagnarus sich hastig ein Tuch vor den Mund gehalten und wäre so schnell wie möglich weitergegangen.

Er hatte kein Tuch dabei, also bestand diese Versuchung nicht, obwohl er sich zusammennehmen musste, um nicht den Ärmel vor den Mund zu halten. Er atmete so flach wie möglich und hoffte, sich dadurch vor Ansteckung zu schützen.

»Wie könnt Ihr das nur ertragen?«, fragte er die junge Frau an seiner Seite leise.

»Ihr meint den Anblick von so viel Leid?«, fragte sie und sah ihn freundlich an.

Nein, das hatte er nicht gemeint – er hatte sich gefragt, wie sie den Gestank nach Erbrochenem, den Geruch nach Krankheit und die Gefahr, sich anzustecken, aushalten konnte. Das hatte er gemeint. Aber er verbesserte sie nicht.

»Es ist schwer, besonders am Anfang«, gab sie zu. »Aber was ist mein Unbehagen verglichen mit ihrem Schmerz? Nichts. Und Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie zufrieden es einen macht, anderen zu helfen, gegen eine schreckliche Krankheit anzukämpfen und zu sehen, wie es den Patienten Tag für Tag besser geht, zu sehen, wie eine Mutter zu ihren Kindern, ein Kind zu seinen Eltern zurückkehren kann.«

»Aber manchmal verliert Ihr den Kampf auch«, sagte Dagnarus in dem Versuch, sich abzulenken, denn er fürchtete, sich schon von dem Geruch übergeben zu müssen. Lavendel und Salbei nützten nicht viel.

»Ja, manchmal sterben unsere Patienten«, antwortete sie mit fester Stimme. »Und obwohl es traurig ist, sie gehen zu sehen – besonders für ihre Hinterbliebenen –, ist ihr Tod dennoch nicht so schrecklich, wie Ihr es Euch vielleicht vorstellt. Wir tun alles, was wir können, um es ihnen bequem zu machen und damit ihr Ende so friedlich wie möglich ist. Wenn sie gehen,

finden sie Freiheit von ihren Schmerzen und ihrem Leiden. Ich habe viele gesehen, die vom Ufer dieses Lebens aus schon das nächste erkennen konnten. Alle sprechen von der Schönheit und dem Gefühl, von etwas Großem und Gutem geliebt zu werden. Manchmal weinen jene, die aus irgendeinem Grund dem abgelegenen Ufer nahe kommen, aber dann dem Tod entgehen und zu uns zurückkehren, vor Kummer, dass man ihnen die Überquerung nicht gestattet hat.«

Dagnarus sagte nichts, was die Illusionen der jungen Frau zerstört hätte. Er hatte den Tod auf dem Schlachtfeld gesehen und nichts als einen leeren Abgrund erblickt, in den die Seele taumelte, um von der Dunkelheit verschlungen zu werden. Er fragte sich, welche Kräuter man den Sterbenden verabreichte, um ihnen solch angenehme Illusionen zu verschaffen.

»Nun«, meinte er in der Hoffnung, einen Patienten zu finden, der nicht an etwas Ansteckendem litt, »dann gebt mir einen Lappen und einen Eimer Wasser, und ich werde mich an die Arbeit machen, diesen Menschen das Leiden zu erleichtern.«

»Aber Ihr werdet nicht hier arbeiten, Euer Hoheit«, sagte Lord Altura ernst. »Die Unheilbaren sind nicht in diesem Zimmer.«

»Die Leere soll Euch verschlingen«, murmelte Dagnarus, der Lord Altura in diesem Augenblick gern zu den Unheilbaren verfrachtet hätte.

Die feierliche Prozession zog weiter, lange Flure entlang zu dem Gebäude, das vom Rest abgeschlossen war. Die junge Frau blieb zurück, denn sie war, wie sie sagte, in ihren Studien noch nicht weit genug fortgeschritten, um das Recht zu haben, diesen Teil des Hospitals zu betreten. Dagnarus bemerkte, wie enttäuscht sie darüber war, und fragte sich, ob sie den Verstand verloren hatte.

Er benutzte den langen Weg über die überwiegend leeren Korridore dazu, sich zu überlegen, wie er dieser lästigen und

gefährlichen Prüfung entgehen könnte, ohne seiner Sache irreparablen Schaden zuzufügen. Als sie ihrem Ziel näher kamen, konnten sie alle die Schreie hören – schreckliche Schreie und wilde, unverständliche Rufe. Dagnarus' Magen zog sich zusammen; er konnte kaum mehr atmen. Er dachte zum ersten Mal daran, aufzugeben und sein Ziel nicht zu erreichen.

Er erlaubte sich, sich auszumalen, wie er sich umdrehte und floh?! Er wusste, dass ihn dies für den Rest seines Lebens als Feigling brandmarken würde. Die Soldaten, die unter ihm dienten und die ihn nun bewunderten, würden ihn verspotten. Sie würden mit Recht behaupten, sein Bruder hätte sich dieser Prüfung unterzogen und sie bestanden, und zwar mit großem Mut. Dagnarus durfte nicht weniger tun als das.

Er biss die Zähne zusammen und ging weiter.

Eine fest verschlossene Tür wurde auf Lord Alturas Klopfen hin geöffnet. Einer der Heiler, ein gut aussehender Mann Ende dreißig mit einem liebenswerten Lächeln begrüßte sie.

»Euer Hoheit«, sagte er, »wir haben Euch erwartet. Bitte kommt herein, und mögt Ihr die Gnade der Götter mitbringen.«

Dagnarus konnte kaum hören, was der Mann sagte, denn aus dem Flur hinter der Tür drangen weitere schreckliche Schreie. Er hatte solche Schreie auf dem Schlachtfeld gehört, wenn jemand einen Pfeil zwischen den Beinen oder einen Speer in den Eingeweiden stecken hatte. Aber die Schreie hatte niemals lange gedauert.

Der Heiler hielt Dagnarus die Tür auf. Der Prinz ging hinein, und dazu brauchte er allen Mut, den er je besessen hatte, und darüber hinaus noch mehr Mut, von dem er nicht einmal gewusst hatte, dass er darüber verfügte. Die drei Paladine, die ihn beobachten sollten, begleiteten ihn. Sie hatten alle bereits ihre Prüfungen absolviert und wussten, was sie erwartete.

Keiner von ihnen zeigte irgendwelche Gefühle oder ein Zögern.

Selbstverständlich nicht, dachte Dagnarus verbittert. Zweifellos würde ihre magische Rüstung sie vor der Ansteckungsgefahr schützen.

Er verfluchte sie lautlos und aus ganzem Herzen, als er in diese Hölle trat. Ihm fiel auf, dass die Hand des Heilers weiße Flecke aufwies – ein erstes Zeichen der Lepra.

Dagnarus schauderte. All seine Instinkte drängten ihn zur Flucht. Der Gestank des Todes und die Schreie der Gequälten verbanden sich zu einem wirbelnden Dunst des Entsetzens. Im nächsten Augenblick musste ihm der Mann mit der fleckigen Hand zu einem hölzernen Hocker helfen.

Als er diese kranke Hand auf seinem Arm sah, bemerkte, wie sie sein Gewand berührte, wich Dagnarus zurück. Beschämt darüber, dass er beinahe ohnmächtig geworden war, wusste er nicht, ob er wütender über sich selbst oder über die Situation war. Er stand so rasch auf, dass er den Hocker umkippte, der klappernd auf den Steinboden fiel.

»Ich danke Euch, Heiler«, sagte er durch zusammengebissene Zähne und warf einen schnellen Blick zu den Paladinen hin, die ihn gleichmütig betrachteten, »aber ich brauche Eure Hilfe nicht.«

»Schämt Euch nicht dieser kurzfristigen Schwäche, Euer Hoheit«, sagte der Heiler mit freundlichem Lächeln. »Die Tatsache, dass Ihr dem Leiden anderer gegenüber so empfindsam seid, spricht sehr für Euch.«

Dagnarus achtete kaum auf diese Banalitäten. »Was soll ich tun, Heiler?«, fragte er, entschlossen, diese lästige Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. »Denkt daran, dass ich ein Krieger bin; meine Hände sind schwielig vom Schwert, meine Berührung nicht sonderlich sanft.«

»Als Erstes, Euer Hoheit, werde ich Euch zeigen, was wir hier tun. Viele haben falsche Vorstellungen von unserer Arbeit.«

Dieser Teil des Gebäudes war tatsächlich ein ganzer Flügel mit verschiedenen Zimmern, in denen Kranke mit unterschiedlichen unheilbaren Krankheiten lagen. Im ersten Teil waren die Aussätzigen untergebracht, die, von den am schlimmsten Verkrüppelten abgesehen, imstande waren, sich zu bewegen, sich miteinander zu unterhalten, bestimmte Arbeiten zu verrichten und ein beinahe normales Leben zu führen.

Dagnarus und die Paladine gingen weiter. Der Heiler sprach. Dagnarus klammerte sich fest an seinen Mut und seine Entschlossenheit und achtete nicht sonderlich darauf, was der Mann sagte. Der Heiler erweckte erst wieder sein Interesse, als er erklärte, dass Lepra nach seiner Ansicht nicht so ansteckend war, wie die meisten fürchteten.

»Nur sehr wenige von uns, die wir mit den Kranken arbeiten, stecken sich an«, meinte er. »Wäre diese Krankheit sehr ansteckend, dann sollte man erwarten, dass wir uns alle infizierten. Wir haben hier bei uns nur jene, die sich in einem fortgeschrittenen Stadium der Krankheit befinden, das die Knochen befällt und daher jede Bewegung schwierig macht. Eine Mischung aus Magie und der Anwendung von Chaulmoogra-Öl, das wir aus dem Land der Orks erhalten – es wird aus Bäumen gewonnen, die in den Tropen wachsen –, hilft, ihr Leiden zu mildern, und in einigen Fällen hat diese Kur sogar zerstörte Haut nachwachsen lassen.«

Dagnarus ging den Aussätzigen, deren Gesichter, Arme und Beine verbunden waren, so gut wie möglich aus dem Weg.

»Warum schreit dieser Mann so?«, fragte er schließlich und unterbrach damit den Heiler bei seinen gelehrten Ausführungen über den Wahnsinn, denn nun hatten sie die

Aussätzigen hinter sich gelassen und gingen an mehreren Zimmern vorbei, in denen sich die Verrückten befanden, die eine Gefahr für sich selbst oder andere darstellten und die man deshalb in Einzelzellen untergebracht hatte.

Die Wahnsinnigen starrten Dagnarus an, als er vorüberkam, sabberten und heulten, griffen durch die Gitter ihrer Zellentüren und versuchten, ihn zu packen. Sie kamen an einer Zelle vorbei, in der ein junges Mädchen auf dem Boden hockte und die gegenüberliegende Wand anstarrte. Sie wiegte ein nicht vorhandenes Kind in den Armen. Ein Heiler saß neben ihr und redete leise auf sie ein.

»Könnt ihr denn nichts gegen dieses Geschrei tun?«, fragte Dagnarus. Er hatte die Schreie dieses Elenden gehört, seit er hereingekommen war. Er hatte ungeduldig darauf gewartet, dass etwas – vielleicht der Tod – ihnen ein Ende machte. Aber die Schreie gingen weiter und machten ihn immer unruhiger.

»Leider nicht, Euer Hoheit«, sagte der Heiler traurig. »Dieser Patient befindet sich in einem der Zimmer am Ende des Flures. Er hat ein Gewächs, einen Krebs, der seine inneren Organe zerfrisst. Wir können Krebs zwar manchmal heilen, wenn das Gewächs noch sehr klein ist, aber dieses ist schon sehr weit fortgeschritten. Wir können nichts dagegen tun. Was den Schmerz angeht, so könnten wir ihn mit unserer Magie und mit dem Saft der Mohnblüte lindern, aber er wird es nicht zulassen. Er ist wütend auf uns, und er wird noch zorniger, wenn sich ihm jemand nähert.«

»Warum? Was habt ihr ihm getan?«

»Es geht nicht darum, was wir ihm getan haben, sondern um das, was wir nicht für ihn tun«, sagte der Heiler. Er warf Dagnarus einen fragenden Blick zu. »Dieser Mann war einmal Soldat. Vielleicht könnt Ihr ihn überreden, damit er zulässt, dass wir ihm helfen.«

Zumindest, dachte Dagnarus, ist das besser, als Öl in die Geschwüre von Aussätzigen zu reiben.

»Man sollte annehmen, es braucht nicht mehr als einen kräftigen Schlag an den Unterkiefer«, meinte er. »Dann würde er euch keine Schwierigkeiten mehr machen.«

Sie kamen näher zu dem Zimmer, und die Schmerzensschreie waren schrecklich zu hören. Dagnarus bereute seine Bereitschaft, sich um den Mann zu kümmern. Die Aussätzigen hielten wenigstens den Mund.

»Wir zwingen unseren Patienten keine Behandlung auf, es sei denn, sie sind entweder zu jung, um ihre Situation selbst einschätzen zu können, oder sie haben die Fähigkeit verloren, uns mitzuteilen, was sie wollen«, erwiderte der Heiler. »Außerdem nehmen wir auf die Wünsche der Familie Rücksicht. Dieser arme Mann hier hat keine Verwandten und niemanden, der sich um ihn kümmert.«

Sie hatten das Zimmer erreicht, eine kleine Steinzelle ohne Fenster, denn dieser Teil des Gebäudes befand sich im innersten Teil des Hospitals. Der Heiler öffnete die Tür und ermutigte Dagnarus mit einem Nicken einzutreten.

Dagnarus, der sich seiner Begleiter sehr bewusst war, ging ins Zimmer. Magisches Licht beleuchtete den Raum mit einem weichen, beruhigenden Schimmern, aber nichts würde den gequälten Mann beruhigen können, der auf schweißgetränkten Laken lag und sich vor Pein wand. Dagnarus sah sich den Patienten aus der Nähe an.

»Ich kenne diesen Mann«, sagte er. »Sarof«, rief er laut, um sich über die Schreie hinweg vernehmlich zu machen. »Er war einer meiner Leutnants. Sarof«, wiederholte er und kniete sich neben das Bett, »es tut mir Leid, dich so zu sehen.«

Sarof riss die Augen auf. Er starrte Dagnarus wild an und erkannte ihn zunächst nicht. Dann schien er zu begreifen. Er

schnitt seinen Schrei mit einem scharfen Atemzug ab, kämpfte gegen den Schmerz an, abgelenkt vom Anblick des Prinzen.

»Euer Hoheit!«, keuchte er, und sein bleiches Gesicht rötete sich. »Den Göttern sei Dank!« Er streckte eine zitternde Hand aus und umklammerte Dagnarus' Finger. »Ihr werdet mich verstehen! Ihr wisst, wie ein Soldat sterben will! Sagt es ihnen, Euer Hoheit! Sagt diesen Mistkerlen, sie sollen tun, was ich will!«

»Und was ist das, Leutnant?«, fragte Dagnarus und legte seine Hand über die des Kranken, der bei all seiner Schwäche doch die Kraft der Verzweifelten hatte.

»Sagt ihnen, sie sollen ein Ende machen!«, flehte der Mann. Schaum troff von seinen Lippen. Er konnte den Schmerz nicht mehr ertragen, krümmte sich und stöhnte und schrie wieder. »Ich kann es nicht mehr aushalten! Ich will sterben! Und sie lassen mich nicht!«

Dagnarus blickte fragend zu dem Heiler auf, der den Kopf schüttelte. »Unsere Berufung besteht darin, das Leben zu erhalten, nicht zu beenden. Wir können nicht tun, worum es uns bittet. Es verstößt gegen das Gesetz.«

Wieder wandte sich Dagnarus dem kranken Mann zu. »Diese Leute sind Heiler, Leutnant. Keine Mörder. Das Gesetz verbietet ihnen zu tun, um was Ihr bittet.«

»Wenn das hier ein Schlachtfeld wäre, würdet Ihr mich nicht einem solchen Elend überlassen«, sagte Sarof. Speichel floss ihm von den Lippen, sein Gesicht war schweißnass. Er atmete vor Schmerzen nur noch abgehackt.

»Aber wir sind nicht auf dem Schlachtfeld«, erklärte Dagnarus streng und kam auf die Beine. »Ich kann nichts tun, Leutnant. Lasst Euch etwas geben, das die Schmerzen…«

»Es gibt nichts!«, fauchte Sarof. »Nichts auf der Welt kann diese Schmerzen lindern! Nur der Tod! Nur im Tod werde ich

Ruhe finden! Mistkerle!« Er stöhnte und schrie abermals und warf sich von einer Seite auf die andere.

Und in diesem Augenblick entdeckte Dagnarus, dass die Heiler den Mann ans Bett gebunden hatten, damit er bei seinen Krämpfen nicht hinausfiel.

Dagnarus verließ die Zelle, und die Schreie gellten weiter in seinen Ohren. Leutnant Sarof war ein guter Soldat gewesen, ein tapferer Mann. Er hatte gut und ehrenhaft gedient. Er hatte einen besseren Tod verdient als diesen – gefesselt wie ein Verbrecher und die Qualen der Verdammten erleidend. Dagnarus machte einen Schritt an dem Heiler vorbei, der nichts weiter tat als den Kopf zu schütteln, griff nach Lord Alturas Schwert, und bevor der verblüffte Paladin ihn aufhalten konnte, hatte er die Waffe an sich gerissen.

Dagnarus schob den Heiler beiseite, der einen jämmerlichen Versuch unternahm, ihn aufzuhalten. Der Prinz kehrte in die Zelle des Kranken zurück. Er hob das Schwert über den Leutnant und schaute ihn fragend an.

»Willst du das wirklich, Sarof?«

»Ja, Euer Hoheit«, keuchte der Mann.

Dagnarus zögerte nicht. Er ignorierte die entsetzten Proteste des Heilers und die schockierten Rufe der Paladine und stieß dem Soldaten die Klinge tief in die Brust.

Sarof blickte zu Dagnarus auf.

»Die Götter mögen Euch segnen…«, flüsterte er. Dann wurde sein Blick starr, und sein Kopf sackte zur Seite.

Seine Schreie waren verstummt.

Dagnarus riss das Schwert heraus und wischte das Blut an den blutigen Laken ab. Er verließ die Zelle und reichte das Schwert seiner verstörten und erschütterten Besitzerin.

Dann fragte er freundlich: »Habt Ihr noch andere Patienten, um die ich mich kümmern soll?«

Abstimmung

Die Debatte über Dagnarus' Aufnahme in die Reihen der Paladine war die längste, die je bei einem solchen Anlass stattgefunden hatte. Wie der Ehrenwerteste Hohe Magus bei seiner Ansprache zu Beginn gesagt hatte, war das Bestehen oder Nichtbestehen der Prüfungen nicht so wichtig wie die Mittel, die der Kandidat eingesetzt hatte, um die gestellte Aufgabe zu meistern – Mittel, die angeblich etwas über das Wesen des Kandidaten aussagten. Dagnarus' Prüfungen enthüllten ebenso viel über die derzeitigen Paladine wie über Dagnarus selbst. Jeder sah einen anderen Aspekt des Prinzen.

»Beinahe, als gäbe es mich viermal«, sagte Dagnarus, der zusammen mit Silwyth in einem verborgenen Alkoven neben dem Sitzungszimmer des Rates heimlich lauschte. Der Prinz sollte sich eigentlich in seiner Zelle im Tempel befinden und mit den Göttern sprechen. »Und ich stehe in der Mitte und sehe einen nach dem anderen an.«

»Euer Hoheit haben Hervorragendes geleistet – das sagen zumindest meine Brüder«, erklärte Silwyth und verbeugte sich.

»Frag *meinen* Bruder, und er wird dir eine andere Geschichte erzählen. Dennoch, er wird Schwierigkeiten haben, die anderen zu überzeugen – wenn ich richtig gezählt habe. Stimmt das? Was hast du gehört?«

»Es sieht ganz ähnlich aus wie bei Eurer Nominierung, vielleicht auch ein klein wenig besser. Wie Ihr befohlen habt, habe ich dafür gesorgt, dass die Bevölkerung davon erfuhr, was bei den Prüfungen geschah, und sie war sehr angetan von dem, was sie hörte. Die öffentliche Meinung steht hinter Euch. Die Paladine und die Magier werden sich einer starken Opposition gegenüberfinden, wenn sie gegen Euch stimmen.

Außerdem war Lord Altura – die ursprünglich gegen Eure Nominierung gestimmt hat – von Eurer Tat in den Hallen der Heiler sehr angetan. Offenbar ist ihre Mutter erst vor kurzem an derselben schrecklichen Krankheit gestorben und hat sehr gelitten.«

»Aber mein Bruder bezeichnet das, was ich getan habe, als ›barbarisch‹, als einen Rückfall in die Zeit, als wir noch die Leere anbeteten.«

Dagnarus und Silwyth wechselten einen viel sagenden Blick. Über dieses Thema brauchten sie kein weiteres Wort zu verlieren.

»Und zumindest hat es dazu beigetragen, meinen Aufenthalt in diesem götterverlassenen Hospital zu beenden. Die Heiler konnten mich nicht schnell genug wieder loswerden. Was ist jetzt los?«

Die Debatte hatte seit sieben Stunden getobt, und es sah so aus, als würde es weitere sieben Stunden weitergehen. Silwyth hatte in dem Alkoven gehockt und gelauscht. Der Prinz war gerade erst eingetroffen. Er hatte seine Befreiung aus dem Tempel in dem verborgenen Schlafzimmer damit gefeiert, Valura zu lieben, der es gelungen war, sich davonzuschleichen, weil ihr Gemahl – ein weiterer Paladin – ebenfalls an der Ratssitzung teilnahm, um entsprechend den Befehlen des Schilds für ihren Geliebten zu stimmen.

Dagnarus konnte in das Zimmer spähen, aber nur durch ein kleines Loch, das in die Wand gebohrt worden war und auf der anderen Seite von einem Wandteppich verborgen wurde, einem Wandteppich mit einem passenden Loch in dem gestickten Auge eines Einhorns. Wenn man längere Zeit durch dieses Loch spähte, tränten die eigenen Augen allerdings nach einer Weile. Und es gab ohnehin nicht viel zu sehen, also setzte er sich auf einen Hocker und trank einen Schluck von dem Wein, den Silwyth mitgebracht hatte. Die beiden konnten

gut hören, was in dem Ratszimmer vorging, zumal die Debatte über weite Strecken mit erhobener Stimme geführt wurde.

»Wieso haben sie jetzt aufgehört?«, fragte Dagnarus. Plötzlich schwiegen alle im Ratszimmer.

Silwyth spähte durch das Loch. »Euer königlicher Vater hat das Zimmer betreten, Euer Hoheit«, berichtete er. »Sie erheben sich, um ihn zu begrüßen. Nun warten sie darauf, dass er sich hinsetzt. Euer Bruder beeilt sich, ihm zu helfen. Euer Vater weist ihn mit einem zornigen Blick ab.«

»Wenn mir schon nichts anderes gelungen ist, so habe ich zumindest einen Keil zwischen diese beiden getrieben«, erklärte Dagnarus zufrieden und kaute auf einem Stück Trockenfleisch, um den schlimmsten Hunger zu stillen. »Es gibt schon Gerüchte, dass mein Vater Helmos übergehen und mich als seinen Erben benennen könnte.«

»Das habe ich ebenfalls gehört, Euer Hoheit«, bestätigte Silwyth, »und ich muss mit Bedauern sagen, dass ich diesem Gerücht nicht viel Glauben schenke.«

»Ich fürchte, du hast Recht. Mein Vater würde nie etwas tun, das der natürlichen Ordnung der Dinge so entgegengesetzt ist. Dennoch, es dürfte Helmos ein paar schlaflose Nächte verschafft haben. Still, jetzt spricht mein Vater…«

Sowohl Silwyth als auch Dagnarus beugten sich näher an die Wand, um besser hören zu können.

»Was sagt er?«, fragte Dagnarus. »Er spricht so leise, dass ich es nicht hören kann.«

Elfen können einen größeren Bereich von Tönen vernehmen als Menschen, was ein Grund dafür ist, warum die Menschen Elfenmusik nicht so recht zu schätzen wissen.

»Der König sagt, er hat nur Gerüchte über das gehört, was während der Prüfungen geschehen ist. Er bittet um einen Bericht, der die Wahrheit wiedergibt. Der Ehrenwerteste Hohe Magus erhebt sich nun, um etwas zu sagen.«

»Das könnte interessant werden«, meinte Dagnarus, trank einen Schluck Wein und machte es sich ein wenig bequemer.

»Euer Majestät«, begann der Hohe Magus, »mit Eurer Erlaubnis werde ich Euch den Bericht über das Ergebnis von Prinz Dagnarus' Sieben Prüfungen vorlesen. Dieser Bericht stammt von den Paladinen, die bei seinen Prüfungen anwesend waren.

Die erste Prüfung – die des Mitgefühls. Der Kandidat betrat das Hospital und tötete den Patienten, der seiner Obhut anvertraut war.«

Der König gab ein Ächzen von sich.

»Ja, Euer Majestät, aber es gab mildernde Umstände«, gab der Hohe Magus zu. »Der Patient, der unerträgliche Schmerzen litt, bat den Kandidaten, ihn zu töten. Der Patient hat seine Zustimmung gegeben, als der Kandidat das Schwert über ihn hielt. Vier Zeugen beschwören das. Zwei der Vier erklären, der Kandidat habe mit echtem Mitgefühl gehandelt – mehr, als je zuvor von einem Kandidaten gezeigt worden sei. Zwei erklären, der Kandidat habe sich barbarisch verhalten und sich die Rolle der Götter angemaßt, die als Einzige das Recht haben, Leben zu nehmen.«

Laute Stimmen erklangen an diesem Punkt; es gab viel Geschrei und Verwirrung.

»Was sagen sie?«, fragte Dagnarus.

»Es sind die Orks, Euer Hoheit«, erwiderte Silwyth. »Der Kapitän ist sehr aufgebracht über die Worte des Hohen Magus und verlangt, dass der letzte Satz aus dem Bericht gestrichen wird.«

»Wenn ich recht informiert bin, gibt es bei den Orks rituelle Opfer«, sagte Dagnarus. »Sie opfern sowohl Personen ihrer eigenen Art als auch Angehörige anderer Völker, die zufällig vorbeikommen. Sie werfen sie in den Vulkan, um ihrem Feuergott zu gefallen – das hat man mir wenigstens erzählt.«

»Ich habe dasselbe gehört, Euer Hoheit, obwohl ich nicht beschwören kann, dass es der Wahrheit entspricht.«

Nach weiteren Streitigkeiten stimmte der Ehrenwerteste Hohe Magus mit beispielhafter Geduld zu, den letzten Satz zu ändern, sodass der Teil über die Götter gestrichen wurde und das beleidigende Wort »barbarisch« durch »praktisch« ersetzt wurde, was den Kapitän endlich zufrieden stellte.

»Wir kommen zur nächsten Prüfung«, fuhr der Ehrenwerteste Hohe Magus fort, nachdem er sich mit einem Taschentuch die Stirn abgewischt hatte. »Dies war die Prüfung der Kraft. Bei dieser Prüfung muss der Kandidat, wenn Euer Majestät sich erinnern, zwei Eimer mit Sand in den Händen halten, die Arme ausgestreckt und so lange er kann. Das ist an sich schon schwierig genug, aber es wird noch schwieriger gemacht, indem Wasser in die Eimer tropft und zu dem Gewicht beiträgt. Diese Prüfung zeigt nicht nur die körperliche Kraft eines Kandidaten, sondern auch seine Fähigkeit, den Körper bis an die Grenzen zu belasten. Daher wird die Zeit nicht als wichtigster Faktor betrachtet.

Lord Altura hat die Eimer nur fünfzehn Minuten halten können, aber dies zeigte große Willenskraft ihrerseits, da sie vor ihrer Prüfung die Eimer nicht einmal hatte heben können.«

»Und wie hat sich Prinz Dagnarus bewährt?«, wollte der König wissen, nun lauter und deshalb leichter zu verstehen.

»Der Kandidat hielt die Eimer drei Stunden lang in der Luft«, berichtete der Ehrenwerteste Hohe Magus und fügte dann seufzend hinzu: »Während dieser Zeit verkündete der Kandidat, er langweile sich, und er bat darum, dass wir zwei Prüfungen mit einander verbinden sollten. Er erklärte sich bereit, die Weisheitsprüfung zur selben Zeit hinter sich zu bringen. Dies mussten wir selbstverständlich ablehnen.«

»Hat irgendein anderer Kandidat vergleichbare Kraft gezeigt?«, fragte der König.

»Nein, Euer Majestät«, antwortete der Ehrenwerteste Hohe Magus. »Keiner ist diesem Ergebnis auch nur nahe gekommen.«

»Weiter«, sagte der König.

»Euer Majestät, wir kommen nun zur Prüfung der Weisheit. Bei dieser Prüfung hat der Kandidat zehn Mitgliedern des Rats der Magier gegenübergestanden, die den Kandidaten baten, über diverse Fragen zu sprechen – Fragen wie ›Warum lassen die Götter Böses auf der Welt zu?‹ oder ›Was ist das Wesen der Seele?‹. Selbstverständlich gibt es keine richtigen oder falschen Antworten auf diese Fragen, aber die Auseinandersetzung darüber gestattet es uns, Einsicht in die tieferen Gedanken des Kandidaten zu erlangen. Ich erinnere mich mit Freude« – Reinholts Stimme wurde freundlicher – »an die Prüfung von Prinz Helmos. Wir haben achtzehn Stunden mit Diskussionen verbracht, und es hätte noch länger dauern können, aber wir waren durch die Notwendigkeit eingeschränkt, die Prüfungen fortzusetzen.«

Nun wurde die Stimme des Ehrenwertesten Hohen Magus tief vor Missbilligung. »Die Prüfung von Prinz Dagnarus dauerte fünfzehn Minuten, und zehn Minuten davon vergingen damit, auf den Prinzen zu warten, der sich verspätet hatte.«

»Ich musste scheißen«, sagte Dagnarus zu Silwyth. »Ich nehme an, selbst Paladine scheißen hin und wieder.«

Der Elf antwortete nicht, sondern tat so, als hätte er das nicht gehört. Es ist Elfen nicht gestattet, Körperfunktionen zu erwähnen, selbst nicht unter engen Angehörigen, die höfliche Floskeln benutzen, wenn es sich denn nicht vermeiden lässt.

»Die erste Frage lautete: ›Warum lassen die Götter Böses auf der Welt zu?‹, und der Kandidat antwortete: ›Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, dass irgendjemand das weiß.‹«

Der Ehrenwerteste Hohe Magus legte eine dramatische Pause ein.

»Ich verstehe«, erklärte der König gereizt. »Ist das wahr?«

»Ja, Euer Majestät, aber es geht doch darum…«

»Wisst *Ihr*, warum die Götter Böses in der Welt zulassen?«, bohrte der König nach.

»Ich könnte darüber spekulieren.«

»Ich habe nicht nach einer Eurer verdammten philosophischen Spekulationen gefragt!«, zischte der König. »Wisst Ihr, warum die Götter Böses in der Welt zulassen?«

»Nein, Euer Majestät«, sagte der Ehrenwerteste Hohe Magus steif. »Ich weiß es nicht.«

»Euer Majestät«, warf Helmos ein, »verzeiht mir, aber darum geht es nicht. Es geht darum – «

Der König ignorierte ihn. »Und es gibt, wie Ihr schon sagtet, keine richtigen und keine falschen Antworten?«

»Nein, Euer Majestät«, erwiderte der Ehrenwerteste Hohe Magus mit einem weiteren Seufzer.

»Sodass Prinz Dagnarus' Antwort vielleicht die klarste, ehrlichste Antwort auf diese Frage ist, die es geben kann?«

»Das stimmt, Euer Majestät.« Reinholt wusste, wann er besiegt war.

»Weiter.« Der König war erfreut.

»Die nächsten Prüfungen waren die des Durchhaltevermögens und der Fähigkeiten als Anführer.« Der Ehrenwerteste Hohe Magus klang resigniert. »In Fällen, in denen es keine Berichte über vorherige derartige Leistungen eines Kandidaten gibt, müssen sich die Kandidaten gesonderten neuen Prüfungen unterziehen. Im Fall dieses Kandidaten jedoch sind seine Dienste in der Armee Eurer Majestät wohl bekannt. Hauptmann Argot und viele seiner Männer, die unter Prinz Dagnarus gedient haben, wurden als Zeugen aufgerufen. Es besteht kein Zweifel an der Fähigkeit des Kandidaten, gewaltige Unannehmlichkeiten zu ertragen, und kein Zweifel an seiner Fähigkeit, Menschen anzuführen

und das Vertrauen derer, die unter ihm dienen, ja sogar ihre Bewunderung zu erwerben. Wir konnten uns keine Prüfung denken, die schwieriger gewesen wäre als jene Situationen, in denen Seine Hoheit sich bereits bewährt hatte. Angesichts dessen wurden diese beiden Prüfungen mit Zustimmung des Rats der Paladine gestrichen.

Bei der Ritterprüfung zeigte der Kandidat bemerkenswerte Leistungen in der Reitkunst…«

»Das sollte er auch. Immerhin habe ich ihn unterrichtet«, erklang eine barsche Stimme.

»War das Dunner?«, fragte Dagnarus.

Silwyth spähte durch das Loch und nickte. »Jawohl, Euer Hoheit.«

» – und beim Schwertkampf«, fuhr der Ehrenwerteste Hohe Magus fort. »Ich bezweifle, dass es viele gibt, die ihm das nachtun könnten. Ich weiß, dass ich selbst so etwas noch nie gesehen habe. Was uns zur letzten Prüfung bringt, der Prüfung des Verstehens. Bei dieser Prüfung wird der Kandidat in einen leeren Raum geführt, dessen Wände weiß gestrichen sind. Der Kandidat bleibt dort vierundzwanzig Stunden ohne Essen und Wasser und erhält die Gelegenheit, mit sich selbst und den Göttern zu kommunizieren. Wenn die Zeit vorüber ist, wird der Kandidat gebeten, seine spirituelle Reise zu beschreiben.«

»Vierundzwanzig Stunden«, schnaubte Dagnarus. »Ich schwöre, die Mistkerle haben mich vierundzwanzig Wochen in diesem verdammten Zimmer gelassen! In meinem ganzen Leben habe ich mich nicht so entsetzlich und vollständig gelangweilt! Und du hast keine Ahnung, wie durstig man wird, wenn man weiß, dass man nichts zu trinken bekommt. Ich nehme an, ich habe während so mancher Schlacht vierundzwanzig Stunden ohne Wasser zugebracht, ohne dass es mir aufgefallen wäre. Da drinnen war ich beinahe von dem Augenblick an ausgetrocknet, in dem sie die verfluchte Tür

geschlossen haben! Wenn ich nicht mindestens zwölf der vierundzwanzig Stunden geschlafen hätte, hätte ich vermutlich den Verstand verloren.«

»Als der Kandidat den Raum verließ«, fuhr der Ehrenwerteste Hohe Magus fort, »fragte man ihn, was er auf seiner Reise gesehen habe. Er erwiderte: ›Nichts‹.«

»Was haben sie denn erwartet, was ich sehen würde?«, wollte Dagnarus wissen. »Der Raum war leer, um der Götter willen!«

Silwyth verbarg sein Lächeln vor dem Prinzen, indem er wieder durch das Loch spähte.

»Ihr versteht sicher unser Problem, Euer Majestät«, sagte der Ehrenwerteste Hohe Magus ziemlich hoffnungslos.

»Nein, ich verstehe es nicht«, erwiderte der König barsch. »Prinz Dagnarus hat sich den Prüfungen unterzogen, und wenn er sie auch nicht auf die Weise bestanden hat wie die anderen, die ihm vorangingen, so hat er sie doch seinem eigenen Wesen entsprechend hinter sich gebracht. Er war sich selbst treu, und es kann sein, dass dies das Beste ist, was wir in unserem Leben erreichen können. Aber«, fügte er hinzu, »ich werde den Rat jetzt seiner Entscheidung überlassen.«

»Euer Vater geht«, berichtete Silwyth.

Dagnarus stand auf und reckte sich. »Ich muss ebenfalls gehen. Es besteht jetzt wohl kaum noch ein Zweifel daran, wie der Rat abstimmen wird. Ich muss mich um andere Dinge kümmern. Bleib hier und lass mich wissen, welchen Zeitpunkt sie für die Verwandlungszeremonie festlegen.«

»Jawohl, Euer Hoheit.« Silwyth kehrte an seinen Platz am Loch in der Wand zurück, aber er drehte sich noch einmal um, bevor der Prinz ging. »Verzeiht, Euer Hoheit, aber ich habe ganz vergessen, Euch mitzuteilen, dass ich heute eine Antwort des Schilds auf Euren Vorschlag erhalten habe.«

»Ja, und?«

»Der Schild freut sich. Euch seine vollständige Unterstützung zusichern zu können. Und er hält darüber hinaus auch noch eine Armee von fünftausend Mann bereit, die die Grenze überqueren können, sobald Ihr es wünscht.«

»Hervorragend!« Dagnarus rieb sich die Hände.

»Der Schild hat allerdings seine Besorgnis wegen der Grenzpatrouillen geäußert, Euer Hoheit.«

»Die Grenze ist lang, Silwyth«, meinte Dagnarus. »Es gibt Bereiche, die monatelang nicht bewacht werden, besonders dann, wenn die Patrouillen am Manöver in einem anderen Teil des Königreichs teilnehmen. Ich werde dem Schild einen Ort an der Grenze nennen, wo die elfische Armee in Sicherheit sein wird.«

»Sehr wohl, Euer Hoheit.«

»Du solltest schon einmal üben, mich mit Euer Majestät anzureden«, sagte Dagnarus mit einem Zwinkern.

»Klopft auf Holz, Euer Hoheit«, mahnte Silwyth ihn. »Schnell! Man sollte das Schicksal nicht so herausfordern!«

»Bah!«, erwiderte Dagnarus und lachte leise. »Du klingst wie ein Ork!«

Aber nachdem der Prinz gegangen war, rieb Silwyth mit ernster Miene die Finger über die Sitzfläche des hölzernen Hockers.

Verkleidet als Magus und in Umhang und Kapuze gehüllt, kehrte Dagnarus in den Tempel zurück, aber nicht in seine Zelle. Er würde dort sein müssen, wenn die Paladine kamen, um ihm zu sagen, dass man ihm seinen größten Wunsch gewähren würde. Aber das würde noch einige Zeit dauern. Die Debatte würde zumindest noch ein paar Stunden weitergehen. In dieser Sache war Helmos seinem Halbbruder ähnlich – er gab nicht kampflos auf.

Auf Umwegen gelangte Dagnarus zu den vergessenen Grabmalen und von dort in den Altarraum, der der Leere geweiht war. Es war Zeit, den Vrykyl in die Welt hinauszuschicken.

Dagnarus war ausgesprochen zufrieden mit dem Vrykyl. Der Prinz hatte Shakur mehrmals geprüft, und der Vrykyl hatte alle Prüfungen bestanden und alle Befehle des Prinzen, ohne Fragen zu stellen, ausgeführt. Die Kraft des Vrykyl war beeindruckend und übertraf die eines gewöhnlichen Sterblichen um ein Mehrfaches. Shakur war kein sonderlich angenehmer Gesellschafter – Dagnarus fand es verstörend, in diese leblosen Augen zu schauen. Aber der Prinz konnte so viel angenehme Gesellschaft haben, wie er wollte. Was er brauchte, war ein treuer und Furcht erregender Krieger.

Er schloss die Tür auf und betrat die Kammer. Er warf einen Blick zu der Steinplatte, auf der der Vrykyl normalerweise lag, und stellte erschrocken fest, dass Shakur verschwunden war.

»Euer Hoheit«, erklang eine Stimme.

Dagnarus erspähte aus dem Augenwinkel einen Mann, der hinter ihm stand. Der Prinz drehte sich um, die Hand am Messergriff, die Klinge bereits halb gezogen.

»Euer Hoheit«, sagte der Mann. »Erkennt Ihr mich denn nicht? Ich bin es, Shakur.«

Dagnarus starrte ihn an. Er steckte das Messer wieder ein.

»Ich hätte dich nicht erkannt«, meinte der Prinz. »Du bist ganz bestimmt *nicht* der Shakur, den ich in der Todeszelle gesehen habe.«

Der Mann war groß – größer als Shakur zu Lebzeiten – und besser proportioniert. Sein Gesicht war den Zügen Shakurs recht ähnlich, aber ohne die schreckliche Narbe, und ein wenig hübscher. Sein Lächeln war beinahe liebenswert. Die Augen allerdings waren immer noch tot, keine Wärme stand in diesem Blick, kein Lachen, kein Kummer. In diese Augen zu schauen

war, als schaute man in die Leere selbst. Aber auf den ersten Blick würden die meisten es nicht bemerken. Der Mann war gut gekleidet, oder es schien zumindest so.

»Alles Illusionen«, sagte der Vrykyl. »Ich kann sein, was immer ich sein möchte. Vielleicht gefalle ich Euch in dieser Gestalt ja besser.«

Der Vrykyl begann zu schimmern und zu beben, dann bildete sich sein Umriss neu, und ein neues Wesen entstand: Die Hure, mit der Shakur die letzten Stunden seines Lebens verbracht hatte, stand vor Dagnarus und grinste ihn lüstern an.

Dann verschwand sie wieder, und der Vrykyl nahm abermals seine ursprüngliche Gestalt in der schwarzen Rüstung an.

»Hervorragend«, sagte Dagnarus erfreut. »Das passt mir sehr gut.«

»Mir ebenfalls«, erklärte der Vrykyl mit einem knurrenden Unterton. Er zog das Blutmesser vom Gürtel, ein Messer, das er aus seinen eigenen Knochen hergestellt hatte. »Ich werde bald essen müssen. Ich kann die Gestalt eines jeden Menschen annehmen, den ich je gesehen habe, so lange ich mich an ihn erinnere. Daher kann ich ein angenehmes Aussehen annehmen, ein Opfer anlocken und es überraschen.«

Der Vrykyl warf einen bedeutungsvollen Blick auf die Tür. »Wie ich schon sagte, Euer Hoheit, ich werde bald essen müssen. Ich spüre, wie meine Kraft schwindet.«

»Du sollst bekommen, was du brauchst«, sagte Dagnarus. Er warf dem Vrykyl den Schlüssel zu. »Ich habe Arbeit für dich. Verlasse den Tempel, wenn es dunkel wird. Töte niemanden in Vinnengael selbst. Wir haben einen sehr aktiven und aufmerksamen Stadtbüttel, und ich möchte nicht, dass er anfängt, Fragen zu stellen. Wenn du die Stadtgrenze hinter dir gelassen hast, kannst du tun, was du willst.«

Der Vrykyl verbeugte sich, um anzuzeigen, dass er verstanden hatte und gehorchen würde.

»Wohin soll ich gehen, Euer Hoheit?«

»Du wirst nach Dunkarga reisen. Kannst du reiten?«, fragte Dagnarus, der zuvor nicht an diese Einzelheit gedacht hatte.

»Ich muss das Pferd erst mit einem Bann belegen«, erwiderte der Vrykyl. »Tiere erkennen mein wahres Wesen und lassen nicht zu, dass ich mich ihnen nähere. Aber meine Magie wird es mir erlauben, ein Pferd zu verzaubern und es dazu zu zwingen, mir zu dienen.«

»Dann wirst du in die Stadt Karfa Kann reiten. Ein Minister des Königs erwartet dich dort.«

König Olgaf war gestorben, voller Zorn darüber, dass Tamaros ihn überleben würde. Sein Sohn, der Bruder von Königin Emillia, hatte den Thron bestiegen. König Reynard war nicht der intrigante Herrscher, der sein Vater gewesen war – Reynard war kalt und berechnend. Reynard begehrte Vinnengaels Wohlstand nicht. Er begehrte Vinnengael.

»Gib diese Botschaft ab, sobald du eintriffst – ganz gleich, ob es Tag oder Nacht ist. Wenn der Minister des Königs schläft, weckst du ihn.« Dagnarus hielt dem Vrykyl eine Schriftrolle hin. Die Handschrift war die von Gareth, aber das Siegel war das des Prinzen. »Du wartest auf seine Antwort und bringst sie mir sofort zurück. Ich nehme an, dass dieses Pferd, das du verzaubern wirst, schnell ist?«

»So schnell wie die Schatten der Nacht, Euer Hoheit. Wenn es stirbt, werde ich ein anderes finden. Ich könnte den Weg in einer einzigen Nacht zurücklegen.«

»Dann gebe ich dir eine Nacht.«

»Ihr vergesst, Euer Hoheit«, unterbrach ihn der Vrykyl, »dass ich erst essen muss.«

»Dann tu das. Aber lass dir nicht zu viel Zeit mit deiner Mahlzeit. Ich gebe dir eine Nacht, dein Ziel zu erreichen, eine Stunde, um mit dem Minister des Königs zu sprechen, und den nächsten Tag für die Rückreise. Ich erwarte dich daher morgen

Abend bei Sonnenuntergang. Komm nicht in die Stadt, sondern warte vor dem Stadttor auf mich. Es wird der Tag meiner Verwandlung sein. Wenn du mich das nächste Mal siehst, bin ich schon ein Paladin.«

»Ich gratuliere, Euer Hoheit«, sagte der Vrykyl und steckte die Botschaft in den Gürtel, an dem auch das Blutmesser hing.

»Die Entscheidung ist noch nicht gefallen, aber es besteht nur noch wenig Zweifel daran. Vergiss nicht, verlass den Tempel erst im Schutz der Dunkelheit. Nimm die Gestalt eines der Magier an, und du wirst keine Probleme haben, unerkannt hinauszugelangen. Hier ist ein Plan, der dir den Weg aus dieser Kammer zeigt. Denk daran, ich will nicht, dass du tötest, solange du dich noch in der Stadt aufhältst.«

»Wie Ihr befehlt, Euer Hoheit«, sagte der Vrykyl. »Ich freue mich darauf, hier herauszukommen. Ich finde, dass die Zeit nur langsam vergeht, besonders, wenn man nicht mehr schlafen muss.«

»Da du nun Jahrhunderte zur Verfügung haben wirst, schlage ich vor, dass du dich daran gewöhnst«, meinte Dagnarus.

Jahrhunderte, dachte er später, als er sich durch den Flur in seine Zelle zurückschlich. Ich verfüge nun über Shakurs Lebensessenz, und ich werde noch die von anderen erhalten, denn ich brauche mehr von diesen Vrykyl. Wenn ich vierzig Vrykyl schaffe, werde ich vierzig weitere Leben haben, was mir wie viele Jahre gibt? Beinahe vierzigmal hundert, wenn ich die Langlebigkeit meines Vaters geerbt habe. Und wenn ich weitere Vrykyl schaffe, werde ich weitere Leben erhalten. Also bin ich so gut wie alterslos, und ich habe immer noch den Vorteil, einen guten Nachtschlaf genießen zu können!

Solche Überlegungen waren zwar angenehm, aber auch ermüdend, besonders die Mathematik, also legte sich Dagnarus, sobald er in seine Zelle zurückgekehrt war, ins Bett

und schlief sofort tief und friedlich ein. Er wurde von einem leisen Klopfen geweckt.

Dagnarus hatte auf dieses Zeichen gewartet. Selbst im Schlaf war er sich dessen bewusst geblieben und wachte nun sofort auf. Er sprang aus dem Bett und stieg rasch in den Schrank.

»Ja?«, fragte er leise.

»Die Abstimmung ist zu Ende, Euer Hoheit«, berichtete Gareth. »Ihr habt die nötige Mehrheit erhalten.«

Der Wille der Götter

Als Kind hatte Gareth an der Parade zu Ehren der Verwandlung von Prinz Helmos teilgenommen. Die Erinnerung an diesen Tag hob sich von anderen Erinnerungen ab wie ein glitzernder Edelstein in einer Halskette aus Holzperlen. Gareth war begeistert und aufgeregt gewesen über die Menschenmengen, die Farben, den fröhlichen Tumult. An diesem Tag bedrückte es ihn jedoch, der Menschenmenge zuzusehen, die sich zu Ehren der Verwandlung von Dagnarus versammelt hatte; die hellen Farben, die im Sonnenlicht aufblitzten, ließen ihn zusammenzucken, der Tumult verursachte ihm Kopfschmerzen.

Man hatte Gareth einen Ehrenplatz bei den Würdenträgern aus Dagnarus' Haushalt zugewiesen; er ging zusammen mit Silwyth dicht vor dem König her. Leider brachte ihn dies direkt hinter Helmos und sein Gefolge. Helmos war auf seinem Weg in die Reihe stehen geblieben, um ein paar freundliche Worte mit Gareth zu wechseln, Worte, die im plötzlichen Jubel der Menge untergingen, als Dagnarus' Standarte aus dem Schloss getragen wurde. Gareth wusste allerdings, dass es freundliche Worte waren, weil Helmos' Miene entsprechend war. Erschöpft von einer unruhigen, schlaflosen Nacht und belastet von der Mitschuld daran, den König und den Rat hinters Licht geführt zu haben, hätte Gareth sich am liebsten vor Helmos in den Staub geworfen und geweint.

Aber er verbeugte sich nur und murmelte etwas Unzusammenhängendes, während er spürte, wie ihm heißes Blut in die Wangen schoss. Helmos hatte ihm einen raschen, besorgten Blick zugeworfen, aber der Kämmerer des Königs, der die Parade dirigierte, stand schon neben dem Kronprinzen

und drängte ihn höflich, endlich seinen Platz einzunehmen, damit die Prozession beginnen konnte.

Gareth seufzte tief und zuckte dann zusammen, als sich schlanke Finger schmerzlich in seinen Unterarm gruben.

»Dies ist ein freudiger Anlass, Meister Gareth«, sagte Silwyth leise, obwohl keinerlei Gefahr bestand, dass man ihn über die Rufe und das Singen der Menge hinweg hörte. »Also versucht, entsprechend auszusehen.«

»Wie könnt Ihr das sagen? Dagnarus wird heute in den Tod gehen«, entgegnete Gareth gequält. »Und es wird alles meine Schuld sein.«

»Es wird die Schuld des Prinzen selbst sein. Ihr habt Euer Bestes getan, ihn zu warnen«, sagte Silwyth und fügte dann leise hinzu: »Wir sind alle in den Händen der Götter, nicht wahr?«

Gareth blickte zu dem Elfen auf, um zu sehen, ob er witzig oder sarkastisch sein wollte, aber Silwyths Gesicht war glatt und undurchsichtig wie eine Schale Milch.

»Ihr wisst genau, dass das auf zwei von uns nicht zutrifft«, entgegnete Gareth erzürnt über die Ruhe des Elfen, die er für selbstzufrieden und gefühllos hielt. »Jene, die sich der Leere weihen, müssen die Existenz der Götter leugnen.«

»Und dennoch leuchten die Sterne in der ewigen Dunkelheit der Nacht«, sagte Silwyth.

Dann verbeugte sich der Kämmerer des Prinzen vor Gareth und nahm seinen Platz in der Reihe ein.

Gareth hätte ebenfalls gehen sollen, aber Silwyths Worte hatten ihn tief getroffen. Ihm wurde kalt bis in die Fingerspitzen. Die Worte hatten tröstlich sein sollen; vielleicht hatte Silwyth sagen wollen, dass die Götter über Dagnarus wachten, ob er ihrer Fürsorge nun würdig war oder nicht. Gareth allerdings wusste, dass es eine weitere Seite dieses

angenehmen Gedankens gab, und diese Seite war nicht so tröstlich. Sie erfüllte ihn mit Schrecken.

Der Kämmerer drängte die Anwesenden in eine Reihe. Die Sänfte der Königin wurde an den angewiesenen Platz getragen.

Ihre Majestät rief ihren Hofdamen, die um sie herum versammelt waren und ihr nichts recht machen konnten, laut und schrill Anweisungen zu. Auch Gareths Mutter war unter diesen Hofdamen und sah mitgenommen, aber auch erfreut und aufgeregt aus. Gareths Vater, der unter Gicht litt, würde nicht an der Parade teilnehmen. Die Sänfte des Königs kam als nächste, sie würde den letzten Teil der Prozession bilden. Seine Majestät war gezwungen gewesen, das Reiten aufzugeben, aber nicht vor seinem neunzigsten Jahr und nur weil sein geliebtes Pferd an Altersschwäche gestorben war – ein Zeichen, wie der König verkündete, dass seine Tage als Reiter zu Ende waren.

Als der Kämmerer sah, dass alles bereit war, gab er das Zeichen. Die Prozession begann, sich vorwärts zu bewegen. Es war ein schöner Tag. Die Sonne schien gnadenlos auf die Wartenden. In ihren schweren, kunstvollen Gewändern, über denen sie ihre Amtsroben trugen, keuchten die Mitglieder des Hofs erschöpft und fächelten sich mit Federfächern. Mehrere der geckenhaften jüngeren Lords, die zu Dagnarus' Gefolge gehörten, hatten sich große Eisbrocken aus den Vorratskellern bringen lassen und unter die Hüte gelegt. Nun floss das Schmelzwasser über ihre Gesichter, aber der Rest der schwitzenden Menge beobachtete sie voller Neid.

Die Würdenträger aus Dagnarus' Haushalt drängten sich zusammen wie eine Herde. Gareth fürchtete schon, dass sie sich niemals in Bewegung setzen würden, dass sie nun für alle Ewigkeit in der brennenden Sonne stehen müssten. Aber als sie schließlich doch begannen, auf den Tempel zuzugehen, hielt er das Tempo für viel zu schnell und wünschte sich verzweifelt,

er könne die Zeit verlangsamen, wenn schon nicht vollkommen zum Stillstand bringen.

Silwyth versetzte ihm einen Ellbogenstoß. »Ihr schleppt Euch dahin, als marschiertet Ihr in einer Begräbnisprozession. Lächelt! Winkt!«

Gareth tat, was man ihm sagte. Als er in diesem Augenblick den Kopf hob, fand er sich direkt seinem alten Lehrer gegenüber, der an der Seite stand. Evaristo hatte eine strenge, missbilligende Miene aufgesetzt. Als er nun bemerkte, dass Gareth ihn entdeckt hatte, schüttelte der Lehrer demonstrativ den Kopf und brachte damit seine Sorge zum Ausdruck. Gareth wandte hastig den Blick ab und versuchte, sich damit abzulenken, dass er sich den Rest der Menge ansah, und in diesem Augenblick bemerkte er die Orks.

Plötzlich stand ihm eine weitere Erinnerung an Helmos' Prozession mit großer Klarheit vor Augen. Hauptmann Argot hatte seine Soldaten gefragt, aus welchem Grund keine Orks anwesend waren. Er hörte das Gespräch von vor zehn Jahren so deutlich, als stünden die Männer nun neben ihm.

»Hoffentlich haben sie nicht irgendwas vor«, sagte Argot.

»Nein, Hauptmann«, entgegnete einer seiner Leutnants. »Ihre Schamanen sagten, es gäbe schlechte Vorzeichen.«

»Was soll das gewesen sein – ein Schwarm Gänse, der von Norden nach Süden statt von Süden nach Norden fliegt?«

»So was Ähnliches, Hauptmann. Habt Ihr heute früh den Sonnenaufgang gesehen?«

»… erstaunlich schön… die Götter haben ihren Segen gegeben.«

Gareth erinnerte sich an den Sonnenaufgang – er hatte so etwas nie wieder gesehen, der ganze Himmel hatte scheinbar in Flammen gestanden. Und er erinnerte sich daran, dass die Vorzeichen sich als richtig erwiesen hatten. Helmos hatte die Verwandlung überlebt, aber die Götter hatten ihn zum Paladin

des Kummers erklärt, und zweifellos hatte sein Leben danach dieser Prophezeiung entsprochen. Gareth überlegte, wie der Sonnenaufgang dieses Tages gewesen war, aber es fiel ihm nicht ein. Offenbar nichts Ungewöhnliches.

Sein Herz begann, schneller zu schlagen. Er sah die großen Mengen von Orks an, die dicht gedrängt dastanden und alle überragten. Ihre menschlichen Nachbarn gingen ihnen so gut wie möglich aus dem Weg und drückten sich gegen den Fischgestank Taschentücher auf die Nasen. Gareth hingegen hätte zu den Orks laufen und sie umarmen können.

Hätte es ein schlechtes Vorzeichen gegeben, dann wären die Orks nicht erschienen. Der logische Teil von Gareths Verstand wusste, dass es noch alberner war, an orkische Vorzeichen zu glauben, als schwarzen Katzen aus dem Weg zu gehen oder Geld zu erwarten, wenn einem die Handfläche juckte. Aber der Teil von ihm, der immer Salz über die linke Schulter warf, wenn er etwas davon verstreut hatte, schöpfte Hoffnung. Wenn die Vorzeichen schlecht gewesen wären, wären die Orks nicht zur Parade gekommen. Also mussten die Vorzeichen für Dagnarus' Verwandlung günstig sein.

Träge von der Hitze, kroch die Prozession auf den Tempel zu. Gareth war dankbar, endlich in den Schatten des Portikus zu gelangen, und wischte sich mit dem Gewandärmel den Schweiß von der Stirn, als gerade niemand hinsah. Er und die anderen Mitglieder des Haushalts des Prinzen nahmen ihre Ehrenplätze in der ersten Reihe des riesigen, hallenden Amphitheaters ein. Silwyth machte sich zu einem kurzen Besuch am Altar der Elfen auf.

Sich ihrer Wichtigkeit sehr bewusst, ließen sich die Adligen mit stiller Würde auf ihren Plätzen nieder. Der Kämmerer hatte darum gebeten, angemessen respektvolles Schweigen zu wahren in der Hoffnung, dass dies den Rest der Menge beeinflussen würde. Aber diese Hoffnung war vergebens.

Erregt von der Parade und der Aussicht auf die Zeremonie, nahmen die einfachen Leute nun unter lauten Gesprächen und hin und wieder einem unterdrückten Lachen die Plätze auf der Galerie ein, obwohl auch sie von der feierlichen Atmosphäre im Tempel beeindruckt waren.

Gareth war dankbar, dass er nicht mit Silwyth oder einem anderen sprechen musste. Die Gesichter der Götter, die über dem Altar abgebildet waren, schienen ihn tadelnd anzustarren. Er sagte sich selbst, dass dies eine alberne Vorstellung war, ebenso albern, wie an orkische Vorzeichen zu glauben. Er versuchte nicht hinzusehen, aber sein Blick wurde immer wieder in diese Richtung gezogen, und jedes Mal bemerkte er, dass sie streng zurückstarrten. Er wand sich hin und her, bis sein Nachbar – der Mundschenk des Prinzen – ihn missbilligend anschaute und den Kopf schüttelte.

Silwyth kehrte zurück und nahm seinen Platz ein. Der Elf, dessen Miene normalerweise ausdruckslos war, schaute ungewöhnlich grimmig drein.

»Was ist denn?«, flüsterte Gareth und zupfte am Ärmel von Silwyths Gewand. »Was ist passiert?«

Silwyth gönnte ihm kaum einen Blick und schüttelte den Kopf.

»Sagt es mir!«, beharrte Gareth, nun halb verrückt vor Angst.

Silwyth presste die Lippen zusammen, als müsste er sich wappnen. Dann sagte er sehr leise auf elfisch: »Mein Opfer wurde abgewiesen.«

Gareth starrte den Elf entsetzt an. Er wollte etwas sagen, wollte weitere Fragen stellen, aber er hatte nicht die Kraft dazu.

»Es ist kein schlechtes Zeichen für Seine Hoheit«, sagte Silwyth schließlich angespannt. »Das schlechte Zeichen gilt mir. Ich muss nachdenken, was dies bedeuten könnte.«

»Was könnte es bedeuten?«, wollte Gareth wissen, aber Silwyth zog sich in sich selbst zurück und sagte nichts mehr.

Gareth saß bedrückt da; er war so verängstigt, dass es ihn regelrecht krank machte. Wieder blickte er zu den schrecklichen Gestalten oberhalb des Altars auf und duckte sich.

Er senkte den Kopf in der Hoffnung, diese Furcht erregenden Blicke zu meiden, und er betete – das erste Gebet zu den Göttern, das wirklich tief aus seinem Herzen kam, seit er zehn gewesen war. »Wenn der Prinz stirbt, bestraft mich ebenfalls, denn ich bin so schuldig wie er!«

Die Menge hatte sich endlich niedergelassen. Die zehn Hohen Magier kamen herein, um die Ehrenplätze auf den zehn hochlehnigen Holzstühlen einzunehmen, die man auf der Bühne aufgestellt hatte.

Nun würde es nicht mehr lange dauern.

Gareths Hände waren eiskalt, und er hatte keinerlei Gefühl mehr in den Fingern. Er rieb sie, und als er das tat, spürte er, wie es in seinem Nacken kribbelte, als würde ihn jemand beobachten. Er drehte sich um, suchte die Reihen hinter sich ab und fand niemanden. Dann schaute er nach rechts und bemerkte die großen, verängstigten Augen von Lady Valura.

Sie saß auf der anderen Seite des Mittelganges, ebenfalls ganz vorn, denn ihr Mann war ein Paladin und würde an der Zeremonie teilnehmen. Sie war ungewöhnlich bleich, so bleich, dass eine ihrer Dienerinnen sie sachte fächelte. Valura hatte die Hand fest um den Türkisanhänger geklammert, den ihr Dagnarus gegeben hatte. Sie dachte nicht mehr an ihre Damen, an die Menge, die sie umgab, an ihren Mann, der jetzt zusammen mit den anderen Paladinen seinen Platz nahe dem Altar einnahm; sie starrte nur Gareth an. So sprechend waren ihre schönen Augen, dass er sie so gut verstand, als hätte sie ihm etwas zugerufen. Sie wollte getröstet werden.

Er hatte keinen Trost zu geben. Er versuchte zu lächeln, aber sein Lächeln musste wohl kläglich ausgefallen sein, denn es half ihr nicht. Lady Valura schien zusammenzusacken, und nun schloss sie die Augen. Ihre Zofe fächelte sie hektischer.

Die Menge jubelte, als die Königin und ihre Damen hereinkamen. Dann wurde der Jubel lauter – ein liebevolles Brüllen –, als der König den Tempel betrat. Er trug ein Samtgewand, das mit Hermelin eingefasst war, und ging ohne Hilfe zum Podest, auf dem der Altar stand. Bei der Prozession hatte er gebrechlich gewirkt, aber vielleicht war das nur auf die Hitze zurückzuführen gewesen. Im Tempel war das Gewicht des Alters scheinbar von ihm abgefallen. Er wirkte größer als sonst, und er ging mit festem Schritt.

Gareth starrte geradeaus zum Altar, aber er sah ihn nicht wirklich. Er sah nichts, spürte nichts, keine Angst, keine Verzweiflung. Die Kälte breitete sich von seinen Händen in den ganzen Körper aus. Menschen bewegten sich und sprachen, aber sie waren nur Marionetten bei einer Kirmes, ihre Holzkörper klein und grotesk und von Fäden gehalten.

König Tamaros nahm seinen Platz auf einer Seite des Altars ein, gegenüber dem Hohen Magus. Die Menge raschelte und hüstelte ein letztes Mal, dann herrschte Schweigen. Der Hohe Magus erhob sich. Er verbeugte sich vor dem König, dann sprach er die Worte aus, die den Beginn der Zeremonie bildeten.

»Der Kandidat möge vortreten.«

Zwei Paladine – einer davon Valuras Gemahl – verließen ihren Posten und gingen zu einer Nische im Hintergrund. Eine Tür ging auf. Gareth erinnerte sich lebhaft an die Verwandlungszeremonie von Helmos, und es kam ihm so vor, als sähe er zwei Zeremonien gleichzeitig – diejenige, deren Zeuge er vor Jahren gewesen war, überlagerte vor seinem

geistigen Auge jene, die nun stattfand. Helmos war in der Tür stehen geblieben, und das Licht war auf ihn gefallen.

Dagnarus hielt nicht inne. Er war noch nie für seine Geduld bekannt gewesen, und er musste wohl gegen die Tür gedrückt haben, denn sobald sie sich zu bewegen begann, drängte er sich durch und wartete nicht einmal auf seine Paladin-Eskorte, sondern eilte ihnen voraus. Er war in bester Laune und lächelte triumphierend.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus blickte ihn missbilligend an, und selbst Tamaros schaute ernst drein und schüttelte tadelnd den Kopf.

Dagnarus erkannte, dass seine Eile unangemessen und sein Überschwang fehl am Platze war. Er verlangsamte seinen Schritt, wartete auf seine Eskorte, und es gelang ihm, das Gesicht in einer Weise zu verziehen, die ihn ein wenig demütiger und reuevoller wirken ließ. Nun stand er vor dem Altar.

Ein Murmeln ging durch die Menge. Dagnarus hatte nie so königlich gewirkt, nie so gut ausgesehen. Sein Gesicht strahlte vor Freude über den Sieg, und er hatte kein bisschen Angst. Er verbeugte sich vor den Menschen, die ihn dafür liebten. Es gab vereinzelt spontanen Applaus, was dem Hohen Magus einen weiteren mahnenden und schockierten Blick entlockte. Dann drehte sich Dagnarus um und kniete vor seinem Vater nieder.

»Vater, ich bitte dich um deinen Segen«, sagte er, und seine Stimme hallte vor der Kuppeldecke wider und war überall gut zu hören.

König Tamaros, gerührt und erfreut, legte die Hand auf den Kopf seines Sohns und streichelte über das lockige rotbraune Haar. Nur die Zuschauer in der ersten Reihe konnten seine Antwort hören, aber alle spürten sie in ihren Herzen.

»Ich gewähre dir meinen Segen, Sohn. Du hast mich heute sehr stolz gemacht.«

Dagnarus erhob sich wieder und wandte sich seinem Bruder zu.

Helmos, in der Rüstung eines Paladins, stand neben seinem Vater. Die Paladine trugen ihre Helme nicht, aber das machte für Helmos keinen Unterschied, denn seine Miene war kälter als Stahl. Der Ehrenwerteste Hohe Magus wirkte unsicher, die Menge spannte sich in nervöser Erwartung an, erwartungsvoll, furchtsam, auf eine unangenehme Szene hoffend.

Wieder kniete Dagnarus nieder. Er hob den Kopf und blickte zu seinem Halbbruder auf.

»Helmos, ich bitte dich um deinen Segen, denn ich werde diese Zeremonie nicht fortsetzen, bis du ihn mir gewährst.«

Dagnarus war edel, schön, demütig, ernst und feierlich.

Helmos war gerührt; er konnte nicht anders. Er zögerte, als dächte er wirklich daran, Dagnarus seinen Segen zu verweigern, und musterte seinen Bruder forschend, als wollte er ihm bis in die Tiefe seiner Seele schauen. Dagnarus begegnete diesem Blick ruhig.

Gareth, der wusste, dass all das gespielt war, der wusste, dass Dagnarus insgeheim über Helmos lachte, wand sich auf seinem Platz und schlug die Hände vor die Augen, weil er nicht mehr sehen wollte, wie Dagnarus den Kronprinzen zum Narren hielt.

»Verweigere ihm den Segen!«, betete Gareth, aber er wusste, dass Helmos das nicht tun würde, dass er so gebannt von Dagnarus war wie die Maus von der Schlange.

»Ich gebe dir meinen Segen, Bruder«, sagte Helmos schließlich, und alle in der Menge holten ihre Taschentücher hervor und betupften sich die Augen.

Gareth seufzte und hob den Kopf.

Als Letztes ging Dagnarus zu seiner Mutter, die aufsprang, sich auf ihn stürzte und ihn weinend umarmte, bis er ein wenig gereizt reagierte, ihre Arme von seinem Hals löste und die schluchzende Emillia wieder ihren Damen übergab.

Schließlich wandte er den Blick noch einmal der Menge zu. Er sah direkt zu Valura hin, sah sie so deutlich an, dass Gareth wusste, dass ihre Liebe für alle Anwesenden vollkommen offensichtlich wurde und Silwyth auf Elfisch murmelte: »Tut ihr das nicht an, Euer Hoheit.«

Gareth konnte Lady Valura nicht sehen, denn sie hatte Schutz zwischen ihren Dienerinnen gesucht.

Endlich wandte Dagnarus den Blick ab und nahm seinen Platz am Altar ein.

»Ich bin bereit, Ehrenwertester Magus«, sagte er, und seine Stimme war eine Hymne auf seinen Sieg.

Die Zeremonie ging weiter, wie sie auch bei Helmos durchgeführt worden war; das Altartuch wurde entfernt, der Hohe Magus setzte sich auf seinen Stuhl. Man legte die Pergamentrolle vor ihm auf den Altar, zusammen mit dem Pinsel und dem Krug mit Lammblut. Er war bereit, den Willen der Götter zu vernehmen und den Titel aufzuschreiben, den Dagnarus von nun an als Paladin tragen würde.

»Lasst das Wunder der Verwandlung beginnen«, verkündete der Hohe Magus.

Dagnarus kniete vor dem Altar nieder. König Tamaros trat vor, legte beide Hände auf den gesenkten Kopf seines Sohnes und flehte die Götter an, diesem Kandidaten die Weisheit und die Macht eines Paladin zu verleihen.

»Bist du bereit, Dagnarus, Sohn des Tamaros, dein Leben dem Dienst an anderen zu weihen? Bist du bereit, dieses Leben, wenn es nötig wird, auch zu opfern, um andere zu retten?«

»Wenn die Götter es wollen, ja«, erwiderte Dagnarus.

Tamaros trat vom Altar zurück.

Dagnarus drehte sich um, wieder zu den Zuschauern hin. Er verschränkte die Arme vor der Brust, strahlte Selbstvertrauen, Ernst und Überzeugung aus. Gareth hielt den Atem an; er

wartete darauf, dass Dagnarus schmerzlich das Gesicht verzog, wenn die Verwandlung begann.

Dagnarus stand still, den Kopf gesenkt.

Nichts geschah.

Er stand noch länger still. Es geschah immer noch nichts.

Die zehn Magier im Hintergrund wechselten rasche, unsichere Blicke. Die Paladine starrten geradeaus, mit starren Mienen, obwohl man hier und da einen Kiefermuskel zucken sehen konnte. König Tamaros runzelte die Stirn. Er packte die Armlehnen seines Stuhls fester. Dann warf er dem Ehrenwertesten Hohen Magus einen zornigen Blick zu.

Dieser wiederholte nervös und nicht sonderlich überzeugt: »Lasst das Wunder der Verwandlung beginnen.«

Aber es begann nicht. Nichts begann, überhaupt nichts.

Dagnarus stand vor dem Altar, vor dem Volk von Vinnengael, und nichts geschah mit ihm. Der wichtigste Schauspieler in diesem Stück hatte den Text vergessen. Der wichtigste Schauspieler wurde von den Göttern an die Wand gespielt. Die Verwandlung wurde ihm verweigert.

Ein leises Murmeln erklang aus dem Publikum. König Tamaros war rot vor Zorn. Helmos warf seinem Bruder einen mitleidigen Blick zu. Dann hörte man, wie Königin Emillia mit schriller Stimme rief: »Was ist denn los? Ich verstehe das nicht!«

Dagnarus hob den Kopf. Er war wütend. Sein Zorn strömte von ihm aus, drehte sich wie ein Wirbelsturm. Gareth spürte die Wucht dieses Zorns, die ihn auf seinen Sitz zurückdrückte. Er war nicht allein. Überall im Tempel keuchten die Leute, Kinder begannen zu weinen, die Altarkerzen flackerten.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus kam auf die Beine. Seine Miene war ernst und streng. Noch nie zuvor war so etwas geschehen. Reinholt sah den König entschuldigend an. Tamaros warf dem Ehrenwertesten Hohen Magus einen

wütenden Blick zu, aber Reinholt konnte nichts tun, und der König wusste das. Die Götter hatten gesprochen.

»Es tut mir sehr Leid, Prinz Dagnarus«, sagte der Ehrenwerteste Hohe Magus, »aber es scheint, dass die Götter Eure Kandidatur zurückgewiesen haben.«

Dagnarus ließ die Arme an die Seite sinken. Er ballte die Fäuste. Er bebte vor Zorn und Enttäuschung, und sein Gesicht war dunkelrot. Er biss sich auf die Lippen, so fest, dass ihm Blut übers Kinn lief. Man hatte ihm nicht nur seinen Herzenswunsch verweigert, man hatte ihn vor dem gesamten Königreich gedemütigt, vor seinem Vater und seiner Mutter, vor Valura, vor seinem Bruder.

»Nein!«, schrie Dagnarus, und sein Schrei wurde zu einem Gellen. »Nein!« Dann drehte er sich um und schlug mit der Faust auf den Altar. »Die Götter sollen verflucht sein! Ich werde bekommen, was ich will!«

Bis ins Innerste seines Wesens erschüttert von diesem Sakrileg, streckte der Hohe Magus die Hand aus, um den Prinzen festzuhalten, um ihn zu ermahnen. Aber dann zog Reinholt mit einem Schmerzensschrei die Hand wieder zurück, als hätte er sie sich verbrannt.

Dagnarus ging in Flammen auf.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus taumelte entsetzt rückwärts. Die Paladine starrten Dagnarus erschüttert und erschrocken an. Verzweifelt sprang König Tamaros von seinem Stuhl auf und lief auf seinen Sohn zu, hatte offensichtlich vor, die Flammen mit bloßen Händen zu ersticken.

»Zurück!«, rief der Hohe Magus mit schrecklicher Stimme. »Dies ist der Wille der Götter! Wir dürfen uns nicht einmischen!«

Helmos packte seinen Vater und hielt ihn zurück. Tamaros brach in den Armen seines Sohnes zusammen wie ein Spielzeug und konnte sich nicht mehr rühren. Königin Emillia

schrie wieder und wieder, immer denselben Ton, wie ein Kaninchen, das von einem Fuchs zerrissen wird.

Auf Helmos' Befehl hin halfen die Paladine dem erschütterten König. Sie nahmen ihn aus Helmos' Armen und halfen ihm zurück zum Thron.

Mit einem grimmigen, trotzigen Blick zum Hohen Magus eilte Helmos nun selbst zu Dagnarus, bereit, sein Leben zu wagen, um seinen Bruder zu retten. Er konnte ihm nicht nahe genug kommen; die Hitze des inneren Feuers, das Dagnarus' Körper verschlang, trieb ihn zurück.

Die Flammen umwirbelten Dagnarus. Man konnte sehen, wie seine Haut, schwarz und verkohlt, in der Hitze schrumpfte. Seit dem letzten trotzigen »Nein!« hatte er nichts mehr gesagt. Er hatte nicht aufgeschrien. Seine Glieder krümmten sich in entsetzlicher Qual, aber er gab keinen Laut von sich.

Ein paar Zuschauer gerieten in Panik und flohen schreiend aus dem Gebäude. Andere saßen wie vom Donner gerührt still und folgten dem schrecklichen Spektakel fasziniert.

Ein herzzerreißender Schrei war von Valura gekommen, aber dann hatte sie geschwiegen. Dem Schrei nach zu schließen, der aus der Tiefe ihres Herzens gedrungen war, hätte sie genauso gut tot sein können.

Gareth war entsetzt, konnte sich nicht regen, nicht sprechen. Er konnte nicht Atem holen, und als er sich an sein Gebet erinnerte, dachte er, dass er nun vielleicht zusammen mit seinem Prinzen sterben würde. Er kämpfte nicht gegen dieses Schicksal an; er wollte nicht weiterleben. Die Qual der Schuld und des Wissens, dass nun herauskommen würde, wie tief er in diese schreckliche Tragödie verstrickt war, ließen ihm den Tod vergleichsweise angenehm erscheinen.

Die Flammen erstarben ganz plötzlich, als wären sie von einer kalten Windbö ausgeblasen worden. Eine verkohlte Masse, die nicht einmal mehr als Mensch zu erkennen gewesen

wäre, lag vor dem Altar. Die Magier und die Paladine starrten sie entsetzt an. Reinholt griff nach dem Altartuch, weil er die Leiche bedecken wollte. Er machte einen Schritt vorwärts, nur um dann wieder entsetzt zurückzuweichen.

Die verkohlte Masse hatte begonnen, sich zu bewegen. Arme wurden ausgestreckt. Der Kopf hob sich vom Boden. Der Körper, der verrenkt und verbrannt gewesen war, begann sich aufzurichten.

Die Magier schnappten nach Luft und flehten die Götter um Gnade an.

Schwärze nahm Gestalt an: Brustharnisch, Beinschienen, Armschützer, Handschuhe. Die Rüstung glitzerte im Licht, ein schwarzer Panzer mit Sehnen und Blutgefäßen, deutlich sichtbar vor Knochen und Muskeln aus schwarzem Stahl.

Die zehn Hohen Magier drängten sich zusammen wie Hühner bei einem Gewitter. Die Paladine erinnerten sich an ihre Pflichten und beeilten sich, den König und Helmos vor dieser Erscheinung zu schützen. Es war so still, als wären die Zuschauer dieses entsetzlichen Spektakels zu Stein geworden.

Die Gestalt in der schwarzen Rüstung erhob sich nun zu ihrer vollen Größe. Sie sah scheinbar verblüfft ihre Hände und Arme an, ihr Gesicht – bedeckt mit einem schwarzen Helm, der die Züge eines reißenden Wolfs trug –, wandte sich von links nach rechts. Sie bog die Finger. Prüfend machte sie einen oder zwei Schritte. Sie zog das schimmernde schwarze Schwert aus der Scheide und schwang es mehrmals hin und her, prüfte seine Kraft, seine Biegsamkeit. Und die ganze Zeit über musste sie sich wohl fragen, zweifeln und am Ende verstehen und akzeptieren. Triumphieren.

Sie wandte sich den Zuschauern zu und hob das Visier ihres Helms. Es war das Gesicht von Prinz Dagnarus, bleich, aber immer noch schön, die Augen dunkel von der Erinnerung an den Schmerz und glitzernd im Siegesrausch. Gareth traten

Tränen in die Augen, und er wusste nicht, ob es Tränen der Freude oder bitteren Kummers waren. Er wusste nicht, ob er den Göttern danken oder sie verfluchen sollte. Ungeduldig wischte er die Tränen weg und zuckte zusammen, als sich eine kalte Hand um seinen Unterarm krallte.

»Passt auf!«, flüsterte Silwyth. »Haltet Euch bereit. Zumindest, falls Ihr immer noch treu zu ihm steht.«

Gareth verstand. Er würde eine Entscheidung treffen müssen. Aber für ihn gab es keine Frage. Er hatte diese Entscheidung schon vor langer Zeit getroffen, als er im Spielzimmer geblieben war, um der Prügelknabe des Prinzen zu werden.

Dagnarus lächelte – ein spöttisches Lächeln – und wandte sich, die Hand immer noch am Schwertgriff, seinem Vater zu, um sich vor ihm zu verbeugen.

Tamaros saß zusammengesunken auf dem Thron. Er regte sich nicht, er sagte kein Wort. Seine Haut war aschgrau, und er hatte die Augen weit aufgerissen. Diese Augen waren das einzig Lebendige an ihm. Der Rest hätte zu einer Leiche gehören können. Sein rechter Mundwinkel hing schlaff herab, seine rechte Hand war von der Armlehne gerutscht, und der Arm baumelte an seiner Seite.

»Vater.« Dagnarus winkte grüßend mit der behandschuhten Hand. »Es sieht so aus, als hättest du nun einen Sohn, der am Tag regieren kann, und einen, der die Nacht beherrscht.«

Tamaros rührte sich nicht. Er versuchte, etwas zu sagen, aber der einzige Laut, der sich seinem erschütterten Körper entrang, war ein gutturaler Schrei wie der eines Tieres, das von einem Pfeil getroffen wurde.

Dagnarus warf ihm einen angewiderten Blick zu, dann drehte er sich zu seiner Mutter um. »Nun, Mutter, das hast du doch immer gewollt. Bist du stolz auf deinen Sohn?«

Emillia starrte ihn an und blinzelte. Der Schock hatte ihren Geist endgültig aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie hatte

keine Ahnung, was geschehen war. Sie wusste nur, dass sie gesehen hatte, wie ihr Sohn starb, und nun war er am Leben. Sie gab ein zwitscherndes, glucksendes Lachen von sich und streckte die Hand aus, um die schwarze Rüstung zu berühren.

»Du bist jetzt ein Paladin, mein Sohn. Und eines Tages wirst du König sein. Ich habe es immer gewusst. Wie elegant du aussiehst.«

Ihre Damen keuchten entsetzt auf und versuchten, sie zum Schweigen zu bewegen.

Dagnarus sah seine Mutter voller Verachtung an. Er schlug ihre Hand beiseite, drehte sich auf dem Absatz um und wandte seinem Vater und seinem Bruder den Rücken zu.

»Und was haben die Götter dazu zu sagen?«, fragte er den Ehrenwertesten Hohen Magus mit höhnischem Lächeln. Er zeigte auf das Pergament. »Ich bin Paladin. Paladin von was?«

Reinholt starrte Dagnarus an, als spräche dieser eine unbekannte Sprache. Dann fasste sich der Magus und schaute auf das Pergament, das auf dem Altar lag. Er streckte eine zitternde Hand aus, um es hochzuheben und es den Zeugen zu zeigen.

Das Pergament war voller Blut.

Als Dagnarus mit der Faust auf den Altar geschlagen hatte, war der Krug mit dem Lammblut umgefallen und das Blut auf das Pergament geflossen. Aber jene, die in der Nähe standen, konnten sehen, dass sich eine Schrift auf dem Pergament abzeichnete, Buchstaben in Schwarz, wie mit Flammen geschrieben.

»Paladin der Leere«, las der Ehrenwerteste Hohe Magus. Er ließ das Pergament auf den Altar fallen, als hätte es ihm die Finger verbrannt.

Selbst Dagnarus schien einen Augenblick lang erschüttert zu sein. Er wurde beinahe so bleich wie sein vom Schlag getroffener Vater, und er krampfte die Hand fest um den

Schwertgriff. Er stand schweigend da und holte erschaudernd tief Luft. Einen flüchtigen Moment lang war er wieder das Kind, an das Gareth sich erinnern konnte: ungeliebt, einsam, verlassen. Gareth wäre nicht überrascht gewesen – er erwartete es sogar halb –, wenn Dagnarus plötzlich zusammengebrochen wäre, sich zu den Füßen seines Vaters niedergeworfen und um Verzeihung gefleht hätte. Aber Ehrgeiz, schwarz wie die Rüstung, und Stolz, so hart und kalt wie ihre glitzernde Oberfläche, umgaben den jungen Prinzen. Er hob den Kopf, und seine Augen blitzten.

»Verflucht sollt Ihr sein!«, sagte er zu dem Magus. Mit einer weit ausholenden Geste zeigte er auf alle im Tempel Versammelten. »Verflucht sollt ihr alle sein! Und denkt daran – eines Tages werde ich über euch herrschen!«

Helmos hatte sich um seinen Vater bemüht, hatte sich über ihn gebeugt, seine eiskalte Hand gerieben, ihn gefragt, ob er Schmerzen hatte. Helmos hatte sich bis zu dieser Äußerung kaum um seinen Bruder gekümmert. Nun begriff er mit einer Klarheit, die nur von den Göttern kommen konnte, was Dagnarus vorhatte, und sah die Gefahr voraus.

»Packt ihn!«, rief er. »Haltet ihn fest! Tötet ihn, wenn es notwendig ist!«

Die Paladine, angeführt von Lord Mabreton, zogen ihre Schwerter und kamen näher. Dagnarus wich gegen den Altar zurück. Er mochte ein erfahrener Kämpfer sein, aber er war dennoch geschwächt von den schrecklichen Ereignissen und hatte keine Hoffnung, gegen alle bestehen zu können, nicht zu reden von den Kriegsmagiern, die sich ebenfalls näherten, um gegen diesen eingeschworenen Anhänger der Leere vorzugehen.

Zumindest würde Dagnarus nicht allein untergehen. Gareth, der dankbar war, endlich etwas tun zu können, stieg auf das Podest, um sich zu seinem Prinzen zu gesellen, einen Zauber

auf den Lippen, der Feuer und Zerstörung auf die Gegner herabbeschwören würde. Silwyth hatte das Schwert gezogen und eilte sich, Gareth zu folgen.

»Haltet ein!«

Das war die Stimme des Königs, kaum zu erkennen, aber laut genug, um über das Klirren von Metall und die Schritte hinwegzutönen.

Die Götter allein mochten wissen, wie es Tamaros gelungen war, von seinem Thron aufzustehen. Schwankend streckte er nun die linke Hand aus.

»Tut ihm nichts!«, befahl er, seine Stimme nur mehr ein heiseres Krächzen. »Es ist mein Fehler. Lasst ihn gehen.«

Dann brach Tamaros zusammen, sackte zu Boden. Seine Krone fiel ihm vom Kopf, rollte über das Podest und kam in einer Pfütze aus Lammblut vor Dagnarus' Füßen zum Liegen.

Helmos sah das nicht; er hatte sich vorgebeugt, um seinem Vater zu helfen. Die Paladine jedoch sahen es, ebenso wie die Ehrenwerten Magier. Sie brauchten keine Orks, um das schreckliche Vorzeichen zu deuten. Die Paladine hatten die Schwerter gezückt, schlugen aber nicht zu. Noch war Tamaros König. Er hatte einen Befehl gegeben, und sie mussten gehorchen.

Dagnarus griff nach der Krone. Er hielt sie in der Hand, und das Fackellicht brachte sie zum Glitzern. Ohne einen Blick auf die Paladine zu werfen, ging er an ihnen vorbei und warf Helmos die Krone zu.

»Halte sie für mich warm, Bruder«, sagte er.

Dann sprang er mit wolfshafter Anmut vom Podest zur Hauptebene des Amphitheaters. Gareth und Silwyth folgten ihm; der Elf gab ihm Rückendeckung. Die Paladine blieben, wo sie waren, und zuckten wie Hunde, die ihr Wild riechen, aber von ihren Herren an der Leine gehalten werden.

Dagnarus ging zu Valura. Sie hatte nach diesem einen herzzerreißenden Schrei, als sie glaubte, dass ihr Geliebter von den Flammen verzehrt wurde, keinen Laut mehr von sich gegeben. Nun blickte sie zu ihm auf, so bleich und schön wie eine Lilie. Dagnarus streckte eine schwarz behandschuhte Hand aus.

»Wenn ich der Herr der Leere bin, wirst du an meiner Seite stehen?«, fragte er.

Valura zögerte nur kurz. Sie warf einen Blick an Dagnarus vorbei zu ihrem Mann, dann ignorierte sie die entsetzten Schreie ihrer Frauen und reichte Dagnarus die Hand. Sie drehte ihrem Mann den Rücken zu und begleitete Dagnarus zum Hauptgang. Die beiden schritten mit seltsamer, schrecklicher Majestät auf das riesige Doppeltor zu. Gareth und Silwyth folgten ihnen, der Elf immer noch wachsam.

»Dagnarus!«, rief Helmos. Seine Stimme hallte durch das gesamte Amphitheater des Tempels. »Dagnarus, mein Bruder, ich gebe dir eine letzte Gelegenheit, dich zu retten. Schwöre dem Bösen ab, das dich umschlungen hat. Unser Vater befiehlt uns, dass wir dich verschonen sollen, und wir werden ihm gehorchen. Er liebt dich, Dagnarus. Um unseres Vaters willen, kehre um!«

Dagnarus drehte sich tatsächlich um, aber voller Trotz.

»Die Leere möge dich verschlingen, Bruder«, rief er laut. »Und unseren Vater mit dir.«

Der König ist tot, es lebe der König

Dagnarus' Pferd, festlich geschmückt und mit in Mähne und Schweif geflochtenen Rosen, stand vor dem Tempel. Ein Mann, dem sein Heldentum in der Schlacht diese Ehre eingebracht hatte, hielt die Zügel des Tieres. Das Pferd sollte den neu bestätigten Paladin im Triumph zum Schloss zurücktragen. Die Königliche Wache bildete einen Ring um das Tier und schützte es vor neugierigen Zuschauern, denen es nicht gelungen war, sich in den Tempel zu quetschen und die nun hier warteten, um dem neuen Paladin zuzujubeln.

Die Menge war lebhaft und übermütig; sie hätten genauso gut darauf warten können, dass ein Rummelplatz geöffnet wurde.

Viele hatten Wein mitgebracht, um ihren Durst zu löschen. Eine Gruppe hatte ihren eigenen Bänkelsänger dabei, der ein Lied zu Dagnarus' Ehre verfasst hatte und der es nun zum sechzehnten Mal zu großem Beifall und ununterbrochenem Münzenregen sang. Eine Gruppe von Kindern begann zu tanzen, während etliche Orks ein paar gutgläubigen Menschen beibrachten, wie man ein ganz einfaches Spiel mit drei Muscheln und einer Erbse spielt.

Flüstern, dass etwas schief gegangen war, entwich den Tempeltoren wie große Fledermäuse, Schatten fielen auf die Menge, brachten den Sänger zum Schweigen und machten dem Tanz ein Ende. Die Tempeltore standen offen, damit so viele Zuschauer wie möglich noch etwas sehen und hören konnten. Nun berichteten jene, die sich an den Toren drängten, den anderen, was geschehen war. Die, die hinter ihnen standen, gaben die Worte an ihre Nachbarn weiter.

»Die Leere… die Leere… die Leere…«, lautete dieses Flüstern, das allen schockierte Blicke und Keuchen und ungläubige Proteste entlockte.

Die Menge drängte vorwärts, weil allen zur selben Zeit das Gleiche einfiel: dass sie sich hineindrängeln mussten, um zu sehen, was wirklich los war. Die Soldaten, die die Tempeltore bewachten, reagierten schnell. Sie zwangen die Menge zurück, aber auch die Soldaten hatten die Gerüchte vernommen und schauten beunruhigt drein und warfen häufiger Blicke zu ihren Offizieren hin.

»Los, findet heraus, was passiert ist«, befahl Hauptmann Argot, aber in diesem Augenblick erhielt er seine Antwort auch schon.

Dagnarus stand oben auf der Tempeltreppe. Das Sonnenlicht fiel auf die schwarze Rüstung, und sie glitzerte in Unmengen dunkler, unheimlicher Regenbogenfarben. Er hatte das Visier gehoben, sah sich rasch um und blieb am Ende der Treppe stehen, um sich einen Überblick über die Situation zu verschaffen. Er ignorierte die unruhige Menge, ignorierte die erschrockenen Soldaten. Sie hätten ebenso gut Insekten sein können. Er hätte sie zerdrücken können, wenn sie ihn ärgerten.

Er drehte sich herum, sagte etwas zu Silwyth, machte eine Geste. Der Elf nickte. Zufrieden, dass sein Befehl befolgt würde, schritt Dagnarus majestätisch die Treppe hinab, Valura an seiner Seite, die sich fest an seine Hand klammerte. Niemand unternahm den Versuch, sie aufzuhalten. Die Menge und die Soldaten wichen vor ihnen zurück. Eltern hoben weinende Kinder hoch und hielten ihnen die Augen zu. Die Orks machten das Zeichen zur Abwehr des Bösen, als Dagnarus an ihnen vorbeiging.

Der Mann, der Dagnarus' Pferd hielt, hielt stand, bis die Erscheinung in der schwarzen Rüstung ganz nahe war. Dann konnte er es nicht mehr ertragen. Er rannte davon und riskierte

lieber, für die Befehlsverweigerung bestraft zu werden, als seine Seele an diesen Dämonenprinzen zu verlieren.

Das Pferd des Prinzen war gut ausgebildet und rührte sich nicht von der Stelle. Welche Farbe die Rüstung seines Herrn hatte, interessierte das Tier nicht; die Aufregung, die Angst und die Spannung erinnerten es ans Schlachtfeld. Das Pferd sah Dagnarus an und schüttelte die Mähne, als wollte es ungeduldig sagen: »Bringen wir es hinter uns!«

Dagnarus hielt inne, um dem Tier den Hals zu streicheln. »Auch du stehst treu zu mir«, sagte er leise und gerührt. »Das werde ich nicht vergessen.«

Dann hob er Valura hoch und setzte sie aufs Pferd. Mit geschmeidigen Bewegungen, als wäre die Rüstung nur eine glatte schwarze Schicht auf seiner Haut und kein Metall, stieg er dann selbst in den Sattel. Silwyth hatte sich das Pferd eines Soldaten für sich und Gareth genommen, der nun hinter dem Elf saß, die Arme um Silwyths schlanke Taille geschlungen.

Aus dem Tempel erscholl ein Jammern und ein Aufschrei, gefolgt von einem Ruf aus vielen Kehlen: »Der König ist tot!«

Hauptmann Argot hörte den Schrei. Er schaute erst zum Tempel hin, dann wieder zu Dagnarus, der sich im Sattel zurechtsetzte. Argot spornte sein Pferd an. Er streckte der. Arm aus und packte die Zügel von Dagnarus' Pferd.

Dagnarus schaute den Mann an, der seit seiner Kindheit sein Freund und Mentor gewesen war, ein treuer Soldat und Kamerad. Der Hauptmann sah den Mann an, den er mehr bewundert hatte als alle anderen.

»Steigt ab, Herr«, sagte er. »Ihr steht unter Arrest.«

Dagnarus rührte sich nicht. Er legte die Hand auf den Hals des Pferdes und beruhigte damit das Tier, das ungeduldig zu tänzeln begonnen hatte.

»Wem haltet Ihr die Treue, Hauptmann?«, fragte Dagnarus.

»Meinem König«, entgegnete Argot, der bleich geworden war.

»Das ist nun wohl Helmos«, meinte Dagnarus trocken.

»Ja, Herr«, erwiderte Argot.

Dagnarus ließ die Hand zum Schwertgriff sinken. »Ihr habt mir beigebracht, wie man das hier benutzt, Hauptmann. Zwingt mich nicht, Euch nun damit zu töten.«

»Ihr werdet tun, was Ihr tun müsst, Herr«, meinte Argot mit fester Stimme. »Ebenso wie ich.«

»Verflucht sollst du sein, verräterischer Bastard«, sagte Dagnarus zornig und zog sein Schwert.

Die Leutnants und Fußsoldaten, von der Tapferkeit ihres Hauptmanns beschämt, drängten sich vor, um Argot zur Seite zu stehen. Ein Ring aus Stahl umgab Dagnarus und seine Gefährten. Dagnarus, hundert zu eins unterlegen, zögerte.

»Hab keine Angst um mich, Liebster!«, rief Valura laut und zog die Arme von Dagnarus' Taille zurück. »Schlag sie nieder!«

»Lasst ihn gehen, Hauptmann! Das ist ein Befehl!«

Argot blickte verblüfft auf.

Helmos stand oben auf der Tempeltreppe. »Lasst sie alle gehen. Dies war der letzte Befehl meines Vaters, und ich werde ihn in Ehren halten. Niemand soll Hand an meinen Bruder oder an jene legen, die sich dafür entscheiden, ihm zu folgen, so lange sie die Stadt verlassen. Aber wenn sie als allgemein bekannte Anhänger der Leere hierher zurückkehren, dann werden sie als Gesetzlose betrachtet und zum Tode verurteilt.«

Argot ließ den Blick nicht von Dagnarus weichen, und er zog die Hand auch nicht vom Zügel.

»Denkt doch nach, Euer Majestät!«, rief der Hauptmann. »Wir sollten ihn jetzt ergreifen, bevor seine Macht noch weiter wächst.«

»Ihr habt meinen Befehl gehört, Hauptmann«, sagte Helmos, und seine Stimme war streng, aber auch erfüllt von Trauer und Bedauern. »Ich bin jetzt Euer König, und Ihr werdet mir gehorchen.«

Langsam ließ Argot den Zügel los. »Macht Platz, Männer«, befahl er grimmig.

Dagnarus steckte sein Schwert in die Scheide zurück. Mit Unheil verkündenden Blicken wichen die Soldaten zurück. Dagnarus sagte etwas zu seinem Pferd und gab dem Tier die Sporen. Das Pferd sprang vorwärts. Menschen schrien entsetzt auf und flohen vor den Hufen. Silwyth und Gareth folgten, der Elf anmutig und unbeschwert im Sattel, der Magus verzweifelt an Silwyth geklammert.

Die Hufe schlugen laut auf die Pflastersteine, hallten in Herzen und Köpfen laut wider. Niemand regte sich, bis dieses Trommeln in der heißen, reglosen Luft verstummt war. Und dann sahen die Menschen, verstört und verblüfft von den Katastrophen, die sie miterlebt hatten, einander zweifelnd und ungläubig an.

Denn so lange sie sich erinnern konnten, war Tamaros König gewesen. Er war König gewesen, so lange sich ihre Väter und Großväter erinnern konnten. Einige waren zu der Ansicht gekommen, er werde wohl ewig König bleiben. Nun war er tot, und es fühlte sich so an, als hätte jemand die Krücken weggetreten, auf die diese armen Krüppel sich stützten. Am Morgen noch war das Leben sicher und in Ordnung gewesen. Nun war überhaupt nichts mehr sicher.

Sie schauten zu den Tempelstufen hin, zu ihrem neuen König, aber Helmos war nicht mehr zu sehen. Er war wieder hineingegangen, um sich um die Leiche seines Vaters zu kümmern. Unglücklich, ängstlich, traurig begann die Menge sich zu zerstreuen. Alle eilten zurück nach Hause, um dort ihre

Wertgegenstände einzuschließen und ihre Vorräte zu überprüfen, wie man es in Kriegszeiten tat.

»Das war ein Fehler«, erklärte Argot grimmig. »Ich bete zu den Göttern, dass Seine Majestät diese Entscheidung nicht noch bereuen wird.«

»Es war der letzte Befehl seines sterbenden Vaters«, meinte einer der Leutnants, der drinnen im Tempel Dienst getan hatte. »Ich habe den König deutlich gehört. Er hat befohlen, dass niemand Prinz Dagnarus etwas antun solle.«

»Ein Befehl, dem der neue König respektvoll widersprechen sollte. Tamaros ist tot!«, entgegnete Argot barsch und mit finsterer Miene. »Er hat die Sorgen dieser Welt hinter sich gelassen. Aber wir leben noch. Und merkt euch meine Worte – wir sind diejenigen, die leiden werden.«

Helmos kehrte zum Altar zurück. Ein paar Zuschauer saßen noch erschüttert auf ihren Plätzen im Tempel, zu erschrocken von dem, was sie gesehen hatten, um sich regen zu können. Ein paar andere warteten, beobachteten, hofften auf ein Wunder oder zumindest auf Trost. Aber die meisten waren gegangen, begierig, ihren Freunden und Bekannten zu erzählen, was sie gesehen hatten, und über ihren Schrecken und ihr Entsetzen zu sprechen.

Die Heilerin hatte mit der Leiche des Königs getan, was sie konnte; sie hatte ihm die ins Leere starrenden Augen geschlossen und eine vergebliche Anstrengung unternommen, die Grimasse zu glätten, zu der sich sein Gesicht verzerrt hatte. Die Paladine bildeten eine Ehrenwache um die Leiche und sahen nun Helmos fragend an.

Zunächst kümmerte er sich um die Königin, die immer noch anwesend war und darauf bestand, dass jemand Dagnarus ausrichten solle, dass sie sofort mit ihm sprechen wollte. Als

man sie vorsichtig darüber informierte, dass der König tot war, sagte sie spitz: »Er hat nur einen seiner Anfälle. Er wird bald wieder zu sich kommen. Wo ist mein Sohn? Warum kommt er nicht her?«

»Sie ist von Trauer überwältigt. Bringt sie zurück ins Schloss«, befahl Helmos und warf Emillia einen mitleidigen Blick zu. »Und gebt ihr ein wenig Mohnsaft, damit sie schlafen kann.«

Anna stand nun an der Seite ihres Mannes und legte den Arm um ihn. Ihr Gesicht war tränennass. »Es tut mir so Leid. Es tut mir so Leid.«

Er hielt sie fest, fand Trost in ihrer Liebe. Aber er konnte sich nicht lange seiner Trauer hingeben. Er war jetzt König. Die Menschen umdrängten ihn bereits, warteten darauf, sich mit Fragen auf ihn zu stürzen und Forderungen zu erheben. Als Erstes allerdings würde er sich von dem Toten verabschieden.

Helmos und Anna knieten sich neben die Leiche. Helmos nahm die bereits kalte Hand seines Vaters in die seine und betete laut, bat die Götter, seinen Vater zu segnen, ihn in ihr wunderbares Reich aufzunehmen, wo er bald mit der Frau vereint sein würde, die er nie aufgehört hatte zu lieben. Helmos legte die reglosen Hände seines Vaters auf dessen Brust.

Dann versuchte er, ein Gebet der Gnade und des Verzeihens für seinen Bruder zu sprechen, denn er wusste, dass Tamaros dies gewollt hätte. Aber die Worte wollten dem neuen König nicht über die Lippen kommen. Er konnte sie nicht einmal im Herzen sprechen, und dann verstand er, dass es die Götter selbst waren, die ihn davon abhielten. Sie würden sich nicht nur weigern, ihm eine Bitte zu gewähren, sie wollten sie nicht einmal hören.

Nachdem er seine Pflicht dem Toten gegenüber getan hatte, war es für Helmos an der Zeit, an die Lebenden zu denken. Er

kam auf die Beine und sah die Paladine an, die ihn in stillem Gebet umstanden.

»Wo ist Lord Mabreton?«, fragte Helmos.

»Er ist weg, Euer Majestät.«

»Weg. Was soll das heißen – weg?«, wollte Helmos wissen, obwohl er es erraten konnte.

»Er will seine Ehre rächen, Euer Majestät«, erklärte der Elf grimmig.

Helmos schaute ihn ernst an. »Ich habe befohlen, dass meinem Bruder kein Leid zugefügt wird.«

»Lord Mabreton ist nicht an die Gesetze eines menschlichen Königs gebunden, Herr«, erwiderte der Elf. »Der einzige Grund, warum er Prinz Dagnarus nicht direkt hier herausgefordert hat, besteht darin, dass dies ein heiliger Ort ist, an dem kein Blut vergossen werden darf.«

Helmos war insgeheim erleichtert. Er hatte einem unangenehmen Dilemma gegenübergestanden. Als nun öffentlich bekannter Anhänger der Leere konnte man seinem Bruder nicht gestatten, am Leben zu bleiben. Aber der letzte Wunsch seines Vaters hatte darin bestanden, dass dem Prinzen nichts geschehen dürfe. Nun sah es aus, als hätte man ihm dieses Problem abgenommen.

»Was wird aus Lady Valura?«, fragte er.

Die Miene des Elfen wurde noch grimmiger. »Man wird sie lebendig gefangen nehmen, sofern das möglich ist. Wenn sie noch irgendein Gefühl für Ehre hat, wird sie den Gemahl, dem sie Unrecht getan hat, um den Tod bitten. Diese Bitte wird man ihr zweifellos gewähren. Wenn sie dies nicht tut, wird Lord Mabreton sie nach Hause bringen, wo man sie ihren Eltern übergibt, über deren Haus sie Schande und Vernichtung gebracht hat. Ihr Mann darf allen Besitz ihrer Familie und deren Ländereien als Ausgleich für die Schande, die man ihm

angetan hat, für sich beanspruchen. Falls sie ihm Kinder geboren hat, wird er sie töten lassen.«

»Die Götter seien ihnen gnädig!«, rief Anna. »Es ist doch das Verbrechen ihrer Mutter! Sie sind unschuldig!«

»Das ist wahr, Euer Majestät«, sagte der Elfenlord und verbeugte sich. »Dennoch könnte Lord Mabreton nie sicher sein, ob es wirklich seine eigenen Kinder sind. Er würde es nicht riskieren, einem Bastard die Zukunft seines Hauses anzuvertrauen. Und wenn Euer Majestät mich nun entschuldigen – Lord Mabreton hat mich gebeten, dem Schild des Göttlichen von diesen traurigen Vorfällen zu berichten. Ich muss sofort gehen. Wenn die Götter es wollen, werde ich rechtzeitig zurückkehren, um an der Beisetzung Eures Vaters teilzunehmen.«

»Und was wird aus Silwyth?«, fragte Helmos, dem wieder eingefallen war, dass der elfische Kämmerer sich dafür entschieden hatte, sich Dagnarus anzuschließen.

»Ich bin nicht sicher, Euer Majestät.« Der elfische Lord war ein treuer Gefolgsmann des Schildes. Er wusste, dass Silwyth und seine Familie in der Gunst des Schilds standen, und er nahm an, dass man Silwyth als Spion des Schilds im königlichen Haushalt untergebracht hatte. Das konnte er dem neuen König gegenüber aber schlecht zugeben.

Der elfische Paladin war in der Tat zutiefst beunruhigt, denn zum ersten Mal in über hundert Jahren waren die menschlichen Königreiche von Vinnengael und der untergeordneten Staaten schwach und verwundbar. Der Elf mochte Helmos, aber er achtete ihn nicht, wie die Elfen Tamaros geachtet hatten. Helmos war ein Gelehrter, kein Herrscher. Spione informierten die Elfen über die Politik der Menschen; der Paladin nahm an, dass nun, da Tamaros tot war, das Königreich von Dunkarga, beherrscht von Dagnarus' Onkel, keinen Grund mehr hatte, loyal zu sein, und sich lossagen würde. Vielleicht würde

Dunkarga Vinnengael sogar den Krieg erklären. Der Elfenpaladin hätte sein gesamtes beträchtliches Vermögen darauf gesetzt, dass Dagnarus im Augenblick bereits auf dem Weg nach Dunkarga war.

Der Hauptmann der Menschenarmee hatte sich Helmos gegenüber als loyal erwiesen, aber Berichte kündeten davon, dass die Truppen sich, wenn es zum Kampf kam, wahrscheinlich auf Dagnarus' Seite schlagen würden. Das mochte sich nun ändern, nachdem Dagnarus als Anhänger der Leere erkannt war, aber vielleicht auch nicht. Man würde abwarten müssen.

Es würde also vieles davon abhängen, ob es Dagnarus gelang, Lord Mabretons Zorn zu entkommen oder nicht. Falls Dagnarus überlebte, hegte der Elf nicht den geringsten Zweifel, dass der neue Paladin der Leere sein Versprechen einlösen und versuchen würde, Herrscher von Vinnengael zu werden.

Und wenn dies geschah, dann würde Vinnengael eine Zeit des Bürgerkriegs drohen, und der Schild wäre dumm, nicht schnell zu handeln, um seinen Vorteil aus dem Tumult zu ziehen und sich umstrittene Grenzstädte anzueignen, vielleicht sogar ein wenig neues Gelände.

Als Paladin war der Elf dem Frieden verpflichtet. Als treuer Gefolgsmann des Schilds allerdings vielleicht auch dem Krieg. Er fragte sich selbst, wo er nun stand.

Helmos konnte die Gedanken des Elfen so klar lesen, als wären sie mit Tinte auf seine Stirn geschrieben. Helmos sah die Gefahr für sich selbst und für sein Volk. Wieder einmal hoffte er, dass ihm die Angelegenheit aus den Händen genommen würde.

»Was Silwyth angeht«, versuchte der Elf endlich, die Frage zu beantworten, die an ihn gerichtet worden war, »so wird der Schild über sein Verbrechen urteilen.«

»Welches Verbrechen?«, fragte Dunner barsch. Der Zwerg kam zu Helmos gestapft und baute sich vor ihm auf. »Ich bin nicht der Ansicht, dass Silwyth ein Verbrechen begangen hätte, außer einem Herrn treu zu bleiben, dem er seit zehn Jahren dient. Und worin besteht das Verbrechen von Prinz Dagnarus? Bisher hat er nichts getan, als sich in eine Frau von so unvergleichlicher Schönheit zu verlieben, dass es ein größeres Verbrechen wäre, sie nicht zu lieben.«

»Dagnarus hat sich zur Leere bekannt«, erwiderte Helmos.

»Die Leere!«, schnaubte Dunner. »Was hat das damit zu tun?«

Der Zwerg war aufgeregt, erschüttert, beunruhigt. Er bewunderte und liebte Dagnarus und konnte nicht begreifen, was mit dem Prinzen geschehen war. Dunner fragte sich, was das ganze Getöse sollte. Zwerge halten die Magie der Leere nicht für böse, wie es die Menschen tun. Sie haben recht pragmatische Ansichten darüber und sind bereit zuzugestehen, dass die Magie der Leere ihren Sinn und ihren Platz hat, ebenso wie die Nacht, ebenso wie der Tod.

»Er sollte nicht verbannt werden! Seine Finsternis lässt die Paladine nur umso heller strahlen«, beharrte der Zwerg.

»Seine Finsternis besudelt uns«, tadelte ihn Helmos kalt. »Und indem Ihr daran Anteil nehmt, erweist Ihr Euch als des Vertrauens nicht würdig, das mein Vater in Euch setzte.«

Dunner war beleidigt, zutiefst beleidigt. Er verbeugte sich steif, drehte sich um und ging ohne ein weiteres Wort davon.

Helmos begriff nicht, wie schwer die Wunde war, die er dem Zwerg geschlagen hatte, und vergaß seine unfreundlichen Worte angesichts der Fülle seiner anderen Sorgen, seiner Trauer, der Angst, der Scham. Die Nekromanten – jene Magier, die sich um die Toten kümmerten – kamen, um die Leiche seines Vaters wegzubringen, um sie mit verschiedenen Zaubern für die Aufbahrung und die Beisetzung vorzubereiten.

Helmos beobachtete sie, wie sie ihren Pflichten nachgingen, und sein Herz war schwer und wund. Er schämte sich seiner Gefühle, schämte sich, dass er keinen Schmerz über den Verlust seines geliebten Vaters empfand, sondern nur Zorn. Zorn auf seinen Vater, weil er seinen Sohn in einer solch schweren Zeit allein gelassen hatte, Zorn auf seinen Vater, weil im Grund er es gewesen war, der diesen neuen und schrecklichen Paladin der Leere geschaffen hatte.

Die Nekromanten fuhren mit ihrer Arbeit fort. Sie legten den Leichnam zurecht und bedeckten ihn mit einem goldenen Seidentuch. Es war Brauch, einen toten König in der Haupthalle des Palasts aufzubahren, damit alle ihm die letzte Ehre erweisen konnten. Die Nekromanten hoben Tamaros' Leichnam auf ihre Schultern und trugen den Toten mit feierlichen, gemessenen Schritten davon. Die menschlichen Paladine bildeten eine Ehrengarde, und die Prozession bahnte sich ihren traurigen Weg zur Halle der Nekromanten.

Plötzlich sah Helmos die Kerzenflammen größer werden, und der Steinaltar schien sich aufzulösen. Er schloss die Augen und streckte eine Hand aus, um sich zu stützen. Er konnte Annas Arme um sich spüren, hörte ihren Ruf nach Hilfe, aber ihre Stimme war weit entfernt und schien schwächer und schwächer zu werden.

Man half ihm zu einem Stuhl – dem Stuhl des Ehrenwertesten Hohen Magus neben dem Altar. Helmos sank darauf, drückte die Hand seiner Frau, drängte sie, sich keine Sorgen um ihn zu machen. Alles vor seinen Augen war rot, aber dann bemerkte er, dass er das blutdurchtränkte Pergament ansah, auf dem die Worte aus Feuer schwarz eingebrannt waren.

Angewidert wandte Helmos den Blick ab. Der Hohe Magus nahm das Dokument rasch weg und reichte es einem Untergebenen, der es widerwillig entgegennahm. Das

Dokument wurde weggebracht, um im Archiv der Tempelbibliothek aufbewahrt zu werden.

»Heilerin!«, rief Reinholt. »Kommt und helft Seiner Majestät!«

Der König schüttelte den Kopf. »Nein. Es war nur eine kurzfristige Schwäche. Es geht mir schon wieder besser. Und« – er seufzte tief – »ich habe viel zu tun. Meine Liebe«, wandte er sich an seine Frau, »du solltest zur Königin gehen. Sieh nach, ob wir irgendetwas tun können, um ihr ihr Los zu erleichtern.«

Anna betrachtete ihn besorgt. »Ich will dich nicht allein lassen, Liebster.«

»Es geht mir gut. Ich möchte einen Augenblick mit dem Hohen Magus sprechen. Geh zu Emillia. Nimm die Heilerin mit. Richte der Königin unser zutiefst empfundenes Beileid aus.«

Anna ging, aber nicht ohne sich noch mehrmals beunruhigt nach ihm umzusehen.

Als sie gegangen war und der König und der Magus allein waren, fragte Helmos leise: »Ist es falsch, Ehrenwertester Magus, mir zu wünschen, dass mein Bruder tot wäre?«

Reinholt dachte schweigend über die Antwort nach. Er wollte nicht lügen, aber er wollte Helmos auch trösten. »Die Götter wissen, was Ihr tun müsst, Euer Majestät, und warum es getan werden muss.«

Helmos zwang sich zu einem dünnen Lächeln. »Mit anderen Worten, die Götter haben mich vielleicht verflucht, aber ich muss es ertragen. Um meines Volkes willen muss mein Bruder sterben, und ich muss befehlen, dass er getötet wird.«

»Vielleicht wird der elfische Paladin…«, setzte der Ehrenwerteste Hohe Magus an, aber ohne viel Hoffnung.

Helmos schüttelte den Kopf. »Mein Bruder bezieht seine Kraft aus der Leere. Mit deren Hilfe hat er das Feuer vom

Himmel überstanden. Ich glaube nicht, dass ein einzelner Paladin ihn töten kann. Vielleicht könnten wir es nicht einmal alle zusammen zu Stande bringen. Dennoch müssen wird alles versuchen, falls er zurückkehren sollte.«

Reinholt antwortete nicht. Er hatte gesehen, wie die elfischen Paladine bedeutsame Blicke wechselten, bevor sie davoneilten, um in ihr Land zurückzukehren und dem Schild Bericht zu erstatten. Der Hohe Magus hatte gesehen, wie Dunner gekränkt und beleidigt davongegangen war. Die Reihen der Paladine waren gelichtet, sie waren gespalten, wie Tamaros den Stein der Könige gespalten hatte. Der Ehrenwerteste Hohe Magus selbst hatte die Leere in der Mitte des Steins erblickt. Er hatte den Blick abgewandt, aber ein anderer hatte das nicht getan. Dagnarus hatte sie ebenfalls gesehen und war davon angezogen worden. Die liebende, aber feste Hand seines Vaters hätte ihn retten können, wäre er zur Stelle gewesen, um ihn vor der Gefahr zu warnen und ihn zurückzureißen. Aber das war nicht geschehen.

Dennoch, vielleicht gab es doch so etwas wie Trost.

»Euer Vater hat sein Bestes getan, Euer Majestät«, sagte Reinholt. »Er hat das getan, was er für richtig hielt. Macht nicht den Fehler zu glauben, dass diese Tragödie die Schuld Eures Vaters ist. Er dachte nur daran, edel und großzügig zu seinem jüngeren Sohn zu sein. Dagnarus nahm diese edle, großzügige Geste und hat sie besudelt. Ich bezweifle nicht, dass der junge Gareth – die Götter mögen ihm gnädig sein – den Geheimhaltungseid gebrochen hat, den die Magier schwören, und Dagnarus das Wesen der Sieben Prüfungen enthüllte. So wusste Euer Bruder im Voraus, wie er reagieren, wie er sich verhalten musste, um uns zu beeindrucken. Sein Leben ist vertan, Euer Majestät. Die Götter selbst haben ihn zum Tode verurteilt, und in der Tat haben sie versucht, ihn mit ihrem Feuer zu vernichten. Mit Hilfe der Leere hat er überlebt.

Wenn Ihr ihn tötet, seid Ihr so unschuldig an dieser Tat wie der Scharfrichter, der dem Gesetz des Königs Genüge tut.«

Ein Magus erschien im Hintergrund und wartete, weil er sich nicht in das Gespräch einmischen wollte.

Als Reinholt den Mann bemerkte, winkte er ihn zu sich. »Euer Majestät, hier ist der Mann, den ich ausgeschickt habe, um ein paar Dinge für mich herauszufinden. Es interessiert Euch vielleicht, was er zu berichten hat.«

»Lasst ihn näher treten«, sagte der König.

Der Magus verbeugte sich vor dem König. Mit ausgesprochen ernster Miene sagte er: »Wie Ihr befürchtet hattet, Hoher Magus, ist die uralte Kammer, die der Leere geweiht und viele Jahre verschlossen und verlassen war, vor kurzem wieder geöffnet worden.«

Reinholt schüttelte den Kopf.

»Hoher Magus, Euer Majestät, ich wünschte, ich müsste Euch dies nicht berichten, aber… wir fanden Blut auf dem Altar.«

Helmos hob erschrocken den Kopf. »Blut! Ein Tier…«

Der Hohe Magus seufzte tief. »Ich glaube nicht, Euer Majestät. Wenn meine Befürchtungen sich als wahr erweisen, könnte das erklären, wie es Eurem Bruder gelungen ist, das Feuer zu überstehen. Aber ich möchte nicht mehr sagen, solange ich keine weiteren Beweise habe.«

»Teilt mir zumindest mit, was Ihr befürchtet«, bat Helmos.

Reinholt zögerte. »Ich möchte Euch nicht noch mehr Schmerz bereiten, Euer Majestät. Und es mag sein, dass das, was ich befürchte, nicht geschehen ist – «

»Ich muss es wissen, Hoher Magus«, beharrte Helmos. »Wenn ich mit Dagnarus fertig werden soll.« Er lächelte traurig. »Was den Schmerz angeht, so glaube ich nicht, dass es möglich ist, mir noch mehr wehzutun, selbst wenn Ihr mit Pfeilen mit Widerhaken nach mir schießen würdet.«

»Also gut. Es könnte sein, Euer Majestät, dass Prinz Dagnarus sich einen Gegenstand verschafft hat, der als der Dolch der Vrykyl bekannt ist, einen Gegenstand, der von der Leere geschaffen wurde. Dieser magische Dolch hat, wenn er von einer Person benutzt wird, die sich der Leere geweiht hat, die Macht, die Lebensessenz eines Opfers zu rauben und diese Essenz jenem zu geben, der den Dolch benutzt.«

»Mögen die Götter uns gnädig sein!«, rief Helmos, der wieder bleich geworden war.

»Zusätzlich dazu, Euer Majestät«, fuhr der Hohe Magus fort, »hat der Dolch, der das Opfer tötet, auch die Macht, es wiederzubeleben. Es gab einen unter uns, einen alten Mann namens Zober, den wir in Verdacht hatten, einen solchen Dolch gefunden und mitgenommen zu haben, ehe wir ihn aufhalten konnten.«

»Ein von der Leere hervorgebrachter Dolch?«, wiederholte Helmos. »Wie sollte Dagnarus sich so etwas beschaffen können? Woher wusste er auch nur, dass dieser Dolch existierte?«

»Wir hatten angenommen, dass Zober tot war oder sich zumindest in einem fernen Land befand«, sagte der Ehrenwerteste Hohe Magus. »Wir hätten mehr unternehmen sollen, um ihn zu finden, um festzustellen, wo er sich aufhält, aber damals nahmen wir an, dass er nur ein Anbeter der Leere sei. Wir hatten keine Beweise. Aber nun denke ich, dass Gareth Zober begegnet sein und den Dolch von ihm erhalten haben muss. Wie alle Artefakte der Leere wird der Dolch nur zu begierig darauf gewartet haben, dass man ihn findet.«

»Wo hat sich dieser Zober eine solch gefährliche Waffe beschaffen können?«, wollte Helmos wissen. Er sah den Hohen Magus forschend an. »Woher wusste er davon?«

»Er hat vermutlich in der Bibliothek Hinweise darauf gefunden, Euer Majestät.«

»Solches Wissen sollte weggeschlossen und geheim gehalten werden.«

»Wissen ist ein zweischneidiges Schwert, Euer Majestät«, tadelte der Ehrenwerteste Hohe Magus sanft. »Vieles, was zum Guten genutzt werden kann, kann auch bösen Zwecken dienlich gemacht werden. So lindert der Mohnsaft Schmerzen, aber wenn er in großen Mengen eingenommen wird, kann er den Betreffenden in einen tiefen Schlaf fallen lassen, aus dem er nie wieder erwacht. Würdet Ihr denn wollen, dass wir all unsere Bücher und Manuskripte wegschließen?«

»Nicht alle«, entgegnete Helmos scharf. »Aber es scheint mir nur logisch, dass Ihr alle Dokumente vernichten solltet, in denen es um solche Dinge geht.«

»Aber nur in diesen Büchern, Euer Majestät, finden wir Informationen darüber, wie wir uns dem Bösen widersetzen und dagegen kämpfen können. Das Böse existiert, Euer Majestät, ebenso wie das Gute. Die Bücher zu zerstören würde das Böse nicht aus der Welt schaffen.«

»Nun, das hilft uns jetzt alles nichts«, sagte Helmos ein wenig gereizt. Er stand auf, müde und entmutigt.

»Ihr solltet Euch ein bisschen ausruhen, Euer Majestät«, riet der Ehrenwerteste Hohe Magus und legte Helmos die Hand auf die Schulter.

»Ich kann schon voraussehen, dass wir beide nur wenig Ruhe bekommen werden, Reinholt«, meinte Helmos. »Ich muss mich um die Beisetzung meines Vaters kümmern und Vorbereitungen treffen für den Fall, dass mein Bruder an der Spitze einer Armee zurückkehrt. Lasst es mich wissen, wenn Ihr mehr über diesen verfluchten Dolch erfahrt.«

Der Ehrenwerteste Hohe Magus verbeugte sich tief. »Die Götter mögen mit Euch sein, Majestät.«

»Mein armer Vater«, sagte Helmos leise. »Wenn er gewusst hätte, was mein Bruder getan hat, dann hätte er uns nie befohlen, Dagnarus gehen zu lassen.«

»Mag sein. Aber vielleicht auch nicht, Euer Majestät«, erwiderte der Ehrenwerteste Hohe Magus. »Euer Vater war dem Tod nahe, als er noch einmal die Kraft fand, sich zu erheben und diesen Befehl auszusprechen. Die Götter allein hatten die Macht, ihm genügend Energie zu geben, um diesen letzten Befehl zu erteilen.«

Helmos antwortete nicht. Es gab nichts zu sagen. Man konnte nur fragen, warum die Götter so etwas getan haben sollten, und darauf wusste kein Sterblicher eine Antwort, und niemand konnte je darauf hoffen, eine zu finden. Helmos wollte das Altarpodest gerade verlassen, als ihm der Kapitän der Orks und seine Begleiter in den Weg traten.

»Was ist, Ihr Herren?« Helmos zwang sich zur Geduld.

»Ich habe angeboten, Euren Bruder zu töten, als er noch ein Welpe war«, sagte der Kapitän. »Die Vorzeichen waren damals sehr schlecht. Euer Vater hätte auf mich hören sollen.«

Auch dazu hatte Helmos nichts zu sagen. Er war zu müde, um etwas zu erklären, zu müde für Höflichkeit, die an die Orks ohnehin verschwendet gewesen wäre. Helmos war nun König, und unzählige Lasten und Verantwortlichkeiten waren ihm auferlegt. Er wäre weitergegangen, aber der Ork machte einen Schritt und verstellte ihm den Weg.

»Herr…« Helmos wurde langsam wütend.

»Die Vorzeichen dieses Tages waren für die Orks günstig«, bemerkte der Kapitän.

Helmos hielt inne und sah den Ork forschend an. »Ich verstehe. Bedeutet das, dass Ihr mir helfen werdet, Dagnarus entgegenzutreten?«

Der Kapitän sah die Schamanin an, die mit den massiven Schultern zuckte.

»Wir werden sehen, was die Vorzeichen in der Zukunft sagen«, erwiderte der Ork. »Aber im Augenblick lautet die Antwort Nein. Wir kehren in unsere Heimat zurück.«

»Wie Ihr wünscht«, sagte Helmos.

Er stieg vom Altarpodest, verließ den Tempel und begab sich wieder in den Palast.

Der Paladin der Leere

Der Paladin der Leere begegnete seinem Vrykyl vor dem Stadttor. Die Wachen hatten Dagnarus durchgelassen, weil sie keine anders lautenden Befehle hatten.

Shakur forderte keine Erklärung; er schien genau zu wissen, was geschehen war. Dagnarus war schon zuvor aufgefallen, dass zwischen ihm und dem Vrykyl eine seltsame geistige Verbindung bestand, dass der Vrykyl häufig schon eine Antwort anbot, bevor der Prinz die Frage auch nur gestellt hatte, oder zumindest etwas sagte, das darauf hinwies, dass er Dagnarus' Gedanken gefolgt war. Dagnarus konnte auch verstehen, was Shakur dachte, und der Prinz hatte den Eindruck, dass es ihm mit einiger Anstrengung gelingen würde, die Gedanken dieses Geschöpfs, das so eng an ihn gebunden war, zu lenken.

»Was sagt der Minister des Königs?«, wollte Dagnarus nun wissen, der seinen wilden Galopp für einen kurzen Moment unterbrochen hatte.

»Der König von Dunkarga unterstützt Euch bei Eurem Unternehmen, Euer Majestät. Eine Armee von zehntausend Mann wird auf Euren Befehl losmarschieren und kann Vinnengael innerhalb von einer Woche erreichen.«

»Hervorragend. Aber vielleicht«, fügte Dagnarus nachdenklich hinzu, »wird mein Onkel mich nicht unterstützen, wenn er die Lügen hört, die über mich erzählt werden. Sie nennen mich bereits einen ›Dämon‹, und du kannst sicher sein, dass mein lieber Bruder Helmos alles tun

wird, was in seiner Macht steht, um solche Bezichtigungen weiterzuverbreiten.«

»Nach dem zu schließen, was mir der Minister sagte, der das vollkommene Vertrauen des Königs genießt, würde Euer Onkel Helmos selbst dann nicht glauben, wenn er behauptete, die Sonne schiene vom Himmel. Aber es ist nicht nur das. Reynard ist ehrgeizig, und Ehrgeiz sieht nur, was er sehen will.«

»Dann werde ich nach Vinnengael zurückkehren«, sagte Dagnarus und drehte sich nach den Bewaffneten auf der Stadtmauer um, die ihn immer noch verblüfft anstarrten. Er hob die Stimme. »Sagt dem König, ich werde zurückkehren, und wenn ich das tue, dann komme ich an der Spitze einer Armee!«

»Reitet weiter, Herr«, drängte Valura ihn verzweifelt. »Wir haben schon viel zu viel Zeit verloren.«

Dagnarus schnaubte. »Helmos wird uns nicht verfolgen. Er hat nicht den Mumm dazu.«

»Aber mein Mann wird es tun«, sagte Valura nun leiser. »Ich habe ihm Schimpf und Schande gebracht. Er wird nicht ruhen, ehe er uns eingeholt und Rache geübt hat.«

»Das ist wahr, Euer Hoheit!«, rief Silwyth. Er zeigte auf die Straße. »Seht! Seht nur!«

Die Tore wurden hinter ihnen geschlossen, aber über den Straßen erhob sich eine Staubwolke. Dagnarus konnte den donnernden Galopp vieler Hufe hören und sogar spüren; es waren vermutlich mindestens hundert elfische Reiter, die alle bekanntermaßen fähig mit Pfeil und Bogen waren.

Es ärgerte Dagnarus, vor seinen Feinden fliehen zu müssen. Wäre er allein gewesen, dann hätte er sich dem Kampf vielleicht gestellt. Er fühlte sich stark genug, um es selbst mit den Göttern aufzunehmen. Aber er musste an Valura denken. Sie wäre das wichtigste Ziel der Rache ihres Mannes, und

Dagnarus konnte nicht gleichzeitig kämpfen und sie beschützen. Er gab seinem Pferd die Sporen, riss den Hengst herum und galoppierte weiter. Shakur und Silwyth folgten und trieben ihre Pferde an. Gareth, bleich und zitternd, die Augen fest zugekniffen, hatte mehr Angst vor dem Pferd als vor der Möglichkeit eines Kampfes. Er umschlang Silwyths Taille mit einem wahren Todesgriff.

Lord Mabreton schrie den Wachen zu, das Tor offen zu lassen, aber Dagnarus wusste, dass sich menschliche Soldaten kaum beeilen würden, dem Befehl eines Elfen Folge zu leisten. Es würde zu einer Verzögerung kommen, und das verschaffte ihnen ein wenig Zeit. Im Reiten schmiedete er seinen Plan.

Sein erstes Ziel musste es sein, die Verfolger abzuschütteln. Das zweite Ziel bestand darin, eine Stellung zu finden, die er verteidigen konnte und die Valura Schutz bot. Er wagte einen Blick über die Schulter und sah, dass die Tore sich wieder zu öffnen begannen, aber nur sehr langsam. Die Elfen saßen noch dahinter fest. Die Straße, auf der Dagnarus sich befand, bog sich um einen Hügel, und dann war die Stadt außer Sichtweite.

Dagnarus folgte der Straße noch ein paar Meilen, dann hatte er den Pfad gefunden, den er suchte, lenkte sein Pferd darauf und ritt in den Wald. Die anderen folgten, und ihre Reittiere wurden langsamer, als sie versuchten, durch scheinbar undurchdringliches Unterholz zu brechen. Es roch nach den wilden Kräutern, die unter den Hufen der Pferde zertreten wurden.

»Shakur! Verbirg unsere Spuren!« Dagnarus verlangsamte bei diesem Befehl das Tempo seines Pferdes ein wenig, hielt aber nicht inne.

Der Vrykyl, dessen Gesicht unter dem schwarzen Helm nicht zu sehen war, nickte nur. Noch bevor sein Pferd stillstand, glitt er schon aus dem Sattel und lief zur Straße zurück. Dort setzte er seine gewaltige Kraft dazu ein, um Büsche auszureißen, die

er anschließend so um die Bäume gruppierte, dass sie verbargen, dass hier Reiter durchs Unterholz gebrochen waren.

Dagnarus drängte sein Pferd so schnell wie irgend möglich vorwärts, aber der Weg war überwachsen und stellenweise überhaupt nicht mehr zu erkennen. Es war ein alter Pfad, der zur Ruine eines uralten Außenpostens führte, den die Soldaten von Vinnengael vor Jahrhunderten einmal benutzt hatten, um Ausschau nach Feinden zu halten.

Dagnarus ging ein Risiko ein, als er sich von der Hauptstraße abwandte. Sein Pferd war schnell, und es wäre ihm vielleicht gelungen, den Elfen zu entkommen, aber das Tier trug zwei Personen, ebenso wie Silwyths Pferd, und es würde diese Geschwindigkeit nicht lange beibehalten können. Wenn sein Plan funktionierte, würden die Elfen seine Spur verlieren. Dann brauchten er und Valura sich nur ein paar Tage lang zu verstecken, bis die Elfen die Jagd aufgegeben hatten, und danach könnten sie endgültig fliehen.

Der Außenposten stand auf einer Felsenklippe, die über dem Ildurel-See aufragte. Die Wache hatte dort früher riesige Feuer entzündet, die vom Dorf aus gesehen werden konnten und vor feindlichen Streitkräften warnten, die sich auf dem Seeweg näherten. Diese Stellung war tief in die steile Flanke eines Berges eingegraben, nun aber schon seit mehr als hundert Jahren verlassen, seit Vinnengael zu einer großen Stadt geworden war, deren starke Mauern sie besser schützten.

Das kleine Wachhaus war verfallen, das Dach längst eingestürzt. Keine Läden schützten die Fenster, und die einzige Tür hing halb verrottet und schief an rostigen Angeln. Aber dieser Außenposten würde ein hervorragendes Versteck abgeben. Nur wenige erinnerten sich daran, dass es ihn überhaupt gab, und die Elfen würden wohl kaum etwas von seiner Existenz wissen. Dagnarus hatte auch nur deshalb von dieser Ruine erfahren, weil Hauptmann Argot den Prinzen

hierher gebracht hatte, als Dagnarus noch klein gewesen war, um ihm zu beweisen, wie notwendig der Posten in früheren Jahrhunderten für die Verteidigung der Stadt gewesen war.

Später war Dagnarus hin und wieder hierher zurückgekehrt und hatte die Ruine als eine Art Jagdhaus benutzt. Er saß gern oben auf der Klippe und spähte auf den See hinaus, ins umgebende Land und zur Stadt hin. Kein Adler hätte einen besseren Blick haben können. Von dieser Stelle aus hatte Dagnarus so manche Schwachstelle in den Verteidigungsanlagen der Stadt entdeckt – Schwachstellen, die er ausmerzen wollte, falls er einmal König werden sollte, die er aber nun ebenso gut auch für sich nutzen konnte.

Als sein Pferd vorsichtig den steilen Pfad hinaufkletterte, drehte sich Dagnarus um, um nach Valura zu sehen. Er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Sie genoss die Aufregung. Ihre Wangen waren rosig, ihr Mund in einem ekstatischen Lächeln halb geöffnet, und ihre Augen blitzten vor Freude. Einmal hörte er sie lachen – ein hinreißendes Lachen, das von den Felsen widerhallte wie das Plätschern eines kleinen Wasserlaufs.

Silwyth war Soldat gewesen; er war ein guter Reiter und konnte mit Dagnarus Schritt halten. Gareth hatte endlich die Augen geöffnet und entdeckte nun, dass die Pferde einen Hang hinaufkletterten, der ihm beinahe senkrecht vorkam. Er schloss die Augen wieder. Shakur war noch nicht zurückgekehrt. Der Vrykyl wollte sich noch davon überzeugen, dass die Elfen sich wirklich hatten ablenken lassen.

Die Sonne sank, und dieser seltsame und schreckliche Tag schickte sich an, in die Nacht überzugehen, als Dagnarus und die anderen den Außenposten erreichten.

»Ich fürchte, du wirst es hier nicht sonderlich bequem finden, meine Liebste«, meinte Dagnarus, als er Valura vom Pferd half. »Aber ich hoffe, dass wir uns nur ein paar Tage

verstecken müssen, bis dein Mann es müde wird, uns zu verfolgen.«

Valura sah ihn ernst an. »Mein Mann wird niemals aufhören, nach uns zu suchen. Nicht einmal, wenn er tausend Jahre alt würde.«

Dagnarus setzte den schwarzen Wolfshelm ab und schüttelte sein schweißnasses Haar aus. Silwyth versuchte, Gareth klar zu machen, dass sie an ihrem Ziel eingetroffen und in Sicherheit waren und dass er absteigen konnte. Gareth öffnete die Augen und starrte entsetzt auf den Fluss hinunter, der nur noch ein silbernes Band weit hinter und unter ihnen war. Schaudernd wandte er den Blick ab. Er versuchte abzusteigen, aber er war so steif und wund und seine Muskeln vor Angst so verkrampft, dass er herunterrutschte und hart auf dem Boden aufprallte.

»Der Schild des Göttlichen ist mein Verbündeter«, sagte Dagnarus in einem Versuch, Valura zu beruhigen. »Er hat sich bereit erklärt, mir Männer und Waffen zu überlassen, um meinen Bruder vom Thron zu stoßen. Im Gegenzug werde ich ihm die Grenzstädte überlassen, die er haben will. Er wird nicht zulassen, dass die persönlichen Rachegelüste eines Einzelnen unserem Bündnis schaden.«

Valura lächelte traurig. »Wie wenig du uns doch kennst, Geliebter.« Sie küsste ihn zärtlich. »Silwyth wird es dir erklären. Ich bin zu müde, um das selbst zu tun. Nein, Liebster, ich komme schon zurecht. Ich brauche nur eine Decke, um sie auf dem Boden auszubreiten.«

»Du hast nicht einmal einen Umhang«, tadelte Dagnarus sie sanft. »Hier in den Bergen kann es nachts kalt werden. Ah, meine Liebste«, fügte er hinzu, ergriff ihre Hände und zog sie an sich. »Was habe ich dir nur eingebrockt? Schande und Gefahr und nichts weiter als eine stinkende Pferdedecke, unter der du schlafen kannst. Du hast eine schlechte Wahl getroffen, als du dich entschlossen hast, mit mir zu kommen. Du hättest

bei deinem Mann bleiben und dich von mir lossagen sollen wie all die anderen. Zumindest wärest du dann heute Nacht in der Sicherheit deines Zuhauses, warm in deinem Bett mit seinen Seidenlaken, und würdest Pfauenzungen essen und Glühwein trinken.«

»Danach sehne ich mich so sehr, wie sich ein entflohener Gefangener nach seinen eisernen Fesseln und seiner dunklen Zelle sehnt«, erwiderte Valura. »Ich bin mein ganzes Leben lang gefangen gewesen – erst im Haus meines Vaters, dann in den Häusern meiner Ehemänner. Keine Ketten binden mich jetzt, außer denen der Liebe, und diese Ketten bestehen aus Vergissmeinnicht und Spinnweben. Aber sie sind so stark, dass nicht einmal der Tod sie zerreißen kann. Wenn ich morgen sterbe, mein Geliebter, dann werde ich das mit einem Lächeln auf den Lippen tun, denn ich bin heute glücklich gewesen. Glücklich, frei von unserem Geheimnis zu sein, glücklich, der Welt zeigen zu können, wie sehr ich dich liebe.«

Er küsste ihre Hände, ihre Finger, dann ihren Mund. Trotz ihres Widerspruchs begleitete er sie ins Wachhaus, wo er alles tat, was er konnte, um es ihr ein wenig bequemer zu machen. Silwyth kümmerte sich um die müden Pferde, denen ein halb eingestürzter Stall hinter dem Wachhaus ein wenig Schutz bot.

Gareth war zu erschüttert von seinem Sturz und zu erschöpft von den Ereignissen des Tages, um noch sonderlich nützlich sein zu können. Er setzte sich auf einen Teil der Steinmauer, die das Wachhaus umgab, und starrte zum Himmel hinauf. Lange rote Streifen bewirkten, dass es aussah, als umklammere die sinkende Sonne die Wolken mit blutigen Fingern in dem Versuch, ihren Sturz in die Nacht aufzuhalten.

Er blickte niedergeschlagen auf, als Dagnarus auf ihn zukam.

»Und, war es das wert?«, fragte er verbittert.

»Den Schmerz?« Dagnarus' Blick verfinsterte sich, er wurde bleich und ballte bei der Erinnerung an seine Qualen die

Fäuste. »Ich dachte nicht, dass ich es überleben würde«, sagte er schließlich heiser. »Der Schmerz war unerträglich. Ich konnte…« Ehrfürchtig hielt er inne. »Ich konnte die Gesichter der Götter sehen! Sie waren nicht zornig, nur betrübt.« Er lächelte grimmig. »Tatsächlich haben sie mich an Evaristo erinnert, wenn er dich geschlagen hat. Als die Götter mich bestraften, sahen sie genauso aus.«

Er zögerte, als würde er nur ungern weitersprechen, aber er konnte auch nicht aufhören, über sein Erlebnis zu reden.

»Es wäre leicht gewesen zu sterben. Ich *wollte* sterben, ich wollte diesem schrecklichen Schmerz entkommen. Aber dann sah ich ein weiteres Gesicht, einen weiteren Zuschauer – meinen Bruder. Und er beobachtete mein Leiden mit einem Lächeln auf den Lippen.«

»Nein, das hat er nicht getan!«, widersprach Gareth schockiert. »Ich habe Helmos deutlich gesehen. Er war entsetzt. Er hat sogar versucht, Euch vor den Flammen zu retten! Die anderen Paladine mussten ihn zurückhalten, und selbst dann hat er noch versucht, sich zu befreien und zu Euch zu gelangen.«

»Ach ja?« Dagnarus zuckte die Achseln. »Nun, dann habe ich mich vielleicht geirrt. Jedenfalls hat er mir tatsächlich das Leben gerettet, denn es war der Anblick dieses selbstzufriedenen Lächelns, das mir die Willenskraft gegeben hat, gegen die Götter anzukämpfen. Inmitten des Feuers habe ich mich an die Leere gewendet. Ich trat in die Finsternis ein, und in ihrem Vakuum erstarben die Flammen. Und die Leere hat mich belohnt! Sie hat mich zu etwas Besserem gemacht als einem Paladin. Zu etwas Besserem als die Geschöpfe meines Vaters.«

»Paladin der Leere«, murmelte Gareth.

»Ich spürte ihre magische Kraft in mir, ganz ähnlich, wie eine Frau neues Leben in sich spürt – zumindest nehme ich an, dass

es sich so anfühlen muss«, fuhr Dagnarus begeistert fort. »Die Macht ist noch frisch, aber sie wird mit jedem Augenblick, der vergeht, größer.«

»Ihr werdet sie brauchen, um Lord Mabreton zu entkommen«, stellte Gareth finster fest.

»Ha!« Dagnarus lachte. »Er ist auf der falschen Spur. Er und seine Männer sind inzwischen vermutlich schon auf halbem Wege nach Tinnafah.« Er gähnte und reckte sich. »Ihr Götter! Ich bin erschöpft! Ich werde mich eine Stunde oder so zu Valura legen.«

Er starrte seine gerüsteten Arme an, den schwarzen Brustharnisch. »Wo wir gerade vom Schlafen reden… was mache ich mit dieser seltsamen Rüstung? Sie ist bequem – ich kann kaum spüren, dass ich sie trage. Sie scheint ein Teil von mir zu sein, wie meine Haut oder die Fingernägel. Dennoch, ich brauche sie doch nicht Tag und Nacht zu tragen, oder?«

»Euer Bruder Helmos und die anderen Paladine haben ein magisches Amulett, das ihnen von den Göttern gegeben wurde, Euer Hoheit«, sagte Gareth. Auch er war plötzlich müde, aber er hatte Angst zu schlafen. Jedesmal, wenn er die Augen schloss, sah er vor sich den Prinzen, wie er sich im heiligen Feuer wand. »Die Berührung des Amuletts und ein kurzes Gebet an die Götter bewirken, dass die Rüstung erscheint.«

»Ich bezweifle, dass mir ein Gebet an die Götter jetzt sonderlich helfen würde«, meinte Dagnarus trocken. »Glaubst du, es hätte irgendeinen Sinn, zur Leere zu beten?«, fragte er zweifelnd.

Gareth seufzte und schüttelte den Kopf. »Nein, Euer Hoheit. Die Leere gibt nicht bedingungslos, wie es die Götter tun. Die Leere nimmt zunächst, dann gewährt sie etwas. Ihr habt ihr Eure Seele gegeben. Die Leere hat Euer Opfer angenommen und Euch mit erneuertem Leben belohnt, mit der Rüstung und mit deren magischer Kraft.«

Gareth betrachtete die Rüstung genauer. Sie bildete den Körper nach. Er konnte die Umrisse des Brustkorbs sehen, Muskeln, Sehnen und Knochen. Inmitten des Harnischs, über dem Herzen, befand sich ein Emblem. Es war schlicht gehalten – vier Mandalas für die vier Elemente. In ihrer Mitte war ein einzelner schwarzer Punkt zu sehen, dunkler als die Rüstung selbst, dunkler als die Nacht.

Gareth zeigte darauf, gab aber Acht, die Rüstung nicht zu berühren. »Dieses Zeichen, Euer Hoheit. Seht es Euch an.«

Dagnarus spähte nach unten. »Ich erkenne es wieder!«, sagte er leise und ehrfürchtig. »Als ich… als ich starb, habe ich es gesehen! Schwarz inmitten der Flammen drehte sich das Rad vor meinen Augen! Was bedeutet es?«

»Es ist ein Zeichen der Leere, ein sehr altes Symbol. Die Mandalas stehen für die anderen vier Elemente. In der Mitte befindet sich die Leere. Legt einfach Eure Handfläche auf das Symbol, Euer Hoheit, und wünscht Euch, dass die Rüstung verschwindet.«

Genau das tat Dagnarus. Die Rüstung verschwand; es sah für die erstaunten Blicke der beiden Männer so aus, als löste sie sich in die Haut des Prinzen auf, als flösse ein Tropfen schimmernder Dunkelheit in jede Pore und würde zu einem Teil von Dagnarus' Lebensblut. Nun trug er wieder nur das weiße Gewand, das er während der Zeremonie getragen hatte. Um seinen Hals hing ein runder Anhänger. Er war aus einem einzigen Stein geschliffen und glitzerte im Sonnenlicht wie ein Diamant, aber er war jettschwarz. An Dagnarus' Seite befand sich der Dolch der Vrykyl, schwebte magisch neben ihm, als würde er von einem Gürtel gehalten.

Dagnarus betrachtete Anhänger und Dolch zufrieden, das Gewand allerdings angewidert. »Ich werde einen schönen Anblick bieten, wenn ich über Land reite und angezogen bin

wie eine Jungfrau an ihrem Hochzeitstag! Ah, hier kommt der Vrykyl! Was gibt es Neues von den Elfen?«

»Sie haben die Spur vollkommen übersehen, Herr«, sagte Shakur und verbeugte sich noch auf dem Pferderücken. »Ich habe gewartet, habe mich in der Leere verborgen und gesehen, wie sie vorübergaloppierten. Keiner von ihnen dachte auch nur daran, zur Seite zu schauen, so sehr waren sie auf die Straße vor sich konzentriert.«

»Narren!« Dagnarus tat sie mit einer verächtlichen Geste ab. Interessiert betrachtete er Shakurs Satteltasche. »Du hast nicht zufällig Kleidung zum Wechseln da drin?«

»Zufällig doch, Herr«, erwiderte Shakur. Er öffnete die Satteltaschen und holte ein Lederwams, ein feines Seidenhemd und eine wollene Hose heraus. Er hielt Dagnarus die Sachen hin, der alles unzufrieden beäugte.

»Die Kleidung eines Bürgers. Dennoch, es wird genügen müssen, bis ich etwas Besseres kaufen kann. Woher kommen diese braunen Flecke?«

»Das ist Blut, Herr«, sagte Shakur ungerührt. »Ihr habt mir befohlen, den Mord im Geheimen zu begehen, also hielt ich es für das Beste, keine Spuren zurückzulassen. Ich habe die Leiche begraben, habe den Besitz des Mannes aber mitgenommen, weil ich die Sachen später verkaufen wollte.«

»Silwyth«, befahl Dagnarus, »nimm das Zeug mit und wasche es; sieh zu, dass es hinterher in einem vernünftigen Zustand ist, sodass ich es tragen kann.«

Shakur hob das Visier und entblößte sein Gesicht und seine toten Augen. Der Vrykyl hielt dem Elf die schmutzige Kleidung hin.

Silwyth trat mit starrer Miene einen Schritt zurück.

»Lass sie fallen«, befahl er, versuchte aber nicht, die Sachen zu berühren.

»Komm schon und nimm sie mir ab, Elf«, sagte der Vrykyl höhnisch.

Silwyth regte sich nicht. Er zog angewidert die Nase kraus. »Nein, das werde ich nicht tun. Ich rieche Tod und Verfall an dir.«

»Er heißt Shakur, Silwyth«, sagte Dagnarus, der die Konfrontation amüsiert beobachtet hatte. »Er ist ein Vrykyl, ein Geschöpf der Leere, das mir dient – ebenso wie du«, fügte er drohend hinzu.

Silwyth verbeugte sich vor Dagnarus. »Ich diene Eurer Hoheit. Ich stehe treu zu Euch, wie ich wohl deutlich genug bewiesen habe. Aber ich werde nicht diesem Spott auf das heilige Leben dienen.«

Dagnarus wurde rot vor Zorn.

Gareth zupfte den Prinzen am Ärmel und flüsterte eilig: »Bedrängt ihn nicht, Euer Hoheit! Nicht, wenn Ihr Silwyths Dienste schätzt! Die Elfen ehren den Tod; sie verehren jene, die gestorben sind. Die Elfen glauben, dass ihre Geister nach dem Tod ein anderes, besseres Leben führen. Der Gedanke, dass ein Geist in totem Fleisch eingesperrt ist, ist ihnen ausgesprochen zuwider.«

Dagnarus' Zorn ließ nicht nach, aber er sagte nichts mehr zu Silwyth. Ihm war ein neuer und sehr beunruhigender Gedanke gekommen.

»Wird Valura ebenso empfinden?«

»Das nehme ich an, Euer Hoheit«, sagte Gareth.

»Dann werde ich den Vrykyl wegschicken. Er kann uns vorausreiten und das Treffen mit der Armee meines Onkels organisieren. Shakur!« Dagnarus winkte den Vrykyl zu sich. »Ich habe neue Befehle für dich…«

»Zu spät, Euer Hoheit!«, sagte Gareth leise.

Valura stand in der Tür des Gebäudes. Sie starrte Shakur mit einer Mischung aus Entsetzen und äußerstem Ekel an.

»Tod!«, flüsterte sie. »Der Tod ist gekommen, um mich zu holen!«

Ihre Beine gaben unter ihr nach. Sie sackte gegen die offene Tür und wäre hingefallen, aber Dagnarus eilte zu ihr und fing sie in seinen Armen auf.

»Nein, meine Liebste, meine Geliebte!«, sagte der Prinz. »Nicht der Tod, sondern das Leben! Ich habe einen Weg gefunden, den Tod zu besiegen. Dieser Körper wird nicht sterben.«

Valuras Blick schweifte zu der blutbefleckten Kleidung. »Er lebt, indem er sich von den Leben anderer ernährt!« Schaudernd schloss sie die Augen. »Ich habe gehört, wie er das sagte.«

»Er dient meiner Sache«, betonte Dagnarus. »Sie sterben für mich. Bei den Göttern, sie sollten mir dankbar sein! Ihr jämmerliches kleines Leben erhält nun eine Bedeutung. Du zweifelst doch nicht an mir, Geliebte?«, fügte er stirnrunzelnd hinzu. »Du stellst doch nicht in Frage, was ich tue?«

»Nein, nein«, erwiderte Valura, aber sie hatte den Blick von dem Vrykyl abgewandt und hob sogar die Hände, als wollte sie ihn bannen. Sie drückte den Kopf an Dagnarus' Brust.

»Ich habe getan, was ich tun musste«, sagte er kühl. Er senkte den Arm, den er zuvor um sie gelegt hatte. »Ohne dieses Geschöpf, das dich so anwidert, wären wir nicht entkommen. Wir wären vermutlich noch in diesem Augenblick deinem Mann ausgeliefert. Die Kraft des Vrykyl ist zehnmal so groß wie die eines Sterblichen, er hat keine ihrer Schwächen, er braucht weder Schlaf noch Essen. Er braucht nicht zu ruhen. Als er starb, hat er mir die Essenz seines Lebens gegeben! So habe ich das Feuer überlebt, das mich ansonsten getötet hätte. Wir sind miteinander verbunden, er und ich«, fügte Dagnarus hinzu, und er klang ein wenig heiser, so bewegt war er. »Seine Gedanken sind die meinen. Meine Gedanken sind die seinen.

Selbst wenn er bis ans Ende der Welt ziehen sollte, könnte ich ihm immer noch Befehle erteilen, und er würde mir gehorchen.«

Dagnarus griff nach dem Dolch der Vrykyl und zeigte ihn Valura. Er fasste ihr Kinn, als sie sich abwenden wollte, und zwang sie, den Dolch und ihn anzusehen.

»Hör mir zu, Liebste«, fuhr Dagnarus fort und präsentierte den Dolch ihrem verängstigten Blick. »Mit dieser Waffe werde ich weitere Vrykyl schaffen, ebenso viele, wie mein Vater Paladine geschaffen hat. Ich werde die Lebensspanne eines Elfen haben, vielleicht sogar eine längere. Überlege doch! Du und ich, wir werden nicht getrennt werden. Ich werde nicht alt werden und sterben, während du jung und schön bleibst. Wir werden immer zusammen sein, und es sind die Vrykyl, die mir das ermöglichen. Verfluche Shakur nicht. Du solltest ihn stattdessen lieber segnen.«

Valura sah nun den Vrykyl an, aber nur sehr zögernd und unwillig. Ihr Blick begegnete dem Blick seiner toten Augen. Sie erbleichte, und ein Schaudern überlief sie. Aber sie wandte sich nicht ab.

»Verzeih mir meine alberne Schwäche, mein Liebster«, sagte sie mit Lippen, die so bleich und starr waren, dass sie sie kaum bewegen konnte.

Dagnarus küsste sie zärtlich. »Komm, Geliebte. Es war ein anstrengender Tag. Du bist erschöpft.«

Er half Valura zurück ins Wachhaus, kehrte aber kurze Zeit darauf zurück.

»Wie geht es ihr?«, fragte Gareth besorgt. »Sie hat nicht gut ausgesehen.«

»Der Anblick war ein Schock für sie. Mein Fehler. Ich hätte sie darauf vorbereiten müssen«, erwiderte Dagnarus. »Sie wird schon bald begreifen, wie wichtig die Vrykyl für mich sind, aber im Augenblick braucht sie Zeit, um sich anzupassen, und

das wird nicht in Anwesenheit des Vrykyl geschehen. Shakur! Reite nach Dunkarga. Sag ihnen, was geschehen ist. Sag ihnen, dass ich die Armee sofort brauche. Finde heraus, wie bald sie sich in Bewegung setzen können.«

»Ich bin gezwungen, Euren Befehlen zu gehorchen, Herr«, antwortete Shakur. »Aber ich bitte Euch, noch einmal darüber nachzudenken. Euer Hoheit sind noch nicht außer Gefahr, und wir sind nur wenige, um an Eurer Seite zu kämpfen.«

»Ich brauche keine Wachen«, entgegnete Dagnarus. »Die Elfen haben unsere Spur verloren. Du wirst tun, was ich dir befohlen habe, Shakur. Meine Verbündeten in Dunkarga müssen sofort von der Situation erfahren. Helmos weiß, dass ich mich nach Dunkarga wenden werde. Mein Bruder hat vielleicht bereits seiner eigenen Armee befohlen, dort einzumarschieren, um mir zuvorzukommen! Ich habe dir einen Befehl erteilt, Shakur. Du wirst mir gehorchen.«

Der Vrykyl verbeugte sich. Er warf Silwyth die blutigen Kleider vor die Füße, klappte das Visier zu, riss sein Pferd herum und galoppierte durch den Wald zurück zur Straße.

»Nun, was ist jetzt los?«, fragte Dagnarus und wandte sich zornig Gareth zu.

»Nichts, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth.

»Denkst du, es war falsch, den Vrykyl wegzuschicken?«

»Er hätte nützlich sein können, Euer Hoheit«, meinte Gareth nüchtern. »Wir müssen heute Nacht Wache halten, und wir fallen alle vor Müdigkeit beinahe um.«

»Es gibt nichts, wonach wir Ausschau halten müssten!«, erwiderte Dagnarus erzürnt. »Aber wenn es dich glücklich macht, werde ich die erste Wache übernehmen, und du und Silwyth, ihr könnt schlafen. Und jetzt mach dich gefälligst nützlich. Hol Wasser aus dem Brunnen, und sieh zu, ob du etwas zu essen finden kannst. Und du, Silwyth, tust, was du kannst, um die Blutflecke aus diesen Sachen zu waschen.«

Dagnarus ging ins Wachhaus und warf die Tür mit solcher Wucht hinter sich zu, dass sie beinahe barst.

Ein Rest von Zwielicht erfüllte noch immer den Himmel, aber die Nacht schlich sich bereits durch den Wald. Gareth hatte keine Ahnung, wie er etwas Essbares finden sollte. Er konnte seine Magie nutzen, um ein Feuer zu entzünden, aber ein solch magisches Licht – hell und weiß wie die Sterne vor dem Nachthimmel – würde wie ein Leuchtzeichen sein, das alle sofort auf sie aufmerksam machen würde.

Gareth bückte sich und half Silwyth, die Kleider aufzuheben. »Glaubt Ihr, dass Lord Mabreton unsere Spur tatsächlich verloren hat?«, fragte er leise.

Silwyth starrte zum Wald hinüber, als könnte er die Schatten teilen und entdecken, was hinter ihnen verborgen lag. Vielleicht sah er tatsächlich mehr als Gareth. Elfen verfügten über eine hervorragende Sehkraft, die viel besser war als die der Menschen. Als Silwyth schließlich sprach, begriff Gareth, dass er nicht beschrieb, was er sah, sondern was er spürte.

»Lord Mabreton hat nun nur noch ein Ziel im Leben – Rache. Er empfindet nur noch eins – Hass. Er wird zum Gegenstand dieses Hasses hingezogen wie Eisen zu einem Magneten. Wir müssen heute Nacht gut aufpassen.«

Sie hielten Wache. Dagnarus meinte verärgert, schon das Knurren ihrer Mägen würde dafür sorgen, dass sie wach blieben. Er hatte zugegeben – wenn auch ungern –, dass es dumm wäre, hier oben auf der Klippe ein Feuer zu entzünden. Der Himmel war bedeckt, die Nacht dunkel – viel dunkler, als Gareth, der nie eine Nacht außerhalb der bequemen Mauern von Haus oder Schloss verbracht hatte, es sich je hätte vorstellen können. Er wagte es kaum, die Ruine zu verlassen,

weil er Angst hatte, in den Brunnenschacht zu fallen oder sich im Wald zu verirren und nie wieder zurückzufinden.

Aber das Bedürfnis, sich zu erleichtern, trieb ihn schließlich aus dem Gebäude, und er machte sich auf die Suche nach den Latrinen. Zum Glück waren sie aus demselben weißlichen Stein gebaut wie das Wachhaus. Er fand seinen Weg dorthin, ohne in den Brunnen zu fallen, der ein klaffendes schwarzes Loch mitten im Hinterhof war.

Silwyth hatte die blutbefleckte Kleidung gewaschen und zum Trocknen auf ein paar von der Sonne gewärmte flache Steine gelegt. Dagnarus zog sein weißes Gewand aus, rollte es zusammen und warf es in eine Ecke. Die Nacht war warm. Die Unterwäsche würde ihm bis zum Morgen genügen. Der Prinz ging hinaus, um die erste Wache zu halten. Valura begleitete ihn, denn sie wollte sich nicht von ihm trennen, nicht einmal für ein paar Stunden. Sie hatte ein wenig geschlafen, sagte sie, und fühlte sich nun viel besser.

Gareth kehrte ins Wachhaus zurück und legte sich wieder hin, aber obwohl todmüde, war er von den Ereignissen dieses Tages immer noch so verstört, dass er die Ruhe, nach der er sich so verzweifelt sehnte, nicht finden konnte. Er konnte hören, wie Dagnarus und Valura sich draußen leise unterhielten und miteinander lachten. Dann wich das Lachen raschem Atmen und Stöhnen. Dagnarus hielt nicht sonderlich aufmerksam Wache.

Gareth lauschte diesen Geräuschen mit einer Mischung aus Abscheu, Ärger, Neid und Ablehnung. Um alles noch schlimmer zu machen, war Silwyth eingeschlafen, sobald sein Kopf den zusammengerollten Umhang berührte, den er als Kissen benutzte. Gareth wälzte sich hin und her und versuchte, nicht zu lauschen, versuchte, sich nicht auszumalen, was nur ein paar Fuß von ihm entfernt geschah. Aber er war immer noch wach, als Dagnarus und Valura leise lachend wieder

hereinkamen. Er war immer noch wach, obwohl er sich schlafend stellte, als Dagnarus ihn an der Schulter berührte und ihm sagte, es sei Zeit, dass er die zweite Wache übernahm.

Gareth ging ohne ein Wort nach draußen und nahm seinen Platz ein. Er hockte sich unbequem auf die halb eingestürzte Mauer des Außenpostens, und selbstverständlich schlief er dann ein, nur weil er nicht schlafen durfte. Er erwachte voller Schuldgefühle und bemerkte, dass Silwyth sich über ihn beugte.

»Bei meinem Volk wird einem Krieger, der auf Wache einschläft, nicht mehr erlaubt aufzuwachen. Man schneidet ihm auf der Stelle die Kehle durch.«

»Es tut mir Leid«, sagte Gareth bedrückt und kam auf die Beine. Er sah sich um. »Ich… ich glaube nicht, dass ich lange geschlafen habe.«

»Nein, das habt Ihr nicht«, erwiderte Silwyth grimmig. »Ich war wach, und als ich hörte, wie Ihr anfingt, vor Euch hinzumurmeln, nahm ich an, dass Ihr eingeschlafen wart. Geht wieder hinein. Legt Euch hin, ich werde Eure Wache übernehmen. Ich schlafe ohnehin nie länger als ein paar Stunden.«

Gareth machte einen kläglichen Versuch abzulehnen, aber Silwyth schnitt ihm das Wort ab.

»Still. Weckt Seine Hoheit und Lady Valura nicht auf. Lasst sie zumindest eine Nacht des Friedens miteinander teilen.« Silwyth setzte sich auf die Mauer und schaute in die Dunkelheit hinaus.

Gareth blieb noch an der Seite des Elfen. »Ihr scheint vollkommen davon überzeugt zu sein, dass Lord Mabreton und seine Leute uns finden werden.«

»Das bin ich.«

»Sollten wir dann nicht irgendetwas unternehmen?«, fragte Gareth hilflos.

»Welche Kriegszauber beherrscht Ihr, Magus?«, entgegnete Silwyth spöttisch.

»Keine«, musste Gareth zugeben. »Ich habe mich bei meinen Studien nicht mit Kriegsmagie befasst.«

»Dann könnt Ihr kaum etwas anderes tun als schlafen.« Silwyth setzte sich ein wenig bequemer hin und wandte Gareth den Rücken zu.

Gareth nahm diese Kränkung demütig hin und kehrte in die kleine Festung zurück. Er legte sich hin und starrte ins Dunkel, bis ihn der Schlaf endlich vor seiner Angst rettete.

Das Opfer

Dagnarus erwachte im frühen Morgenlicht, Valura in seinen Armen, ihr Kopf an seiner Brust. Ihr langes schwarzes Haar fiel über seinen nackten Arm. Sie hatte die Augen geschlossen, atmete tief und gleichmäßig, sicher dank seiner Kraft, getröstet von seiner Wärme. Er wollte sie nur ungern stören, und so lag er noch einige Zeit still neben ihr, ohne sich zu regen, und bewachte ihren Schlaf.

Draußen sangen die Vögel laut und fröhlich und kennzeichneten die Grenzen ihres Territoriums. Paare stritten sich über den Nestbau. Dagnarus strich Valura sanft das Haar aus dem Gesicht. Sie hatte sich aus Liebe zu ihm ihrem Mann widersetzt. Er war überwältigt von Liebe zu ihr. Normalerweise trieb ihn seine Energie gleich aus dem Bett, sobald er auch nur die Augen geöffnet hatte, denn er langweilte sich leicht. An diesem Tag, der so friedlich und gelassen begann, glaubte er, auch den ganzen Morgen lang bei seiner Geliebten liegen zu können.

»Euer Hoheit!«, rief Silwyth leise durch das Fenster.

Dagnarus antwortete nicht, um Valura nicht zu wecken. Er fühlte sich versucht, den Elf zu ignorieren, aber Silwyth würde ihn nicht ohne einen wichtigen Grund stören. Vorsichtig und sanft zog Dagnarus den Arm unter Valuras Kopf hervor. Sie murmelte im Schlaf, ihre Lider flatterten, aber sie erwachte nicht.

Zärtlich legte er ihr das weiße Gewand unter den Kopf, das sie als Kissen benutzt hatten, und dann küsste er sie. Er kam auf die Beine und ging leise zum offenen Fenster.

»Was ist los?«, fragte er, nicht sonderlich gut gelaunt.

»Bleibt drunten, Euer Hoheit«, warnte Silwyth. Er hockte unter dem Fenster und starrte in den Wald. »Bleibt im Schatten.«

»Was ist los?«, fragte Dagnarus abermals. Er schaute nun in dieselbe Richtung wie der Elf. »Was hast du gesehen?«

»Nichts«, erwiderte Silwyth.

»Wieso dann all dieses Schleichen und Ducken?«, fragte Dagnarus gereizt. »Hör doch! Die Vögel singen, sind geschäftig und zufrieden. Nichts hat sie erschreckt.« Er zeigte auf zwei Eichhörnchen, die einander von Ast zu Ast verfolgten. »Die Tiere bewegen sich ungestört.«

»Das würden sie auch noch tun, Euer Hoheit, wenn sich eine Armee von zehntausend Elfen hier im Wald befände«, erklärte Silwyth leise. »Ihr habt schon öfter gegen Elfen gekämpft; Ihr solltet das wissen, Euer Hoheit. Wir mögen Vögel, die Geschöpfe der Luft sind und uns gerne einen Gefallen tun. Elfensoldaten können sich mit der Lautlosigkeit von Geistern bewegen; sie könnten uns bereits umzingelt haben!«

Dagnarus ging nach draußen. Er konnte immer noch nicht glauben, dass etwas nicht in Ordnung sein sollte, aber wie Silwyth schon angemerkt hatte, hatte er bereits häufiger gegen Elfen gekämpft und achtete sie als schlaue und heimtückische Feinde. Er hielt sich im Schatten, wie Silwyth ihm geraten hatte.

»Hast du etwas gesehen? Etwas gehört?«

»Nein, Euer Hoheit. Aber es liegt ein Geschmack in der Luft. Ein Geruch, der mir nicht gefällt. Es wäre das Beste, wenn wir alle drinnen bleiben – «

»Dagnarus?« Valuras Stimme, noch verschlafen, erklang aus dem Wachhaus. Sie konnte Dagnarus nicht sehen, der sich zu Silwyth unter das Fenster gehockt hatte, und sie trat hinaus ins Sonnenlicht, um nach ihm Ausschau zu halten.

Der Pfeil flog so schnell, so lautlos, dass niemand ihn bemerkte, bis er sein Ziel traf und weiches Fleisch seinen Flug hemmte. Valura keuchte und sackte gegen die Tür, starrte verblüfft auf den gefiederten Schaft, der tief in ihrem Oberschenkel steckte. Blut drang aus der Wunde und färbte ihr Seidengewand rot.

Dagnarus stieß einen heiseren Zornesschrei aus und sprang auf.

»Nicht, Euer Hoheit!«, rief Silwyth und versuchte, den Prinzen festzuhalten.

Ein weiterer Pfeil zischte durch die Luft, diesmal auf Dagnarus gerichtet. Er wäre ihm ins Herz gedrungen, wäre er ein gewöhnlicher Sterblicher gewesen. Die Leere spürte die Gefahr und schützte ihn. Die schwarze Rüstung floss wie dunkles Wasser um seinen Körper und schirmte ihn gegen den Angriff ab.

Der Pfeil streifte den schwarzen Brustharnisch. Der Schaft verschwand in aufblitzendem Feuer, die Spitze fiel harmlos zu Boden. Dagnarus hob die ohnmächtige Valura auf und trug sie in die Sicherheit des Außenpostens.

Silwyth sprang durch das offene Fenster, mit dem Kopf voraus, gefolgt von einem Pfeilregen. Gareth, der von Dagnarus' Aufschrei wach geworden war, warf die Tür zu. Pfeile fuhren ins Holz oder pfiffen durch das offene Fenster und trafen die gegenüberliegende Wand.

»Bleibt unten!«, befahl Silwyth und zerrte Gareth zu Boden.

Dagnarus hatte Valura auf das weiße Gewand gelegt. Ihr Kleid war blutig. Sie war aschgrau geworden, hatte die Augen weit aufgerissen, und sie zitterte vor Schmerz. Sie atmete schnell und angestrengt. Ihre Hand, klebrig von Blut, tastete nach dem Pfeil.

Dagnarus sah sie in grimmiger Verzweiflung an, dann griff er nach dem Schwert.

»Sie werden das Gebäude stürmen. Wie viele, glaubst du…«

»Nein, Euer Hoheit«, rief Silwyth. »Das werden sie nicht tun. Sie werden uns nicht angreifen, so lange wir hier im Haus sind.«

»Warum? Was erwarten sie dadurch zu erreichen, dass sie weiter im Wald hocken?«, wollte Dagnarus wissen, und seine Stimme bebte vor Zorn.

»Sie werden nicht angreifen, weil sie fürchten, dabei Lady Valura zu töten. Sie wollen sie lebendig«, erklärte Silwyth grimmig. Er sah sich die Wunde an. Blut schoss schnell und in rhythmischen Stößen heraus. Silwyth hob den Blick. »Aber ich fürchte, dies war ein schlecht gezielter Schuss, Euer Hoheit«, sagte er leise. »Der Pfeil hat eine Hauptschlagader getroffen. Sie kann nicht überleben.«

»Was weißt du denn schon davon?«, fragte Dagnarus barsch und schob Silwyth beiseite. »Bist du ein Heiler? Geliebte.« Er beugte sich über sie, nahm ihre kalte Hand in seine. »Geliebte!«

»Prinz Dagnarus!«, erklang eine Stimme von draußen.

»Lord Mabreton«, murmelte Silwyth.

»Paladin der Leere!«, rief der Elf. »Ihr könnt nicht mehr fliehen. Ich fordere Euch zum Zweikampf. Aber als Erstes müsst Ihr die treulose, ehrlose, seelenlose Person ausliefern, die einmal als Lady Mabreton bekannt war, deren Name nun aber Hure lautet. Ich habe einen Heiler dabei. Die Hure wird gut behandelt werden – besser, als sie es verdient hat. Wenn sie klug ist, wird sie von mir den Tod erbitten. Das wird ihr ihre Ehre nicht wiedergeben, aber sie wird ihre Familie vor weiterer Schande schützen. Wenn nicht, werde ich sie mit zurück nach Hause nehmen, wo ihr Vater über ihr Schicksal entscheiden wird.

Ihr könnt sie entweder zu mir schicken«, fuhr Lord Mabreton mit kalter Stimme fort, »oder zusehen, wie sie verblutet. Ich gebe Euch eine halbe Stunde, um Euch zu entscheiden.«

Valura streckte die blutige Hand aus und griff nach Dagnarus' Unterarm. Ihre Augen waren dunkel vor Schmerz.

»Nein!«, flehte sie. »Liefere mich ihm nicht aus!« Sie atmete schaudernd ein, schloss gequält die Augen. »Ich… ich würde lieber sterben…«

Dagnarus kniete sich neben sie, beugte sich vor, um sie zu küssen.

»Ich würde dich nie ausliefern«, versprach er. »Niemals!« Dann fauchte er Gareth an: »Tu doch etwas!«

Gareth versuchte vergeblich, den Blutfluss zu stillen, der mit jedem Herzschlag der Frau weiter aus der Wunde drang. Er sah den Prinzen an und schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Heiler«, sagte er, »und die Magie der Leere kennt keinen Heilzauber. Wenn Ihr vielleicht den Pfeil entfernen könntet…«

»Die Spitze hat Widerhaken!«, stellte Dagnarus mit einem erbitterten Fluch fest. »Ich habe schon gesehen, wie Männer von diesen verfluchten Pfeilen getroffen wurden. Wenn ich versuche, ihn herauszuziehen, werde ich ihre Beinmuskeln aufreißen. Der Schmerz allein könnte sie töten.«

Dagnarus hob Valura auf die Arme, zog sie an sich. »Meine Liebste, meine einzige Liebste! Du darfst nicht sterben! Du darfst mich nicht verlassen!«

Valura öffnete die Augen. Sie hob die Hand und berührte Dagnarus' Gesicht durch das offene Visier des schwarzen Helms. Ihre Berührung hinterließ einen Blutfleck auf seiner Wange. »Ich sehe, dass die Schatten nach mir greifen«, sagte sie leise. »Aber es gibt einen Weg. Wenn ich tot bin, dann mach mich zu… zu einem von ihnen.« Sie streckte die Hand aus und berührte den Dolch der Vrykyl. »Dann werden wir immer… immer zusammen sein…«

»Nein!«, rief Dagnarus entsetzt. Er legte sie wieder auf das blutdurchtränkte Gewand. »Nein!«, wiederholte er schaudernd.

»Lady Valura…«, mahnte Gareth zutiefst erschüttert. »Ihr wisst nicht, was Ihr da sagt! Diese verfluchten Toten haben nur den Hohn eines Lebens! Sie leben nicht wirklich! Sie ernähren sich von den Lebenden…«

Ihre Finger, glitschig von ihrem eigenen Blut, umklammerten den Dolchgriff.

»Dagnarus…« Sie suchte seinen Blick, sah ihn an. »Ich werde dich… niemals verlassen. Ich weihe meine Seele… der Leere.«

»Ihr Götter! Nein!«, stöhnte Dagnarus und fiel neben ihr auf die Knie.

Valura sagte kein Wort, gab keinen Laut von sich. Dagnarus konnte nichts anderes tun als zuzusehen, wie das Leben aus ihr wich. Ihr Blick ruhte auf ihm, so lange sie sehen konnte, bis der Tod ihn für sie auslöschte. Ihre Hand, die immer noch den Dolch berührte, wurde schlaff. Ihre Augen starrten Dagnarus weiter an, aber das Starren war blicklos.

Dagnarus rührte sich nicht. Er sagte nichts, stieß keinen Klageschrei aus. Er kniete so lange neben Valura, dass es schien, als wäre er zu Stein geworden, als hätten ihm die Götter zuletzt doch die Verwandlung gewährt, die sie ihm zuvor verweigert hatten. Gareth hockte am Boden, wie betäubt von dieser Tragödie und vollkommen unfähig, etwas zu unternehmen. Silwyth beugte sich mit einem tiefen Seufzer vor, um Valura die Augen zu schließen.

»Rühr sie nicht an!«, befahl Dagnarus leidenschaftlich.

Er presste die Lippen zusammen. Nach einem Augenblick des Zögerns hob er den Dolch.

»Ich werde ihren letzten Wunsch respektieren«, sagte er durch zusammengebissene Zähne. »Ist sie eine akzeptable Kandidatin?«

»Das werde ich nicht zulassen, Euer Hoheit!«, rief Silwyth und versuchte, Dagnarus den Dolch zu entreißen.

Dagnarus schlug zu, und der Elf krachte gegen die Wand und brach am Boden zusammen.

Dagnarus drehte sich nicht einmal um, um nachzusehen, ob Silwyth tot oder lebendig war. Er legte den Dolch auf Valuras Brust.

»Euer Hoheit«, sagte Gareth heiser. »Seid Ihr sicher, dass Ihr das wollt? Denkt doch nach! Denkt daran, was aus ihr werden wird! Ein Ungeheuer…«

Die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Er wich vor dem schrecklichen Zorn des Prinzen zurück.

»Sag es mir!«, befahl Dagnarus. Schaum sprühte von seinen Lippen. Seine Augen waren dunkel und lagen tief in den Höhlen. »Sag mir, was ich tun muss!«

»Ihr Blut…«, begann Gareth zögernd.

»Ihr Leben!«, rief Dagnarus, und er beugte sich vor, drückte die Lippen auf Valuras Wunde und trank ihr Blut, wie ein Kind an der Mutterbrust saugt.

»Legt… den Dolch… auf ihre Brust«, sagte Gareth leise, geschüttelt von Mitleid und Entsetzen. »Den Drachenkopf… zu ihrem Kopf. Den Handschutz…« Er konnte nicht fortfahren. Ihm war so schwindlig, dass er befürchtete, das Bewusstsein zu verlieren.

Dagnarus' Lippen waren rot von Valuras Blut. Er legte ihr den Dolch auf die Brust, zog die Hand zurück und wartete.

Langsam erhob sich der Dolch in die Luft. Die Schuppen des Drachen, schwarz und glitzernd, rieselten vom Dolch und drangen in Valuras Haut ein. Wo immer sie auftrafen, bohrten sie sich unter die Haut und verbanden sich miteinander, bis der Körper der Elfenfrau mit einer festen schwarzen Hülle, der schimmernden Rüstung umgeben war.

Dagnarus sah mit steinerner Miene zu, untröstlich und reglos. Ein Helm, geschmückt mit Vogelflügeln, die bläulich schwarz waren wie die einer Krähe, bedeckte Valuras Gesicht. Schwarze Kettenhandschuhe umschlossen ihre Hände. Nichts von ihrer Haut blieb sichtbar. Es war, als hätte die Dunkelheit sie verschlungen.

Valura bewegte die Hand, griff nach oben, hob das Visier des Helms. Sie öffnete die Augen. Kein Leben stand darin, sie waren dunkel und kalt und glasig. Valura sah Dagnarus an. Ihr lebloser Blick ruhte auf ihm.

»Ich bin bei dir«, sagte sie zu ihm. »Für immer.« Sie streckte die behandschuhte Hand aus.

Er griff danach, drückte ihre Finger an die Lippen. »Für immer«, sagte er. Seine Worte kamen von Lippen, die noch von ihrem Blut befleckt und kälter waren als die ihren, die vom Reich der Toten kündeten.

»Die Zeit ist um!«, rief Lord Mabreton. »Schickt die Hure heraus, oder wir werden kommen und sie holen.«

»Ja«, sagte Dagnarus leise. »Ich werde dir deine Frau schicken.« Er warf einen achtlosen Blick über die Schulter. »Silwyth. Stehst du zu mir, oder wünschst du nun, zu meinen Feinden überzulaufen?«

Der Elf hatte das Bewusstsein wiedererlangt. Er schüttelte den Kopf, um einen klareren Kopf zu bekommen, und betastete seinen Kiefer. Blut floss aus der aufgerissenen, geschwollenen Lippe. Er warf einen Blick auf den Vrykyl – einen angewiderten Blick – und wandte sich rasch ab.

»Ich bin Euer Diener, Euer Hoheit, wie ich es immer gewesen bin«, sagte er und wischte sich das Blut ab. »Vergebt mir mein Versagen.«

»Ich verzeihe dir«, erwiderte Dagnarus kühl. »Lady Valura wird sich ihrem Gemahl ausliefern. Du wirst sie begleiten.«

Der Vrykyl hatte die Gestalt verändert. Verschwunden waren die schwarze Rüstung und der Helm mit den Flügeln. Valura, so schön wie eh und je, verwundet und scheinbar hilflos, lag auf dem blutdurchtränkten Gewand. Ihr kalter, toter Blick begegnete dem von Silwyth. Den Elf überlief ein Schauder. Er wurde bleich, wich aber nicht zurück.

»Ich werde Euch nicht enttäuschen, Euer Hoheit«, sagte er, bückte sich und hob den Vrykyl, der einmal Lady Valura gewesen war, hoch.

Silwyth konnte spüren, wie schrecklich kalt Valura war, und er spürte auch die brüchige Härte der schwarzen Rüstung, die die Illusion zwar verbarg, aber nicht ersetzen konnte. Silwyth hatte Dagnarus den Rücken zugedreht. Nur Gareth sah, wie der Elf mit sich kämpfte, als er nicht umhin konnte, dieses verfluchte Geschöpf der Leere zu berühren – einen Kampf, der so wild tobte, dass er ihn nicht vollkommen verbergen konnte.

»Wie lauten Eure Befehle, Euer Hoheit?«, fragte Silwyth, und nur ein leichtes Zögern schwang in seiner Stimme mit.

»Bring Lady Valura« – er bezeichnete sie nicht als Vrykyl, wie er es immer mit Shakur tat – »auf die Lichtung hinaus und lege sie dort hin. Lord Mabreton wird seine Männer schicken, um sie zu holen. Du, meine Liebste, wirst dich dann um diese Männer kümmern.«

Valura lächelte und lächelte – ein schreckliches Lächeln.

»Ich werde mich Lord Mabretons Herausforderung stellen«, sagte Dagnarus. Er umklammerte den Griff seines Schwerts. »Ich freue mich darauf. Gareth! Die elfischen Bogenschützen verstecken sich im Wald. Auf mein Zeichen hin wirst du den Wald in Brand setzen. Silwyth, wenn du Lady Valura abgeliefert hast, wirst du zum Stall laufen und die Pferde in Sicherheit bringen. Wir werden uns in Kürze Wiedersehen, wenn unsere Arbeit draußen beendet ist.«

»Sie bringen sie jetzt heraus, Herr«, berichtete einer der elfischen Diener.

Lord Mabreton sah zutiefst bekümmert zu, wie der Kämmerer des Prinzen, Silwyth, die verwundete Elfenfrau aus der Ruine trug. Lord Mabreton hatte seine schöne Frau wirklich geliebt. Tatsächlich hatte der Lord die schwere Sünde auf sich geladen, sie bereits zu lieben, als sie noch die Gemahlin seines Bruders gewesen war. Er hatte diese verbotene Liebe vor allen verborgen und hätte sie mit sich ins Grab genommen, wenn nicht der plötzliche Tod seines Bruders es ermöglicht hätte, seiner Liebe den angemessenen Ausdruck zu verleihen.

Er war sich der Tatsache, dass Valura seine Liebe nicht erwiderte, stets bewusst gewesen, aber er hatte gehofft, mit Hilfe von Geduld und Freundlichkeit imstande zu sein, ihr Herz zu gewinnen, wie er schon ihre Hand gewonnen hatte. Ihre letzten gemeinsamen Monate hatten ihn beinahe glauben lassen, dass er Erfolg gehabt hatte. Zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit war Valura im Bett entgegenkommend gewesen. Sie hatte vergnügter gewirkt, hatte aufgehört, sich über die Notwendigkeit, unter Menschen leben zu müssen, zu beschweren. Sie hatte den Eindruck erweckt, dass sie sich für ihren Mann und das, was er tat und sagte, interessierte.

Nun kannte der Lord den wahren Grund für ihre plötzliche Veränderung – sie hatte eine Rolle gespielt, hatte vorgegeben, ihn zu lieben, um über den Gestank der Liebe eines anderen hinwegzutäuschen. Ihr plötzliches Wohlbefinden konnte demselben Grund zugeschrieben werden. Lord Mabreton erinnerte sich an jede Bewegung, jedes Wort, und er fragte sich nun, wie er so blind hatte sein können. All diese Nächte, in denen er aufgewacht und sich allein im Bett gefunden hatte! Sie hatte behauptet, sie hätte nicht schlafen können und sei draußen spazieren gegangen. All die Nächte, die sie im Schloss

verbracht hatte und nicht in ihrem Haus, weil Königin Emillia angeblich ihre Anwesenheit verlangte!

Lord Mabreton hasste seine Frau nun für die Schande, die sie über ihn und sein Haus gebracht hatte. Er hatte den Bogenschützen befohlen, sie ins Bein zu schießen, sie zu verkrüppeln. Die Heiler würden sie am Leben erhalten, aber sie würde quälende Schmerzen leiden, die, wenn sie noch einen Rest von Ehre hatte, durch den Tod von seiner Hand enden würden. Aber er konnte sie nicht ansehen, nachdem der elfische Kämmerer sie sanft auf den Boden gelegt hatte, er konnte ihre Schönheit nicht ertragen, die immer noch unvergleichlich war, ohne dass sich die Liebe zu ihr erneut in seinem Herzen regte.

Tränen traten ihm in die Augen. Er wandte sich ab, damit seine Männer nicht Zeugen seiner Schwäche wurden. Der elfische Diener des Prinzen verbeugte sich in die Richtung des unsichtbaren Lords.

»Mein Herr, Prinz Dagnarus, nimmt die Herausforderung von Lord Mabreton an und wird ihm im Zweikampf auf diesem Boden, der vom Blut der Lady Valura befleckt ist, entgegentreten.«

»Hervorragend«, sagte Lord Mabreton. Er trug die magische Rüstung eines Paladins, die nun im Sonnenlicht silbern schimmerte. »Ich werde die Welt von diesem Dämonenprinzen befreien.«

»Was ist mit dem Diener des Prinzen, Herr?«, fragte einer der Schützen und hob den Bogen, auf dem er den Pfeil bereits aufgelegt hatte. »Er ist eine Schande für unser Volk. Ich könnte ihn erschießen.«

»Lasst ihn«, befahl Lord Mabreton gereizt. »Die Ahnen werden sich um ihn kümmern.«

Tatsächlich wusste der Lord, dass Silwyth im Dienst des Schildes stand und dass der Schild eine hohe Meinung von

dem jungen Elf hatte. Lord Mabreton hatte nicht vor, die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass der beste Spion des Schilds zu Tode kam.

»Schickt zwei von Euren Männern, um die Frau zu holen.

Bringt sie zu den Heilern. Sie sollen sie gut behandeln und ihr so gut helfen, wie es möglich ist. Sie wird zumindest einen Teil des Rückwegs auf dem Pferderücken zurücklegen müssen, denn wir können sie erst auf der Hauptstraße in eine Sänfte setzen.«

Die Elfen taten, was man ihnen befohlen hatte. Zwei legten ihre Waffen nieder und gingen auf die Lichtung vor dem Wachhaus zu, wo Valura auf einer Decke lag, schwach vom Blutverlust und beinahe ohnmächtig vor Schmerz. Aber als die Elfen näher kamen, fand sie die Kraft, den Kopf zu heben und sich auf einen Arm zu stützen.

»Rührt mich nicht an!«, zischte sie. »Ich werde selbst gehen!«

Sie weigerte sich, sich helfen zu lassen, und stemmte sich unter Schmerzen vom Boden, kam taumelnd auf die Beine. Der Pfeilschaft steckte immer noch in ihrem Oberschenkel. Sie verzog schmerzerfüllt das Gesicht, als sie das Gewicht auf das verletzte Bein verlagern musste, und wäre beinahe gestürzt. Mit großer Anstrengung gelang es ihr schließlich doch, aufrecht stehen zu bleiben. Sie hinkte vorwärts, die Lippen zusammengepresst, das Gesicht kreidebleich. Jeder Schritt musste ihr unglaubliche Pein bereiten, aber sie wies alle Hilfe zurück.

Solcher Mut und solche Willenskraft, selbst bei einer, die in Ungnade gefallen war, wurden sehr bewundert. Die elfischen Soldaten murmelten anerkennend. Lord Mabreton musste sich abermals abwenden und das Bedürfnis unterdrücken, zu Valura zu laufen und sie in die Arme zu schließen, ihr zu vergeben

und sie wieder aufzunehmen. Es war seine Pflicht gegenüber seiner Familie, dieser Versuchung zu widerstehen.

Er wartete, bis er sich mittels heimlicher Seitenblicke vergewissert hatte, dass sie es beinahe bis zu den Heilern geschafft hatte. Sie bewegte sich langsam, lehnte sich gegen Baumstämme, um sich zu stützen, aber sie ging allein weiter. Die Wachen folgten ihr und boten ihr keine Hilfe mehr an, denn jedes Mal, wenn sie das getan hatten, hatte sie sie mit einem verächtlichen, wütenden Blick bedacht.

»Lord Mabreton!«, erklang eine kalte Stimme. »Ich warte schon ungeduldig.«

Der Paladin wandte sich mühsam von der Frau ab, die einmal seine Frau gewesen war, und konzentrierte sich auf den Dämon.

Er zog sein Schwert und stellte sich der Herausforderung.

»Vergesst nicht, Euer Hoheit«, warnte Gareth Dagnarus, als der Prinz sich auf den Weg machen wollte, »das Schwert eines Paladins ist eine gesegnete Waffe, also kann es tödlich für Euch sein.«

»Aber selbst dann, Fleck«, antwortete Dagnarus, »wird er mich zweimal töten müssen.«

Die beiden Gegner, einer in Silber gekleidet und strahlend wie der Morgen, der andere in Schwarz, so dunkel und leer wie die Nacht, trafen sich auf dem Feld der Ehre. Sie hatten die Visiere gesenkt und konnten die Gesichter des anderen nicht sehen, nur die Augen hinter den Augenschlitzen. Beide beobachteten die Blicke des Gegners in der Hoffnung, einschätzen zu können, wohin der erste Schlag erfolgen würde.

Sie umkreisten einander. Einmal schlug Dagnarus mit dem Schwert zu, aber Lord Mabreton konnte den Schlag leicht parieren. Der Elf hackte wild mit seiner Klinge, was Dagnarus

seinerseits bequem abwehren konnte. Die beiden maßen einander, prüften die Kraft, Beweglichkeit und Fähigkeiten des Gegners. Bald schon wurde klar, dass sie einander in nichts nachstanden.

Gareth wandte sich vom Fenster ab. Er musste sich auf seine Magie vorbereiten, musste sich dagegen wappnen, den beträchtlichen Schmerz hinzunehmen, den ein solch mächtiger Zauber ihm bereiten würde. Er stellte sich neben Silwyth in die offene Tür, um zuzusehen.

»Auf wessen Seite steht Ihr?«, fragte der Elf leise, den Blick weiter auf die Kontrahenten gerichtet.

»Selbstverständlich auf der Seite Seiner Hoheit«, antwortete Gareth.

Der Elf warf Gareth einen zynischen Seitenblick zu.

Gareth versuchte, diesem Blick zu begegnen, und stellte fest, dass er das nicht konnte. Er wandte sich wieder dem Duell zu.

Dagnarus war ein fähiger Krieger. Er hatte sich auf Schlachtfeldern gut geschlagen, wo ein Soldat wenig Zeit zum Nachdenken hat, sondern rasch und instinktiv auf sich ununterbrochen verändernde Bedingungen reagieren muss. Ihm fehlte allerdings die Geduld des guten Duellanten. Die Finten und anderen geschickten Manöver des Elfenlords erzürnten ihn bald, denn er wollte den Kampf zu einem schnellen Ende bringen. Dagnarus begann Fehler zu machen.

Silwyth schnalzte mit der Zunge, so wie er es getan hatte, wenn sich der Prinz wieder einmal als besonders störrisch erwiesen hatte, als die beiden Jungen noch klein gewesen waren.

Das Geräusch versetzte Gareth zurück ins Spielzimmer des Schlosses. Er konnte nicht um seine Unschuld trauern – die hatte er in dem Augenblick hinter sich gelassen, als er das Schloss zum ersten Mal betrat. Schimmerndes Silber und

glitzerndes Schwarz verschwammen vor seinen Augen. Er senkte den Kopf. Neben ihm schnappte Silwyth nach Luft.

Angstvoll blickte Gareth rasch wieder auf und sah gerade noch, wie Lord Mabreton Dagnarus das Schwert in die Brust stieß. Die Klinge des Paladins, gesegnet von den Göttern, durchdrang die schwarze Rüstung des Paladins der Leere problemlos.

Lord Mabreton riss sein Schwert wieder heraus. Blut folgte der Klinge und strömte über Dagnarus' schwarze Rüstung.

Dagnarus schrie nicht einmal auf. Er ließ das Schwert aus der schlaffen Hand fallen und starrte die klaffende Wunde an, das ausströmende Blut, und er schien verblüfft zu sein. Er sank auf die Knie. Er drückte die Hand an die Brust.

Wie Ritterlichkeit und Ehre es geboten, griff Lord Mabreton den Sterbenden nicht mehr an. Der Paladin reichte seine Waffe einem Knappen, damit dieser das Blut von der Klinge wischte, dann verschränkte er die Arme und trat beiseite, um seinen Feind sterben zu sehen.

Dagnarus tat so, als fiele er nach vorn. Im letzten Augenblick griff er nach seinem Schwert. Er sprang auf und stieß zu. Verblüfft und entsetzt, ungläubig gegenüber dem, was ihm seine Sinne als unmöglich beschrieben, stand Lord Mabreton waffenlos und hilflos da. Dagnarus stach seine Klinge in Lord Mabretons Hals.

Der Stoß war brutal. Das schwarze Schwert schnitt durch die Silberrüstung und trennte den Kopf des Elfen von seinem Körper ab. Lord Mabreton war tot, noch bevor er auf dem Boden aufschlug. Der Knappe vollführte mit dem Schwert seines Herrn einen verzweifelten Schlag nach dem Angreifer. Dagnarus schlug ihm mit der behandschuhten Faust ins Gesicht und brach dem Mann damit das Genick. Über dem enthaupteten Leichnam des elfischen Paladins stehend, hob er sein blutiges Schwert.

»Wer ist der Nächste?« Seine Stimme wurde durch den Helm Schrecken erregend verzerrt. »Wer will als Nächstes den Paladin der Leere herausfordern?«

Vom Abhang des Hügels, wo die Heiler sich um Lady Valura gekümmert hatten, erklangen Angst- und Schmerzensschreie – die ohnmächtige Dame hatte sich in einen schwarzen Todesvogel verwandelt und zerriss jene, die versucht hatten, sie umzubringen.

»Ihr müsst jetzt gehen, Gareth«, sagte Silwyth. Seine Stimme war ruhig, keine Emotionen waren ihm anzumerken. »Ihr wisst, was zu tun ist.«

Ja, Gareth hatte seine Befehle erhalten. Er hüllte sich in die Finsternis der Leere, schlüpfte ungesehen aus der Tür und eilte zur Rückseite des Gebäudes. Ihm kam der Gedanke, er könnte jetzt einfach immer weiterlaufen, bis er den Rand der Klippe erreichte, und dann weiterrennen – direkt ins Vergessen. Aber er sprang nicht von der Klippe – der Tod wäre für ihn nun zu einfach gewesen. Er tat es nicht, weil er innerlich bereits tot war. Innerlich war er ebenso ein Vrykyl wie Shakur und Valura. Nur Dagnarus' Tod würde die Vrykyl von ihrem Fluch befreien. Nur wenn Dagnarus starb, würde auch Gareth wieder frei sein.

Was Dagnarus selbst anging – er war bereits gestorben. Sein Fluch bestand darin, immer weiter zu sterben, wieder und wieder und wieder und wieder.

An diesem Abend verließen die Bewohner von Vinnengael ihre Häuser und sammelten sich in den Straßen, um zuzusehen, wie oben auf dem Leuchtfeuerhügel ein großer Brand wütete. Alle wussten, dass der dortige Außenposten längst verlassen war; es war hundert Jahre her, seit zum letzten Mal ein Leuchtfeuer dort oben gebrannt hatte. Dieses Feuer war

offensichtlich magischer Art, denn die gelben Flammen hatten grüne und purpurne Herzen. Sie flackerten so hoch in die Luft, dass es aussah, als wollten diese Flammenzungen an den Sternen lecken.

Der König und der Ehrenwerteste Hohe Magus hielten die ganze Nacht Wache und beobachteten das Feuer von einem Fenster des Turmzimmers aus.

»Was glaubt Ihr, was das ist?«, fragte Helmos, nachdem sie eine Stunde lang schweigend zugesehen hatten.

»Ich wage es nicht, Spekulationen anzustellen, Euer Majestät«, erwiderte Reinholt.

»Ist es Magie der Leere?« Helmos stand am Fenster und starrte zu den Silhouetten weit entfernter Bäume hinüber, die sich als schwarze Skelette gegen die Flammen abhoben.

»Ja, Euer Majestät«, antwortete der Hohe Magus. »Das ist die Magie der Leere.«

Das Feuer tobte die ganze Nacht und brannte schließlich gegen Morgen aus. Dicke Rauchwolken rollten den Hügel herunter und warfen ihren Schatten über die Stadt. Hustend und würgend schlossen sich die Menschen in ihren Häusern ein, schlossen die Fenster und verstopften alle Ritzen mit Decken, um den Rauch aus ihren Häusern fern zu halten, denn der schwarze Qualm roch ätzend, und es breiteten sich Gerüchte aus, er sei giftig.

Die Orks verließen die Stadt alle miteinander, denn die Schamanin hatte dem Kapitän mitgeteilt, die Vorzeichen gehörten zu den schlechtesten, die sie in ihrem ganzen Leben gesehen hatte.

Sie drängten sich auf ihre Schiffe, setzten Segel und nutzten denselben Wind, der den verfluchten Rauch von den Hügeln herabtrieb, um in See zu stechen.

Die Elfen blieben, weil sie herausfinden wollten, was aus Lord Mabreton geworden war.

Am nächsten Tag erhielten sie ihre Antwort.

Hauptmann Argot kam in den Palast und bat um ein Gespräch mit dem König.

Der König, sagte man dem Kapitän, war bei seinem Vater.

Argot betrat die Halle, in der Tamaros aufgebahrt lag. Die Leiche des Königs, in rote, goldgesäumte Gewänder gehüllt und bedeckt mit einer Decke aus Purpurtuch, lag auf einem Katafalk, und neben seinem Kopf und zu seinen Füßen brannten Kerzen. An den Wänden der Halle standen die leeren Rüstungen und hielten ihre endlose Wache.

Helmos saß auf einem Stuhl an der Seite seines Vaters. Der alte König sah gelassen, ruhig und friedlich aus. Der neue König hatte den Kopf vor Sorgen und Zweifeln gesenkt.

Hauptmann Argot kniete respektvoll vor dem verstorbenen König nieder, dann erhob er sich und trat näher, um dem lebenden Herrscher Bericht zu erstatten.

»Was habt Ihr gefunden?«, fragte Helmos.

Zur Antwort hielt Hauptmann Argot einen Anhänger hoch. Der Anhänger hatte einmal aus schimmerndem Silber bestanden und war nun rußig und schwarz angelaufen. Helmos griff danach und starrte ihn an. Er schloss gequält die Augen und umklammerte den Anhänger mit festem Griff.

»Es ist der Anhänger eines Paladins. Der von Lord Mabreton, Euer Majestät«, sagte Kapitän Argot. »Ich erkenne ihn wieder.«

»Kein Paladin legt diesen Anhänger je ab«, meinte Helmos bedrückt. »Nicht solange er lebt.«

»Wir fanden die Leichen seiner Leute, Euer Majestät. Die meisten Elfen sind in dem Feuer umgekommen, das den gesamten Hügelabhang überzog. Einige allerdings…« Argot zögerte.

»Weiter, Hauptmann«, sagte Helmos.

»Wir fanden mehrere Elfen, die nicht in den Flammen umgekommen waren. Sie waren nichts weiter als geschrumpfte Hülsen, als wäre die Essenz all dessen, was sie einmal gewesen sind, aus ihnen herausgesogen worden. Jeder Einzelne – es waren offenbar Heiler und keine Soldaten, Euer Majestät – ist an einer einzigen Stichwunde direkt ins Herz gestorben. Lord Mabretons Leiche haben wir überhaupt nicht gefunden. Nur den Anhänger.«

»Und keine Spur von meinem Bru – « Helmos hielt inne und holte tief Luft. »Keine Spur von Dagnarus?«

»Nein, Euer Majestät. Wir haben allerdings von Bauern, die zwischen hier und Dunkarga wohnen, das Gerücht gehört, dass Dämonen in der Finsternis in Richtung Dunkarga ritten. Diese Bauern sind ignorante, abergläubische Leute, Euer Majestät – «

»Danke, Hauptmann.« Helmos wandte sich ab und legte seine Hand auf die kalte, leblose Hand seines Vaters.

»Wie lauten Eure Befehle, Euer Majestät?«, fragte der Hauptmann. »Verzeiht, wenn ich Euch dränge, aber die Stadt ist in Aufruhr – «

Helmos sah sich nicht um. Er umklammerte die Hand seines Vaters und seufzte tief.

»Bereitet alles für den Krieg vor, Hauptmann. So lauten meine Befehle. Wappnet Euch für den Krieg.«

3

Gespalten

Der Schild des Göttlichen näherte sich ehrfurchtsvoll dem Schrein seiner Ehrenwerten Ahnfrau. Er trug seine besten Gewänder, denn seine Mutter hatte immer behauptet, sie könne den Charakter eines Menschen anhand der Qualität der Seide einschätzen, in die er sich kleidete. Der Schild trug eigenhändig einen honiggesüßten Haferkuchen – diese Kuchen hatte die Ehrenwerte Ahnfrau immer sehr gern gegessen. Diener folgten dem Herrn des Hauses und verbeugten sich alle paar Schritte, während sie sich dem heiligsten Teil des Gebäudes näherten. Sie trugen eine Kanne in Form eines Drachen, die mit Orangenschalen- und Schwarzpfeffer-Tee gefüllt war, und zwei kleine Schalen aus so feinem Porzellan, dass man praktisch hindurchsehen konnte.

Der Schild stellte den Haferkuchen vor den Schrein und wies die Diener an, wie sie die Teeschalen platzieren sollten. Dann schickte er die Diener weg und goss den Tee selbst ein – die Ehrenwerte Ahnfrau würde das zu schätzen wissen. Er trank Tee und wartete auf ihr Erscheinen.

Der Geist der alten Dame ließ nicht lange auf sich warten. Ihr durchscheinendes Abbild, begleitet von einem schwachen Geißblattduft, erschien auf der gegenüberliegenden Seite des Tischs. Obwohl die Ehrenwerte Ahnfrau keine Nahrung mehr brauchte und auch den Tee nicht trinken konnte, zeigte sie sich erfreut über die Geste ihres Sohnes.

Nachdem sie die Formalitäten hinter sich gebracht hatten – nachdem die Ehrenwerte Ahnfrau sich nach dem Gesundheitszustand eines jeden der unmittelbaren Familienmitglieder des Schilds, seine vierzehn Kinder

eingeschlossen, erkundigt und der Schild höflich nach seinen anderen Ahnen gefragt hatte, dem Urgroßvater und der Urgroßmutter, Großtanten und Großonkeln und selbst einem Lieblingsvetter, der viel zu jung in der Schlacht gestorben war, kamen die beiden zu dem Thema, das den Schild wirklich interessierte.

»Heute früh ist ein Bote von König Helmos eingetroffen, Verehrte Mutter«, erklärte der Schild, griff in sein Gewand und holte eine Pergamentrolle heraus. Er legte sie auf den Tisch und ließ die Hand darauf ruhen. »Ein Paladin hat sie gebracht, ein Lord Altura. Du siehst hier die Bitte des Königs, die der Paladin höchstpersönlich abgegeben hat. Die Bitte ist nicht, was ich erwartet hätte.«

»Soldaten, Gold, Waffen«, sagte die Dame, und ihre Augen – der beständigste Teil ihres Abbilds, blank wie die eines Vogels – blitzten. Sie tat so, als tränke sie den Tee, um ihren Sohn nicht in Verlegenheit zu bringen, wenn er trank, während sie es nicht konnte. »Hat er etwa nicht darum gebeten?«

»Selbstverständlich tut er das, aber nur der Form halber«, erwiderte der Schild. »Er hat seine Spione, die ihm zweifellos schon mitgeteilt haben, dass ein nicht geringer Teil von Prinz Dagnarus' Streitkräften aus Elfen besteht. Er weiß, dass diese Truppen das Land der Menschen mit meinem Segen betreten haben, oder doch zumindest mit meinem Wissen.«

»Er könnte vielleicht denken, dass der Göttliche sie geschickt hat«, stellte der Geist fest und betrachtete sehnsüchtig den honiggesüßten Kuchen.

»König Helmos versteht, dass der Göttliche meine Marionette ist und dass er sich nur rührt, wenn ich an den Fäden ziehe. Ich habe in der Öffentlichkeit behauptet, die Elfen, die an Prinz Dagnarus' Seite kämpften, seien Abtrünnige, aber Helmos ist nicht dumm.«

»Dann schick ihm auch eine Armee«, schlug die Ehrenwerte Ahnfrau vor. »Solange wir Menschen töten und unserem Ziel näher kommen können, wen interessiert es, auf wessen Seite wir das tun?«

»Daran hatte ich schon gedacht, aber er will keine Armee.«

Der Schild wandte den Blick einem kunstvollen Kasten aus Gold und Kristall zu, der den Ehrenplatz auf dem Altar des Haushalts einnahm. In diesem Kasten, auf einer Unterlage aus purpurfarbenem Samt, befand sich ein einzigartiger Stein in Form eines Dreiecks mit glatten Seiten. Der Diamant spiegelte das Licht der Altarkerzen wider und schimmerte in unzähligen winzigen Regenbögen.

»Er will den Stein der Könige wiederhaben!«, sagte der Geist plötzlich.

»Ja, Verehrte Mutter.« Der Schild verneigte sich. »Deshalb hielt ich es für besser, den Stein aus dem Garten zu holen, wo er zuvor aufbewahrt wurde, und ihn hierher in unser Haus zu bringen. König Helmos bittet darum, dass ich ihm den Stein zurückgebe. Man könnte beinahe sagen, dass er es fordert.«

»Ah!« Die Ehrenwerte Ahnfrau verzog missbilligend das Gesicht und vergaß den Tee. Ihre Vogelaugen glitzerten, und sie kniff die Lider ein wenig zusammen. »Das stellt eine Schwierigkeit dar. Ist er denn in so schrecklicher Not? Glaubt er wirklich, der Dämonenprinz könne sich der Krone bemächtigen?« Sie schüttelte den geisterhaften Kopf. »Selbst wenn der Paladin der Leere die Stadt belagert – Vinnengael ist eine mächtige Festung. Ihre Vorräte könnten jahrelang halten. Sie haben so viel Wasser, wie sie wollen. Was hat König Helmos zu befürchten? Es ist schließlich nicht so« – der Geist schnaubte –, »als stellten wir Elfen unsere Macht gegen die seine. Dann hätte er tatsächlich Anlass zur Sorge.«

»Aber dies sind genau die Gründe, aus denen wir keine Streitmacht gegen Vinnengael aussenden«, erklärte der Schild

und goss sich eine weitere Tasse Tee ein. »Das und die Tatsache, dass es uns erheblich mehr Geld einbringt, mit den Menschen Handel zu treiben, als es nach ihrer Unterwerfung der Fall sein würde. Nein, es scheint mir, als wäre es das Beste, wenn wir dafür sorgen, dass sich die Menschen gegenseitig die Kehlen durchschneiden, und wenn sie ausgeblutet sind, nehmen wir uns das Grenzland und werden reich, indem wir ihnen das Holz und die anderen Rohmaterialien schicken, die sie brauchen, um ihr Land wieder aufzubauen.

So lautet mein Plan, und ich halte ihn für gut. Dennoch« – der Schild stellte die Tasse ab und sah den Geist besorgt an –, »ich hatte nicht vorausgesehen, dass der König um die Rückgabe des Steins der Könige bitten würde.«

»Und warum ist das ein Problem?«, fragte die Ehrenwerte Ahnfrau. »Sag ihm einfach, dass der Stein uns gehört und wir vorhaben, ihn zu behalten.«

»Die Angelegenheit ist nicht ganz so einfach, verehrte Mutter. Als ich den Stein entgegennahm, habe ich den Göttern einen Eid geschworen. Wir alle haben diesen Eid geleistet. Sollte jemals einer der vier, die Anteile des Steins besitzen, in großer Not sein, dann würden die anderen drei ihren Teil des Steins zurückgeben, sodass die Diamantenpyramide wieder zusammengesetzt werden kann.«

»Und was wird geschehen, wenn der Stein wieder zusammengesetzt wird?«, wollte die Ahnfrau wissen, und ein tückisches Glitzern trat in ihre Augen.

Der Schild dachte nach. »Ich weiß es nicht«, meinte er schließlich. »Seine magische Kraft wird vervierfacht, würde ich annehmen.«

»Und all diese Macht wird sich in den Händen des Menschenkönigs befinden.« Die Ahnfrau kniff missbilligend die Lippen zusammen.

»Das ist wahr, verehrte Mutter«, sagte der Schild und nickte. »Daran dachte ich ebenfalls.«

»Du durchschaust selbstverständlich seinen Plan, mein Sohn«, sagte die Ehrenwerte Ahnfrau. »Eigentlich braucht Helmos die Macht des Steins nicht, um in einem Bürgerkrieg gegen seinen Bruder zu bestehen. Nein! König Helmos benutzt diesen Krieg als Ausrede, um sich den Stein wieder zu verschaffen, den sein Vater so sorglos weggeben hat. Ich habe schon gehört, dass es unter seinen Beratern einige gab, die König Tamaros darum gebeten haben, den Stein der Könige nicht aufzuteilen. Wenn König Helmos wieder über den gesamten Stein verfügt, wird er dessen Macht benutzen, um seinen Bruder zu besiegen. Aber er wird es nicht dabei belassen. Er wird seinen gierigen Blick auf uns richten. Wir könnten ihn selbstverständlich immer noch besiegen«, meinte die Ehrenwerte Ahnfrau mit überwältigendem Selbstvertrauen, »aber der Kampf würde viele Elfen das Leben kosten.«

»Du bist weise, verehrte Mutter«, erklärte der Schild und verbeugte sich im Sitzen. »Es ist kein Wunder, dass ich gekommen bin, um dich um Rat zu fragen.«

Der Geist lächelte erfreut.

»Aber«, fuhr der Schild fort, »ich habe immerhin den Göttern einen Eid geschworen. Ich will ihn nicht brechen. Dadurch würde ich mein Gesicht verlieren und unsere Familie in Schande stürzen. Der Göttliche würde es zweifellos herausfinden, und er würde durchaus zu Recht behaupten, dass ich einen Schwur gebrochen habe, und dann würde mir niemand mehr vertrauen.«

»Wann wird Prinz Dagnarus mit seinem Angriff beginnen?«, fragte die Ehrenwerte Ahnfrau.

»Wenn ich mich auf Silwyth, meinen Spion im Haushalt des Prinzen, verlassen kann, dann bewegt sich der Prinz nur langsam. Er hat seine Streitkräfte um sich gesammelt. Er

könnte mit dem Neumond bereit sein, in den Kampf zu ziehen, aber das ist nicht vollkommen sicher. Er weidet sich immer noch daran, seinen Bruder schwitzen zu sehen.«

Die Geisterdame lächelte erfreut. »Dann solltest du Folgendes tun, mein Sohn: Du wirst diesem Paladin sagen, dass du den Willen des Vaters und der Mutter bezüglich des Steins der Könige einholen musst. Dies wird Gebete notwendig machen, Fasten, feierliche Zeremonien, die Versammlung aller Priester des Reiches, die Bemühungen des Göttlichen…«

»Ich kann dir jetzt schon garantieren, dass der Göttliche und ich in dieser Sache ausnahmsweise auf derselben Seite stehen«, warf der Schild ein. »Er will den Stein der Könige ebenso wenig verlieren wie ich.«

»Hervorragend. Es wird mindestens sechs Monate brauchen, um auch nur die Priester zusammenzubringen, von denen einige in den Heiligen Schreinen hoch in den Bergen leben. Danach werden die rituellen Spiele zu Ehren der Götter und die angemessenen Opfer stattfinden und weitere zwei Monate brauchen, und dann muss die Antwort der Götter schließlich noch interpretiert werden. Das kann manchmal ein ganzes Jahr oder länger dauern…«

Der Schild erhob sich respektvoll und verbeugte sich dreimal tief. »Möge dieses Haus sich stets auf deine Weisheit verlassen, Mutter«, sagte er mit großem Ernst. »Und mögest du immer hier sein, um uns anzuleiten.«

Dann setzte er sich wieder und begann, über Familienangelegenheiten zu sprechen, was einige Zeit in Anspruch nahm. Danach spielten sie Mah-Jongg. Immerhin bestand keine Notwendigkeit, sich zu beeilen.

Der Kapitän der Orks saß vergnügt in seiner Lieblingstaverne in der Küstenstadt Quash'Gaat und gab sich seinen Lieblingsbeschäftigungen hin: Er trank seinen Lieblingsschnaps und versuchte, ein Tangram zu lösen. Der orkische Name des Schnapses lautet »Tscha-gau«, was sich grob als »Muttermilch« übersetzen lässt. Wenige Menschen können auch nur den Geruch dieses Getränks ertragen, das angeblich aus einer Mischung aus Fischöl und fermentierter Ananas hergestellt wird.

Das Tangram ist ein Puzzle aus einem Holzquadrat, das in sieben Teile geteilt wurde: fünf Dreiecke, ein Quadrat und einen Rhombus. Diese Teile kann man zum Beispiel zu zwei gleich großen Quadraten zusammensetzen – ein Kinderspiel. Man kann sie auch benutzen, um Hunderte von Figuren darzustellen, von Schiffen über Flaschen und Tiere bis hin zu Männern und Frauen. Der Kapitän war herausgefordert worden, mit dem Tangram einen Albatros zu legen, eine Aufgabe, die einfach genug gewesen wäre, hätte er sie nicht im Zeitraum von siebenundsechzig Fußstampfern ausführen müssen.

Die Zeit wurde laut mitgezählt, mit großer Begeisterung und unter dem rhythmischen Stampfen vieler bestiefelter Orkfüße, denn die Taverne war proppenvoll. Ein Sturm hatte dafür gesorgt, dass die Fischerboote im Hafen geblieben waren und die größeren Schiffe nicht in See stechen konnten. Der Boden der Taverne bebte vom Stampfen, ebenso wie der Tisch, an dem der Kapitän versuchte, sich auf das Tangram zu konzentrieren, und die Holzstücke zitterten heftig und brachten ihn immer wieder aus dem Konzept.

»Sechsundfünfzig, siebenundfünfzig…«, sangen die Orks und schlugen nun auch mit den Handflächen oder ihren Krügen auf die Tische.

Der Kapitän hatte es beinahe herausgefunden, brachte gerade den Rhombus in Position, als es am Eingang der Taverne unruhig wurde.

»Im Namen des Königs!«, rief die Stimme eines Menschen. »Lasst mich durch!«

»Was für ein König?«, brüllten die Orks zurück. »Und wie lautet denn sein Name?«

»Heute haben wir hier keine Könige, komm morgen wieder«, und andere Geistreicheleien begrüßten den Sprecher.

Der Kapitän drehte sich um, um nachzusehen, was los war, und nahm unwillkürlich die Hand von den Puzzlestücken.

»Verloren!«, rief die Schamanin, die ihm am Tisch gegenübersaß.

»Einundsechzig, Zweiundsechzig.« Einige zählten noch immer, obwohl die meisten damit aufgehört hatten, als sie hörten, dass das Spiel zu Ende war.

Der Kapitän drehte sich wieder um und warf der Schamanin einen finsteren Blick zu. »Ich habe immer noch Zeit!«

»Du hast die Hand weggenommen«, meinte die Schamanin. »Das bedeutet, dass du fertig bist, und das da« – sie warf einen verächtlichen Blick auf die Puzzlestücke – »hat keinerlei Ähnlichkeit mit einem Albatros.«

»Ich habe den Schnabel noch nicht angesetzt!«, tobte der Kapitän.

»Im Namen des Königs!« Die Menschenstimme klang zornig. »Ich habe eine Botschaft für den Kapitän.«

»Deine Runde«, sagte die Schamanin und kippte zufrieden ihren Tscha-gau.

Wütend zahlte der Kapitän, dann wandte er sich nicht sonderlich gut gelaunt dem Menschen zu, der seine Niederlage verursacht hatte.

Der Mensch, der eine schimmernde Silberrüstung trug, hatte es noch nicht geschafft, die Taverne zu betreten, denn die Orks

an der Tür machten sich einen Spaß daraus, ihre Beine auszustrecken, wenn er versuchte, an ihnen vorbeizukommen; sie brachten ihn zum Stolpern oder schubsten ihn »aus Versehen« wieder aus der Tür.

»Bringt ihn zu mir«, befahl der Kapitän, der erkannt hatte, dass sie einen Paladin vor sich hatten.

Die Befehle des Kapitäns wurden immer mit äußerster Eile ausgeführt, denn der Kapitän war dafür bekannt, auf seinem Schiff größte Disziplin zu halten. Der Mann wurde von mehreren Orks gepackt und so rasch weitergeschoben, dass seine Füße den Boden nicht berührten, bis die Orks ihn ziemlich würdelos vor dem Kapitän absetzten.

»Der Mensch, wie gewünscht, Kapitän!«, berichtete einer der Orks und tippte sich grüßend an die Stirn.

Der Kapitän hob die Hand, um Ruhe zu befehlen. Sofort trat eine derart tiefe Stille ein, als befände sich die Taverne auf dem Meeresboden.

»Ich komme von… König Helmos von Vinnengael«, sagte der Mann, als er wieder zu Atem gekommen war. »Ich habe eine dringende Botschaft von Seiner Majestät, dem König, für den Kapitän.«

Der Paladin hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten.

Der Kapitän tat ihm den Gefallen. »Ihr wäret ein ziemlich schlechter Bote, wenn Ihr keine Botschaft hättet.«

Der Paladin versuchte es noch einmal. »Die Botschaft kommt von König Helmos. Sie ist sehr dringend.«

»Dann spuckt sie aus, Mann!«, befahl der Kapitän gereizt. »Ich weiß, von wem sie ist. Ihr braucht das nicht dauernd zu wiederholen.«

Der Paladin beugte sich vor und senkte die Stimme. »Die Botschaft ist vertraulich, Kapitän. Für Euch allein.«

Ein unzufriedenes Murmeln erklang in der Taverne, und wieder begann der Boden unter dem Stampfen der

Anwesenden zu beben. Der Kapitän schnaubte und hob die Hand. »Diese Botschaft betrifft das Volk der Orks, nicht wahr?«

»Nun…« Der Bote zögerte.

»Dann sprecht sie aus, damit alle sie hören können«, beharrte der Kapitän. »Ich habe keine Geheimnisse vor meinem Volk.«

Der Paladin konnte sich ein paar Minuten lang nicht verständlich machen, weil das Tischeklopfen und Schenkelschlagen, mit dem die Orks ihre Billigung der Worte des Kapitäns kundtaten, so laut waren.

Als wieder Schweigen eingekehrt war, sagte der Paladin: »Verlässliche Informationen lassen König Helmos befürchten, dass die Stadt Vinnengael bald von Dagnarus, dem Paladin der Leere, angegriffen wird. Damit die Bewohner von Vinnengael diesen unerwünschten und höchst ungerechten Angriff abwehren können, bittet König Helmos darum, dass die Orks ihren Teil des Steins der Könige nach Vinnengael zurückbringen und damit den Schwur erfüllen, den der Kapitän gegenüber König Tamaros und seinen Erben geleistet hat.«

Der Kapitän sah während der gesamten Ansprache den Menschen an. Am Ende blinzelte er einmal und bat den Paladin, alles noch einmal zu wiederholen. Der Bote tat dies und legte König Helmos' Bitte auch in schriftlicher Form vor, die der Ork aus Höflichkeit ebenfalls entgegennahm. Er betrachtete die flüssige Schrift mit einiger Bewunderung und nicht geringem Misstrauen und ließ den Brief dann auf den Tisch fallen, wo sich das Pergament mit verschüttetem Tschagau voll saugte.

Der Kapitän dachte ausführlich über die Angelegenheit nach und sagte dann mit einer wegwerfenden Geste: »Richtet König Helmos aus, dass ich nein sage.«

Offenbar hatte der Paladin nicht mit dieser Antwort gerechnet. »Aber, Kapitän, Ihr habt den Göttern einen Eid

geschworen, den Stein zurückzugeben, wenn er gebraucht wird! Ihr werdet doch sicher Euren heiligen Eid jetzt nicht brechen!«

Der Kapitän sah seine Schamanin an. »An welchem Tag habe ich diesen Eid geschworen?«

»Am dritten Tag«, erwiderte die Schamanin. Die Orks benennen ihre Tage nach ihrer Reihenfolge in einer elftägigen Zeitspanne.

»Am dritten Tag«, wiederholte der Kapitän. »Alle wissen, dass der dritte Tag der unglücklichste Tag der Woche ist und dass alle Eide, die an einem dritten Tag geleistet, alle Versprechungen, die dann gemacht werden, nur bis zum nächsten Tag gültig sind.«

Die Orks rings umher nickten weise.

»Ich bezweifle, dass König Tamaros das gewusst hat«, meinte der Paladin, und Zornesröte schoss ihm in die Wangen.

»Dann ist das sein Fehler«, meinte der Kapitän stur. »Nicht meiner.«

»Aber Euren Eid vor den Göttern zu brechen…«

»Die Götter wissen, dass der dritte Tag ungünstig ist«, sagte der Kapitän. »Sie werden nicht beleidigt sein.«

Der Paladin senkte die Stimme. »Kapitän, König Helmos ist in großer Bedrängnis. Der Paladin der Leere verfügt über schreckliche Magie, die er gegen uns einsetzen wird. Er hat weitere Dämonen der Leere geschaffen, die als Vrykyl bekannt sind und die seine Armee anführen. Wenn Ihr den Stein der Könige nicht zurückgebt, könnte Vinnengael in die Hände des Feindes fallen.«

»Und wenn wir unseren Teil des Steins nach Vinnengael schicken und Vinnengael dann fällt und Dagnarus gewinnt, dann wird er unseren Teil des Steins der Könige haben, ebenso wie den der Menschen und die der Elfen und Zwerge. Und was dann?«, wollte der Kapitän wissen.

»Ich… ich weiß nicht…« Dem Paladin fiel nichts mehr ein.

»Ich werde es Euch sagen. Dann wird Dagnarus mächtig genug sein, die Orks und die Elfen und die Zwerge und die Menschen zu beherrschen, und vielleicht sogar die Götter selbst«, erklärte der Kapitän. »Der Orkteil des Steins der Könige bleibt bei uns, damit wir uns schützen können, falls Vinnengael fallen sollte, was Ihr selbst nicht für unwahrscheinlich haltet.«

»Aber wenn Ihr den Stein wie versprochen zurückgebt, wird Vinnengael *nicht* fallen!«, behauptete der Paladin nun beinahe flehentlich. »Die Elfen und die Zwerge werden ihren Teil zurückgeben!«

»Seid Ihr da so sicher?« Der Kapitän sah den Menschen amüsiert an. »Hat Euer König diese Teile des Steins schon?«

»Sie waren noch nicht eingetroffen, als ich Vinnengael verließ«, musste der Paladin zugeben. »Drei von uns wurden zur gleichen Zeit ausgeschickt, jeder zu einem anderen Volk. Ich habe länger als erwartet gebraucht, um Euch zu finden, und daher – «

»Sie werden die Steine nicht zurückgeben«, beharrte der Kapitän und wandte sich wieder dem Tangram zu.

»Ich hoffe und bete und vertraue darauf, dass Ihr Euch irrt«, erwiderte der Paladin.

»Wir können gerne darum wetten«, bot der Kapitän ihm an, ohne den Blick von den Puzzlestücken auf dem Tisch zu wenden. »Wenn die beiden anderen Teile des Steins der Könige zurückgegeben werden, schicke ich auch meinen Teil. Aber vorher nicht. Sagt das Eurem König.«

»Ich bezweifle, dass Euer Teil noch rechtzeitig eintreffen würde«, meinte der Paladin nun verbittert. »Dagnarus hat seine Armee bereits aufgestellt. Aber ich danke Euch zumindest für Euren guten Willen.«

Er verbeugte sich und verließ die Taverne. Die Orks traten auf einen Blick des Kapitäns beiseite und ließen ihn unbehelligt durch.

»Gebt ihm eine Eskorte bis zum Portal«, meinte der Kapitän und sah dem Menschen mit einem traurigen Kopf schütteln hinterher. »Jemand, der so schwachsinnig ist, sollte nicht allein herumlaufen.«

Der Bote, den man zu den Zwergen geschickt hatte, hatte große Schwierigkeiten, Dunner zu finden, den einzigen zwergischen Paladin. Er fand Dunners Haus – ein bescheidenes, flaches Gebäude aus Lehm. Der Paladin spähte in das Haus, betrat es sogar und sah sich darin nach dem Zwerg um. Er fand kein Anzeichen von ihm, und das Gebäude kam ihm unbewohnt vor. Dennoch, die meisten Häuser der Pferdelosen wirken für einen oberflächlichen Beobachter unbewohnt. Zwerge schmücken ihre Häuser nicht mit irgendwelchen Kleinigkeiten. Sie besitzen keine Schätze. Sie haben keine bequemen Stühle, auf denen sie sich gemütlich niederlassen, keine geschnitzten Betten mit Samtvorhängen, keine Truhen voller Kleidung und keine Schränke voller Geschirr.

Die Häuser der Pferdelosen sind so sparsam möbliert wie die ihrer nomadisch lebenden Verwandten. Der Haushalt eines jeden Pferdelosen könnte innerhalb von wenigen Augenblicken zusammengepackt werden. Da viele der Bewohner ans Haus gebunden sind und nicht laufen und noch weniger reiten können, verleiht ein solcher Mangel an Dauerhaftigkeit diesen dauerhaften Wohnstätten etwas Sehnsüchtiges. Die Bewohner verlassen ihre Häuser nicht, bis sie ihre verkrüppelten Körper hinter sich lassen und in den Körper eines Wolfs übergehen,

um für immer über die Steppen zu ziehen – ein Zeitpunkt, auf den sie begierig warten.

In Dunners Haus fanden sich nur ein paar Decken auf einem Strohsack, ein Teller, eine Schüssel, ein Löffel, ein Becher und ein schön gewebter Teppich, der als Sitzgelegenheit diente. Der einzige Unterschied zwischen Dunners Haus und den Häusern der anderen Pferdelosen bestand in einem großen Stapel von Büchern in einer Ecke und einem Vorrat an Pergament, das unter die Bücher gelegt worden war, um sauber und glatt zu bleiben. Die Wände des Hauses waren nackt. Der einzige Stuhl war ein Stuhl auf Rädern, und es schien mehr ein Andenken zu sein als ein tatsächlich benutzter Gegenstand, denn der Stuhl war mit einer dicken Staubschicht überzogen.

Der Paladin fragte eine Nachbarin Dunners, ob der Zwerg die Stadt verlassen habe, aber die Frau zuckte nur die Achseln. Sie hatte keine Ahnung, wo Dunner steckte, und wollte es auch nicht wissen. Sie hatte genug mit ihrem eigenen Kummer zu tun und brauchte sich nicht auch noch für die Nöte ihrer Nachbarn zu interessieren.

»Wo finde ich denn den Stein der Könige?«, fragte der Paladin. »Es geht um eine äußerst dringende Angelegenheit, meine Dame.«

Die Zwergin sah ihn mürrisch an. »Ich habe nie von einem solchen Stein gehört. Es gibt da so einen Stein, der aus dem Menschenreich kam und mit dem Dunner irgendetwas zu tun hat. Wenn du den meinst, dann findest du ihn in diesem Zelt, das nicht weit von hier steht.«

Sie schnaubte verächtlich und hinkte davon, bevor der Paladin sich von seinem Schock darüber erholen konnte, dass der kostbare und heilige Stein der Könige hier so gering geachtet wurde.

Der Paladin machte sich auf die Suche nach dem Zelt, von dem die Frau gesprochen hatte. Er sah sich ohnehin einem

Dilemma gegenüber. Dunner war der offizielle Hüter des Steins, und der Paladin würde Dunners Erlaubnis benötigen, um den zwergischen Teil des Steins der Könige nach Vinnengael zurückzubringen. Aber es bestand durchaus die Möglichkeit, dass Dunner irgendwo weit entfernt unterwegs war, wie es der Art der Zwerge entsprach. Er konnte hundert, ja tausend Meilen entfernt sein. Der Paladin würde jahrelang suchen können, ohne den Zwerg jemals zu finden.

Aber der Stein der Könige befand sich offensichtlich hier. Dunner hatte zweifellos dafür gesorgt, dass jemand den Stein in seiner Abwesenheit bewachte. Der Paladin entschied, es würde genügen, wenn dieser Wächter seine Erlaubnis gab, um den Stein auch ohne Dunners Zustimmung ehrenhaft nach Vinnengael zurückbringen zu können. Der Paladin war erleichtert angesichts der Möglichkeit, dass sich der Stein in anderen Händen befand – Händen, die nicht einem Mann gehörten, der sich einmal als Freund des Paladins der Leere bezeichnet hatte.

Er berührte seinen Anhänger und betete zu den Göttern um ihren Segen für das, was er nun tun wollte. Seine magische Rüstung legte sich kühlend um ihn wie Wasser an einem heißen Tag. Er hatte nicht vor, die Zwerge einzuschüchtern, aber er hoffte, sie beeindrucken und sie von der Dringlichkeit und Wichtigkeit seines Anliegens überzeugen zu können. Er bückte sich unter dem zwergenhohen Eingang hindurch, blieb im Schatten stehen und starrte verblüfft auf die Szene, die er vor sich hatte.

Der Stein der Könige war dort, glitzerte auf einer Holzkiste, die mit einer Pferdedecke bedeckt war. Die Decke war schön gewebt und ausgesprochen hübsch anzusehen, aber es war eindeutig eine Pferdedecke. Und es waren keine Wachen anwesend. Die einzigen Personen im Gebäude waren sechs

oder sieben Zwergenkinder, die den heiligen Stein der Könige offenbar als Spielzeug benutzten!

Während der Paladin noch zusah und zu entsetzt war, um etwas sagen zu können, griff eines der Kinder – ein Mädchen mit einem verkrüppelten Arm – nach dem Stein der Könige und nahm ihn von seinem Platz auf der Pferdedecke. Der Stein hing an einer Schnur aus geflochtenem Rosshaar. Das Mädchen hängte ihn sich um den Hals.

Die anderen Kinder verbeugten sich vor ihr und streckten die Hände aus, um sie zu berühren, als würde dies Glück bringen. Sie schienen ihr Spiel sehr ernst zu nehmen, das musste der Paladin ihnen lassen. Sie kicherten nicht. Sie verspotteten den Stein nicht. Aber der Stein der Könige war schließlich kein Spielzeug!

Der Paladin hatte nun überhaupt keine Bedenken mehr, den Zwergen den Stein wieder abzunehmen. Er würde zurückgegeben werden, sobald die Zwerge dem Rat versichern konnten, dass man ihn mit entsprechendem Respekt behandeln würde.

Der Paladin trat aus dem Schatten und in einen Fleck von Sonnenlicht, das durch eine Öffnung im Zeltdach fiel.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte er streng und bediente sich dabei der Zwergensprache.

Die Kinder waren erschrocken, sowohl über die unerwartete Stimme als auch über den erstaunlichen Anblick des in Silber gehüllten Paladins, der gebeugt dastehen musste, damit sein Helm nicht gegen das Zeltdach stieß. Aber die Kinder hatten keine Angst, und sie zeigten keinen sonderlichen Respekt. Sie betrachteten ihn eher misstrauisch. Vier von ihnen stellten sich zwischen ihn und das Mädchen, das den Stein trug. Er hielt dies für einen Teil des Spiels, und genau das ärgerte ihn.

»Gib mir den Stein!«, sagte er. »Der Stein der Könige ist kein Spielzeug! Es ist ein heiliger Gegenstand, der uns von den Göttern gegeben wurde.«

»Wer bist du, Mensch?«, fragte das Mädchen, das den Stein um den Hals trug. Zwerge mit ihren tiefen, mürrischen Stimmen hätten die Stimme für kindlich und schrill gehalten, aber für den Paladin klang sie wie die Stimme einer Erwachsenen. »Und welches Recht hast du, unseren heiligen Tempel zu betreten?«

»Tempel«, murmelte er verblüfft. Er hatte nicht daran gedacht, dass dieses Zelt ein Tempel sein könnte und die Holzkiste mit der Pferdedecke das, was sich Zwerge unter einem Altar vorstellten.

Aber wenn dem so war, dann hatte er einen schwer wiegenden Fehler gemacht. Die Kinder hatten Recht und er Unrecht. Er hatte ihren »Tempel« ohne Erlaubnis betreten, und er hatte sich ihnen nicht vorgestellt, wie man es von einem echten Ritter erwartete.

»Ich bin Gregor«, sagte er. »Ein Paladin aus Vinnengael. Meine Treue gilt König Helmos. Ich entschuldige mich für meine Unhöflichkeit. Ich fand es zutiefst beleidigend, den Stein der Macht als Spielzeug benutzt zu sehen.«

»Wir wären ebenfalls aufgebracht über so etwas«, erwiderte das Zwergenkind ernst. »Aber Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen. Wir sind die Hüter des Steins der Könige, und wir werden nicht zulassen, dass jemand ihn verspottet.«

Die Hüter! Lord Gregor war verdutzt. Diese Kinder sollten die Hüter des Steins sein? Dafür würde Dunner zur Verantwortung gezogen werden. Lord Gregor würde ihn vor den Rat bringen.

»Ich will euch nicht beleidigen, aber ihr seid Kinder. Der Stein der Könige sollte nicht von Kindern bewacht werden, sondern von großen Kriegern. Und ihr solltet ihn nicht

leichtfertig als Schmuckstück tragen«, fügte er hinzu und zeigte auf das Mädchen.

»Das tue ich auch nicht!« Das Mädchen war empört.

»Der Stein befindet sich schon seit vielen Monden hier«, erklärte ein Junge. Er hatte sich so aufgestellt, dass er den Stein im Notfall besser verteidigen konnte, wie Gregor nun bemerkte. »Er war allein. Niemand ist gekommen, um ihn zu sehen. Niemand hat ihm die Ehre erwiesen. Er war vernachlässigt und verlassen.«

Wie diese Kinder, dachte Lord Gregor. Sie sind alle Waisen. Verlassen von ihren Eltern, vernachlässigt von jenen, die man gezwungen hat, sich um sie zu kümmern.

»Eines Tages sind wir hierher gekommen, um uns den Stein anzusehen«, erklärte das Mädchen. »Er schimmerte hell in der Sonne, und Regenbögen glitzerten auf ihm. Er war das Schönste, was wir je gesehen hatten.«

»Wir haben ihn abgestaubt und den Boden gefegt und das Zelt des Steins ordentlich aufgeräumt«, fügte ein weiterer Junge hinzu.

»Und jeden Tag nimmt ihn einer von uns und trägt ihn am Herzen« – das Mädchen legte die Hand auf ihre Brust –, »um ihn zu ehren und den Stein wissen zu lassen, dass er hierher gehört. Dass er einer von uns ist.«

Der Paladin ließ sich auf ein Knie nieder. Zum Teil tat er dies, weil er von der gebückten Haltung langsam Rückenschmerzen bekam, aber zum anderen auch, weil er glaubte, dass diese Kinder seinen Respekt verdient hatten.

»Ich bitte euch demütigst um Verzeihung«, sagte er. »Ich habe es nicht verstanden und mein Urteil zu schnell gefällt. Bitte nehmt meine Entschuldigung entgegen, Hüter des Steins.«

»Wir nehmen sie an, Lord Gregor«, sagte das Mädchen mit einem ein wenig altmodischen Ernst, der gut zu dem von

König Helmos gepasst hätte. »Und nun sagt uns, warum Ihr zur Stadt der Pferdelosen gekommen seid.«

»Ich kam, um mit Lord Dunner zu sprechen«, erwiderte Lord Gregor. »Er hat den Stein der Könige von meinem König entgegengenommen, um ihn im Dienst eures Volkes zu benutzen. Als er den Stein erhielt, hat Lord Dunner auch einen Eid geschworen, dass die Zwerge den Stein zurückgeben würden, falls mein König ihn jemals brauchen sollte, um uns in einem Kampf zu helfen. Nun ist mein König in großer Not«, fuhr der Paladin schlicht fort, »und er hat mich geschickt, um darum zu bitten, dass dem Schwur Folge geleistet wird. Ich hatte gehofft, mit Lord Dunner sprechen zu können.«

Die Kinder sahen einander an. Sie schienen bei diesem Blick zu einer Art Übereinkunft zu kommen. »Wir kennen Lord Dunner«, sagte das Mädchen. »Er ist der Einzige außer uns, der hierher kommt, um dem Stein die Ehre zu erweisen. Aber wir wissen nicht, wo er ist.«

»Hätte er gewusst, dass Ihr unterwegs seid«, fügte der Junge hinzu, »dann wäre er jetzt sicher hier.«

»Ich habe keine Botschaft vorausgeschickt«, erklärte Lord Gregor und hatte mehr und mehr das Gefühl, von Anfang an alles falsch gemacht zu haben. »Ich bin eilig aufgebrochen. Unser Königreich ist in schrecklicher Gefahr.«

»Wer hat diesen Krieg angezettelt?«, fragte das Mädchen.

Lord Gregor erklärte alles, so gut er konnte. Er erzählte ihnen, wie sich Prinz Dagnarus dem Bösen zugewandt hatte und dass er nun versuchte, König zu werden, obwohl er kein Recht auf den Thron hatte.

»Ein Krieg zwischen Brüdern«, meinte das Mädchen, um für sich noch einmal zu bestätigen, was sie gehört hatte.

»Ja, das ist wahr«, gab Gregor zu.

»Mein Vater ist der Anführer seines Klans«, erzählte das Mädchen. »Wenn er und mein Onkel gegeneinander kämpfen

würden, würden die Menschen uns dann ihren Teil des Steins der Könige schicken, um dem einen zu helfen, den anderen zu besiegen?«

»Ich… nun ja…« Der Paladin konnte nicht lügen. Schon der Gedanke war selbstverständlich absurd. Er versuchte, diesen Kindern beizubringen, dass eine Familienfehde unter Zwergen etwas anderes war als der Krieg zwischen dem König von Vinnengael und seinem Dämonenbruder.

»Und woher wollen die Menschen wissen, welcher Bruder im Recht ist?«, fragte ein Junge. »Vielleicht ist der Klanhäuptling ein schlechter Anführer. Vielleicht wäre sein Bruder ein besserer. Vielleicht hat der Bruder verdient, der Anführer zu sein. Ihr Menschen würdet das nicht wissen. Ihr könntet dem Falschen den Stein schicken.«

»Ihr Menschen würdet den Stein überhaupt nicht schicken«, warf ein anderer Junge ein und bedachte Lord Gregor mit einem durchdringenden Blick. »Oder?«

»Es besteht da ein gewaltiger Unterschied«, versuchte Lord Gregor zu erklären. »Vinnengael ist ein immenses Reich; das mächtigste Königreich auf dem ganzen Kontinent! Was immer in Vinnengael geschieht, wird sich auf alle auswirken – auch die Zwerge. Während das, was innerhalb eines einzelnen Zwergenklans geschieht… nun… nicht so wichtig ist«, schloss er ein wenig unsicher.

»Für uns ist es schon wichtig«, sagte das Mädchen. »Für jene, die dem Klan angehören, ist dieser Klan ihr Kontinent. Er ist die mächtigste Kraft ihrer Welt. Dieses Reich Vinnengael, von dem Ihr sprecht, ist weit weg von uns.«

»Und ebenso, wie sich kein Klan in die Angelegenheiten eines anderen einmischen wird«, sagte der Junge, »sollten wir Zwerge uns nicht in die Angelegenheiten von euch Menschen einmischen.«

»Wir werden unseren Teil des Steins der Könige behalten«, erklärte das Mädchen. »Wir wissen, dass er hier in Sicherheit ist und wir ihm jeden Tag Ehre erweisen.«

Sie nahm den Stein vom Hals und legte ihn voller Respekt wieder auf die Pferdedecke zurück. Die Zwergenkinder versammelten sich um den Stein und verbeugten sich vor ihm. Dann bildeten sie mit ihren kleinen Körpern eine Mauer um den Stein, drehten sich um und sahen Lord Gregor mit festem Blick an.

Er hätte den Stein nehmen können. Er hätte ihn gewaltsam entwenden können. Diese Kinder konnten ihn nicht aufhalten, aber sie würden es vermutlich versuchen, und dann hätte er keine andere Wahl, als ihnen wehzutun.

Lord Gregor nahm an, dass der Stein in diesem Fall keine Regenbogen mehr aufblitzen ließe. Sein Schimmer würde sich trüben. Als Paladin hatte er geschworen, die Unschuldigen und Schwachen zu beschützen – Kinder wie diese hier. Er hätte behaupten können, dass die Zwerge ihren Schwur gebrochen und daher das Recht auf den Stein verloren hatten, aber er hatte das Gefühl, dass die Götter diese Begründung nicht anerkennen würden. Wäre Lord Dunner hier gewesen, dann hätte er mit ihm sprechen können. Dunner hatte den Schwur selbst abgelegt, und Dunner hätte die Verantwortung dafür übernehmen können, ihn zu brechen. Aber Dunner war nicht hier, und der Paladin würde den Stein nicht von Kindern stehlen.

Lord Gregor überlegte, was er tun sollte. Endlich entschied er, dass die einzige Möglichkeit darin bestand, sofort nach Vinnengael zurückzukehren, die Situation zu erklären und um Rat zu bitten. Wenn König Helmos forderte, dass er zurückkehrte und den Stein gewaltsam nahm, dann würde Lord Gregor das tun. Aber nur, wenn sein König es verlangte.

Und das konnte sich Lord Gregor nicht vorstellen.

Er verbeugte sich vor den Kindern und dem Stein der Macht und verließ den Tempel.

Die Kinder verabschiedeten sich von dem Stein, versprachen, am nächsten Tag wiederzukommen, und dann verließen sie den Tempel und kehrten in ihr trostloses Leben zurück. Einem Leben, das nun jeden Tag einen Augenblick lang von Regenbögen erfüllt war.

Erst am Abend dieses Tages, nachdem Lord Gregor längst das Portal durchschritten hatte und wieder auf dem Weg nach Vinnengael war, betrat Dunner das Zelt. Es war dunkel im Tempel, nur der Stein der Könige schien einen schwachen Schimmer auszuströmen. Dunner nahm an, dass dies nur Wunschdenken war – oder hatte der Stein tatsächlich ein eigenes inneres Licht? Dunner hätte es nicht genau sagen können.

Er kniete sich vor den Stein, aber an diesem Abend berührte er ihn nicht, wie er es manchmal tat, und erfreute sich nicht an der Wärme, die dann seinen Körper durchdrang und seinen Geist beruhigte. Er war gekommen, um sich von dem Stein der Könige zu verabschieden, denn er würde ihn nie Wiedersehen. Er wusste, dass er einen Schwur gebrochen hatte, denn er war insgeheim Zeuge des Gesprächs zwischen dem Paladin Gregor und den Kindern gewesen. Er würde für den Bruch seines Schwurs, den Stein zurückzugeben, bestraft werden, das war ihm klar. Und er würde seinen Fluch so weit wie möglich von dem Stein wegbringen.

Weit weg von dem Stein und seinen Hütern.

Dunner verließ die Stadt zu Fuß und ging hinaus auf die verlassene Steppe.

Er ritt nicht, denn er war einer der Pferdelosen.

Die Hüter der Zeit

Nördlich von Vinnengael, wolkenhoch in den Drachenbergen, steht das Kloster der Hüter der Zeit. Auf einer Landkarte sieht es nicht so aus, als wäre es weit von Vinnengael entfernt, aber tatsächlich dauert eine Reise zu dem Kloster viele, viele Tage. Es gibt einen Weg dorthin, aber der ist kaum mehr als ein Eselspfad, und er ist uneben und gefährlich und windet sich hin und her wie eine träge alte Schlange, die sich an der Flanke des Bergs sonnt.

Das Kloster ist ein gewaltiges Gebäude aus riesigen Granitblöcken, und die Mauern scheinen direkt aus dem Inneren des Bergs aufzusteigen. Es ist uralt, seine Ursprünge liegen im Dunkeln. Nicht einmal die Hüter selbst wissen, wie und von wem ihr Kloster errichtet wurde, denn wenn man der Legende glauben kann, befand sich das Kloster bereits dort, als sie am Anbeginn der Zeit zu dem Berg gebracht wurden.

Die Hüter selbst glauben, dass das Kloster von den Alten gebaut wurde, einem Volk, das in Loerem lebte, lange bevor Elfen, Menschen, Zwerge oder Orks hierher kamen. Man nahm an, dass die Alten ausgestorben waren, aber sie waren nicht ohne faszinierende Spuren ihrer Existenz dahingegangen. Das Kloster war vielleicht das größte ihrer Werke, obwohl es auch einige gibt, die behaupten, es seien die Alten gewesen, die den Fluss umlenkten, die Klippen bearbeiteten und die sieben Wasserfälle schufen, die später einmal den Palast von Vinnengael umgeben sollten.

Gemälde von außerordentlicher Schönheit, wie man sie häufig an seltsamen Orten findet – zum Beispiel an der Flanke eines steilen Felsens oder an der Decke einer Höhle –, waren

angeblich ebenfalls das Werk dieser Alten. Warum eine Gesellschaft, die die Fähigkeiten hatte, solch unglaubliche architektonische Wunder zu schaffen wie das Kloster, Wunder der Ingenieurkunst wie die Wasserfälle und künstlerische Wunder wie diese hervorragenden Bilder, verschwunden sein sollte, ließ sich nicht erklären. Es gibt viele Legenden über die Alten, und in den meisten heißt es, sie seien hoch gewachsene Geschöpfe gewesen, größer als die Orks und von schlankem Körperbau, anmutiger als die Elfen und von unglaublicher Schönheit, schöner noch als die schönsten Menschen, und hervorragende Reiter, besser als jeder Zwerg. Tatsächlich haben die Zwerge eine Legende, die davon berichtet, wie die Alten die ersten Wildpferde einfingen und zähmten.

Einmal wurde ein orkisches Schiff von einem schrecklichen Sturm vom Kurs abgebracht und an die Küste eines unbekannten Kontinents geblasen, wo die Seeleute angeblich den Alten begegneten, die sie als kleinwüchsige, faltige, ängstliche Wesen beschrieben, die in Lehmhütten lebten. Diese Geschichte wurde allgemein als unwahr abgetan, denn Orks sind als notorische Lügner bekannt. Wer immer die Geschichte gehört hat, behauptet, dass die Orks einfach Zwergen begegnet waren, die Seeleuten, die seit Wochen von nichts anderem als Tscha-gau gelebt hatten, durchaus kleinwüchsig und faltig vorkommen konnten.

Das Kloster ist von schlichtem Entwurf, mit hohen quadratischen Säulen, glatten Wänden und großzügigen Räumen, die Sonne und Wind, Regen und Schnee einlassen. Es gibt zahlreiche Fenster, aber kein Fensterglas, keine Eisengitter, um Eindringlinge abzuwehren, keine Pfeilschlitze in den Mauern. Das Kloster ist ein Haus des Friedens, der Ruhe und der Gelassenheit und keine Festung. Man muss allerdings zugeben, dass die meisten Feinde schon bei dem Versuch, die Festung zu erobern, abgestürzt wären, während

die wenigen, die oben anlangten, sich hingelegt und in der dünnen Luft nach Atem gerungen hätten vor Erschöpfung.

Das Kloster erhält sich selbst. Die Hüter der Zeit leben von dem, was sie in ihren Gärten anbauen, und von den Opfern, die jene mitbringen, die die gefährliche Reise den Berg hinauf unternehmen, um Rat zu suchen. Die Hüter trinken nichts anderes als Wasser aus den Bergquellen, das angeblich den Vergleich mit dem besten Wein aushält, und den besonderen Tee, der nur in der Umgebung des Klosters wächst. Dieser Tee hilft ihnen nicht nur, länger zu leben, er erhält auch nach dem Tod ihre Leichen. Die Leichen aufzubewahren ist ausgesprochen wichtig, denn die Hüter zeichnen die Geschichte auf ihrer Haut auf. Ihre Leichen werden aufbewahrt und katalogisiert, ganz ähnlich wie die Bücher in der Königlichen Bibliothek. Die Grabkammern des Klosters zu durchwandern – und man bezeichnet sie nicht als Grabkammern, sondern als den Katalog – ist, als durchquerte man die Vergangenheit.

Mitunter wagen Menschen die lange Reise den Berg hinauf, um Rat zu erbitten, aber die Hüter beraten sie nicht. Sie sagen nie, dass jemand dies oder jenes tun sollte. Sie können nicht in die Zukunft blicken und keine Vorzeichen deuten. Aber sie kennen die gesamte Vergangenheit und wissen daher viel über die Herzen und die Gedanken aller Geschöpfe, seien es Elfen, Zwerge, Orks oder Menschen. Die Hüter werden einem Bittsteller erklären, wie sich sein Problem zu ähnlichen Problemen verhält, denen jemand viele Jahre zuvor gegenüberstand, und wie diese Person ein solches Problem mit Hilfe von X löste oder entdeckte, dass sie es überhaupt nicht lösen konnte, aber dann war jemand dreißig Jahre später auf etwas Ähnliches gestoßen und hatte Erfolg, indem er Y anwandte. Da die meisten Ratsuchenden allerdings davon überzeugt sind, ihre Probleme seien einzigartig, ist ihnen eine

solche Information oft nicht willkommen und wird nicht als sonderlich hilfreich betrachtet. Aus diesem Grund und weil die Reise den Berg hinauf so anstrengend ist, sind es nur wenige, die bei den Hütern Rat suchen.

Was die Hüter selbst angeht, so sind viele von ihnen ständig unterwegs und reiten auf ihren bewährten Eseln durchs Land – auf Tieren, die zwar nicht besonders schnell sind, aber dafür sorgen, dass ihre Reiter sicher an ihr Ziel gelangen. Begleitet werden die Hüter auf ihrem Weg in die Welt, um die Geschichte aufzuzeichnen, von ihren Leibwächtern.

Diese Leibwächter kommen von einem Stamm, der sich Omarah nennt. Die Omarah leben schon lange in den Bergen und verehren die Hüter zutiefst. Einem Mitglied dieses Stammes kann keine größere Ehre widerfahren, als von den Hütern auserwählt zu werden, mit ihnen durch die Welt zu reisen und dabei die Verantwortung dafür zu tragen, den Hüter im Leben wie im Tod zu beschützen. Denn sollte ein Hüter unterwegs sterben, ist es die heilige Pflicht des Omarah-Leibwächters, die Leiche zum Kloster zurückzubringen, wo sie ihren angemessenen Platz im Katalog einnehmen kann. Die Omarah sind menschlichen Ursprungs, aber so groß und stark wie Orks. Wäre es nicht unmöglich, dass die Angehörigen unterschiedlicher Völker zusammen Kinder haben, dann könnte man tatsächlich annehmen, die Omarah stellten eine Kreuzung von Menschen und Orks dar.

Die Leibwächter – Männer wie Frauen – sind die Größten und Stärksten ihres Stammes. Jeder dient zehn Jahre, vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Lebensjahr. Dann gehen sie in den Ruhestand und erhalten ein Stück Land, eine kleine Herde Ziegen oder Schafe und ein Haus. Die Leibwächter bleiben in ihrem Stamm für immer hoch geachtet und werden häufig Mitglieder des Stammesrats oder Stammesführer.

Eine solche Prozession, die sich aus den Bergen talwärts windet, ist ein seltsamer Anblick: der Hüter, klein und geschrumpft, die Haut vom Tee bräunlich gefärbt und über und über bedeckt mit kunstvollen Tätowierungen, der auf seinem treuen Esel sitzt, umgeben von über sieben Fuß großen Männern und Frauen in Lederrüstung und mit massiven Speeren, die scheinbar die Größe von Eichbäumen haben.

Die Hüter sind unantastbar und heilig. Wer einen Hüter oder einen seiner Leibwächter angreift, wird angeblich nicht nur von den Göttern, sondern auch von der Leere mit einem Fluch belegt. Das Kloster selbst wird von fünf Drachen bewacht, die man nur selten sieht. Die fünf Drachen werden schreckliche Rache an jeder Stadt oder jedem Dorf, jeder Gruppe oder jeder einzelnen Person üben, die für den Tod eines ihrer Hüter verantwortlich ist.

Derart ist ihre Kenntnis der Vergangenheit, derart ist ihre Einsicht, dass die Hüter Ereignisse mit so unwahrscheinlicher Treffsicherheit vorhersagen können, dass es häufig so scheint, als könnten sie in die Zukunft schauen. Wann immer ein Ereignis von historischer Wichtigkeit stattfindet, wird zweifellos einer der Hüter auftauchen, um es aufzuzeichnen. Dasselbe gilt für Ereignisse, die zunächst unwichtig zu sein scheinen, von denen sich aber später herausstellt, dass sie eine zentrale historische Rolle gespielt haben.

Beinahe ein Jahr war vergangen, seit Dagnarus Paladin der Leere geworden war, und die Ereignisse dieses Jahres waren im Kloster aufgezeichnet worden. Beinahe sechs Monate waren vergangen, seit Helmos die Paladine ausgeschickt hatte, um die drei fehlenden Teile des Steins der Könige zurückzuholen. Zwei dieser Bitten waren schlicht abgelehnt worden. Die Elfen beteten immer noch, brachten immer noch Opfer dar, hielten Spiele zu Ehren der Götter ab, aber Helmos

wusste, dass er es dabei ebenfalls mit einer Weigerung zu tun hatte.

Zu diesem Zeitpunkt riefen die vier Obersten des Ordens einen der ihren zu sich. In Wahrheit waren es fünf Hüter, die dem Orden vorstanden, aber der fünfte wurde nur selten gesehen und auch nur dann, wenn es in der Welt wirklich schreckliche Probleme gab. Tatsächlich hatten die Vier erwartet, auch den Fünften bei dieser Begegnung zu sehen. Als der Fünfte nicht erschien, zögerten sie den Beginn ihrer Beratungen so lange wie möglich hinaus und schauten immer wieder zu dem fünften Stuhl in der Kammer hin und erwarteten, dass sich jeden Augenblick jemand darauf niederlassen würde. Der fünfte Hüter erschien allerdings nicht, und seine Abwesenheit wurde entsprechend mit einer Tätowierung auf dem Arm der zu diesen hohen Herrschaften gerufenen Hüterin festgehalten.

Der Name dieser Hüterin war Tabita, und sie war eine lebhafte alte Dame von hundertachtzig Jahren. Sie war ein Mensch, wie alle Hüter im Kloster. Obwohl die Hüter auch Angehörige anderer Völker in ihre Reihen aufnehmen würden, so lange sie ihr Leben nur ernsthaft der Aufzeichnung der Geschichte widmen wollen, entscheiden sich nur wenige Elfen, Zwerge oder Orks für ein solches Leben. Alle Völker, selbst jene, die die größten Vorurteile gegenüber den Menschen hegen, halten die Hüter in Ehren und behandeln sie mit größter Hochachtung. Die Elfen haben allerdings festgestellt, dass der Tee, der den Menschen eine längere Lebensspanne verleiht, die eines Elfen beträchtlich verringert und ihn etwa zweihundert Jahre kostet. Die Zwerge haben zwar nichts gegen die Vorstellung, in der Welt herumzureisen, mögen aber den Gedanken nicht, alles, was sie sehen, auch aufzeichnen zu müssen. Die Orks, die sich stets auf Vorzeichen verlassen, sind

viel zu unberechenbar, um gute Historiker abzugeben. Daher sind die meisten Hüter Menschen.

Tabita hatte beinahe das Ende ihrer Lebensspanne erreicht. Sie war die Älteste unter denen, die derzeit im Kloster lebten, und wurde hoch verehrt. Ihr Körper war mit Tätowierungen bedeckt, die alle wichtigen Ereignisse dokumentierten, deren Zeugin sie gewesen war. Darunter war auch die Geburt von König Tamaros, die auf ihrem linken Schienbein festgehalten worden war. Tätowierungen bedeckten auch ihr Gesicht, das so faltig war, dass die meisten davon kaum mehr zu erkennen waren. Nach ihrem Tod würde die Haut straff werden und sich glatt über die Knochen spannen – eine weitere Auswirkung des Tees, der den Verfall der Leichen verhinderte.

Tabitas rasierter Hinterkopf war allerdings immer noch ungezeichnet wie der eines Neugeborenen. Auf diesem Teil ihres Körpers halten die Hüter fest, was er oder sie für das wichtigste Ereignis ihres Lebens halten, und darüber hatte Tabita noch keine Entscheidung gefällt. Viele der jüngeren Hüter flüsterten, sie würde erst danach ihr Leben für vollendet halten und in Frieden sterben können.

Vielleicht war dieses Flüstern auch an die Ohren der Ordensoberhäupter gelangt, oder sie hatten schon geahnt, was geschehen würde, und Tabita dafür vorgesehen, ein ausgesprochen wichtiges Ereignis mitzuerleben.

»Tabita«, sagte Feuer – denn jeder von ihnen war unter dem Namen des Gottes bekannt, dem er oder sie diente. Feuer trug ein rötlich-orangefarbenes Gewand. »Es ist an der Zeit, dass du nach Vinnengael reist.«

Tabita beugte den rasierten Kopf vor jedem der Vier und vor dem leeren Stuhl, denn der Fünfte – wiewohl abwesend – wurde nie vergessen. Sie hatte den Ruf schon erwartet. »Ich werde sofort abreisen, Geehrte Meister. Und ich danke Euch«, fügte sie hinzu.

Tabita war nie sonderlich groß gewesen, und der Tee und ihr hohes Alter hatten sie noch mehr schrumpfen lassen. Als sie nun vor den Vieren stand, wirkte sie ausgesprochen zerbrechlich, so brüchig und trocken wie eine Maisstrohpuppe. Sie trug nur allerschlichteste Kleidung – ein langes Stück Stoff, das sie sich beinahe wie eine Windel umgebunden hatte. Die Hüter trugen niemals Kutten oder schwere Gewänder, ganz gleich, wie bitter kalt oder ungnädig das Wetter war. Der Tee gibt dem Körper alle Wärme, die er braucht.

»Dagnarus' Armee hat sich in Bewegung gesetzt«, sagte Luft, deren Tuch himmelblau war. »Es ist eine gewaltige Armee aus Elfen und Menschen, darunter auch die wilden Barbarenkrieger der Trevenici. Weil die Armee so groß ist, kommt sie nur langsam voran. Du solltest genügend Zeit haben, Vinnengael bis dahin zu erreichen.«

»Die Tore von Vinnengael sind geschlossen und bewacht«, sagte Wasser im grünen Tuch. »Die Portale sind versiegelt; niemand darf sie mehr von den Ländern der anderen Völker aus betreten. Da sie sich geweigert haben, ihre Teile des Steins der Könige zurückzugeben, vertraut König Helmos seinen ehemaligen Verbündeten nicht mehr und hat keine weitere Hilfe von ihnen erbeten.

Niemandem in Vinnengael ist es jetzt noch gestattet, die Portale zu benutzen, weil König Helmos befürchtet, dass die Elfen, Zwerge oder Orks seine Untertanen gefangen nehmen und Dagnarus übergeben könnten.«

»Die Menschen, die auf den Bauernhöfen rings um die Stadt lebten, haben ihre Häuser bereits verlassen und hinter den Stadtmauern Schutz gesucht«, erklärte Erde, der braun gekleidet war. »König Helmos erwartet dich allerdings bereits, und man wird dir und deinem Gefolge die Tore öffnen.«

Die vier Hüter und Tabita schauten zu dem leeren Stuhl hinüber, als müsste dort inzwischen jemand sitzen, aber er war

leer geblieben. Wieder verbeugte sich Tabita vor allen, um anzuzeigen, dass sie sie verstanden hatte und ihre Anweisungen akzeptierte.

»Es könnte gut sein, dass du dich bald inmitten eines erbitterten Kampfes befindest, wie Loerem ihn noch nicht gesehen hat«, erklärte Feuer ernst. »Wir können die Gefahr, die dir droht, nicht hoch genug einschätzen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Tabita ruhig. »Und ich bin darauf vorbereitet. So die Götter es wollen, werde ich genügend Zeit haben, alles aufzuzeichnen, was geschieht, bevor ich sterbe.«

»Wir haben die besten und stärksten Omarah ausgewählt, um dich zu begleiten. Beide Armeen haben dir sicheres Geleit versprochen, aber man weiß nie, was im Chaos des Krieges geschehen kann.«

»Dessen bin ich mir bewusst«, sagte Tabita. »Um ehrlich zu sein, ich bin dieses Lebens sehr müde und würde gern meinen Platz im Katalog einnehmen.«

»Der Segen der Götter möge mit dir sein«, sagten alle vier Hüter gleichzeitig und verbeugten sich vor Tabita, die ihrerseits die Verbeugung erwiderte.

Das Klirren von Metall und schwere Schritte zeigten an, dass sich die Omarah-Leibwachen auf dem Klosterhof aufstellten. Tabita brauchte für ihre Reise nicht zu packen, denn die Hüter haben keinen persönlichen Besitz. Wenn sie reisen, leben sie von dem, was das Land bietet – ihre Leibwächter jagen und kochen, oder sie werden von jenen versorgt, denen sie unterwegs begegnen.

Nachdem sie die Vier verlassen hatte, machte sich Tabita auf den Weg zum Stall, um sich einen Esel auszusuchen. Es gab dort ein kleines, sanftmütiges graues Tier, das die alte Frau recht gern mochte, und Tabita hoffte, dass nicht ein anderer reisender Hüter es bereits mitgenommen hatte.

Sie betrat eine Art Gasse, die das Hauptgebäude vom Stall trennte. Diese Gasse liegt stets im Schatten, der entweder vom Gipfel des Berges geworfen wird, der über dem Kloster aufragt, oder vom Hauptgebäude selbst. Das Sonnenlicht dringt nie bis zum Boden der Gasse vor. Schnee, der im Winter fällt, bleibt dort das ganze Jahr über liegen, selbst wenn im Sonnenschein Blumen in den Gärten des Klosters blühen.

Tabita hatte das Ende der Gasse beinahe erreicht, und der Stall kam in Sicht, als ihr ein Schatten in den Weg trat. Die alte Frau hob den Kopf und betrachtete den Schatten forschend.

Ein Hüter stand vor ihr. Er war groß und hager, und anders als bei den anderen war praktisch sein gesamter Körper von seinem schwarzen Gewand verhüllt; selbst die Hände waren mit schwarzen Stoffstreifen umwickelt. Sein Gesicht war nicht zu erkennen, nur die Augen, die aus dem Dunkel herausspähten und dennoch so sehr zu diesem Dunkel zu gehören schienen, dass Tabita sie beinahe nicht als Augen erkannte, nur als dunklere Flecke von Dunkelheit.

Sie hatte in all ihren hundertsiebzig Jahren im Kloster (sie war als zehnjähriges Mädchen eingetreten) den fünften Hüter nie gesehen. Sie wusste allerdings sehr wohl, dass sie ihm nun gegenüberstand, und sie verbeugte sich tief und ehrfürchtig.

Der fünfte Hüter sprach kein Wort – Worte wären ohnehin von dem schwarzen Tuch gedämpft worden, das die untere Hälfte seines Gesichts bedeckte. Er streckte eine schwarz eingewickelte Hand aus und legte sie auf Tabitas nackten Schädel.

Die Berührung dieser Hand war selbst für teegewärmtes Blut kalt. Tabita erschauerte. Sie hielt den Kopf gesenkt, zu demütig, um aufzublicken! Die Hand wurde zurückgezogen. Tabita blieb mit gesenktem Kopf stehen, und erst als auch der Schatten verschwand und sie die Sonne am Ende der Gasse sah, begriff sie, dass sie wieder allein war.

Sie hatte den Segen des fünften Hüters erhalten. Sie war von der Leere berührt worden. Ehrfürchtig und zutiefst bewegt ging Tabita nun weiter zum Stall, wo sie zu ihrer großen Freude feststellte, dass diejenigen, die sich um die Esel kümmerten, schon von ihrer bevorstehenden Reise erfahren hatten und der fertig gesattelte graue Esel geduldig auf sie wartete.

Die Armee des Paladins der Leere war auf dem Marsch. Sie war dreißigtausend Mann stark, bestand aus Kriegern aus Dunkarga, angeführt von ihrem König, Dagnarus' Onkel, aus Elfenkriegern unter der Führung eines ihrer eigenen Generäle, die der Schild geschickt hatte, aus Trevenici, die immer froh waren, kämpfen zu können, egal wofür, die aber nun hofften, ihren Anspruch auf gewisse Landstriche festigen zu können, und einer Reihe von Söldnern, die mit dem Versprechen von Geld und reicher Beute unter Dagnarus' Banner gelockt worden waren.

Die Söldner wurden von Shakur angeführt, einem so draufgängerischen Kommandanten, dass selbst die grausamsten und gewissenlosesten Krieger, die nur um des Goldes willen kämpften und sich im Allgemeinen nicht sonderlich um Befehle scherten – Männer, die ebenso leicht einen Befehlshaber von hinten erstachen, wie sie ihm salutierten –, respektvoll grüßten und sich in Acht nahmen, wann immer der Vrykyl sich in ihrer Nähe aufhielt.

Die Armee hatte das Jahr im Lager auf den Grasebenen von Domah Ran an der Ostgrenze von Dunkarga verbracht. Dagnarus versuchte nicht, seine Streitmacht zu verbergen; tatsächlich führte er sie deutlich vor, denn er wusste, wie wichtig es sein konnte, den Feind zu entmutigen. Er wusste, dass Helmos' Spione ihn beobachteten, und er hieß sie

willkommen. Sollten sie doch das riesige Heer beschreiben, das kurz davor stand, Vinnengael anzugreifen. Sollten sich die Menschen dort doch fürchten, sollte die Sorge an ihren Herzen nagen. Sollten die Kaufleute ihre Karawanen aufhalten, sollte der Handel ins Stocken geraten, die Wirtschaft leiden. Sollte die Stadt von innen heraus schwächer werden, sodass sie leichter fiele, wenn er sie schließlich von außen angriff.

Daher zögerte Dagnarus seinen Angriff bewusst hinaus. Als alle in Vinnengael erwarteten, dass Dagnarus, nachdem er Lord Mabreton entkommen war, sich sofort auf die Stadt stürzen würde, hatte er sie auf den Zinnen schwitzen lassen und stattdessen in aller Ruhe seine Krieger ausgebildet. Hin und wieder versammelte er seine Leute, ließ sie Vorräte aufladen und tat so, als würde er gleich den Befehl zum Abmarsch geben. Seine Spione berichteten ihm, dass die Bewohner von Vinnengael auf die Nachricht hin, Dagnarus sei auf dem Weg, Vorräte für eine Belagerung anhäuften. Er hörte Berichte über Bauern, die von ihren Feldern flohen, über Soldaten, die auf den Mauern warteten. Im letzten Augenblick verkündete er seinen Truppen, dass alles nur eine Übung gewesen war. Am nächsten Morgen drillte er sie wieder wie üblich auf der Steppe.

Zwei weitere Male machte er eine solche Finte. Seine Soldaten hatten es beim ersten Mal witzig gefunden, aber nun wurden sie unruhig wie Pferde, die aufstampfen und mit den Hufen scharren. Dagnarus würde sie nicht viel länger halten können. Aber das brauchte er auch nicht. Er wusste – die ganze Welt wusste –, dass Vinnengaels so genannte Verbündete sich geweigert hatten, ihre Teile des Steins der Könige wieder zurückzugeben.

Vinnengael stand allein und konnte nun nichts weiter unternehmen, als den westlichen Horizont voller Angst zu beobachten – einer Angst, die langsam der Müdigkeit wich, die

ihrerseits schließlich von Verzweiflung ersetzt wurde: eine Stadt im Belagerungszustand, und innerhalb von hundert Meilen kein einziger Feind in Sicht.

Nachdem der Sommer zu Ende und die Ernte eingebracht war, sodass seine Truppen sich nur aus den Kornspeichern und Lagerhäusern am Weg nehmen mussten, was sie brauchten, gab Dagnarus den Befehl, sich auf den Abmarsch vorzubereiten. Diesmal wussten alle, dass er es ernst meinte.

»Wir nehmen sie in die Zange«, erklärte er seinen Generälen, die sich in dem Kommandozelt mit der schwarzen Fahne versammelt hatten. »Hier und hier.« Er zeigte auf eine auf einem großen Tisch ausgebreitete Landkarte.

Er trug seine schwarze, schimmernde, schreckliche Rüstung, wenn auch ohne den Helm, sodass seine Generäle sein Gesicht sehen und sich seiner Entschlossenheit bewusst sein konnten. Valura stand an seiner Seite, und sie trug Rüstung und Helm. Wenige sahen je ihr Gesicht, und diese wenigen bedauerten es, denn sie würden dieses wunderschöne und schreckliche Gesicht nie wieder vergessen. Sie war stets an Dagnarus' Seite, war seine Leibwächterin.

Silwyth war nun Quartiermeister und Verbindungsoffizier zwischen Dagnarus und seinen elfischen Truppen. Er half dabei, die vielen kleinen Missverständnisse zwischen den beiden Kulturen zu beheben. An diesem Tag war er vor allem als Übersetzer anwesend.

Auch Gareth war da. Er hatte zahlreiche Magier um sich gesammelt, die sich der Leere verschrieben hatten. Sie waren von jenen, die entweder wussten oder mutmaßten, wer sie waren, gemieden oder gar verfolgt worden, und Dagnarus' Armee bot ihnen nicht nur eine Zuflucht, sondern sie fanden hier auch Anerkennung und Respekt für ihre Begabungen. Obwohl Gareth den Jahren nach der Jüngste unter ihnen war, konnte er als einer der Ältesten gelten, was die Magie der

Leere betraf, denn er hatte sie studiert, seit er ein Kind gewesen war, während die meisten anderen sich ihr erst als Erwachsene zugewandt hatten. Zum ersten Mal in seinem Leben behandelten andere Gareth mit Respekt – selbst Dagnarus tat das.

»Ein Teil unserer Armee wird die Stadt von Norden her angreifen. Aus dieser Richtung erwarten sie uns, und wir wollen sie nicht enttäuschen. Ihre Verteidigung wird sich dort konzentrieren.«

»Das liegt daran, dass es die einzige Richtung ist, aus der wir angreifen *können*, Euer Hoheit«, erklärte der elfische General und machte sich nicht die Mühe, seine Verachtung zu verbergen. »Der Rest der Stadt wird von den steilen Klippen und den Wasserfällen geschützt. Die Portale wurden versiegelt, ihre Magie funktioniert nicht mehr. Und daher bin ich strikt dagegen, unsere Kräfte aufzuteilen! Wir werden jeden Mann brauchen, den wir haben, und wahrscheinlich werden wir uns wünschen, doppelt so stark zu sein, um ihre Verteidigung an der Nordmauer zu durchbrechen.«

»Wir nehmen sie in die Zange«, wiederholte Dagnarus, und eine Drohung schwang in seinem Tonfall mit. Sein Blick war kalt und finster, er blinzelte nicht. »Wir schlagen hier an der Nordmauer zu. Wir lassen sie glauben, dass dies die Hauptstoßrichtung unseres Angriffs ist. Aber der wahre Angriff wird von hier kommen.« Er legte den Finger auf die Linie, die für den gewundenen Verlauf des breiten, rasch fließenden Hammerklauenflusses stand.

»Ihr habt den Verstand verloren!«, schnaubte der Elf und ließ sich von Dagnarus' hasserfülltem Blick nicht abschrecken. »Habt Ihr vor, uns diese Wasserfälle hinunterzustürzen? Sollen wir die Stadt einnehmen, indem wir uns auf den Felsen zu Tode stürzen? Oder vielleicht wollt Ihr den Fluss leer trinken«, fügte er spöttisch hinzu. Die elfischen Offiziere in seiner

Begleitung lachten pflichtschuldigst über die geistreiche Bemerkung ihres Kommandanten.

»Genau das werde ich tun«, erwiderte Dagnarus ernst und wandte sich an Gareth, der sich daraufhin verbeugte. Die Elfen hörten auf zu lachen.

»Mit der Magie der Leere will ich nichts zu tun haben«, erklärte ihr Kommandant.

»Ich werde Euch auch nicht darum bitten«, entgegnete Dagnarus. »Eure Leute werden zusammen mit Shakurs Männern die Nordmauer angreifen und die Aufmerksamkeit des Gegners ablenken.«

Der Elfengeneral brachte weitere Einwände vor und verließ schließlich das Zelt, ohne sich oder seine Männer zu etwas verpflichtet zu haben. Offiziell kämpften die Elfen für den Schild, nicht für Dagnarus, und sie erinnerten ihn ununterbrochen daran, was dazu führte, dass er sich inzwischen fragte, ob diese Verbündeten die Mühe und all die Zeit wert waren, die Silwyth mit Verhandlungen verbrachte.

In diesem Fall kehrte Silwyth erst mehrere Stunden nach der Besprechung zu Dagnarus zurück. »General Urul hat dem Plan zugestimmt, Euer Hoheit«, berichtete er. »Er hat nur noch versucht, das Gesicht vor seinen Männern zu wahren. Ich habe ihm ein paar unwichtige Zugeständnisse gemacht, Zugeständnisse, die auch leicht wieder zurückgezogen werden können, wenn Ihr das wünscht. Er stellt sich Eurem Plan nicht mehr entgegen.«

»Die Leere soll ihn und alle Elfen holen«, murmelte Dagnarus und trank einen Schluck Wein. »Anwesende selbstverständlich ausgenommen.«

Silwyth verbeugte sich und goss Seiner Hoheit schweigend nach.

Dagnarus trank dieser Tage viel. Er begann, wenn er aufwachte, und trank weiter bis zu dem letzten Becher spät in

der Nacht, der den Schlaf anlocken sollte, der nicht mehr kommen wollte, solange er nüchtern war. Der Wein hatte keine sichtbaren Auswirkungen auf ihn, ganz gleich, wie viel er trank, und er trank genug, um einen gewöhnlichen Menschen in ein frühes Grab zu schicken. Der Wein machte ihn nie heiter, brachte nie ein Blitzen in seine tief liegenden Augen, nie ein Lächeln auf seine Lippen. Er schien nicht einmal den Geschmack zu mögen, aber er trank trotzdem weiter.

Es war, als gösse man Wein in die Leere, dachte Gareth oft bei sich. Als gösse man ihn in die Leere, zu der Dagnarus geworden war.

»Sind die Zauberer bereit?«, fragte der Prinz, trank den Becher leer und hob ihn, damit Silwyth nachschenken konnte.

»Jawohl, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth und biss sich auf die Zunge, denn er wusste, dass es sinnlos war, den Prinzen wegen seiner Trinkerei zu ermahnen. Das hatte ihm in der Vergangenheit höchstens wütende Beschimpfungen eingebracht oder die mürrische Weigerung, überhaupt zu sprechen. »Ich muss Euer Hoheit allerdings darüber informieren, dass meines Wissens noch nie zuvor ein solch gewaltiger Zauber gewirkt wurde. Ich habe keine Ahnung, worin die Auswirkungen bestehen werden – weder die kurz- noch die langfristigen. Der Zauber wird jedes bisschen magischer Energie verzehren, über die wir verfügen. Wir werden danach alle dermaßen geschwächt sein, dass ich annehme, dass für lange Zeit keiner von uns in der Lage sein wird, einen weiteren Zauber zu wirken. Es besteht auch die Möglichkeit, dass einige von uns dabei umkommen werden – «

»Es besteht die Möglichkeit, das wir alle umkommen werden«, entgegnete Dagnarus. »Das ist so im Krieg, falls es dir noch nicht aufgefallen sein sollte.« Er blickte auf, und in seinen dunklen Augen blitzte etwas auf, das nicht einmal der

Wein verändern konnte. »Sind deine kostbaren Zauberer nur ein Haufen Feiglinge?«

Gareth seufzte. »Ich wollte Euch nur deutlich machen, wie es sich verhält, und Euch wissen lassen, dass wir nach diesem Zauber wahrscheinlich lange Zeit nicht mehr von Nutzen für Euch sein werden.«

»Solange ihr diesen einen Zauber wirken könnt, und dazu gut genug, dass er wirklich *funktioniert*« – Dagnarus legte eine besondere Betonung auf dieses Wort –, »kann die Leere euch alle holen, und ich werde dennoch zufrieden sein. Wichtig ist nur, dass ich siege.«

Gareth wusste, dass seine nächste Bitte hoffnungslos war und dass er nur riskierte, den Zorn des Prinzen auf sich zu ziehen, aber er war Helmos zumindest einen letzten Versuch schuldig.

»Euer Hoheit, dürfte ich anmerken, dass es nur recht wäre, Euren Bruder vor dem zu warnen, was wir vorhaben, um ihm die Gelegenheit zu geben, sich zu ergeben. Ihr würdet Tausende von Leben retten…«

Dagnarus lachte. Dieses weingetränkte Lachen war vollkommen freudlos und daher schrecklich anzuhören. Der Zorn des Prinzen wäre leichter zu ertragen gewesen.

»Glaubst du wirklich, dass mein lieber Bruder sich mir ergeben würde? Dass er einem ›Dämon der Leere‹ gestatten würde, die Macht zu ergreifen? Du bist wirklich komisch, Fleck! Kein Wunder, dass ich dich in meiner Nähe behalte. Du bist der Einzige, der mich dieser Tage noch amüsiert. Ich sollte dich zu meinem Hofnarren machen, nicht zu meinem Prügelknaben.«

Gareth verbeugte sich tief und verließ das Zelt, denn er war so zornig, dass er es vorzog, nichts mehr zu sagen. Er wusste genau, dass Dagnarus Recht hatte. Helmos würde nie aufgeben, und Gareth wusste nicht, welcher der beiden Brüder

ihn mehr erzürnte. Dagnarus, weil er die Wahrheit sagte, oder Helmos, weil er sich weigerte, die Wahrheit zu erkennen.

In dieser Nacht, der Nacht, bevor die Armee aufbrach, lag Gareth in seinem Bett und hörte, wie Dagnarus und Valura sich leise unterhielten und Pläne für die Zeit machten, wenn sie Vinnengael als König und Königin regieren würden.

Endlich verklang Dagnarus' Stimme. Gareth wusste, was er vorfinden würde, wenn er nun in das Zelt des Prinzen ginge, und dieses Wissen trug nichts zu seinem Seelenfrieden bei. Er würde Valura sehen, wie sie in ihrer schwarzen, schimmernden Vrykyl-Rüstung neben dem Bett ihres Geliebten stand und seinen weindurchtränkten, unruhigen Schlaf bewachte.

Hauptmann Argot kam zu Helmos in das Turmzimmer, das einmal König Tamaros' Lieblingsplatz gewesen und nun zu einer Zuflucht für seinen Sohn geworden war.

»Die Armee des Paladins der Leere hat sich endlich in Marsch gesetzt, Euer Majestät.«

»Ist das ganz sicher?« Helmos blickte auf. Er hätte sein Vater sein können, wie er dort saß, umgeben von Büchern und Papieren. Helmos war in diesen letzten Monaten sehr gealtert und sah nun mit Anfang Dreißig ganz ähnlich aus wie Tamaros als Siebzigjähriger.

»Ja, Euer Majestät.«

Helmos lächelte dünn. »Ich könnte beinahe sagen, dass ich froh darüber bin, wäre es nicht so widerwärtig, froh über den Krieg und den unvermeidlichen Tod und die Zerstörung zu sein, die er mit sich bringen wird. Dennoch« – er seufzte tief –, »ich werde erleichtert sein, wenn es vorüber ist. Wir müssen die Paladine zusammenrufen.«

»Ich habe mir bereits die Freiheit genommen, das zu tun, Euer Majestät.«

»Dann werden wir uns heute Abend zusammensetzen und letzte Pläne schmieden. Wie lauten die genauen Informationen über den Marsch des Prinzen?«

»Es gibt etwas Seltsames daran, Euer Majestät«, sagte Argot. Er winkte seinen Adjutanten zu sich, und auf das Nicken des Königs hin räumte der Mann einen Stapel Bücher weg und breitete eine Landkarte auf dem Tisch aus. »Unsere Spione berichten, dass der Hauptteil der feindlichen Streitkräfte – darunter auch die elfische Armee – den Weg einschlägt, den wir erwartet haben, entlang der Vinnengael-Straße auf unsere Nordmauer zu. Die Armee wird von dem Vrykyl angeführt, von dem wir nun glauben, dass es sich um einen ehemaligen Deserteur namens Shakur handelt, der nach seiner Desertion zum Meuchelmörder wurde. Der Kerkermeister hat berichtet, dass Prinz Dagnarus und der Magus Gareth Shakur kurze Zeit vor der Verwandlung des Prinzen aus dem Kerker befreit haben. Der Prinz hat Shakur ein paar Tage in einem Gasthauszimmer eingeschlossen, und das war das letzte Mal, dass man den Mann lebend sah.«

Helmos erschauerte. Er war sehr bleich geworden. »Armer Kerl«, sagte er leise. »Ich habe alles gelesen, was ich über Vrykyl finden konnte. Welch schreckliche Verbrechen dieser Mann auch begangen haben mag, ein solches Schicksal hat er nicht verdient! Aber Ihr sagtet, es sei etwas Seltsames an diesem Marsch, Hauptmann. Wir haben nach allem, was Ihr bislang berichtet habt, erwartet, dass der Paladin der Leere Vinnengael von Norden her angreift. Tatsächlich ist dies, wie Ihr schon sagtet, die einzige Richtung, aus der er uns überhaupt angreifen könnte. Daher werdet Ihr Eure Kräfte an der Nordmauer konzentrieren.«

»Ich weiß, dass ich das gesagt habe, Euer Majestät«, meinte Argot und betrachtete die Landkarte stirnrunzelnd. »Aber nun frage ich mich, ob das richtig war. Prinz Dagnarus war der

beste, der begabteste Befehlshaber, unter dem ich je gedient habe. Er weiß – er muss wissen –, dass ein Frontalangriff auf die Nordmauer wahrscheinlich zu nichts führen wird. Was eine Belagerung der Stadt angeht, so haben wir genügend Vorräte, um monatelang auszuhalten, selbst den Winter hindurch, wenn wir vorsichtig sind. Wir haben Wasser im Überfluss. Dagnarus und seine Truppen werden den Winter über da draußen ohne weiteren Schutz mehr leiden als wir durch eine lange Belagerung. Er könnte das nicht durchhalten. Was hat er also vor?«

Hauptmann Argot schaute immer missbilligender drein. Er schien von der Landkarte zu erwarten, dass sie ihm etwas verriet, und war nun zornig, als dies nicht geschah. Er starrte die Karte beinahe so an, als wäre sie ein Gefangener, der ihm wichtige Informationen vorenthielt. »Was hat er nur vor?«, murmelte er leise.

»Ich denke, Ihr überschätzt ihn, Hauptmann«, erwiderte Helmos. »Ja, Dagnarus war einmal ein fähiger Befehlshaber, aber das war, bevor die Leere alles aus ihm herausgesaugt hat, was gut an ihm war, und seine Seele dunkel und leer zurückließ. Ich habe lange darüber nachgedacht, und es kommt mir so vor, als wollte Dagnarus Vinnengael überhaupt nicht einnehmen. Er will nichts weiter, als uns einer möglichst schweren Bestrafung aussetzen, ganz gleich, welchen Preis seine eigenen Leute dafür zahlen werden.«

Hauptmann Argot und sein Adjutant wechselten einen Blick – beide hatten unter Dagnarus gedient, beide achteten ihn, wenn sie ihn auch nicht mehr bewunderten.

»An dem, was Ihr sagt, könnte etwas sein, Euer Majestät«, sagte der Hauptmann, denn er wollte dem König nicht direkt widersprechen. »Und dennoch…«

»Seid ganz offen, Hauptmann. Ich bin kein Militärexperte. Was solche Dinge angeht, muss ich mich auf Euch verlassen.«

»Ja, Euer Majestät«, erwiderte der Hauptmann finster. »Unseren Spionen zufolge ist der Paladin der Leere nicht bei seiner Armee. Er ist verschwunden, und mit ihm ein beträchtlicher Teil seiner Leute. Zumindest glauben wir das.«

»Ihr glaubt es?« Helmos sah ihn an. »Wisst Ihr es denn nicht?«

»Nicht mit Sicherheit, Euer Majestät. Der Prinz ist sehr schlau. Er hat nicht vor uns verborgen, dass er eine Armee aufstellte, aber es ist ihm gelungen, die genaue Größe dieser Armee geheim zu halten. Soldaten marschierten ununterbrochen im Lager ein und aus. Ihre Uniformen und Banner wechselten ständig. Unsere Spione können gut denselben Mann sechsmal gezählt haben, oder es gibt sechs Männer für jeden, den wir gezählt haben. Der einzige Teil der Armee, über den wir sichere Aussagen treffen können, sind die Elfen. Es heißt auch, dass der Prinz viele Magier um sich gesammelt hat – Magier, die sich der Leere verschrieben haben. Es gab schlechtes Wetter in den Bergen – seltsame, dichte Nebel, die für diese Jahreszeit sehr ungewöhnlich sind. Es könnte gut möglich sein, dass dieses Wetter magischen Ursprungs ist und gewirkt wurde, um die Truppenbewegungen zu verbergen.«

»Aber was will Dagnarus erreichen, wenn er seine Truppen durch die Berge führt?«, wollte Helmos wissen. »Sie werden immer noch vor der Nordmauer enden. Die Stadt ist auf zwei Seiten von steilen Felsen umgeben, und auf der dritten Seite fließt der Fluss vorbei. Selbst wenn er alle Zauberer um sich gesammelt hat, die sich der Leere geweiht haben, könnte er seiner Armee keine Flügel verschaffen, damit sie über die Mauern fliegen, oder Kiemen, damit sie wie die Fische durch den Fluss schwimmen können!«

»Nein, aber sie könnten eine Möglichkeit finden, über die Klippen zu klettern und die Mauern mit ihrer Magie

niederzureißen. Ich würde gern eine Truppe in Reserve halten, die sich einem Angriff von einer anderen Seite als von Norden stellt. Sollte sich erweisen, dass sie an der Nordmauer gebraucht werden, könnten wir sie immer noch dorthin schicken.«

»Ich werde mit den Paladinen darüber sprechen«, sagte Helmos. »Ich werde es ihrem Urteilsvermögen überlassen.«

»Sehr wohl, Euer Majestät.« Argot zögerte. »Und wo werden sich Euer Majestät und die anderen Mitglieder der Königlichen Familie während des Kampfes aufhalten?«

»Die Königin bleibt hier in Vinnengael. Ich habe versucht, sie dazu zu überreden, in der Burg ihrer Familie Zuflucht zu suchen, die am Fluss liegt, aber sie will nicht gehen.«

»Ihre Majestät ist bekannt für ihren Mut«, sagte Argot und verbeugte sich.

»Ja.« Helmos lächelte, und diesmal war sein Lächeln warmherzig wie immer, wenn er an seine geliebte Frau dachte oder von ihr sprach. »Was die Königinmutter angeht, so hatten wir gehofft, ihren Wünschen entsprechen und ihr eine Eskorte in ihre Heimat geben zu können. Aber es geht ihr nicht gut genug, als dass sie reisen könnte.«

Es gab überall in der Stadt Gerüchte, dass die Königinmutter vor Kummer den Verstand verloren hatte und Tag und Nacht unter Beobachtung stand, damit sie sich oder anderen kein Leid zufügte.

»Und Euer Majestät?«, fragte Argot. »Wo werden Euer Majestät während der Schlacht sein?«

Helmos blickte überrascht auf. »Selbstverständlich im Tempel. Ich werde zu den Göttern beten, dass sie uns beschützen sollen.«

»Sehr wohl, Euer Majestät«, sagte Argot, aber bei sich selbst dachte er, Du wärest besser beraten, auf die Mauern hinauszukommen, zu uns, die wir sterben werden, um dich zu

schützen, als dich mit den Göttern abzugeben, die sich vermutlich ohnehin nicht um diese Schlacht scheren.

Helmos schien die unausgesprochenen Worte gehört zu haben. Leichte Röte überzog seine Wangen. »Ich trage zwar die Rüstung eines Paladins, Hauptmann, aber ich bin kein Krieger, wie Ihr sehr wohl wisst. Ich würde den Soldaten nur im Weg sein, wenn ich versuchte, auf den Zinnen zu stehen. Aber ich werde kämpfen, obwohl mein Schwert aus Glauben besteht, nicht aus Stahl. Ich werde kämpfen, um den Stein der Könige zu beschützen«, sagte der König und berührte den Diamantanhänger, den er an einer geflochtenen Kette aus Gold und Silber um den Hals trug. Er trug sie nun immer, hieß es. Selbst wenn er schlief.

»Ich hatte den Stein der Könige nicht vergessen, Euer Majestät«, erwiderte Hauptmann Argot. »Ich wollte vorschlagen, dass der heilige Stein unter Bewachung an einen sicheren Ort gebracht wird…«

»Ihr habt mit dem Hohen Magus gesprochen«, unterbrach ihn Helmos.

»Reinholt ist ein weiser Mann, Euer Majestät. Falls Vinnengael fallen sollte – was die Götter verhüten mögen –, muss der Stein der Könige bewahrt werden. Zumindest sollte er im Tempel versteckt werden, an einen geheimen Ort, sicher hinter Zauberschlössern…«

»Und was sollte er uns dort nützen? Ich habe schon von Geizhälsen gehört, die Säcke voller Gold besaßen, aber hungerten und gegen die Kälte nur Lumpen trugen, weil sie sich weigerten, etwas von ihrem Hort auszugeben, nicht einmal, um sich selbst zu ernähren oder zu wärmen! Diesen Fehler werde ich nicht begehen. Ich werde die Macht des Steins der Könige einsetzen, um die Stadt zu retten.«

»Dann erlaubt mir zumindest, Euch Wachen mitzugeben.«

Helmos schüttelte den Kopf. »Das würde aussehen, als ob es mir am Glauben mangelte.«

»Dann lasst Euch von den Paladinen bewachen. Verzeiht mir, dass ich Euch so bedränge, Euer Majestät, aber ich empfinde es als meine Pflicht…«

»Ihr braucht mich nicht um Verzeihung zu bitten, Hauptmann. Ihr und die Paladine tun, was ihr für nötig haltet, um die Stadt zu beschützen. In dieser Angelegenheit bleibe ich allerdings unbeugsam. Ich habe die Last und die Freude des Steins der Könige auf mich genommen. Niemand außer mir soll sie tragen. Ich vertraue auf die Götter. Sie werden den Stein davor bewahren, der Leere anheim zu fallen. Sie werden dafür sorgen, dass der Stein, der nun geteilt ist, wieder ganz sein wird. Das ist alles, Hauptmann«, fügte Helmos hinzu und wandte sich wieder seinen Studien zu. »Lasst es mich wissen, wenn die Paladine eingetroffen sind.«

Hauptmann Argot wusste, dass er entlassen war – er konnte nichts mehr tun. Aber er hatte vor, wegen des Schutzes des Steins der Könige noch einmal mit den Paladinen zu sprechen.

Es war gut und schön, ein schimmerndes Schwert des Glaubens zu schwingen. Aber der Hauptmann war der Ansicht, dass die Klinge dieses Schwerts stärker wäre, bestünde sie aus einer Legierung von Glauben und gesundem Menschenverstand.

Herr der Finsternis

Die Tausende von Soldaten starke Armee von Prinz Dagnarus, Paladin der Leere, marschierte auf der Straße nach Vinnengael, und ihre bunten Flaggen flatterten im Wind, der vom Meer her kam und den Geruch nach Salz und Winter mit sich brachte. Sie wurde von einer Gestalt in einer schimmernden schwarzen Rüstung angeführt, aber diese Gestalt war – wie König Helmos' Spione berichteten, die sich so nahe heranschlichen, wie sie es nur wagen konnten – nicht Prinz Dagnarus.

Wo war er? Niemand wusste es. Aber es war sicher, dass er sich nicht bei seiner Armee aufhielt. Die Bewohner von Vinnengael atmeten auf; Gerüchte breiteten sich aus, dass der Prinz tot sei, dass die Götter – nachdem König Helmos darum gebetet hatte – diesen Dämon niedergestreckt hatten, bevor er Vinnengael angreifen konnte. Seine Armee war nur auf dem Weg zur Stadt, um die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Die Bürger errichteten Freudenfeuer und begannen zu tanzen. Hauptmann Argot befahl seinen Männern, diesem Unsinn ein Ende zu machen und den Tänzern zu sagen, dass sie nach Hause gehen oder sich zu den Verteidigern der Stadt auf die Mauern begeben sollten. Dagnarus' Armee kam nicht, um sich zu ergeben. Sie kam, um Vinnengael zu erobern.

Was Prinz Dagnarus selbst anging, so fragte sich Hauptmann Argot hundertmal am Tag, wo er sein mochte, bis die Frage sogar im Schlaf auf ihn eindrosch. Argot hatte an der Seite des Prinzen gekämpft. Argot hatte gesehen, wie Dagnarus einen Angriff führte, wie er seine Truppen immer selbst über die feindlichen Mauern führte und stets der Erste war, der die feindlichen Linien erreichte. Er war nicht der Typ von General, der seine Armee von der Sicherheit der Nachhut aus anführt.

Er war irgendwo da draußen, und wenn Argot gewusst hätte, wo er sich aufhielt, dann hätte er eine Vorstellung von der Strategie des Prinzen entwickeln können.

Nicht ein einziger Späher berichtete, den Prinzen gesehen zu haben. Aber das Wetter in den Bergen war auch schrecklich. Regen drosch vom Himmel. Blitze schlugen in Bäume ein. Ohrenbetäubende Donnerschläge verschreckten alle, die sie hörten. Endlich senkte sich dichter Nebel über die Berge – so dicht, dass das gesamte Zwergenvolk, Pferde eingeschlossen, sich darunter hätte verstecken können, und niemand hätte sie gesehen.

Argot hielt eine Truppe in Reserve und war bereit, sie in dem Moment einzusetzen, da klar wurde, wo Dagnarus durchbrechen wollte. Zwar war die Nordmauer angemessen mit Verteidigern besetzt, aber wenn sie nachließen, würde Argot die Reservetruppe ebenfalls dort einsetzen müssen. Die Paladine hatten beschlossen, auf der Nordmauer zu bleiben und ihre mächtige Magie mit der der Kriegsmagier zu verbinden.

König Helmos stand nun auf der Mauer und hatte die Paladine um sich versammelt – allerdings nur die menschlichen Paladine. Der Schild des Göttlichen hatte eine Botschaft geschickt, dass die elfischen Paladine aus Furcht, dass der Paladin der Leere sich gegen das Elfenland wenden könnte, lieber bei ihrem eigenen Volk blieben. Die orkischen Paladine ließen wissen, dass sich die gesamte Bevölkerung wegen schlechter Vorzeichen auf See begeben hatte – an den einzigen Ort, an dem sie sich in Sicherheit glaubten. Was den einzigen zwergischen Paladin anging – von Dunner kam kein einziges Wort.

Helmos sah, wie sich die Täler nördlich von Vinnengael mit feindlichen Truppen füllten, die ihr Lager aufschlugen und Vorbereitungen für den Angriff trafen. Sie ließen sich Zeit und

gestatteten den Bewohnern von Vinnengael, einen guten Ausblick auf die Größe und Macht ihrer Armee zu werfen, um sie vor den riesigen Belagerungsmaschinen zittern zu lassen, die gewaltiger waren als alles militärische Gerät, was man zuvor gesehen hatte: riesige Maschinen aus Holz, die mit Stahlpanzern geschützt waren. Auf einer Plattform ganz oben stand ein Gerät, das wie eine große Wasserpumpe aussah. Die Krieger auf den Mauern zeigten spöttisch darauf und fragten sich, ob Dagnarus ihnen allen eine Dusche verabreichen wollte.

»Noch immer keine Spur von Prinz Dagnarus?«, fragte Helmos.

»Nein, Euer Majestät«, antwortete Argot. »Er ist nicht bei den Streitkräften, die sich dort draußen sammeln, das würde ich beschwören. Es sei denn, er schleicht verkleidet umher, und das ist nicht seine Art. Unsere Spione, die vor der Stadt arbeiteten, sind alle zurückgekehrt, oder wir haben den Kontakt mit ihnen verloren. Jene, die zurückgekommen sind, berichteten, ihn nicht gesehen zu haben, aber das schlechte Wetter in den Bergen hat verhindert, dass sie überhaupt viel sahen.«

Helmos stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Euer Majestät!« Einer der Paladine zeigte auf etwas. Die Sonne berührte den Horizont. Ihre roten Flammen glitzerten auf den Speerspitzen einer kleinen Gruppe Reisender, die sich auf der Straße näherten. Die feindlichen Truppen ließen sie durch, schienen ihnen beträchtlichen Respekt entgegenzubringen, denn selbst Fuhrleute gefährdeten ihre Fracht mit raschen Ausweichmanövern, um die Straße frei zu machen.

»Dagnarus?«, fragte Helmos und beugte sich über die Mauer.

»Nein, das glaube ich nicht, Euer Majestät«, sagte Lord Altura, die so gut wie ein Adler sehen konnte. »Es ist die

Hüterin der Zeit, die nach Vinnengael gekommen ist, um die Schlacht aufzuzeichnen.«

Die riesigen Omarah-Leibwächter bewegten sich bedächtig und schienen nicht im Geringsten beunruhigt von der gewaltigen Armee, an der sie vorbeikamen, und auch nicht von der gegnerischen Armee oben auf den Stadtmauern. In ihrer Mitte ritt eine kleine braunhäutige Frau auf einem kleinen grauen Esel.

»Öffnet die Tore«, befahl Helmos. »Gebt der Hüterin eine Eskorte zum Tempel und sorgt dafür, dass sie dort alles erhält, was sie wünscht.«

Argot gab den Befehl weiter. Die Tore, die gegen den Angriff verbarrikadiert waren, wurden umständlich wieder geöffnet. Aber es erklang kein einziges mürrisches Wort, als die Hüterin der Zeit mit wohlwollendem Lächeln in die Stadt einritt.

Die Sonne verschwand. Die Nacht marschierte mit der feindlichen Armee, oder es sah zumindest so aus. So wie die Anzahl der Soldaten zunahm, so wurde auch die Dunkelheit größer. Lagerfeuer flackerten auf, so dicht wie die Sterne am Himmel, oder gar dichter.

»Wann werden sie angreifen?«, fragte Helmos leise.

»Im Morgengrauen, Euer Majestät«, erwiderte Argot.

»Dann versucht, noch ein wenig zu schlafen. Sagt den Männern dasselbe.«

»Jawohl, Euer Majestät«, erwiderte Argot.

Er und der König wussten genau, dass es in dieser Nacht für keinen in Vinnengael viel Schlaf geben würde.

Helmos kehrte zum Palast zurück, wo sein Kämmerer ihn erwischte und versuchte, ihn dazu zu überreden, etwas zu essen. Schon der Geruch von Essen bewirkte allerdings, dass dem König übel wurde. Er winkte ab.

»Wo ist die Königin?«

»Sie ist bei der Königinmutter, Euer Majestät«, erwiderte der Kämmerer und fügte leise hinzu: »Es geht der Königinmutter heute Abend sehr schlecht. Schlechter als je zuvor.«

Wachen öffneten Seiner Majestät die Türen zu den Gemächern der Königinmutter. Helmos betrat Emillias Räume leise, bedrückt von einer seltsamen Mischung aus Abneigung und Mitleid. Verschwunden waren all die kleinen, hübschen Dinge, die einmal diese Räume geschmückt hatten. Emillia hatte sie entweder zerbrochen, wenn sie einen ihrer Wutanfälle hatte, oder sie waren aus Angst um ihre Sicherheit entfernt worden. Verschwunden waren auch die zahlreichen Hofdamen. Die meisten waren aus Vinnengael auf ihre Landsitze geflohen, und jene, die geblieben waren, hatte Königin Anna zum Helfen in die Halle der Heiler geschickt, die sich bald mit Verwundeten füllen würde.

Eine ältere Dienerin, die zum persönlichen Haushalt der Königin gehörte, war alles, was ihr geblieben war, zusammen mit einer Heilerin, die stets über sie wachte.

Die Königinmutter saß an der Stelle, wo einmal ihr Frisierspiegel gestanden hatte. Der Spiegel war schon lange zerbrochen; Emillia hatte einen der Diener mit einer großen Scherbe angegriffen. Helmos versuchte, so leise zu sein, wie er konnte, denn er hoffte, die Aufmerksamkeit seiner Frau auf sich lenken zu können, ohne die Königinmutter zu stören, aber beim Klang seiner Schritte drehte sich Emillia schnell um.

Sie bot einen jämmerlichen Anblick. Das Haar stand ihr wirr vom Kopf ab, weil sie ständig daran zupfte und befahl, dass man es aufstecken sollte, um es dann hundertmal am Tag wieder zu lösen. Ihr Körper wirkte ausgetrocknet und geschrumpft. Man musste sie zum Essen zwingen, musste sie füttern wie ein kleines Kind. Als sie Helmos nun anstarrte, lagen ihre Augen tief in den Höhlen ihres Totenschädelgesichts.

Sie sah aus, dachte Helmos, wie ihr Sohn ausgesehen hatte, nachdem er im heiligen Feuer verkohlt war.

»Dagnarus?«, rief sie und spähte ins Dunkel. »Dagnarus? Wo steckt der Junge nur? Es ist wirklich Zeit, dass er seine Mutter besucht! Ich habe nach ihm geschickt, aber er ist offenbar entschlossen, mich zu ignorieren. Wir werden ihm eine Lektion erteilen müssen. Wo ist der Prügelknabe?« Die Königinmutter richtete sich ruckartig auf. »Du da!« Sie hatte Helmos erspäht. »Schick den Prügelknaben her. Ich werde ihn halb tot peitschen lassen. Das wird meinem Sohn Manieren beibringen.«

»Jawohl, Euer Majestät«, erwiderte Helmos. Die einzige Möglichkeit, mit Emillia zurechtzukommen, bestand nach Ansicht der Heiler darin, ihr scheinbar ihren Willen zu lassen. Schon der kleinste Strahl von Realität, der durch einen Riss in ihrem ummauerten Geist schlüpfte, könnte zu viel für sie sein. Nur Zeit und Geduld würden Heilung bringen und sie aus der Zelle herausführen, in die sie geflohen war, um sich vor ihrem Schmerz zu schützen. »Man wird den Prügelknaben zu Euch schicken, wie Ihr befehlt.«

Helmos winkte seiner Frau zu, die neben der Königinmutter saß – eine Pflicht, der sie sich jeden Tag für mehrere Stunden unterzog, um sich um Emillias verrückte Launen zu kümmern und mitleidig ihrem jämmerlichen Geschwätz zuzuhören. Anna legte die Hand liebevoll auf Emillias welke Hand. Sie erhob sich und verbeugte sich vor Emillia, als wäre diese immer noch die Königin und Anna nur eine weitere Hofdame. Die Heilerin nahm ihren Platz ein.

»Ihr solltet einen Schluck Wasser trinken, Euer Majestät«, sagte die Heilerin und hielt Emillia einen Holzbecher hin.

Die Königinmutter schlug nach dem Becher, und Wasser spritzte auf ihr Gewand.

Geduldig hob die Heilerin den Becher auf, füllte ihn abermals und bot ihn Emillia wieder an.

»Ich hatte keine Ahnung, dass es mit ihr so schlecht steht«, sagte Helmos leise zu seiner Frau.

Anna nickte. »Es scheint, als würde es jeden Tag ein wenig schlimmer. Die Heiler behaupten auch nicht mehr, dass die Zeit sie wieder gesund machen wird. Sie wollen sie in die Halle der Heiler bringen, aber ich fürchte, die plötzliche Veränderung würde sie umbringen.«

»Aber es ist eine schwere Last für dich, dich um sie zu kümmern, meine Liebste«, sagte Helmos und zog seine Frau an sich.

»Es ist nicht so schlimm«, sagte Anna und lächelte mit gespielter Fröhlichkeit. »Sie ist recht umgänglich, wenn ich bei ihr bin. Die Heiler sagen, ich hätte einen guten Einfluss auf sie. Ich bin die Einzige, die sie dazu überreden kann, etwas zu sich zu nehmen.«

»Du wirst sie einen Augenblick lang allein lassen müssen«, meinte Helmos. »Ich brauche dich jetzt.«

»Ja. Selbstverständlich«, erwiderte Anna besorgt. »Was ist denn? Ich habe gehört…« Sie hielt einen Augenblick lang inne und strengte sich an, die Ruhe zu bewahren. »Ich habe gehört, dass Dagnarus' Armee vor der Nordmauer steht.«

»Ja«, antwortete Helmos. »Hauptmann Argot sagt, sie werden im Morgengrauen angreifen.«

Die beiden gingen schweigend den langen Flur entlang, ihr Arm unter seinen gehakt, im gleichen Schritt. Die leeren Rüstungen bildeten eine stille Ehrengarde für König und Königin, bis plötzlich auf halbem Weg einer der Speere dem rostigen Griff seines Ritters entglitt und mit ohrenbetäubendem Scheppern beinahe direkt vor die Füße des Königs fiel.

Helmos blieb stehen und starrte den Speer an. Er war so bleich geworden, als hätte die Waffe ihn getroffen. Anna

keuchte auf und drückte sich die Hand auf ihr wild schlagendes Herz.

Das Scheppern hallte laut in dem stillen Palast wider und bewirkte, dass Diener und Wachen herbeieilten.

»Euer Majestät!« Die Wachen hatten ihre Schwerter gezogen und suchten nach einem Feind. »Ist alles in Ordnung? Wo ist der Angreifer?«

»Hier«, sagte Helmos mit angespanntem Lächeln. »Ihr seht, dass wir gesegnet sind! Die Geister dieser lange verstorbenen Ritter sind zurückgekehrt und warten nur darauf, dass der Kampf beginnt!«

Die Wachen nickten anerkennend, erfreut über die Worte des Königs. Ein Diener hob den Speer auf und versuchte, ihn zurückzustecken, aber die metallene Hand war so verrostet, dass sie ihn nicht mehr halten wollte. Auf ein Zeichen der Königin hin lehnte der Diener den Speer einfach gegen die Wand und zog sich eilig zurück.

Anna hatte bemerkt, wie blass ihr Mann geworden war. »Liebster, was ist denn?«

»Wenn ich ein Ork wäre«, erkläre Helmos und starrte den Speer an, »würde ich jetzt zu meinem Schiff rennen und in See stechen.«

»Aber du bist kein Ork«, stellte Anna pragmatisch fest. »Du weißt, dass der Handschuh verrostet war und unsere Schritte eine Erschütterung bewirkt haben, die dazu führte, dass der Speer auf den Boden fiel.«

Sie hoffte, ihn lächeln oder gar lachen zu sehen, aber er blieb ernst.

»Mein Herz ist seltsam schwer«, sagte Helmos leise. »Ich bin heute durch den Palast gegangen, und es kam mir so vor, als wäre ich zum letzten Mal hier. Nein, nein, meine Liebe. Lass mich ausreden. Es heißt, wenn ein Mann stirbt, zieht sein Leben noch einmal an ihm vorbei. Ich habe mein Leben heute

gesehen. Ich habe meine Mutter gesehen, Anna«, sagte er mit liebevoller, gequälter Stimme. »Ich sah sie an einem Fenster stehen. Sie hat sich umgedreht und mir zugelächelt, aber als ich etwas sagte, war sie verschwunden. Ich kam am Spielzimmer vorbei, und etwas trieb mich dazu hineinzuschauen, und ich sah mich selbst dort – wieder ein Junge, zusammen mit meinem Lehrer. Und dann war Dagnarus da, mit diesem elenden Prügelknaben. Ich konnte ihr Lachen hören und sehen, wie Dagnarus seine Spielzeugsoldaten im Sandkasten aufmarschieren ließ.

Und mein Vater. Mein Vater hat mich den ganzen Tag begleitet. Er sieht mich so traurig an, als wollte er mir etwas sagen oder erklären. Es ist seltsam, aber ich habe das Gefühl, er will, dass ich ihm verzeihe. Als hätte er je etwas getan, das Verzeihung brauchte! Und du, meine Herzallerliebste.« Er blieb stehen, wandte sich ihr zu, griff nach ihren Händen und wischte die Tränen weg, die ihr über die Wangen liefen. »Du bist Traum und wunderbare Wirklichkeit zugleich.«

Er küsste sie auf die Stirn, als wollte er sie segnen.

Sie konnte lange Zeit nicht sprechen, dann verdrängte sie ihre Angst und sagte: »Du hast drei Nächte lang nicht geschlafen. Du hast auch kaum etwas gegessen. Es ist kein Wunder, dass du von seltsamen Visionen heimgesucht wirst. Ich wette«, meinte sie mit einem zittrigen Lachen, »dass ein gutes Stück Braten sie alle verscheuchen würde!«

Da lächelte Helmos – seine Liebe zu ihr hob die schreckliche Finsternis von seinem Herzen. Er drückte sie an sich. »Ich bin auf dem Weg zum Tempel, um mich auf meine heilige Wache vorzubereiten. Ich wollte mich von dir verabschieden und dich noch einmal drängen, die Stadt zu verlassen.« Er nahm ihr Gesicht in beide Hände, sodass sie ihm in die Augen schauen musste. »Es ist noch nicht zu spät. Es gibt einen unterirdischen Gang, der zu einem geheimen Ausgang in den Bergen führt.

Ein paar ausgewählte Soldaten stehen bereit, dich zu eskortieren…«

Anna schüttelte den Kopf. »Ich werde nicht fliehen«, erklärte sie mit fester Stimme. »Und du weißt, dass ich es nicht tun werde, also versuche nicht, mich zu überreden. Ich werde bei der armen Emillia bleiben. Der Lärm und die Unruhe könnten sie verstören. Ich vertraue auf die Götter. Und auf dich.«

Sie klammerten sich aneinander, wollten sich nicht trennen, aber beide wurden zu der Erfüllung einer schweren Pflicht gerufen. Helmos strich seiner Frau übers Haar und schaute den Flur entlang. Die Diener entzündeten die Fackeln, und in ihrem flackernden Licht sah Helmos, wie jeder Einzelne der leeren Ritter das Visier hob, und die Finsternis der Leere ergoss sich aus ihnen wie ein Fluss.

Die Armee, die Dagnarus anführte, marschierte durchs Gebirge, verborgen von dem Unwetter, das seine Zauberer heraufbeschworen hatten. Ihr Weg wurde von den Blitzen beleuchtet, die rings um sie her einschlugen, aber nie in ihrer Mitte. Sie marschierten zum Trommelschlag des Donners und von solch dichtem Nebel umgeben, dass sie nicht einmal die Baumstämme zu beiden Seiten des engen Bergpfades sehen konnten, aber den Weg, der vor ihnen lag, konnten sie klar sehen, denn der Nebel hob sich vor ihnen und senkte sich dann wieder. Regen und Graupel prasselten auf ihre nächste Umgebung nieder, aber sie blieben unberührt von den Elementen. Die Straßen, die sie benutzten, waren glatt und trocken.

Sie marschierten schnell. Diese Krieger waren von Dagnarus selbst ausgewählt worden, nachdem er monatelang ihre Ausbildung überwacht hatte. Es waren die Besten, die Elite der Armee. Niemand fiel beim Marschieren zurück, obwohl der

Weg bergauf und bergab lang und anstrengend war. Niemand beschwerte sich. Dagnarus marschierte mit ihnen. Er verlangte nichts von ihnen, was er nicht auch von sich selbst verlangte. Er schlief auf dem steinigen Boden, er durchquerte die Eisbäche, er aß kalte Mahlzeiten, denn sie wagten es nicht, ein Feuer anzuzünden. Valura marschierte an seiner Seite, unermüdlich und schweigsam, stets wachsam und stets allein.

Die Soldaten bewunderten ihren Befehlshaber, aber sie mochten den Vrykyl nicht. Valuras gespenstische Schönheit, die bei den seltenen Gelegenheiten zu erkennen war, wenn sie ihren Helm absetzte, verfolgte alle bis in ihre Träume. Die Soldaten wussten, dass sie sich vom Leben anderer ernährte, und obwohl es hieß, Dagnarus habe verboten, dass die Vrykyl Angehörige seiner Armee töteten, trauten die Soldaten den Geschöpfen der Leere nicht. Sie hielten bei ihren nächtlichen Wachen nicht nur nach Feinden Ausschau, sondern auch nach den Vrykyl.

Die Zauberer der Leere marschierten ebenfalls mit der Armee. Auch ihnen trauten die Soldaten nicht, obwohl es die Magie der Leere war, die sie vor den Augen des Feindes verbarg. Die Zauberer hatten monatelang zusammen mit den Soldaten trainiert, und nun konnten sie mit ihnen Schritt halten. Einige unter ihnen nutzten zusätzlich auch noch einen Teil ihrer Energie dafür, den Sturm aufrechtzuerhalten. Nur wenige Magier waren für diese Aufgabe abgestellt worden. Gareth hatte der Mehrheit befohlen, ihre Kraft für die ungeheure und schwierige Aufgabe aufzusparen, die ihnen am Ende ihres Weges bevorstehen würde.

Dagnarus' magische Verbindung mit Shakur und den anderen Vrykyl bewirkte, dass er stets ihre Gedanken kannte und daher genau wusste, wann seine Armee vor den Mauern von Vinnengael eingetroffen war. Dagnarus' eigene Truppe kam am selben Abend aus den Bergen, müde, aber stolz. Die

Soldaten würden sich die Nacht über am Flussufer ausruhen können. Für die Zauberer würde es keinen Schlaf geben.

Gareth sorgte dafür, dass seine Leute gut versorgt wurden und einen größeren Anteil von den Vorräten der Armee erhielten als üblich, denn die Magier würden all ihre Kraft und mehr als das brauchen. Die Zauberer saßen getrennt von den anderen, gemieden von den gewöhnlichen Fußsoldaten, die, wenn irgend möglich, einen weiten Bogen um sie machten. Während die Magier aßen und tranken und sich leise und aufgeregt über das unterhielten, was vor ihnen lag, ging Gareth zu Dagnarus.

Der Prinz hockte auf einem flachen Stein und nahm sein Abendessen zu sich – eine kleine Menge Trockenfleisch, steinhartes Brot, das er in Wein tauchte, um es essbar zu machen, und mehr Wein, um alles hinunterzuspülen. Sie hatten kein Feuer entzündet, aber nun, nachdem sich die magischen Gewitter verzogen hatten, war die Nacht klar und wurde vom bleichen, kalten Licht von Mond und Sternen erhellt. Valura stand neben Dagnarus, ihre Hand auf seiner Schulter – die bleiche Hand einer Liebenden, kalt und tot; ihre Finger für immer um das Herz des Prinzen geschlossen. Silwyth stand im Schatten, einen Weinschlauch in der Hand.

Gareth verbeugte sich.

Dagnarus betrachtete ihn mit einem Glitzern in den Augen. »Nun, sind deine Zauberer bereit?«

»Jawohl, Euer Hoheit. Ich…«

»Dann fangt an.« Dagnarus bedeutet Silwyth mit einer Geste, ihm nachzuschenken.

»Verzeiht, Euer Hoheit«, sagte Gareth, »aber ich muss wissen, ob Ihr wirklich vollkommen entschlossen seid, dieses Unternehmen zu wagen, und Euch der möglichen Konsequenzen bewusst seid, sowohl für Eure Zauberer als auch für Euch selbst.«

»Für die Magier?« Dagnarus zuckte die Achseln. »Einige werden sterben. Das kann ich akzeptieren. Und was mich angeht…« Die Smaragdaugen blitzten missbilligend. »Welcher Art werden die Folgen für mich sein? Du hast nie zuvor davon gesprochen.«

»Doch, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth geduldig. »Als Ihr diesen Plan zum ersten Mal erwähntet. Der Zauber, den Ihr verlangt, ist so mächtig, dass wir Eure Hilfe brauchen. Die Magie der Leere wird Euch Lebensenergie nehmen – nicht viel, nicht so viel wie von uns anderen, denn Euer Hoheit haben jetzt Lebensenergie genug«, fügte er mit bitterer Ironie hinzu, die er nicht ganz verbergen konnte. »Aber Ihr werdet vielleicht eine gewisse Schwäche spüren, so etwas wie Schwindel…«

Dagnarus verzog missmutig das Gesicht. »Du weißt, dass ich morgen früh meine Truppen in die Schlacht führen werde?«

»Ja, Euer Hoheit. Deshalb wollte ich mich davon überzeugen, dass Ihr wisst, dass Ihr nach dem Zauber eine gewisse Schwäche spüren werdet, und deshalb wollte ich Euch fragen, ob Ihr trotzdem bereit seid – «

»Es ist ein wenig zu spät, um jetzt noch einen Rückzieher zu machen, Fleck«, stellte Dagnarus fest. »Ich kann mich nicht daran erinnern, dass du mir zuvor davon erzählt hast. Oder hat er, Silwyth?«

»Ja, Euer Hoheit«, sagte der Elf leise und goss Wein nach.

Dagnarus warf Silwyth einen zornigen Blick zu, den der Elf jedoch ignorierte. »Nun, dann hast du es vielleicht getan. Ich führe den heftigsten Angriff, den die Welt je gesehen hat, gegen die stärkste, am besten befestigte Stadt der Welt. Man kann nicht von mir erwarten, dass ich mich an jede banale Einzelheit erinnere.« Er winkte ab. »Ich werde bereit sein, wenn ich für euren Zauber gebraucht werde. Ich bezweifle, dass es mich sonderlich stören wird.«

»Wir werden Euch kurz vor dem Zeitpunkt brauchen, an dem der Zauber bereit ist – das wäre kurz vor der Morgendämmerung«, sagte Gareth. »Dürfte ich vorschlagen, dass Euer Hoheit versuchen zu schlafen, damit Ihr Euch dann auf dem Höhepunkt Eurer Kraft befindet?«

»Du darfst vorschlagen, was immer du willst«, entgegnete Dagnarus mürrisch. »Und jetzt geh zu deinen Zauberern, Fleck. Ich habe noch eine Besprechung mit meinen Offizieren.« Er entließ Gareth mit einem Winken und beugte sich über eine Karte von Vinnengael, die er auf dem Boden ausgebreitet hatte.

Gareth warf Silwyth einen viel sagenden Blick zu, woraufhin der Elf mit einem leichten Heben der Schultern und einem kaum merklichen Nicken andeutete, dass er sein Möglichstes tun würde. Gareth wollte gerade gehen, als Dagnarus ohne aufzublicken sagte: »Du hattest wahrscheinlich vor, dich ebenfalls an diesem Zauber zu beteiligen, wie, Fleck?«

»Ja, Euer Hoheit«, erwiderte Gareth. »Ich bin der Befehlshaber der Magier, so wie Ihr Euren Soldaten befehlt. Ich werde von meinen Leuten nichts verlangen, was ich nicht auch selbst tun würde.«

»Ich verbiete es, Fleck«, sagte Dagnarus und betrachtete weiter die Landkarte. »Ich werde deine Hilfe brauchen, wenn ich mich um meinen Bruder kümmern muss.«

Als er keine Antwort hörte, hob Dagnarus den Kopf und sah Gareth stirnrunzelnd an. »Nun? Antworte gefälligst.«

»Bittet mich nicht darum, das zu tun«, entgegnete Gareth leise. »Ich flehe Euch an.«

Dagnarus' Gesicht war rot vor Zorn und vom Wein. »Ich *bitte* dich nicht darum, Fleck! Ich befehle es dir.«

Gareth konnte nichts erwidern. Was immer er zu sagen hatte, hätte er vor langer Zeit sagen sollen. Er war wie die Vrykyl, obwohl er nie den stechenden Schmerz des Dolches gespürt

hatte. Dagnarus hatte Gareths Seele in sich aufgesaugt, sich daran gelabt und sie zu einem Teil seiner selbst gemacht. Gareth verbeugte sich schweigend und kehrte zu seinen Leuten zurück. Die Zauberer erhoben sich, als er näher kam, um ihren Respekt vor dem jungen Mann kundzutun und ihre Bereitschaft anzudeuten, nun mit dem Zauber zu beginnen.

»Ihr wisst, was von euch erwartet wird«, sprach Gareth die Männer und Frauen an, von denen die meisten älter waren als er. Sie waren samt und sonders Menschen und kamen aus allen Teilen Vinnengaels, aus Dörfern so weit nördlich wie Myammar, so weit südlich wie Lu'keshrah. »Ihr wisst, welches Opfer von euch verlangt wird.«

»Wir wissen es«, erwiderte eine der Frauen ruhig, »und wir werden es bringen, wenn es nötig ist.«

Gareth verstand. Viele Zauberer waren wie er zur Magie der Leere gestoßen – durch Zufall. Sie waren Magier, die aus Ehrgeiz oder Gier oder Stolz unzufrieden mit dem trägen und methodischen Prozess der Elementemagie gewesen waren und sich Magie wünschten, die rascher und mächtiger war. Die Magie der Leere war schmerzhaft und mitunter zerstörerisch, und diese Menschen waren dazu gezwungen, ihre Hände und Gesichter mit Tüchern zu bedecken, um die Abszesse zu verbergen; ihre Nachbarn tuschelten über sie, sie wurden häufig verfolgt und aus ihren Häusern vertrieben und mussten in der Welt umherziehen, aber sie glaubten, dass das Ergebnis all diese Leiden wert sei. Und nun würden sie es beweisen. Sie würden sich den Respekt erwerben, nach dem sie gierten. Zumindest konnten sie nun aufhören zu fliehen, sich ihren Verfolgern stellen und stolz entgegnen: »Dies ist es, was wir sind! Dies können wir erreichen! Seht uns und zittert!«

Kein Opfer – nicht einmal der Einsatz ihres eigenen Lebens – war ihnen dafür zu groß.

»Ich werde keinen Anteil an dem Zauber haben, wie ich es ursprünglich geplant hatte«, sagte Gareth eher barsch, um seine Enttäuschung zu verbergen. »Der Prinz hat befohlen, dass ich ihn begleite, wenn wir in die Stadt eindringen. Also wirst du, Tiumum, meine Stelle als Anführer einnehmen.«

Die Zauberer waren nicht überrascht und auch nicht verärgert. Es war nur logisch, dass Seine Hoheit seinen erfahrensten Magus an seiner Seite wünschte. Als Gareth in sich hineinschaute, begriff er, warum er so enttäuscht gewesen war. Er hatte gehofft, vollkommen in der Leere zu versinken – wenn schon nicht zu sterben, so doch zumindest das Bewusstsein zu verlieren. Er hatte, feige, wie er war, gehofft, dass er von dem, was geschehen würde, nichts erfahren würde, ehe es vorüber war.

Die Zauberer stellten sich am Flussufer in einem Kreis auf, fünfzig von ihnen, die größte Ansammlung von Zauberern der Leere seit Anbeginn der Zeit. Tiumum, die Älteste, hob ihre Stimme und sprach zur Leere, flehte sie an, sie alle aufzunehmen, sie zu umhüllen, sie zu erheben. Einer nach dem anderen fielen die anderen Zauberer ein, fügten ihre Stimmen hinzu – tiefe Bassstimmen, helle Soprane. Alle bis auf Gareth, der schweigend zusah.

Nachdem sie die Beschwörung neunmal rezitiert hatten, begannen sie im Kreis herumzugehen, einer hinter dem anderen, ein wenig schlurfend auf dem Teppich von Fichtennadeln, der das Flussufer überzog. Sie brachten Runde um Runde hinter sich, ihre Rezitation wurde lauter und wieder leiser. Jeder achtete darauf, in die Fußstapfen seines Vordermannes zu treten und den Kreis nicht zu brechen.

Die Soldaten, die sich in der Nähe des Ufers befunden hatten, zogen sich zurück, sobald die Rezitation begann. Sie nahmen an, es könnte Unglück bringen, einen Zauberer der Leere bei der Arbeit zu beobachten, also flohen sie so tief in die Wälder,

wie sie es wagen konnten, um dem Gesang und dem Anblick zu entkommen. Dort im Dunkeln duckten sie sich und umklammerten Amulette, die sie gekauft oder hergestellt hatten und die sie nun um den Hals trugen, Amulette, die sie angeblich vor irgendwelchen überschwappenden Spritzern von Magie der Leere schützen sollten.

Gareth beobachtete seinerseits die Soldaten mit Verachtung und fragte sich zynisch, wie es ihnen wohl gelang, ihr Misstrauen und ihren Hass gegenüber den Magiern von der Loyalität gegenüber ihrem Kommandanten, dem Paladin der Leere, zu trennen. Vielleicht war es deshalb möglich, weil sie nie gesehen hatten, wie Dagnarus selbst einen Zauber wirkte. Sie hatten ihn mit Schild und Schwert gesehen, wie sie jeder Krieger benutzte. Nun, sie würden ihn in der Morgendämmerung als Magier erleben können, und dann würde sich herausstellen, was sie davon hielten.

Die Nacht wurde dunkler. Stunde um Stunde gingen die Zauberer im Kreis, bis sie einen runden Pfad in den Schlamm gestampft hatten. Gareth saß auf einem Baumstamm und sah zu. Er sah zu, obwohl er doch hätte schlafen sollen, um Energie für den nächsten Tag zu gewinnen. Die Rezitation hallte überall in seinem Körper wider, ließ seine Fingerspitzen kribbeln, brannte einen Kreis in sein Hirn, wie ihn die Füße der Zauberer in den Schlamm getrampelt hatten. Hätte er versucht zu schlafen, dann hätte er gesehen, wie sich dieser Kreis – ein dunkles Loch, von Feuer umgeben – immer weiter drehte. Also zog er es vor, wach zu bleiben.

Später bekam er Gesellschaft. Silwyth stellte sich neben ihn. Der Elf betrachtete die Zauberer stirnrunzelnd, aber zumindest mied er Gareth nicht, und er hatte sich keinen Hühnerfuß um den Hals gehängt, um sich vor der Magie zu schützen.

»Seine Hoheit schläft«, sagte der Elf zu Gareth. »Wann soll ich ihn wecken?«

»Eine Stunde vor der Dämmerung. Und versucht bitte, ihn vom Weinschlauch fern zu halten.«

»Und wie soll ich das tun, Meister Prügelknabe?«, fragte Silwyth spöttisch. »Er ist mein Prinz. Ich folge seinen Befehlen.«

»Ihr werdet einen Weg finden«, entgegnete Gareth. »Ihr findet doch immer einen Weg. Sagt, dass der Schlauch ausgelaufen ist oder dass die Bären ihn gestohlen haben. Sein Sieg hängt von seiner Fähigkeit ab, sich zu konzentrieren und seine Energie gezielt einzusetzen. Unser Leben – unser aller Leben – hängt von ihm ab.«

»Der Wein lässt ihn den Schmerz leichter ertragen«, sagte Silwyth leise. »Er hat mir einmal gesagt, wenn er träumt, spürt er die schreckliche Hitze der Flammen und sieht, wie seine eigene Haut verschrumpelt und verkohlt…«

Gareth zuckte die Achseln. Früher einmal hätte er Mitleid verspürt, aber das war nicht mehr der Fall.

»Ich werde dafür sorgen, dass er morgen nüchtern ist«, sagte Silwyth und ging.

Gareth hielt die ganze Nacht über Wache. Die Zauberer rezitierten weiter, bis einige so heiser waren, dass sie nur noch flüstern konnten, während andere ihre Stimmen völlig verloren und die Worte nur noch lautlos formten. Sie gingen und gingen, Runde um Runde. Müdigkeit packte sie, sie stolperten, stützten einander, hielten sich aneinander fest. Einmal jedoch fiel einer von ihnen zu Boden und stand nicht mehr auf. Schreckliche Geschwüre bedeckten ihn. Er blutete am ganzen Körper. Die anderen Zauberer gingen weiter und stiegen dabei über ihren gestürzten Genossen hinweg.

Gareth rannte zu dem Magus – einem Mann, der nicht viel älter war als er selbst. Er fühlte den schwachen Pulsschlag des Mannes, zerrte den Zauberer zur Seite, weg von dem Kreis, und rief nach einer Heilerin, die sie in Dunkarga rekrutiert

hatten. Die Heilerin sah den jungen Mann an, dann die Zauberer, und erklärte kühl, dass sie bezweifelte, viel für ihn tun zu können, es aber zu versuchen. Gareth war nicht überrascht, als man ihm später erzählte, dass der junge Mann gestorben war.

Stunde um Stunde verging. Gareth sah kein Anzeichen dafür, dass der Bann funktionierte, und er bekam Angst. Dagnarus würde außer sich vor Wut sein. Er hatte alles auf den Erfolg dieses Planes gesetzt. Gareth war einer Panik nahe, als er endlich das entdeckte, worauf er gewartet hatte.

Er ermahnte sich, nicht zu viel zu erwarten, und zügelte seine plötzliche Freude. Er sagte sich, seine Augen seien müde und spielten ihm einen Streich. Er wandte den Blick ab, schaute wieder hin. Das Ergebnis war dasselbe. Die Zauberer, die im Kreis gingen, konnten nun ebenfalls erkennen, dass ihre Magie Wirkung zeigte. Ihre Stimmen wurden fester. Sie richteten die von Müdigkeit gebeugten Rücken wieder auf. Das Tempo ihrer Schritte wurde schneller. Runde um Runde gingen sie im Kreis, und in diesem Kreis begann sich die Dunkelheit der Leere zu bilden – finsterer als der finsterste Teil der finstersten Nacht.

Zuvor war Gareth imstande gewesen, den gesamten Kreis der Zauberer im sanften Licht des Mondes und der Sterne zu erkennen. Nun sah er nur noch jene, die sich auf seiner Seite des Kreises befanden. Die anderen verschwanden hinter der Finsternis, wenn sie weitergingen, und tauchten auf der anderen Seite wieder auf. Es war, als hätte sich in der Mitte des Kreises eine dicke Jettsäule gebildet.

Der Zauber wirkte.

Es war nur noch eine Stunde bis zur Morgendämmerung. Der Himmel im Osten wurde heller, obwohl unter den Bäumen noch alles dunkel war. Der Fluss strömte rasch und schwarz dahin. Gareth hatte keine Zweifel mehr. Er konnte es deutlich

erkennen. Die Zauberer umkreisten einen Teil der Leere; ein finsteres Loch war in die Morgendämmerung geschnitten.

Schwere Schritte brachen die Stille. Gareth schaute über die Schulter und entdeckte Dagnarus, das Haar zerzaust, nur in Hemd und Kniehose, Strümpfen und Stiefeln, der durch den Wald stapfte. Er war sehr schlechter Laune, seine Miene grimmig. Valura ging hinter ihm her, und ihre Schritte waren auf dem Laub nicht zu hören.

Gareth war viel zu begeistert von dem, was er erreicht hatte, um sich von der schlechten Laune des Prinzen aus der Ruhe bringen zu lassen. Dagnarus würde schon bald besseren Mutes sein. Wenn er das Wunder sah, das sich hier vollzog, würde ihn das ganz erheblich aufheitern.

»Guten Morgen, Euer Hoheit«, sagte Gareth. »Habt Ihr gut geschlafen?«

»Nein, das habe ich nicht, verflucht sollst du sein!«, gab Dagnarus zurück. »Und heute früh gab es nicht einmal mehr Wein. Silwyth, dieser Narr, hat zugelassen, dass sich ein Bär mit dem Schlauch davonmacht. Ich werde ihn hängen lassen. Was ist hier los – ist das ein Spiel?«

Er starrte die kreisenden Zauberer an.

»Nein, Euer Hoheit«, sagte Gareth. »Das ist der Bann, von dem ich Euch erzählt habe. Er funktioniert. Eure Zauberer haben die Leere heraufbeschworen und sie hergebracht, damit Ihr über sie befehlen könnt.«

»Bei den Göttern!« Dagnarus starrte ehrfürchtig zu dem Kreis hin und hatte seinen Durst und den Schmerz, den dieser Durst ihm verursachte, auf der Stelle vergessen. »Du hast es geschafft!«

»Sagt lieber, *sie* haben es geschafft, Euer Hoheit«, erklärte Gareth mit stillem Stolz auf seine Leute. »Ich hatte, wie Ihr befohlen habt, keinen Anteil daran.«

»Und was passiert jetzt?«, wollte Dagnarus wissen.

»Jetzt seid Ihr dran, Euer Hoheit. Jetzt brauchen wir Eure Magie, die Macht, die die Leere Euch gewährt hat.«

»Die sollt ihr gerne haben!« Dagnarus' Augen blitzten, und diesmal kam das nicht vom Wein. »Sag mir, was ich tun soll. Wird es gefährlich sein?«, fragte er lässig, mehr um der Information willen als aus Angst.

»Nicht für Euch, Euer Hoheit«, sagte Gareth leise. »Beschwört die Macht herauf. Werdet zum Herrn der Leere.«

Dagnarus legte die Hand an den Anhänger, den er auf seiner Brust trug. Die schwarze Rüstung überzog seine Haut. Wie Öltropfen floss die Rüstung schimmernd über seinen Körper. Der schwarze Wolfshelm bedeckte seinen Kopf, Handschuhe schützten seine Hände.

Die Rezitation der Zauberer hatte an Lautstärke und Intensität zugenommen. Noch eine Magierin taumelte aus dem Kreis; niemand achtete auf sie. Sie traten ihren schlaffen, blutigen Leichnam beiseite, damit er nicht im Weg war.

»Euer Hoheit, die Leere erwartet Eure Befehle!«, rief Gareth über die Stimmen hinweg.

Dagnarus ging auf den Kreis der Zauberer zu. Als er näher kam, stieß ihre Anführerin einen lauten Schrei aus und brachte alle mit einem Händeklatschen dazu, stehen zu bleiben. Sie standen still, bleich vor Müdigkeit und zitternd vor Konzentration, den Bann aufrechtzuerhalten.

Dagnarus reichte über sie hinweg und steckte die Hand ins Dunkel. Er schauderte und schrie auf, weil er einen Schmerz verspürte, als hätte er die Hand in eisiges Wasser getaucht – nur dass diese Finsternis kälter war als Eis, kälter selbst als jene letzte Kälte, die die Lebenden erfasst und nicht mehr vertrieben werden kann. Valura gab einen Laut von sich, ein Keuchen, ein besorgtes Zischen, und machte einen Schritt auf ihn zu, als wollte sie ihn retten.

Ohne nachzudenken, nur besorgt darum, dass sie den Bann brechen könnte, streckte Gareth die Hand aus und packte den Vrykyl an der schwarzen Rüstung. So etwas wie ein Blitzschlag lähmte seinen Arm bis zur Schulter. Valura drehte sich zu ihm um, und Zorn verzerrte ihre Züge, wenn auch in ihren kalten, toten Augen keinerlei Ausdruck stand.

»Mischt Euch nicht ein!«, sagte Gareth leise und hielt sie weiter fest, obwohl sein Arm schrecklich brannte. »Wenn Ihr ihm dies verderbt, wird er sich von Euch lossagen und Euch verstoßen. Er sucht ohnehin nur noch nach einer Ausrede. Er verabscheut das, was Ihr geworden seid, wie Ihr sehr genau wisst.«

Gareth konnte den Schmerz nicht mehr ertragen. Er ließ los und begann, sich den Arm zu reiben. Valura sah wieder zu Dagnarus hin, aber sie versuchte nicht mehr, ihn aufzuhalten. Sie senkte den Kopf. Wäre es ihr möglich gewesen, dann hätte Gareth geschworen, dass sie weinte. Sie war aus Liebe zu Dagnarus gestorben, war gestorben, um ihn zu schützen. Sie hatte sich zum Leben der Verdammten verurteilt, um weiter bei ihrem Geliebten sein zu können, und tatsächlich hatte sie häufig bemerkt, wie angewidert er sie ansah, wenn sie nach dem Töten mit Blut an Lippen und Händen zu ihm zurückkehrte.

Sie konnte ihn nicht aufgeben. Sie konnte ihn nicht verlassen, ebenso wie er sie nicht aufgeben konnte. Der Dolch der Vrykyl band sie aneinander, ließ jeden die Gedanken des anderen lesen, und Dagnarus hatte vielleicht noch eine schwache und verzweifelte Hoffnung, dass er eines Tages in diese toten Augen sehen würde, in denen nichts als Dunkelheit stand, und sich wieder selbst erblicken könnte.

Gareth zerriss es vor Mitleid mit Valura beinahe das Herz, selbst während er vor ihr zurückwich. Er konnte sich nicht die Zeit nehmen, sie zu trösten, falls Trost überhaupt möglich

gewesen wäre. Sie mussten den Zauber nun vollenden, oder es würde keinen Zauber geben. Der Arm und die Hand des Prinzen waren nicht mehr zu sehen, waren von der Finsternis verschlungen worden. Die Leere gehörte ihm.

»Erteilt ihr Eure Befehle, Euer Hoheit!«, drängte Gareth. »Benutzt die Magie zu dem, was Ihr wollt. Schnell!«

Dagnarus hob den Arm, und die Säule aus Finsternis hob sich mit ihm.

»Der Fluss!«, rief er mit Schrecken erregender Stimme, die alle schlafenden Soldaten augenblicklich auf die Beine brachte. Alle griffen nach den Waffen, weil sie glaubten, der Feind hätte sich angeschlichen.

»Ich befehle dir, den Fluss zu verschlingen!«

Die Finsternis verschwand. Die Zauberer starrten einander an, bis ihre Kraft vollkommen nachließ und sie keuchend und hechelnd zu Boden sanken oder einfach umfielen. Einige blieben sehr still liegen. Dagnarus stand am Ufer und sah zu; Gareth war an seiner Seite. Valura hielt sich im Schatten hinter ihnen und mied das erste Morgenlicht, das die Wellen des rasch dahineilenden Flusses vergoldete.

Nichts geschah, und abermals bewirkten Angst und Zweifel, dass Gareths Magen sich zusammenzog, obwohl er mit kalter Logik sehr wohl wusste, dass der Zauber hervorragend gewirkt hatte und sie nur warten mussten. Dennoch, die Erleichterung, die er verspürte, als er sah, wie sich die Wellen veränderten, wie sie sich um einen Punkt in der Mitte des rasch fließenden Wassers zu drehen begannen, war unbeschreiblich. Er lehnte sich gegen einen Baumstamm und betrachtete stolz sein Werk.

Wie Dagnarus befohlen hatte, verschlang die Leere den Hammerklauenfluss, als hätte jemand den Stöpsel aus einem Spundloch unten an einem Weinfass gezogen. Der Fluss begann abwärts zu wirbeln, stürzte schneller und schneller in ein klaffendes Maul aus Schwärze, das breiter und breiter

wurde, bis es sich von einem Ufer zum anderen erstreckte. Das Flusswasser schoss in diesen Strudel hinein, floss über den Rand des gewaltigen Lochs, und all dies geschah in grausiger Stille. Alle Geräusche der Wasserkaskade wurden von der Schwärze verschluckt. Die Sonne ging auf, aber ihr Licht konnte diese Finsternis nicht durchdringen. Keine Regenbögen tanzten über diesem schauerlichen Wasserfall.

Außerhalb der Leere war nun der Boden des Flussbetts zu sehen; feuchte Kieselsteine glitzerten im Morgenlicht. Fische zuckten zwischen den Steinen und erstickten langsam. Das Flussbett würde glitschig und schlecht zu begehen sein. Hier und da gab es noch Wasserpfützen und große Flecke feuchten, klebrigen Schlamms. Aber die Armee hatte keinen weiten Weg vor sich. Im Sonnenlicht konnte Gareth die Mauern des Schlosses direkt vor sich sehen, Mauern, auf denen keine Wachen standen, denn sie vertrauten darauf, dass der Fluss sie schützte. Mauern, die leicht von Dagnarus' Armee überwunden werden konnten, die durch die Aquädukte eindringen würde, die frisches Wasser vom Fluss zum Schloss brachten.

Vinnengael, am Leben gehalten von seinen Wasserfällen, würde durch das Wasser sterben.

»Ihr müsst Euch beeilen, Euer Hoheit«, rief Gareth. »Der Bann wird nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang halten! Dann wird das Wasser zurückkehren!«

»Mehr Zeit brauchen wir nicht«, sagte Dagnarus. »Shakur hat im Morgengrauen mit seinem Angriff auf die Nordmauer begonnen. Während die Armee meines Bruders dort damit beschäftigt ist, den Angriff zurückzuschlagen, werden wir uns von hinten anschleichen und sie packen.«

Er stieß einen gewaltigen Schrei aus. Trompeten erklangen, Trommeln wurden geschlagen. Die Soldaten stellten sich in Marschordnung auf und marschierten unter lautem Jubel ins Flussbett und nach Vinnengael.

Die Schlacht von Vinnengael

In der kleinen Zelle, die das Portal der Götter beherbergte, focht Helmos seinen eigenen einsamen Kampf aus, kämpfte um die Aufmerksamkeit der Götter, rang darum, ihnen begreiflich zu machen, dass er Hilfe brauchte, um seine Stadt und ihre Menschen zu retten. Kein Soldat auf der Mauer, der angestrengt mit Schwert und Messer kämpfte, um die Feinde zurückzuschlagen, die immer und immer wieder versuchten, die Zinnen zu erstürmen, hatte es schwerer als der König. Helmos' Feinde droschen nicht mit kaltem Stahl auf ihn ein oder schlugen mit Kampfäxten nach ihm. Er wünschte sich, das wäre der Fall. Seine Feinde waren heimtückischer, griffen ihn von innen her an, zerstörten Hoffnung und Selbstvertrauen und waren daher viel Furcht erregender.

Die Götter hatten sich von ihm abgewandt, ignorierten ihn, weigerten sich, ihm zu antworten. Er gab sich selbst die Schuld. Sein Glaube war nicht so makellos, wie es der seines Vaters gewesen. Helmos war von seinem ganzen Wesen her ein Mann, der die Dinge mehr in Zweifel zog. Er hatte das, was die Götter taten, mehr als einmal hinterfragt, in Situationen, in denen sein Vater das Geschehene einfach hinnahm. Selbst jetzt spürte Helmos Widerspenstigkeit in seinem Herzen, wo doch nichts als Demut und Ergebenheit hätte herrschen sollen.

Es ist nicht falsch, Fragen zu stellen, dachte er. Die Wege der Götter sind den Menschen nicht immer verständlich. Wer sind wir, etwas verstehen zu wollen, wenn wir nicht ganz offen nach dem Warum fragen?

Warum habt ihr meine Mutter sterben lassen, als sie noch so jung war? Warum habt ihr sie uns genommen, als wir sie am

meisten brauchten? Warum habt ihr Paladine geschaffen und damit ihr Gegenteil in die Welt entsandt? Warum zwingt ihr die anderen Völker nicht dazu, ihre vor den Göttern geleisteten Eide einzuhalten? Warum führt ihr ein störrisches Kind in Versuchung, dem Bösen zu verfallen? Warum gestattet ihr, dass dieses Kind zum Mann heranwächst, warum gewährt ihr ihm die Macht, ein Werkzeug des Bösen zu werden? Warum bringt ihr so viele ungewollte Kinder in die Welt, verweigert aber mir und meiner Frau, ein Kind zu haben? Warum verhärtet ihr die Herzen unserer Verbündeten, sodass sie uns nicht zu Hilfe kommen? Warum bringt ihr Tod und Elend zu einer Stadt der Schönheit und des Lichts? Warum kommt es mir so vor, als hättet ihr uns in unserer größten Not allein gelassen?

Sein Herz wiederholte die Fragen, während seine Lippen um Hilfe flehten. Er betete, so ehrlich er konnte, aber seine Gebete waren nur ein Flüstern, offensichtlich nie laut genug, denn er glaubte nicht, dass jemand ihnen lauschte. Die Fragen seines Herzens hingegen, die er sich qualvoll entrang, Fragen, die feucht waren von seinem Herzblut, klirrten und dröhnten wie riesige Eisenglocken durch den ganzen Himmel.

Er betete zu den Göttern, nicht kniend, sondern aufrecht stehend, er rief, er flehte, dass sie ihn anhören sollten. Er betete, bis er heiser, bis seine Kehle ausgetrocknet war, aber er hatte geschworen, er würde dieselben Mängel erdulden wie seine Männer. Kein Wasser, kein Essen, bis die Schlacht zu Ende und die Stadt gerettet war.

Endlich, überwältigt von einer Erschöpfung, die eher aus dem Herzen und dem Geist kam als aus dem Körper, setzte sich Helmos aufs Bett, dasselbe Bett, auf dem sein Vater oft geruht hatte.

Er schlief ein, obwohl er es nicht vorgehabt hatte.

Er war wieder ein kleiner Junge, noch kaum in der Lage zu laufen, und er klammerte sich an das Gewand einer erwachsenen Person vor ihm. Er konnte von so tief unten nicht erkennen, wer das Gewand trug, aber er wusste, dass es sich um einen Erwachsenen von gewaltiger Größe handelte. Er stapfte hinterdrein, so schnell er konnte, klammerte sich an das Gewand, um nicht zu fallen, und er konnte seine eigene Kinderstimme hören: »Warum? Warum? Warum? Ich will, ich will, ich will. Warum? Warum? Warum? Ich will, ich will. Ich will. Warum? Warum? Warum?«

Eine sanfte Stimme erklang weit über ihm. »Du wirst es sehen, wenn du die Augen schließt. Du wirst die Antwort erhalten, wenn du taub bist. Du wirst es verstehen, wenn du über jegliches Verstehen hinaus bist. Schöpfe Hoffnung: Die Vier können niemals Eins sein, aber mit der Zeit kann das Eine zu Vieren werden.«

Sie hielten ihm ein helles, glitzerndes Schmuckstück hin. Er ließ den Gewandsaum los, um danach zu greifen…

Helmos umklammerte den Stein der Könige.

»Ich bin allein. Ihr habt in Rätseln gesprochen. Ihr kümmert euch nicht um uns. Ihr habt euch wahrscheinlich nie gekümmert. Hätte ich Kinder gehabt, dann hätte ich sie in die Arme genommen und ihre Fragen beantwortet, jede einzelne. Ich hätte mich über sie gefreut und sie geliebt, und wenn ich Vater von Tausenden gewesen wäre.«

»Du wirst geliebt«, erwiderte die sanfte Stimme, »und unsere Kinder sind so zahllos wie die Sterne.«

Tränen drangen ihm aus den fest zugekniffenen Augen, bittere Tränen, die ihm im Hals brannten, deren bittere Galle ihm beinahe die Kehle zuschnürte. Nach einiger Zeit bemerkte er, dass es an der Tür klopfte, und das schon seit einiger Zeit, denn er hatte es offenbar während seines gesamten Traumes gehört.

Plötzlich erwachte er erschrocken.

Die Not draußen musste groß sein, dass ihn jemand hier, im Portal der Götter, störte. Er kam ungelenk auf die Beine und ging zu der kleinen Tür, entriegelte sie, öffnete sie.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus stand draußen, der Einzige, der es gewagt hatte, den König bei seinen Gebeten zu unterbrechen. Ein Blick auf das bleiche, abgehärmte Gesicht des Mannes, und Helmos wusste, dass seine Gebete nicht erhört worden waren.

»Verzeiht mir, Euer Majestät – «

»Ja, was ist, Hoher Magus?«, fragte Helmos und ließ sich nicht anmerken, wie verzweifelt er war.

»Der Fluss… der Fluss ist verschwunden!« Das weiße Haar des Mannes schien sich vor Entsetzen zu sträuben.

»Verschwunden?« Helmos starrte ihn an. »Redet doch keinen Unsinn! Was meint Ihr mit ›verschwunden‹?«

»Genau das!« Reinholt leckte sich die trockenen Lippen. »Irgendein schrecklicher Zauber, zweifellos Magie der Leere, hat den Fluss trocken gesaugt. Das Wasser ist weg! Es fließt nicht mehr in die Stadt. Überall brechen Feuer aus. Diese Belagerungstürme, über die wir gelacht haben…« Er rang die Hände. »Nun lacht niemand mehr. Die Pumpen spucken eine dämonische Substanz aus – schwarzes Feuer. Es klatscht wie Gelee auf uns nieder und geht in Flammen auf, wenn es aufprallt! Menschen werden zu lebenden Fackeln, in der ganzen Stadt brennen Häuser, und nun haben wir kein Wasser mehr, um die Brände zu löschen.«

Helmos verstand das einfach nicht. Sein Geist geriet ins Taumeln, klammerte sich an die Worte des Hohen Magus, fragte nur noch: »Warum? Warum? Warum?«

»Und es gibt noch schlimmere Nachrichten, Euer Majestät! Anstelle des Hammerklauenflusses fließt Finsternis. Eine riesige Armee marschiert durch das leere Flussbett, eine

Armee, die von Eurem Bruder Prinz Dagnarus angeführt wird. Nichts kann sie mehr davon abhalten, in die Stadt einzudringen.«

Reinholt holte tief Luft und versuchte, sich zu beruhigen. »Euer Majestät, Ihr müsst den Stein der Könige nehmen und aus der Stadt fliehen, solange noch Zeit ist. Ganz gleich, ob Vinnengael fällt – es wird niemals wirklich fallen, solange der Stein der Könige entkommt.«

»Ich werde nicht gehen.«

»Euer Majestät…«

»Der Stein der Könige ist unsere einzige Chance. Wenn nicht für uns, so für diejenigen, die nach uns kommen. Er muss hier im Portal der Götter bleiben.« Helmos schloss die Hand so fest um den Stein, dass ihm die scharfen Kanten in die Haut drangen. Er spürte das Brennen, spürte sein warmes, klebriges Blut, und konzentrierte sich darauf, nicht die Hand zu öffnen, damit der Hohe Magus es nicht sah. Dann musste Helmos an seine Frau denken, an Anna, die im Palast gefangen saß, an Dagnarus' Truppen, die ins Schloss eindrangen…

»Die Königin!«, sagte er, und sein Herz verriet ihn. »Ich muss zu ihr.«

»Beruhigt Euch, Euer Majestät«, erwiderte der Hohe Magus. »Ich habe schon Kriegsmagier ausgeschickt, um sie zu schützen. Ich denke, sie ist weit von Euch entfernt sicherer als in Eurer Nähe. Dagnarus wird nach Euch suchen, Helmos. Noch einmal beschwöre ich Euch, den Stein der Könige zu nehmen und zu fliehen. Nicht um Euret-, sondern um unser aller willen.«

»Und dann wird man mich einen Feigling nennen.« Helmos war zornig. »Der König, der beim ersten Anzeichen von Ärger aus seinem Reich floh! Mein Volk würde alle Hochachtung vor mir verlieren. Unsere Verbündeten würden sich an unserer Schwäche freuen und versuchen, so viel wie möglich von

unserem Land an sich zu reißen, sobald mein Bruder mit uns fertig ist. Wenn ich jemals zurückkehren und meinen Thron wieder beanspruchen würde, wie könnte ich dann auch nur von einem Bettler auf der Straße erwarten, dass er mir Respekt erweist? Nein, Hoher Magus«, schloss er. »Es ist unmöglich.«

Der Hohe Magus seufzte tief. »Ich verstehe, Euer Majestät. Ihr habt Recht. Es ist ein schreckliches Dilemma, und dazu eines, das nur Ihr selbst lösen könnt. Wir werden Euch selbstverständlich in Eurer Entscheidung unterstützen.«

»Ich werde tun, was mein Vater von mir erwartet hätte«, sagte Helmos schlicht. »Ich werde hier im Portal der Götter bleiben, wo er den Stein der Könige erhalten hat. Ich werde hier bleiben und auf die Götter vertrauen.«

»Mögen sie Eure Gebete erhören, Euer Majestät«, sagte der Hohe Magus, ging rückwärts zur Tür hinaus und schloss sie dann leise hinter sich.

Helmos setzte sich aufs Bett. Er wischte sich das Blut an seinen Händen an dem Kissen ab, das noch feucht von seinen Tränen war.

Der erste Satz, den Dagnarus sprach, nachdem er den Palast betreten hatte, der erste Befehl, den er gab, lautete: »Sucht meinen Bruder Helmos und bringt ihn mitsamt dem Stein der Könige zu mir.«

»Ich werde gehen, Euer Hoheit«, bot Gareth an. Dies war ein Befehl, dem er nur zu gern Folge leistete. Er hoffte, derjenige zu sein, der Helmos fand und ihm helfen konnte zu fliehen, der ihm half, sich zu verstecken – er wollte den König unbedingt vor Dagnarus' Zorn retten.

Dagnarus warf Gareth einen misstrauischen Blick zu. Der Prinz wusste, dass Gareth Helmos sehr achtete. Aber Dagnarus wusste auch, dass Gareth außer Silwyth der Einzige in seinem

Heer war, der sich im Irrgarten der Palastflure auskannte. Der Prinz konnte nicht selbst suchen, noch nicht. Die tausend Verantwortlichkeiten eines Heerführers erforderten seine Aufmerksamkeit, er musste die Streitkräfte aufteilen und einige davon ausschicken, um den Palast zu sichern. Schon erklangen Kampfgeräusche aus den unteren Fluren, wo die Wache versuchte, den Feind aufzuhalten. Er würde zuerst dafür sorgen müssen, dass der Palast wirklich ihm gehörte, bevor er sich um seine persönlichen Angelegenheiten kümmerte.

»Geh mit Fleck«, befahl Dagnarus Silwyth, und dann wurde der Prinz von seinen Kommandanten weggerufen.

Gareth eilte durch die ihm so vertrauten Flure, die der größte Teil von Dagnarus' Armee nicht kannte. Er ging direkt zu den königlichen Gemächern. Er nahm nicht an, Helmos dort zu finden, hoffte aber, auf Königin Anna zu treffen, hoffte, ihr klar machen zu können, dass er nur das Beste für ihren Mann im Sinn hatte. Er hoffte, dass sie ihm verraten würde, wo er Helmos finden könnte.

Gareth war im Palast aufgewachsen, er kannte sich hier besser aus als in dem viel kleineren Haus seiner eigenen Familie. Aber er entdeckte zu seinem Unbehagen, dass die Flure seltsam und fremd wirkten. Er fragte sich nach dem Grund, und plötzlich begriff er, dass es daran lag, dass er das Schloss von der Rückseite her betreten hatte. Er sah alles aus dem falschen Winkel. Dazu kam noch der durch die Fenster eindringende Rauch, den der heftige Seewind hereinblies. Der Rauch flog in Fetzen an ihnen vorüber, verdunkelte manchmal Gareths Blickfeld, brachte ihn zum Husten und verschwand dann stellenweise wieder völlig.

Gareth rannte durch die Flure und hatte nur eine vage Vorstellung davon, wohin er ging. Er nahm an, dass es der richtige Weg war, war aber nicht ganz sicher. Er hätte Silwyth

fragen können, der ihn begleitete, aber er war ganz darauf konzentriert, darüber nachzudenken, was er mit Silwyth anfangen sollte. Unter diesen Umständen wollte er sich auf keinen Fall schwach zeigen, indem er den Elf etwas fragte.

Endlich bog Gareth um eine Ecke und stand vor der Tür zum Spielzimmer. Erinnerungen kamen auf – Erinnerungen an ein Kind, das sich im Palast verlaufen hatte, Erinnerungen an das freundliche, liebevolle Lächeln eines Prinzen. Nun wusste Gareth, wo er war. Er blieb stehen und wandte sich dem Elf zu.

»Lasst mich allein, Silwyth. Lasst mich das hier allein tun. Wenn Ihr…« Gareth hielt inne und wappnete sich. »Wenn Ihr nicht geht, werde ich meine Magie gegen Euch einsetzen. Ihr mögt schnell mit einem Messer sein« – er erinnerte sich an den Tag, an dem er zugesehen hatte, wie Silwyth Lord Mabreton mit einem Dolchstoß in den Rücken ermordet hatte –, »aber die Magie der Leere ist schneller.«

»Was habt Ihr vor, Meister Gareth?«, fragte Silwyth kühl. »Wollt Ihr Helmos zur Flucht drängen? Ihn an einen sicheren Ort bringen? Ihn vor seinem Bruder verstecken?«

Gareth starrte ihn an und tat so, als hätte er ihn nicht verstanden. »Ich weiß nicht…«

»Helmos wird nicht mit Euch kommen. Er ist kein Feigling, und er ist auch kein Narr. Obwohl er vermutlich sterben wird, werden das, was er ist, und das, wofür er kämpft, weiterleben. Er weiß das. Er weiß, dass zukünftige Generationen einen Helden brauchen. Eure Anstrengungen um seinetwillen werden vergeblich sein, und wenn Dagnarus entdecken sollte, dass Ihr ihn verraten wolltet…«

»Geht, Silwyth«, sagte Gareth störrisch, »oder ich muss Euch töten.«

»Ich werde gehen«, erklärte Silwyth, und auf seinen Lippen stand ein seltenes Lächeln, eines der wenigen Anzeichen von Gefühlen, die Gareth je bei dem Elfen bemerkt hatte. »Ich

werde gehen. Aber nicht, weil Ihr mich bedroht. Ich verlasse Vinnengael. Ich verlasse Seine Hoheit. Meine Zeit hier ist zu Ende. Meine Zeit bei *Dagnarus* ist zu Ende.« Er spuckte den Namen geradezu aus.

Gareth starrte ihn verblüfft und misstrauisch an. Er hustete in den Rauch, räusperte sich dann aber schnell, damit ihm nichts von diesen verblüffenden Enthüllungen entging.

»Ihr glaubtet – all ihr Menschen habt die ganze Zeit über geglaubt –, dass ich Seiner Hoheit aus Treue oder Liebe oder irgendwelchen anderen fehlgeleiteten Gefühlen gedient habe. So war es nicht. Ich habe Dagnarus im Grunde nie gedient. Ich habe einen anderen Herrn.«

»Der Schild«, sagte Gareth. »Das wussten wir. Auf seinen Befehl hin habt Ihr Lord Mabreton getötet. Wir wussten, dass Ihr nur ein Spion wart.«

»Spion«, wiederholte Silwyth ruhig. »Ja, all diese Jahre war ich ein Spion im Palast, ich habe alles ausspioniert, was ihr Menschen getan und gesagt habt. Ich habe alles meinem Herrn berichtet, wie es meine Pflicht war. Ich wurde gut dafür belohnt. Aber das hat nun ein Ende.«

Gareth war skeptisch. »Warum? Es besteht wenig Zweifel daran, dass Dagnarus' Armee siegen wird. Er wird König von Vinnengael werden. Er hält große Stücke auf Euch. Er vertraut Euch. Ihr wäret an idealer Stelle…«

»Damit sagt Ihr mir nichts Neues«, unterbrach Silwyth ihn.

»Ihr sagt mir nichts, was mein Herr nicht bereits weiß und vorausgesehen hat. Aber in dieser Sache kann ich dem Schild nicht gehorchen. Ich werde es nicht tun. Ich habe dem Schild gegenüber eine Pflicht zu erfüllen, das ist wahr, aber ich habe eine höhere Pflicht gegenüber der Ehre unseres Volkes. Der Augenblick, in dem seine Hoheit das Blut von Lady Valura auf den Lippen hatte, der Augenblick, in dem er sich entschloss, sie zu einem verfluchten, elenden Geschöpf zu machen, einem

Ungeheuer, das Schande und Unehre über ihr Volk bringt, das war der Augenblick, in dem ich geschworen habe, meinem Herrn nicht mehr zu gehorchen und meinen Posten zu verlassen.

Ich hätte ihren Tod an Dagnarus gerächt«, fügte Silwyth hinzu, und er verzog den Mund zu einem verbitterten Lächeln, »aber das ist unmöglich. Er ist im Augenblick unbesiegbar. Ich werde mich auf andere Weise rächen. Es gibt mehr Möglichkeiten, dies zu tun, als durch Mord. Ich werde seine Glaubwürdigkeit bei den Elfen untergraben. Sobald ich dem Göttlichen von Lady Valura erzählt habe, wird sich das gesamte Elfenvolk gegen ihn stellen. Dagnarus wird diesen Krieg gewinnen, aber dann steht er einem anderen Gegner gegenüber. Und diesen Gegner kann er vielleicht nicht so leicht besiegen.«

»Aber was wird aus Euch?«, fragte Gareth. »Ich weiß ein wenig von elfischen Bräuchen. Wenn Ihr dem Schild den Gehorsam verweigert, habt Ihr Euer Leben verwirkt – «

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Wenn der Göttliche entdeckt, dass der Schild sich gegen ihn verschworen und insgeheim den Paladin der Leere unterstützt hat, wird der Schild vielleicht alle Hände voll damit zu tun haben, nicht selbst von der Klippe zu stürzen, und dann wird er vielleicht keine Zeit mehr dazu haben, mich mit sich zu ziehen. Man wird mich als Verräter betrachten. Ich werde meine Ehre verlieren, aber ich werde Rache nehmen.«

»Warum sagt Ihr mir das?«, wollte Gareth wissen. »Ihr wisst, dass ich es ihm erzählen werde.«

Silwyth betrachtete Gareth angewidert. »Ich will, dass Ihr es ihm sagt. Sagt ihm, dass ich meine Rache haben werde. Es mag schon morgen sein. Es mag hundert Jahre dauern. Ich habe Geduld. Ich kann warten. Das Warten wird mir leichter fallen, da ich weiß, dass er von nun an jeden Tag in Angst

verbringen wird. Er hat viele Leben, das stimmt, aber ich werde sie ihm alle nehmen. Ist der Wein vergiftet? Was ist das für ein seltsamer Geschmack im Essen? Ist dieses Blitzen im Mondlicht ein Dolch? Schleicht sich da vielleicht jemand von hinten heran? Die Antwort auf all diese Fragen lautet *ja*. Die Antwort lautet Silwyth. Sagt ihm das!«

Der Elf drehte sich auf dem Absatz um und verschwand im raucherfüllten Zwielicht.

Gareth stand einen Augenblick lang wie angewurzelt im Flur, verwirrt und verängstigt, hin- und hergerissen, und er verfluchte den Elfen. Sollte er nun weiter nach Helmos suchen? Oder sollte er zu Dagnarus zurückkehren und ihn vor Silwyth warnen? Der Elf hatte behauptet, er werde Vinnengael verlassen, aber Gareth erkannte, dass er sich ebenso wenig auf Silwyths Worte verlassen konnte wie auf die Hoffnung, dass eine Schlange nicht zustieß.

Am Ende kam Gareth zu der Ansicht, dass Dagnarus auf sich selbst aufpassen konnte. Ein Paladin der Leere, geschützt von der magischen Rüstung, der so viele Leben zu verbrauchen hatte, würde sicher nicht so schnell die Beute eines Elfen mit einem Messer werden. Zumindest noch nicht an diesem Tag. Gareth suchte weiter und eilte zum Turmzimmer des Königs, denn er hoffte, dass Helmos von dort aus die Schlacht beobachten würde.

Falls er tief im Inneren Silwyth Erfolg wünschte, falls er wünschte, dass der Elf tatsächlich tat, was Gareth mit seiner toten Seele nicht selbst tun konnte, dann akzeptierte er diesen schrecklichen Wunsch einfach und ging weiter.

Vinnengael war so gut wie besiegt. Die Verteidiger hielten zwar weiterhin die Nordmauer, aber das schwarze Feuer und die ununterbrochenen Angriffe durch Dagnarus' Truppen – Söldner, die nach der Beute gierten, die man ihnen versprochen hatte – hatten die Zahl der Verteidiger stark

verringert und untergruben die Moral der Überlebenden. Und hinter ihnen stand die Stadt in Flammen.

Hauptmann Argot war gezwungen gewesen, seine Reservetruppe einzusetzen, um das Feuer zu bekämpfen, das außer Kontrolle geriet und Läden und Häuser verschlang. Die Bürger waren in Panik, versuchten vergeblich, ihre Häuser zu retten, drängten sich in den Straßen und hielten die Versuche, die Feuer zu löschen, damit noch mehr auf. Und dann trocknete der Fluss aus.

Sobald er davon hörte, durchschaute Argot Dagnarus' Strategie und sah alles klar vor sich. Obwohl es beinahe die sichere Niederlage bedeutete, war der Hauptmann Soldat genug, um diese Strategie zu würdigen.

»Was für ein General!«, sagte er widerstrebend zu sich selbst. »Was für ein hervorragender…«

Das war sein letztes Wort, sein letzter Gedanke. Ein Pfeil traf ihn ins Auge. Er war tot, noch bevor er von der Mauer stürzte.

Es hieß, der Paladin der Leere habe seine mächtige Magie eingesetzt, um den Fluss – Vinnengaels Lebensader – auszutrocknen, und das war ein schwerer Schlag für die Verteidiger der Stadt. Der zweite Schlag kam, als sie hörten, dass die Truppen des Prinzen von der Rückseite her in den Palast eingedrungen waren und sich anschickten, die Verteidiger auf der Nordmauer zwischen den Amboss von Shakur vor der Stadt und den Hammer von Dagnarus hinter der Mauer zu bringen.

Die Soldaten blieben auf ihren Posten, entschlossen zu sterben, wo sie standen, denn sie zogen das dem Tod in den Flammen, die durch die Stadt tobten, vor, und sie wollten auch nicht von den panischen Städtern zu Tode getrampelt werden.

Hoch droben in einem Turm des Schlosses hielt Anna weiterhin ihre einsame Wache über die arme, verrückte Emillia. Die Königinmutter war in einem jämmerlichen Zustand, zitterte und schluchzte oder, was schlimmer war, stieß ein gruseliges Lachen aus. Anna tat ihr Bestes, die Ängste der Verrückten zu beschwichtigen, sowohl die echten als auch die eingebildeten, die durch den Qualm, die spürbare Nervosität aller, die sie umgaben, und die seltsamen Geräusche – stampfende Füße, laute Befehle, Klirren von Stahl auf Stahl – hervorgerufen wurden.

Die Kampfgeräusche dauerten nicht sehr lange. Unheil verkündende Stille breitete sich aus, ebenso erstickend wie der Rauch.

»Was… was hat das zu bedeuten, Euer Majestät?«, fragte die Heilerin, die sich entschieden hatte, bei Emillia zu bleiben. »Haben wir gesiegt?«

Anna wandte sich von dem offenen Fenster ab, von dem aus sie zugesehen hatte, wie überall in Vinnengael Feuer aufflackerten, eines nach dem anderen.

»Ja, da bin ich sicher«, log sie. »Bald wird alles vorüber sein, und wir haben wieder Frieden.« Das zumindest entsprach der Wahrheit.

Schreie waren zu hören, selbst aus dieser Entfernung. Ein Kind schrie, war vielleicht in einem brennenden Gebäude eingesperrt, unfähig zu fliehen…

»Was ist das?«, rief Emillia. »Ich habe mein Kind gehört! Bringt ihn zu mir, bringt mir sofort meinen Sohn!«

Anna schloss das Fenster und zog die Vorhänge vor.

»Nein, nein«, sagte sie und versuchte zu lächeln, aber ihre Lippen waren so starr, dass sie befürchtete, das Lächeln würde die Haut aufplatzen lassen. »Nein, nein, Euer Majestät. Euer Kind schläft ruhig und fest. Und Ihr müsst jetzt ebenfalls versuchen zu schlafen.« Tränen liefen ihr über die Wangen.

Das rhythmische Stampfen bestiefelter Füße erklang im Flur. Die Heilerin presste sich die Hand auf den Mund und unterdrückte einen Aufschrei, um ihre Patientin nicht zu erschrecken. Anna griff nach der Hand der jungen Frau. Draußen vor der Tür standen Kriegsmagier als Wachen, aber sie würden nicht lange standhalten können. Nicht gegen die Streitmacht, die auf sie zukam.

Licht – magisches, schreckliches Licht – blitzte hinter der verschlossenen und verriegelten Tür auf. Stimmen schrien vor Qual, Explosionen und Schwerterklirren hallten durch den Flur. Eine Stimme, barsch und kalt und Anna schrecklich vertraut, gab einen einzigen Befehl. Die Tür barst, das Zauberschloss, das sie verschlossen hatte, war aufgebrochen.

Dagnarus kam herein, gefolgt von einem Vrykyl und von Soldaten. Er hielt inne, bis sich seine Augen an die trübe Beleuchtung gewöhnt hatten.

»Wo ist er?«, fragte er und drehte den behelmten Kopf suchend hin und her. »Wo ist Helmos? Ich weiß, dass er hier ist. Er sollte sich mir stellen! Seine Wachen sind tot…«

»Still!«, befahl Anna. Sie trat ihm entgegen, bleich und kalt vor Zorn. »Senkt Eure Stimme. Seht Ihr denn nicht, dass Ihr ihr Angst macht?«

Emillia keuchte und weinte und zitterte am ganzen Körper. Die Augen traten ihr beinahe aus dem Kopf, ihr Gesicht war verzerrt, ihr Mund offen. Sie schaute Dagnarus in der schwarzen Rüstung und dem Wolfshelm an und war starr vor Angst.

Dagnarus setzte den Helm ab und wischte sich das schweißfeuchte Haar aus der Stirn. Er bedeutete seinen Männern zu bleiben, wo sie waren, dann trat er ein paar Schritte vor, um besser sehen zu können. Auf seiner Miene zeichnete sich keine Reaktion auf den Anblick der Verrückten

ab, weder Mitleid noch Abscheu. Dagnarus erkannte Emillia nicht. Zumindest nicht gleich.

Er runzelte die Stirn. Er trat einen weiteren Schritt vor.

»Mutter…«

Er sprach das Wort so leise aus, dass es kaum zu hören war. Anna hörte es, aber nur, weil sie es auch von seinen Lippen ablesen konnte.

Emillia richtete sich auf und fuhr sich mit den Händen an das zerzauste Haar. »Ihr da. Kämmerer.« Sie sprach Dagnarus an, machte eine Geste, die früher einmal herrisch gewesen wäre, aber mit ihrer welken Hand nur noch jämmerlich wirkte. »Sagt meinem Sohn, er soll seine Mutter besuchen. Ich habe gestern und vorgestern nach ihm geschickt, und er ist immer noch nicht hier gewesen. Er ist ein böser, undankbarer Junge.«

Dagnarus warf Anna einen finsteren Blick zu. »Wie lange ist sie schon so?«

»Seit…« Anna hielt inne, denn sie war unsicher, wie sie es ausdrücken sollte. »Seit Ihr die Stadt verlassen habt«, schloss sie schließlich.

Dagnarus' Blick wanderte zu Emillia zurück. Er starrte sie an, seine Miene vollkommen ausdruckslos. Er sah seine Mutter ein unwiderruflich letztes Mal an, dann wandte er sich von ihr ab und sprach Anna an.

»Wo ist Euer Mann?«

»Wo er sein muss«, erwiderte Anna mit fester Stimme.

Dagnarus sah sie lange nachdenklich an. Dann verbeugte er sich tief und respektvoll vor ihr und wandte sich seinen Männern zu. »Helmos ist nicht hier. Schwärmt aus. Durchsucht den Rest des Palastes. Und tut es leise«, fügte er hinzu.

In der Tür blieb er noch einmal stehen. »Ich danke Euch dafür, dass Ihr Euch um sie gekümmert habt, meine Dame. Es tut mir Leid, dass ich Euch gestört habe. Ich werde einen

meiner eigenen Männer an der Tür lassen. Euch wird nichts geschehen.«

Dann verbeugte er sich abermals und verließ das Zimmer.

Anna spürte, wie alle Kraft aus ihr wich. Sie sank auf den Sessel und biss sich fest auf die Lippen, denn sie wollte auf keinen Fall weinen, so lange Dagnarus noch in Hörweite war.

»Die Götter mögen meinen Mann beschützen!«, betete sie aus tiefstem Herzen. »Die Götter mögen ihm beistehen und ihn segnen.«

»Nun?«, fragte Dagnarus abrupt, als er Gareth begegnete. »Hast du ihn gefunden?«

»Der König befindet sich nicht im Palast«, berichtete Gareth.

Dagnarus sah seinen Freund forschend an. »Nein? Wo ist er dann?« Er sah sich um. »Und wo steckt Silwyth?«

»Er ist geflohen«, sagte Valura, und in ihrer ansonsten leblosen Stimme lag eine Spur von Gefühlen, der Hauch eines finsteren Triumphes, als hätte sie einen Feind vernichtet. »Der Elf hat dich verraten, mein Geliebter. Denk nicht mehr an ihn.«

Dagnarus schien verblüfft.

»Sie sagt die Wahrheit«, gab Gareth zu. »Silwyth ist verschwunden. Er sagte, ich solle dir ausrichten…«

»Es ist mir gleich, was ein Verräter sagt!«, zischte Dagnarus. »Wo ist der König?«

Gareth senkte den Blick. »Die Diener – die, die nicht geflohen sind – glauben, er könnte bei den Truppen auf der Mauer sein.«

»Helmos in der Nähe einer Schlacht?« Dagnarus schnaubte höhnisch. »Das bezweifle ich. Du lügst. Du würdest alles sagen, um ihn zu schützen. Aber das ist gleich. Denn jetzt weiß ich, wo ich ihn finden werde. ›Wo er sein muss‹, hat seine Frau

gesagt. Selbstverständlich. Er ist im Tempel. Mein Bruder ist davongerannt und hat sich bei den Göttern verkrochen.«

Der Rauch war vor dem Palast erheblich dicker. Rot glühende Holzspäne erhoben sich in der Zugluft, die von den tosenden Feuern hervorgerufen wurde. Krieger kämpften und starben in flackerndem Licht. Ein Dröhnen wie das Schlagen eines unruhigen Herzens ließ den Boden erbeben.

»Was ist das?«, fragte Gareth ängstlich und zog sich den Umhang vor Mund und Nase.

»Die Ramme«, erklärte Dagnarus zufrieden. »Shakur bricht das Stadttor auf.«

Menschen umdrängten sie, Soldaten, die aus der Schlacht kamen, Soldaten, die in die Schlacht rannten und stehen blieben, um jene, die auf der Flucht waren, anzuflehen oder sie anzuschreien, damit sie sich ihnen anschlössen; Mütter riefen nach ihren Kindern; Männer suchten hektisch und verzweifelt nach ganzen Familien, die verschwunden waren. Sie stießen gegen Gareth, schubsten ihn, drückten, prallten von ihm ab.

Ein Soldat, wild vor Kampfeswut, versuchte, Valura anzugreifen. Sie zog nicht einmal ihr Schwert, sondern drückte ihm durch seinen stählernen Helm den Schädel ein, indem sie mit der Faust zuschlug. Aber trotz aller Panik näherte sich niemand Dagnarus. Die Leere umgab ihn, schuf eine Insel der Ruhe, in der er trockenen Fußes stand, während sich das Chaos Welle um Welle am Strand brach.

Er ging eilig auf den Tempel zu, hob sich als Silhouette gegen das Feuer ab und sah aus, als wäre er aus Schwärze gemeißelt. Dagnarus bedeckte sich nicht die Nase, sondern atmete den Geruch von Tod und Vernichtung ein, als handelte es sich um Räucherwerk.

»Wir werden Vinnengael selbstverständlich wieder aufbauen müssen«, sagte er im Gehen. »Es wird sich aus der Asche erheben, neu geboren und zehnmal so schön wie zuvor. Ich werde eine Stadt bauen, die meinen Vater stolz gemacht hätte«, erklärte er nachdrücklich.

»Nicht hier entlang!«, rief Gareth. Dagnarus war so dreist gewesen, direkt auf die Vorderseite des Tempels zuzuhalten. »Seht!«

Das Haupttor des Tempels war von Kriegsmagiern umlagert. Etwa zwanzig von ihnen hatten sich in einem Halbkreis aufgestellt. Ein magischer Schild strahlte von ihnen aus und beleuchtete sie mit weichem, weißem Licht, als schiene der Mond inmitten des grellen Rots einer untergehenden Sonne. Der Anblick der Kriegsmagier ließ sogar Dagnarus innehalten.

»Nicht einmal Ihr könnt sie alle bekämpfen!« Gareth musste die Stimme heben, um sich über die Schreie der flüchtenden Städter hinweg verständlich zu machen.

»Nein, da hast du Recht.« Dagnarus beäugte sie kühl. »Es ist typisch für diese Idioten, ihre Energie damit zu verschwenden, den Tempel zu bewachen, wenn sie auf den Mauern gebraucht werden. Aber diese Dinge werden sich ändern, wenn ich König bin! Wir gehen hinten rein. Ich wette, niemand hat daran gedacht, die Rückseite zu bewachen.«

Die Vorratskammern waren bewacht, aber nur von ein paar Magiern, die Plünderer vertreiben sollten, die aus jedem Leid und jedem Aufruhr Vorteile ziehen und sich mit allem davonmachen, was sie tragen können. Diese wenigen Magier konnten weder dem Paladin der Leere noch einem Vrykyl standhalten. Gareth versuchte, sich die Leichen, über die er hinwegstieg, nicht zu genau anzusehen. Er hatte Angst, er könnte jemanden erkennen, und tatsächlich glaubte er, seinen alten Lehrer Evaristo gesehen zu haben.

Gareth weigerte sich, darüber nachzudenken. Seine Seele befand sich wegen der bevorstehenden Konfrontation der beiden Brüder in solchem Aufruhr, in solcher Unruhe, dass er keine Gedanken und kein Bedauern für etwas anderes übrig hatte.

Sie betraten das Vorratslager des Tempels. Da es sich unter der Erde befand und keine Fenster hatte, war es einigermaßen frei von dem erstickenden Rauch.

Dagnarus blieb stehen. »Weißt du, wo sich dieses Portal befindet?«, fragte er und sah sich um, als hoffte er, das Portal der Götter gleich hier zwischen all den Weinfässern und Käsen, toten Hühnern und blutigen Fleischstücken zu entdecken. Er wandte sich Gareth zu, der gewusst hatte, dass diese Frage kommen würde, und der sie gefürchtet hatte.

»Wo ist das Portal?«, wiederholte Dagnarus zornig.

Wie leicht es gewesen wäre, sich unwissend zu stellen! Und dennoch würde Dagnarus ihm nicht glauben. Jeder, der wie Gareth Jahre seines Lebens im Tempel verbracht hatte, würde wissen, wo sich das Portal der Götter befand.

»Ja, Euer Hoheit, ich weiß es.«

»Was?«, fragte Dagnarus gereizt. »Murmle nicht so!«

»Ich weiß es.«

»Dann bring mich jetzt hin.«

Gareth zögerte. Dagnarus' Augen blitzten gefährlich.

»Versprecht mir… versprecht mir, dass Ihr ihn nicht töten werdet«, sagte Gareths schließlich, und ein Keuchen begleitete seine Worte.

»Ihn töten! Natürlich werde ich ihn nicht töten!«, rief Dagnarus wütend. »Ich bin doch kein Ungeheuer! Er ist mein Bruder. Außerdem soll er Zeuge meines Triumphs, meines Sieges werden! Und er wird mir von Nutzen sein. Vielleicht lasse ich ihn sogar Paladin bleiben. Sie werden selbstverständlich alle unter meinem Befehl stehen, und er

könnte sich als nützlich erweisen. Nein, Fleck, Helmos muss mir nur den Stein der Könige übergeben, und dann werde ich ihn auf beide Wangen küssen und ihn an meine Brust ziehen.«

»Ihr wisst, dass er eher sterben würde, als das zu tun«, sagte Gareth.

»Hör mir zu, Fleck!« Dagnarus hatte Gareth gepackt, drückte seine Arme schmerzhaft und zog ihn näher an sich heran. Das Wolfsvisier des Helms schnitt Gareth ins Gesicht, die Spitzen stachen ihm in die Haut. »Ich werde dieses Portal finden. Ich werde den Tempel von oben bis unten durchsuchen, ich werde ihn Stein um Stein niederreißen lassen, falls das nötig sein sollte, aber ich werde es finden. Und eines solltest du wissen: Im Augenblick bin ich erfreut über meinen Erfolg und in gnädiger Stimmung. Aber wenn du mir in die Quere kommst, wenn ich diesen Tempel auseinander nehmen muss, um meinen Bruder zu finden, werde ich alles andere als gut gelaunt sein. Mein Zorn wird mit jeder Tür, die ich vergeblich öffne, größer werden, und wenn ich Helmos dann endlich finde, werde ich sehr dazu neigen, es einfach hinter mich zu bringen und ihn zu erwürgen.

Also, wie wäre es dir lieber? Wirst du mich jetzt zu meinem Bruder führen?«

»Ich bringe Euch zu ihm«, erwiderte Gareth.

Immerhin ist es vielleicht das Beste, dachte er. Zumindest werde ich auf diese Weise dabei sein, während Dagnarus mich sonst wahrscheinlich in seiner Wut zurücklassen würde, falls er mich nicht gleich umbringt.

Gareth hatte seine Magie noch nicht eingesetzt; das war nicht notwendig gewesen. Er fühlte sich recht kräftig. Helmos würde den Stein der Könige nicht hergeben, das wusste er.

Aber es bestand vielleicht die Möglichkeit, dass Gareth den einen Bruder vor sich selbst und den anderen auch gegen seinen Willen retten konnte.

Er ging voraus, rasch und sicher, bis zur Mitte des Tempels.

Er führte Dagnarus zum Portal der Götter.

Das Portal der Götter

Helmos saß in der Zelle, in der sich das Portal der Götter befand, auf dem Bett und hielt den Stein der Könige fest umklammert. Er betete nicht mehr zu den Göttern, dass sie einschreiten mochten. Sie würden nicht kommen. Sie würden die Mauern von Vinnengael nicht stürmen und den Feind mit flammenden Schwertern und goldenen Trompeten davontreiben.

Und warum, dachte er plötzlich, sollten sie auch?

Seine eigene Frage überraschte ihn vollkommen. Er dachte darüber nach.

Nun, selbstverständlich sollten sie. Wieder dachte er nach. Warum? Weil ich sie darum gebeten habe. Weil Vinnengael mir gehört und ich es behalten will.

Aber die Götter bauten keine Mauern. Die Götter bebauten nicht das Land, ernteten kein Getreide und Gemüse. Die Götter brachten keine Bücher in die Bibliothek, keine Betten ins Hospital. Ja, die Götter haben uns die Magie gegeben, damit wir versuchen können, jene zu heilen, die ins Hospital kommen, ebenso wie sie die Steine für die Mauern und die Augen zum Lesen der Bücher geschaffen haben. Und wer ist verantwortlich für die Mauern, die Bücher, die Betten? Sie, die uns die Mittel gegeben haben, all diese Dinge herzustellen, oder wir, die wir sie benutzt haben?

Die Götter haben uns die Portale gegeben, damit wir in die Länder unserer Brüder reisen und sie besser kennen lernen sollten. Und was haben wir getan? In unserer Angst haben wir sie versiegelt!

Er öffnete die Hand und schaute den Stein der Könige an. Er erinnerte sich an die Zeremonie, sah den Stein in den Händen seines Vaters – einen vollendeten Diamanten, makellos und glatt. Er sah, wie er in vier Teile zerfiel, und dann entdeckte Helmos, was sein Bruder gesehen hatte – die Leere in der Mitte, die Leere, die blieb, wenn die Teile auseinander fielen. Helmos starrte in die Leere, verdutzt, entsetzt, und einen Augenblick lang sah es so aus, als würde die Leere die Welt jeglichen Lichts, jeglicher Schönheit und Wahrheit berauben.

»Nein«, sagte er laut. »Ich werde es nicht zulassen.«

Er starrte geradeaus ins Dunkel, ohne sich zu fürchten, und obwohl die Dunkelheit gewaltig und schrecklich anzusehen war, bemerkte er an ihrem äußeren Rand auch vier winzige Lichtpunkte. Vier Lichtpunkte, die weiterhin leuchten würden.

Wie die Sterne. Je größer das Dunkel, desto heller leuchteten die Lichter.

Die Götter konnten ihn, konnten Vinnengael nicht retten. Ein Mensch muss sich selbst retten oder verlieren, ganz wie er will. Die Eltern bringen einem Kind das Laufen bei. Sie sehen zu, wie es hinfällt, wie es sich den Kopf anstößt. Sie hören, wie es ängstlich weint, und sehen, dass es die Arme ausstreckt, um hochgehoben und getragen zu werden. Die Eltern weigern sich, obwohl es ihnen wehtut.

Das Kind muss allein gehen.

In diesem Augenblick wusste Helmos mit absoluter Sicherheit, dass die Götter sein Gebet tatsächlich beantwortet hatten. Die Antwort war nicht so ausgefallen, wie er es sich gewünscht hatte.

Die Götter hatten ihn nicht vom harten Boden aufgehoben, ihn geküsst und getröstet, gewiegt und beschützt. Er musste allein gehen, und obwohl die Dunkelheit ihn überwältigen würde, ebenso wie die Nacht den Tag überwältigt, hatten die

Götter ihm die Mittel gegeben, die Nacht zu überstehen und sich auf das neue Morgengrauen zu freuen.

»Verzeih mir, Vater«, sagte Helmos leise, und Tränen traten ihm in die Augen. »Verzeih, dass ich an dir gezweifelt habe. Nur indem der Stein geteilt wurde, nur indem wir unsere Unterschiede akzeptieren und verstehen und achten, können wir darauf hoffen, den Stein wieder zusammenzufügen. Denn du hast gesehen, dass der Stein, wenn wir Erfolg haben, geteilt mehr sein wird denn als Ganzes.«

Er nahm die Kette, an der der Stein der Könige hing, von seinem Hals. Er drückte die Lippen auf den Stein, küsste ihn ehrfürchtig und legte den Stein dann auf den Altar.

Er ließ ihn dort und ging zur Tür, der Tür, die ihn zurück in die Welt bringen würde, zurück in die Dunkelheit.

Er ging allein, aber er wusste, dass irgendwo liebevolle Eltern durch ihre eigenen Tränen hindurchspähten und jeden seiner Schritte verfolgten.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus hatte gehört, dass Tiere ein Erdbeben vorhersagen können. Es hieß, Hunde würden ausgesprochen unruhig und könnten nicht an Ort und Stelle bleiben, sondern liefen endlos hin und her, und wenn man sie einschloss, winselten sie und kratzten an der Tür und versuchten, nach draußen zu gelangen. Vogelschwärme flatterten plötzlich auf, bevor der Boden zu beben begann. Nun wusste der Ehrenwerteste Hohe Magus, wie sich diese Tiere fühlten.

Es war nicht direkt ein Erdbeben. Zumindest war es nicht die Erde, die bebte. Aber der Stoff der Magie war aus dem Gleichgewicht geraten. Reinholt hatte zu Anfang winzige Risse und Beben gespürt, zu Beginn der Schlacht, und es kam ihm so vor, als würden sie an Größe und Intensität zunehmen.

Reinholt saß zwar in seinem Arbeitszimmer, aber seine Gedanken waren in einem anderen Teil des Tempels, im Portal der Götter bei Helmos. Er schaute oft zur Tür hin, denn er hoffte innigst, dass der König dort hereinkommen und ihm sagen würde, dass alles in Ordnung war. Die Götter würden ihre Feinde vernichten und Dagnarus zurück in die Leere schleudern.

Aber Stunden waren vergangen, und Helmos kam nicht, um ihm diese Nachricht zu bringen, und der Ehrenwerteste Hohe Magus war nun zutiefst besorgt. Als er zum letzten Mal mit Helmos gesprochen hatte, hatte ihm die Miene des Königs nicht gefallen. Helmos hatte ausgesehen wie einer, der seinen Glauben verloren hat, und er hatte hoffnungslos und verzweifelt gewirkt. War es der Zorn der Götter, den der Ehrenwerteste Hohe Magus nun verspürte? Zorn auf ihre Feinde? Oder auf jene, die sich entschieden hatten, ihre Warnungen zu ignorieren?

Reinholt ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab wie ein unruhiger Hund. Er war zwar allein in diesem Raum, aber nicht abgeschnitten von dem, was in der Stadt geschah. Er erhielt beinahe jede Minute Berichte von Kurieren, und zweifellos trugen diese Berichte zu seiner Unruhe bei. Die Verfassung, in der die Kuriere sich befanden, sprach für sich, sie brauchten keine Worte – ihre Kleidung war zerrissen und blutig, ihre Gesichter rußgeschwärzt, Tränen zogen Spuren in den Dreck. Reinholt begann, das Pochen an seiner Tür zu fürchten, und als es abermals klopfte, war sein erster Impuls, sich nicht zu rühren oder denen draußen zu sagen, sie sollten gehen. Dann gewann sein Sinn für Verantwortung und Pflicht die Oberhand. Er öffnete die Tür.

Neun Männer und Frauen, gekleidet in Pelze und Eisen, bewaffnet mit baumgroßen Speeren, standen draußen im Flur und starrten ihn ausdruckslos an. Die Krieger begleiteten einen

geschrumpften, ausgetrockneten kleinen Vogel von einer Frau, deren Körper von Tätowierungen bedeckt war.

Der Ehrenwerteste Magus starrte sie an, erholte sich von seinem Staunen und verbeugte sich mit einiger Verspätung. »Hüterin Tabita! Euer Besuch ist eine große Ehre für mich. Bitte, kommt herein.«

Aber noch während er sie einlud, seine Schwelle zu überschreiten, war sein Geist in Aufruhr, abwechselnd voller Verzweiflung, dann wieder von Hoffnung beflügelt. Er hatte Tabita begrüßt, als sie in die Stadt gekommen war, und hatte den leeren Fleck auf ihrem Schädel gesehen. Dieser Fleck war nun beinahe vollkommen mit den Tätowierungen gefüllt, die die tragische Geschichte der Schlacht von Vinnengael erzählten. Nur ein kleiner Bereich war noch nicht gezeichnet, ganz oben auf ihrem Kopf. Das Ende war nahe. Und die Hüterin der Zeit war gekommen, um Zeugin zu werden.

Tabita betrat das Arbeitszimmer. Sie wirkte vergnügt, beinahe ekstatisch. Sie näherte sich der Vollendung ihres Lebenswerks. Sie war eine Beobachterin des Lebens, eine Aufzeichnerin von Ereignissen, und die Dinge, deren Zeugin sie geworden war, hatten sie nicht erschüttert. Sie setzte sich mit der Hilfe des Hohen Magus auf einen Stuhl – er musste sie praktisch hineinheben –, und dann wartete sie ruhig auf das Ende.

Ihre Füße berührten nicht einmal den Boden. Sie nahm ein Stück Gebäck und ein Glas Wein entgegen, in den sie das Gebäck eintauchte, und saß essend und trinkend da und sah sich mit ihren scharfen, hellen Augen um. Über der Schulter trug sie eine Tasche mit ihrem Handwerkszeug. Als die Mahlzeit beendet war, holte sie die unauslöschliche Tinte und den magischen Griffel aus der Tasche und legte sie auf dem Tisch bereit. Der Griffel würde in ihre Haut eindringen und dort die Wirbel und Linien und Punkte einzeichnen,

Markierungen, die nur von jenen gelesen werden konnten, die in dieser Kunst, diesem Wissen ausgebildet waren, das ein streng gehütetes Geheimnis der Hüter war.

Die neun Omarah-Leibwächter hatten das Arbeitszimmer des Hohen Magus betreten und sich an den Wänden entlang aufgestellt, wo immer sie Platz fanden, und ihre Speerspitzen stachen Löcher in die Holzarbeiten. Sie standen schweigend da, die Köpfe gesenkt, die Blicke auf ein Ziel fixiert – die Hüterin.

Der Ehrenwerteste Hohe Magus versagte als Gastgeber vollkommen. Seine Angst, seine Unruhe, verbunden mit dem Aufflackern von Hoffnung, hatten dazu geführt, dass er sich vollkommen verkrampfte. Er konnte nicht mehr auf und ab gehen, ohne über die Füße der Leibwächter zu fallen, und er war vollkommen unfähig, höfliche Konversation zu machen. Er saß da und nestelte unruhig an seiner Kleidung herum, tippte mit den Fingerspitzen auf den Schreibtisch. Tabita versah ihren Griffel mit Tinte.

Minuten vergingen. Der Magus konnte das Warten nicht mehr ertragen. Der Stoff der Magie schien sich fester und fester zu spannen. Die Magie war so straff wie ein Seil bei einem Tauziehen zwischen gewaltigen Kräften. Keine Kraft ließ los, niemand wagte loszulassen aus Angst, dass das Seil zurückschnappen und sie vernichten würde. Es war das Seil selbst, das reißen musste.

»Ein angemessenes Bild«, meinte Tabita, obwohl der Hohe Magus nicht laut gesprochen hatte.

»Hüterin«, sagte Reinholt verzweifelt, »gibt es… gibt es irgendetwas, das wir tun könnten?«

»Ich sehe nur. Ich zeichne nur auf.« Sie tätschelte ihren kahlen Kopf und baumelte mit den Beinen. »Aber Euer Bild hat mir gefallen.«

Der Hohe Magus versank wieder in finsteren Ahnungen. Einen Augenblick später zuckte er zusammen, als Schritte vor der Tür ertönten. Er sprang auf und riss die Tür auf.

»Ja?« Er ging in den Flur hinaus. »Was gibt es, Roderick?«, fragte er, als er das Oberhaupt der Kriegsmagier erkannte. »Was gibt es Neues?«

»Dagnarus ist hier, Euer Majestät! Er ist im Tempel! Er ist direkt zum Portal der Götter gegangen!«

»Selbstverständlich!« Reinholt seufzte. »Deshalb wird die Magie so verzogen und hin und her gezerrt, bis sie beinahe zerreißt.

Die beiden mussten sich gegenübertreten. Ich kann nichts tun, kann es nicht aufhalten. Die Götter haben Helmos Paladin des Kummers genannt. Das ist sein Schicksal. Er hat es angenommen. Wenn man versuchte, es ihm abzunehmen, würde man ihm auch seinen Triumph rauben.«

»Wir stehen zum Angriff bereit, Hoher Magus.«

»Nein! Greift nicht an!«

»Aber, Hoher Magus!« Der Kriegsmagus war entsetzt. »Wir können doch nicht zulassen…«

»Es liegt nicht mehr in unserer Hand!« Reinholt schnappte nach Luft und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Wir haben andere, wichtigere Pflichten. Wir müssen die Stadt evakuieren. Sofort.«

Der Kriegsmagus hatte den Mund erstaunt aufgerissen.

»Geht! Ihr und die anderen Kriegsmagier und alle anderen, die Ihr finden könnt. Geht in die Stadt und sagt den Leuten, sie sollen fliehen! Sagt ihnen, sie sollen unbedingt flüchten! Evakuiert das Hospital! Schnell, schnell, wir haben nicht viel Zeit!«

Der Ehrenwerteste Hohe Magus wandte sich wieder seinem Arbeitszimmer zu. Er setzte dazu an, die Hüterin zu warnen, wollte sie zur Flucht drängen, aber er sah, dass sie die Augen

geschlossen hatte. Sie hatte den Griffel in der Hand und hob ihn nun zu der leeren Stelle auf ihrem Kopf.

»Ich fürchte, dieser Ort… könnte lebensgefährlich sein«, sagte der Hohe Magus leise zu den Omarah, weil er es nicht wagte, die Hüterin zu stören.

Die Omarah nickten und ließen sich nicht aus der Ruhe bringen.

Die Hüterin begann zu schreiben.

»Hier«, sagte Gareth und blieb vor einer kleinen Tür in einer unscheinbaren Wand stehen. »Das ist das Portal der Götter.«

Dagnarus warf einen verächtlichen Blick darauf. »Das ist nichts weiter als die Zelle eines Novizen.«

»Dennoch«, erklärte Gareth ernst. »Es ist das Portal.« Er war sehr bleich, und er zitterte. »Euer Bruder Helmos ist dort drinnen.«

Dagnarus starrte die Zellentür grimmig an. Er spürte nun, dass von dieser Tür und dem Raum dahinter etwas ausging, das seine Finger kribbeln ließ.

»Lasst mich allein«, sagte er abrupt.

»Euer Hoheit! Es ist zu gefährlich…«

»Lasst mich allein!«, schrie Dagnarus. Sein Blick war finster, und Gareth wich vor ihm zurück.

»Diese Angelegenheit geht nur mich und meinen Bruder etwas an«, erklärte Dagnarus. »Und wenn du es unbedingt wissen willst, Fleck, mein Jugendfreund – ich traue dir nicht. Ich glaube, dass du meinen Bruder retten würdest, wenn du könntest.«

Die Wahrheit kam direkt aus Gareths Herz.

»Wenn ich könnte…«, sagte er leise.

»Zumindest bist du ein ehrlicher Verräter«, murmelte Dagnarus. »Nicht wie dieser Mistkerl Silwyth. Valura, schaff mir diesen Prügelknaben aus den Augen.«

»Ich könnte ihn töten«, bot sie an, und in der toten Stimme lag eine seltsame Spur von Wärme, ein Hauch von Hass, von Eifersucht.

»Nein, er könnte noch nützlich sein. Hört ihr diesen Aufruhr? Die Kriegsmagier haben uns entdeckt. Wahrscheinlich werden sie uns angreifen. Ihr beide kehrt an das Ende des Flurs zurück und steht dort Wache. Kämpft, wenn es sein muss. Lasst niemanden durch.«

»Ich will dich nicht verlassen.« Valura streckte die schwarz behandschuhte Hand zu einer zärtlichen Berührung aus.

Er wich zurück, aus ihrer Reichweite.

»Du wirst mir gehorchen«, befahl er kalt. »Ich bin dein Herr.«

Valura hielt die Hand noch einen Augenblick lang erhoben. Und dann zog sie sie zurück, lebloser als an dem Tag, an dem sie gestorben war.

Sie wandte sich von ihm ab und ging den raucherfüllten Flur entlang. Dagnarus starrte ihr mit finsterem Blick nach. Dann wandte er sich wieder dem Portal zu.

»Die Götter mögen Euren Vater verfluchen!«, rief Gareth plötzlich leidenschaftlich. »Und mein Fluch möge auch die Götter treffen! Es ist alles ihre Schuld. Ihr hättet nie in den Stein der Könige schauen dürfen!«

Dagnarus lächelte nun. Das Lächeln ließ seine Miene weicher wirken, aber dann wurde es zu einem schiefen Grinsen. »Weißt du, Fleck, ich glaube nicht, dass es so war.« Die Smaragdaugen waren klar und leer, leerer selbst als die toten Augen eines Vrykyl. »Ich glaube, der Stein der Könige hat in mich hineingeschaut.«

Er schwieg. Aus der Zelle vor ihm war Helmos' Stimme zu hören. Die Worte waren nicht zu verstehen, aber die Stimme selbst war kräftig und entschlossen, ohne Beben, ohne eine Spur von Angst.

»Geh jetzt«, sagte Dagnarus. »Lass mich allein. Ich muss beenden, was ich begonnen habe.«

Halb blind vor Tränen drehte Gareth sich um und stolperte den Flur entlang. Er blieb erst stehen, als er mit tiefer Scham erkannte, dass er froh war, dass Dagnarus ihn weggeschickt und damit alle Verantwortung abgenommen hatte.

Als er das verstand, blieb er stehen, wischte sich die Tränen ab und sah Valura an. Hätte sie gewusst, was er vorhatte, würde sie ihn aufhalten. Sie hatte ihren Posten eingenommen und stand Wache, wie man ihr befohlen hatte. Sie kümmerte sich nicht um ihn.

Gareth zögerte nur einen Augenblick, dann begann er zu rennen.

Die Entfernung, die er zurücklegen musste, war nicht groß, aber wie in einem Albtraum, in dem ein Flur nur kurz aussieht, aber mit jedem Schritt, den man macht, länger wird, schien auch dieser Flur sich weiter auszudehnen.

Gareth rannte dennoch weiter.

Dagnarus wartete, bis er sicher war, allein zu sein, wartete, bis er die letzten beiden Geschöpfe verbannt hatte, die ihn liebten. Frei von ihnen, frei von allen Zwängen, schlug er nun mit der Faust gegen die geschlossene Tür.

»Helmos! Die Götter können dir nicht mehr helfen. Sie haben dich verlassen. Komm heraus und stelle dich mir, wenn du dich und deine Stadt retten willst.«

Die Tür zum Portal der Götter ging auf. Helmos stand in der Tür, in der Rüstung eines Paladins, die ein strahlend weißes Licht reflektierte, das hinter ihm erstrahlte.

Dagnarus starrte ehrfürchtig an seinem Bruder vorbei.

Das Portal war keine kleine, enge Zelle mehr. Das Portal war ein gewaltiger Saal, dessen Wände nicht sichtbar waren und dessen Decke aus der Himmelskuppel bestand. Die Kuppel war leer, aber diese Leere war von Licht, nicht von Dunkelheit erfüllt. Inmitten des Saals glitzerte der Stein der Könige – ein Viertel des Steins der Könige – hell im Licht wie der Abendstern bei Sonnenuntergang.

Dagnarus wandte den Blick seiner Beute zu, die nun unbewacht war. Nur sein Bruder stand zwischen ihm und seinem Herzenswunsch.

Die Miene des Königs war ernst, aber das Licht, das hinter ihm leuchtete, strahlte auch aus seinen Augen.

»Du weißt, warum ich hier bin«, sagte Dagnarus und betrachtete seinen Bruder mit einer Mischung aus Hass und Neid. »Du weißt, was ich will. Meine Armee hat gesiegt, die Stadt Vinnengael gehört mir. Der Stein der Macht wird mir ebenfalls gehören. Tritt beiseite.«

Helmos schwieg, rührte sich aber nicht vom Fleck.

»Tritt beiseite, Helmos!«, wiederholte Dagnarus und legte die behandschuhte Hand an den Griff seines schwarzen Schwerts. »Ich will dir nicht wehtun – du bist mein Bruder, und das Blut unseres Vaters fließt in uns beiden.« Sein Blick wurde härter. »Aber ich werde dich ohne Bedenken töten, wenn du nicht beiseite gehst.«

»Es ist um unseres Vaters willen, ebenso wie um deinetwillen, dass ich dir dies sage«, antwortete Helmos ruhig. »Betritt das Portal der Götter nicht, Dagnarus. Der Stein der Könige kann dir niemals gehören. Die Götter werden dich vernichten, wenn du versuchst, ihn dir zu nehmen.«

»Die Götter werden mich vernichten?« Dagnarus lachte. »Nun, lieber Bruder, ich bin selbst beinahe ein Gott! Ich besitze den Dolch der Vrykyl, ich habe das Blut jener

getrunken, die ich der Leere überantwortete. Ich verfüge über mehr Leben, als man es von Katzen behauptet.«

Dagnarus trat einen weiteren Schritt vor. »Geh beiseite, Helmos. Oder deine liebe Frau, die ich in der Obhut meiner Truppen zurückgelassen habe, wird Witwe sein.«

Helmos wurde bei diesen Worten bleich, aber seine Entschlossenheit blieb. »Die Götter werden sie beschützen«, sagte er leise. »Und sie werden sie sicher zu mir bringen, wenn all dies hinter uns liegt.« Er sah seinen Bruder beinahe zärtlich an. »Die letzten Gedanken unseres Vaters galten dir. Seine letzte Sorge auf dieser Welt galt dir. Ich sage dir dies in seinem Namen: Wenn du das Portal betrittst, dann tust du es auf eigene Gefahr. Und du wirst nicht nur dich selbst gefährden, sondern ganz Vinnengael.«

»Willst du mir etwa drohen?«, höhnte Dagnarus.

»Nein«, sagte Helmos. »Ich versuche, dich zu warnen.« Er zog sein Schwert, nicht sonderlich geschickt, denn er war ein Gelehrter, kein Krieger. »Um deinetwillen und um meines Volkes willen werde ich dich aufhalten.«

»Du kannst es ja versuchen, Bruder«, erwiderte Dagnarus und zog ebenfalls das Schwert. »Ich brauche dich nur einmal zu töten, Helmos. Du andererseits wirst mich viele Male umbringen müssen. Das ist etwas, das nicht einmal die Götter vollbringen könnten.«

Dagnarus stieß zu, seine Bewegung war rasch und geschmeidig. Helmos wehrte ungeschickt ab, und Dagnarus schlug die Klinge des Königs beiseite, schlug seinem Bruder das Schwert aus der Hand. Dagnarus hob die Waffe, hatte vor, zwischen Helm und Brustplatte zu stechen und Helmos' Hals zu durchtrennen.

Starke Hände packten Dagnarus' Arm und hielten ihn auf. Dagnarus drehte sich zornig um, aber sein Zorn wich dem Staunen.

Gareth hatte ihn gepackt. Seine Haut war eine Masse nässender Geschwüre, er keuchte: »Metall zu Eis!«, und berührte das Schwert.

Die Klinge zerbrach, als bestünde sie aus schwarzem Eis. Betäubende Kälte lähmte Dagnarus' Hände.

»Verflucht sollst du sein!«, schrie er wütend und stürzte sich auf Gareth. Er hätte ihn auf der Stelle getötet, aber dann bemerkte er, dass sich hinter ihm etwas bewegte.

Helmos versuchte, sein Schwert aufzuheben. Dagnarus trat es weg, und es rutschte ins Portal hinein. Helmos konnte es nicht aufheben, ohne seinen Posten an der Tür zu verlassen.

»Dann eben ohne Waffen«, sagte Dagnarus schwer atmend. Er warf den nutzlosen Griff des zerbrochenen Schwerts weg. »Wahrscheinlich sollte es von Anfang an so sein.«

Er stürzte sich auf seinen Bruder, versuchte Helmos an der Kehle zu packen. Helmos begegnete dem Angriff, packte Dagnarus' Handgelenke. Die beiden kämpften auf der Schwelle zum Portal der Götter. Die Rüstung eines Paladins schützte Helmos. Die Rüstung der Leere schützte Dagnarus.

Dagnarus war jünger, stärker, erfahrener. Aber er hatte es zu eilig und überschätzte sich. Er hatte erwartet, seinen Bruder – einen schwächlichen Bücherwurm – leicht niederstrecken zu können. Das war ihm nicht gelungen, und nachdem seine Absicht nun vereitelt worden war, verlor der Prinz den Kopf. Er versuchte, Helmos mit reiner Kraft zu überwältigen. Helmos benutzte Dagnarus' eigene Kraft gegen ihn und schleuderte ihn zu Boden.

Dagnarus lag auf dem Rücken, schwindlig und betäubt von dem Sturz. Es war, als hätten die Götter selbst ihn niedergestreckt.

Helmos griff nach seinem Schwert. Keuchend hob er es hoch über Dagnarus.

»Die Götter und unser Vater mögen mir vergeben!«, betete er.

Eine Kugel aus reiner Finsternis, gebildet aus der Leere selbst und so groß wie eine Männerfaust, geformt von Gareths blutigen Händen und geschleudert mit der Kraft seiner Magie, prallte gegen Helmos' Brust. Nicht einmal die Macht der Leere konnte die Rüstung eines Paladins durchdringen, aber die Kugel versetzte Helmos einen gewaltigen Stoß und riss ihm das Schwert aus der Hand. Er stürzte auf den Rücken und blieb reglos liegen.

Dagnarus kam wieder auf die Beine. Er zog einen Dolch, den Dolch der Vrykyl, und beugte sich über seinen bewusstlosen Bruder.

»Dagnarus, nein!«, schrie Gareth. Er hatte keine Kraft mehr. Er konnte kaum mehr aufrecht stehen. Mit der Kraft der Verzweiflung riss er Dagnarus zurück. »Ich habe ihn aufgehalten! Ihr dürft ihn nicht töten! Er ist… Euer Bruder!«

»Du hast ihn tatsächlich aufgehalten, Fleck«, sagte Dagnarus. »Dafür danke ich dir. Ich werde dich belohnen.«

Er versuchte, Gareth abzuschütteln.

»Mein ganzes Leben lang habe ich die Strafen ertragen, die für Euch bestimmt waren«, sagte Gareth. »Ich werde auch dies ertragen. Beschuldigt mich! Sagt, dass es meine Schuld ist! Aber begeht nicht dieses schreckliche Verbrechen.«

Im Portal der Götter schimmerte der Stein der Könige in seinem Regenbogenlicht.

»Ja, du wirst bestraft werden!«, schrie Dagnarus. Er packte Gareth am Kragen, drosch den Kopf des Prügelknaben gegen die Steinmauer und brach ihm den Schädel. »Es tut mir Leid, Fleck«, sagte er in die schmerzerfüllten Augen, die ihn immer noch flehentlich anstarrten, obwohl sie sich bereits trübten. »Ich habe dich gleich zu Anfang gewarnt. Ich habe dir gesagt,

dass ich tun werde, was ich will, auch wenn sie dich dafür umbringen.«

Noch einmal schlug er Gareths Kopf gegen die Steine, dann lockerte er seinen Griff. Die Leiche rutschte an der Wand nach unten und hinterließ eine blutige Spur auf dem weißen Stein.

Dann drehte der Paladin der Leere sich um und stieß seinem Bruder den Dolch der Vrykyl in die Kehle.

Helmos starb ohne einen Laut. Seine Leiche lag über der Schwelle, ein Arm ausgestreckt, als wollte er noch im Tod verhindern, dass sein Bruder das Portal betrat.

Dagnarus schob den abwehrenden Arm seines Bruders beiseite. Der Prinz stieg über die Leiche und betrat das Portal der Götter.

Er streckte die Hand aus und berührte den Edelstein, seine Beute, seine Belohnung. Er spürte ihn, kalt und schön. Aber das Licht tat ihm weh. Er konnte den Stein nicht direkt ansehen. Er griff nach ihm, schloss die schwarz behandschuhten Finger darum, versuchte das Licht zu löschen, das ihn durchdrang wie Flammenspeere.

In diesem Augenblick riss die Magie, peitschte zurück, versetzte ihm einen Schlag.

Dagnarus konnte nicht sterben, aber er konnte es sich wenigstens wünschen. Er stöhnte in Todesqualen, krümmte sich und sank zu Boden, versuchte in den Boden hineinzukriechen – alles, um diesen Schmerzen zu entgehen.

Er hörte eine betäubende magische Explosion, spürte das Beben. Er sah durch Lider, die er gegen den brennenden Schmerz geschlossen hatte, den Tempel einstürzen und die Mauern der Stadt fallen. Angreifer und Verteidiger stürzten gleichermaßen kopfüber in die Trümmer, ihr Kampf war für immer beendet. Der Fluss, befreit aus der Leere, strömte tosend in sein Bett zurück.

Dagnarus heulte vor Zorn und verfluchte die Götter, diese geizigen Götter, so neidisch auf seinen Sieg, dass sie Vinnengael lieber zerstörten als ihm zu erlauben, dass er die Stadt für sich gewann.

Er konnte nicht sterben. Sie konnten ihn nicht töten. Er würde sie besiegen. Fest umklammerte er den Stein der Könige.

Er hatte alles andere verloren, aber der Stein gehörte ihm. Den Stein konnten sie ihm nicht nehmen.

Das Licht ließ nach, wurde immer schwächer, erstarb. Dunkelheit, beruhigend und ruhevoll, kam, um den Paladin der Leere aufzunehmen.

Nach der Schlacht

Es war, als stürzte die ganze Welt auf sie nieder.

Valura sah, dass Gareth den Flur entlang zurückrannte. Sie versuchte ihn aufzuhalten, hatte ihn schon beinahe erreicht, als er seinen Zauber wirkte, denjenigen, der Helmos stürzen ließ und Dagnarus den Sieg schenkte. Gareths anschließender Tod bedeutete Valura nichts, denn sie hatte ihn gehasst, wie sie alle hasste, die Dagnarus nahe standen. Besonders die Lebenden.

Sie sah zu, wie Dagnarus das Portal betrat. Das schreckliche Licht blendete sie, bereitete ihr solche Schmerzen, dass sie sich lieber die Augen ausgerissen hätte, als hinzusehen.

Sie wartete darauf, dass Dagnarus zu ihr zurückkehrte, wartete, dass er das Portal der Götter triumphierend wieder verließ, und dann hörte sie seinen Schrei: einen heiseren, gequälten Schrei unbändiger Wut.

Sie versuchte, sich dem Licht zu widersetzen, versuchte sich hineinzustürzen, obwohl es ihr so vorkam, als verschlänge es die dunklen Fäden der Magie, die ihren leblosen Körper zusammenhielten. Mit großer Anstrengung erreichte sie die Tür zum Portal, und das Licht explodierte.

Sie schrie nach Dagnarus, kämpfte darum, ihn retten zu können, aber die Explosion riss sie weg, als wäre sie Staub, und schleuderte sie weit entfernt von ihm nieder. Die Welt stürzte auf sie ein, begrub sie unter riesigen Blöcken, die einmal zum Tempel gehört hatten, aber nun umhergeworfen wurden wie Bauklötze.

Sie verlor das Bewusstsein nicht. Sie konnte das Bewusstsein nicht verlieren, und das war schrecklich. Sie hörte Sterbende und Schwerverletzte schreien, aber das bedeutete ihr nichts, war wie sinnloses Vogelgezwitscher, das Zirpen von Grillen.

Die eine Stimme, nach der sie lauschte, die Stimme, nach der sie sich sehnte, die einzige Stimme, die zählte, war nicht zu hören. Dagnarus' Stimme war verstummt.

Trümmer fielen auf sie. Dunkelheit schloss sie ein. Staub rieselte, und Wasser oder vielleicht auch Blut spritzte ihr ins Gesicht. Sie strengte sich an, aufzustehen, entdeckte, dass sie unter einer riesigen zerbrochenen Säule und einem großen Trümmerhaufen darüber festgeklemmt war.

Die Stille hallte schrecklich in ihrem Kopf wider. Valura lechzte danach, die geliebte Stimme zu hören, also drückte sie mit aller Kraft gegen die Säule, schob sie beiseite. Auf Händen und Knien erkämpfte sie sich ihren Weg unter dem Geröll hervor, schob riesige Marmorblöcke weg und löste kleine Lawinen in dem Berg aus Trümmern aus, der einmal der Tempel gewesen war.

Ihr Kampf dauerte Stunden, vielleicht Tage. Bis sie sich an die Oberfläche gewühlt hatte, hatte die Nacht ein Ende gefunden. Graues Morgenlicht breitete sich über Vinnengael aus wie eine Decke aus Asche. Aber welcher Morgen? Wie viele Morgen hatte es schon gegeben, nach wie vielen Nächten?

Sie stand oben auf den Trümmern und sah sich um, und obwohl Vrykyl kaum Gefühle kennen, und dann auch nur sehr intensive Gefühle – Erinnerungen an die Zeit, als sie noch lebten –, war Valura entsetzt und verblüfft über das, was sie sah.

Die Stadt Vinnengael, schön, wohlhabend und blühend, beneidet und bewundert, lag in Trümmern. Der Palast stand noch, aber nur in Teilen. Türme waren eingestürzt, ebenso wie einige Mauern. Die Wasserfälle waren mit dem Fluss zurückgekehrt, aber ihr Wasser war trüb und dunkel und hatte eine rötliche Färbung. Rauch hing in der Luft, Feuer brannten

auf allen Ebenen der Stadt. Asche und Ruß hatten das liebliche Blau des Ildurel-Sees schwarz werden lassen.

Ein paar weitere Überlebende kamen aus den Trümmern gekrochen, einige riefen hektisch nach Freunden und Verwandten und wühlten in den Ruinen, andere wirkten wie betäubt und wanderten in der zerstörten Stadt umher wie Kinder, die sich verlaufen hatten und darauf warteten, dass jemand sie fand und nach Hause brachte.

Ein Schatten glitt über die Trümmer, schrie und huschte weiter. Der Schatten glitt auch über Valura, dunkel genug, um selbst ihre Finsternis zu durchdringen, kalt genug, dass ein Schauder ihre verfaulende Haut überlief. Sie duckte sich unwillkürlich und starrte nach oben.

Ein Drache, ein riesiges Geschöpf, das sich schwarz gegen die graue Morgendämmerung abhob, umkreiste Vinnengael wie eine riesige Aaskrähe. Die roten Augen suchten nach etwas, und offenbar hatte er gefunden, was er gesucht hatte, denn nun stieß der Drache nieder, die klauenbewehrten Füße ausgestreckt, die Flügel angelegt.

Valura glaubte zunächst, der Drache hätte es auf sie abgesehen, und sie bekam Angst, denn das Schwert eines Paladins und die Klauen eines Drachen sind beide imstande, einen Vrykyl zu töten. Der Drache achtete jedoch nicht einmal auf sie, und als er näher kam, ließ Valuras Angst nach. Dieser Drache gehörte zu ihr. Dieser Drache war ein Geschöpf der Leere.

Der Drache landete auf einem Teil der Tempeltrümmer. Vorsichtig begann er, die Trümmer zu durchwühlen.

Wieder überfiel Valura die Angst, aber es war eine andere Art von Angst. Vielleicht suchte der Drache nach Dagnarus! Sie wagte sich aus dem Schutz der Trümmer heraus, um besser sehen zu können.

Der Drache hob Trümmer auf und warf sie weg, bis er ein großes Loch gegraben hatte – ein Loch von der Größe eines kleinen Gebäudes. Dann streckte er eine Vordertatze aus und holte vorsichtig und liebevoll eine Leiche heraus.

Es war nicht die Leiche von Dagnarus. Diese Leiche war klein, klein wie ein Kind, und braun und mit seltsamen Zeichen bedeckt. Eine Hüterin der Zeit. Das erklärte die Anwesenheit des Drachen – er musste einer der fünf Drachen sein, die die Festung der Zeit bewachten und die nichts weiter wissen wollten als das Ende der Geschichte.

Der Drache der Leere umklammerte die winzige Gestalt mit seinen riesigen Krallen, breitete die Flügel aus und hob sich in den Himmel, und ein letzter Schlag seines mächtigen Schwanzes gegen einen Trümmerhaufen löste eine weitere Gerölllawine aus.

Valura wandte sich ab. Sie hatte nur ein Ziel, und das war, Dagnarus zu finden. Der Tempel war derart zerstört, dass sie keine Ahnung hatte, wo sie anfangen sollte. Sie war verzweifelt und hoffnungslos – an diese Gefühle konnte sie sich gut erinnern. Dann verbannte sie sie, wie sie sie schon zuvor verbannt hatte, und machte sich wieder an die Arbeit.

Sie bemerkte, dass sie geschwächt war, geschwächt von der Explosion und von der Anstrengung, die es sie gekostet hatte, sich ihren Weg aus dem Tempel zu graben. Zum Glück mangelte es nicht an Sterbenden, von denen sie sich nähren konnte. Sie beendete das Leben einer verwundeten Frau, die über der Leiche ihres Geliebten schluchzte, und nahm an, ihr damit einen Gefallen getan zu haben.

Nachdem sie sich so gesättigt hatte und ihre Kraft zurückgekehrt war, ging Valura wieder zum Tempel und begann, die Trümmerhaufen einen nach dem anderen beiseite zu räumen.

»Du verschwendest nur deine Zeit«, sagte eine Stimme, eine kalte Stimme, eine, die nicht laut erklang, sondern durch das Blutmesser sprach, das Valura am Gürtel trug. »Er ist tot.«

Valura antwortete nicht und hielt nicht in ihrer Arbeit inne. Also ging Shakur um sie herum und stellte sich vor sie hin.

Sie hob den Kopf. Er starrte sie mit toten Augen an. Hinter ihm starrten die toten Augen der Stadt Vinnengael.

»Er ist hier irgendwo«, sagte Valura zu Shakur. »Er war innen im Portal. Seine Magie wird ihn schützen.«

»Das Portal!«, meinte Shakur verächtlich. »Die Portale können niemanden schützen. Die Portale sind verschwunden.«

»Verschwunden.« Nun hielt Valura doch inne. Sie hatte keine andere Wahl, als ihm zu glauben. Jene, die durch das Blutmesser miteinander verbunden sind, können einander nicht belügen. »Verschwunden! Wie meinst du das?«

Shakur stand oben auf der Ruine und sah sich um, und unter seinem schwarzen Helm schien er den Geruch des umherwehenden Rauches zu prüfen.

»Der Sieg war unser«, sagte er. »Wir haben sie von der Mauer gedrängt. Die Tore öffneten sich unserer Macht. Unsere Soldaten stürmten in die Stadt. Viele Feinde flohen einfach, aber andere nicht. Die Paladine kämpften weiter und versammelten die Mutigen um sich. Aber wir hätten gesiegt, das bezweifle ich nicht.

Und dann begannen die Glocken zu läuten. Die Magier liefen überall herum und forderten die Leute auf zu fliehen, um ihr Leben zu retten. Ich spürte, dass sie die Wahrheit sagten, dass uns etwas Schlimmeres drohte als Krieg. Und dann spürte ich, wie die Magie zerriss, wie sie durch die Luft peitschte wie ein gerissenes Seil. Auch die Lebenden spürten es. Unsere Soldaten dachten nicht mehr an den Sieg, sondern liefen um ihr Leben. Freund und Feind ließen die Waffen fallen und

reichten einander die Hände, um sich gegenseitig bei der Flucht zu helfen.«

»Und du?«, fragte Valura kalt. Sie hasste ihn mehr als die anderen. »Was hast du getan, Shakur? Bist du ebenfalls geflohen?«

»Ich bin nicht geflohen. Ich habe den Tumult ausgenutzt, um mich zu erfrischen, wie du es offenbar auch getan hast.« Shakur starrte anzüglich auf das Blut auf Valuras Lippen und Händen. »Und dann drang ein Lichtstrahl aus dem Tempel, so hell, dass es mir in die Augen schnitt. Er machte die Nacht zum Tag. Dann kam die Explosion. Ich sah Vinnengael sterben, und dann wusste ich, dass er tot war. Der Herr war tot, und wir waren frei.«

Valura wandte sich von ihm ab und machte sich wieder an die Arbeit.

»Ich dachte daran, eins der Portale zu benutzen«, fuhr Shakur fort. Er trat gegen einen noch schwelenden Balken, und Funken sprühten in die Luft. »Ich hatte vor, ins Elfenland zu gehen. Dort wäre es leicht, sich zu ernähren. Die Elfen kennen uns nicht. Ich könnte meine eigene Armee aufstellen, könnte selbst König werden…«

»Und was ist passiert?«, fragte Valura und warf ihm aus den Augenschlitzen ihres Helmes einen Blick zu. »Warum bist du noch hier?«

»Ich habe es dir doch gesagt. Die Portale sind weg.«

Sie richtete sich auf. »Und wo sind sie hin?«

Shakur zuckte die Achseln. »Verschwunden? Mag sein. Vielleicht haben sie sich auch bewegt. Das ist eine Möglichkeit. Ich weiß nur, dass man noch in den Eingang kommt, den Teil, der nicht eingestürzt ist, aber dahinter ist nichts mehr. Die Magie ist weg. Man kann sie nicht mehr spüren.« Er sah sich um. »Ebenso, wie man sie hier nicht mehr spüren kann.«

Valura arbeitete weiter.

»Komm mit uns, Valura«, sagte Shakur. Er wies auf die anderen Vrykyl. »Wir werden unser eigenes Reich schaffen, unsere eigenen Herren sein. Es gibt genug Städte, die reif sind, eingenommen zu werden. Du bist mächtig und stark, und deine Schönheit lockt Männer leicht in den Tod. Ich könnte dich gut gebrauchen.«

Valura hörte auf zu arbeiten. Shakur hatte Recht. Die Magie war verschwunden. Das Portal der Götter befand sich nicht mehr hier. Aber es war irgendwo, und Dagnarus war darinnen. Sie konnte jetzt seine Stimme hören, vernahm sie leise durch das Blutmesser.

»Du wirst eine Armee aufstellen, Shakur«, sagte sie. »Eine mächtige Armee. Aber nicht für dich selbst, nicht zu deinem eigenen Ruhm, nicht, um deinen Ehrgeiz zu befriedigen. Du wirst eine Armee für Dagnarus aufstellen.«

Der Vrykyl lachte verächtlich.

»Diese Geschichte ist noch nicht zu Ende. Er lebt, Shakur«, sagte Valura so überzeugt, dass Shakur aufhörte zu lachen. »Unser Herr ist schwach und verwundet. Die Magie hat ihn weit, weit von hier weggeschleudert. Aber sie konnte ihn nicht töten. Und wenn ich hundert und aberhundert Jahre suchen muss, ich werde ihn finden.

Und wenn er zurückkehrt, wird seiner Armee die ganze Welt gehören.«

Epilog

Der Bahk war männlich, jung und noch nicht vollkommen ausgewachsen, sein Körper und sein Hirn waren noch dabei, sich zu entwickeln. Diese Tatsache – dass er noch recht jung war – erklärt, wie es dazu kam, dass er nun verloren und hungrig durch die Wildnis dieser unheimlichen, unvertrauten Welt zog.

Ein älterer, reiferer Bahk hätte nie das seltsame, höhlenartige Loch betreten, das so plötzlich aufgetaucht war. Obwohl auch ein älterer Bahk vom Geruch der Magie angezogen worden wäre – Bahks lieben Magie, wie Menschen Schokolade lieben –, hätte er gespürt, dass dies keine helle und schimmernde Zauberer-Magie war, nicht die Art, die angenehm kribbelte und aufregende Empfindungen verursachte, nicht die Magie, die im Sonnenlicht glitzerte und blitzte und einem nachts die Herzen und Hände wärmte. Dieses Loch bestand aus Gott-Magie, und es war daher gefährlich oder vielleicht sogar tödlich.

Ein älterer Bahk hätte das Loch vielleicht betreten, aber nur, nachdem er es tagelang beobachtet und untersucht hätte; er hätte Steine hineingeworfen, um zu sehen, ob irgendetwas da drinnen sie zurückwarf, und er hätte Opfer aus toten Taan oder toten Menschen oder anderer Beute gebracht, die zufällig zu haben war.

Aber es waren keine älteren Bahk in der Nähe gewesen, als dieser junge nun über das Loch stolperte. Keine Älteren, um diesem dummen Jungbahk eins über den Kopf zu geben und ihn zu verscheuchen. Sein unvollkommenes Hirn konnte den

Geruch der Götter nicht wahrnehmen. Er roch nur die Magie, und so lief er hinein. Er dachte, es wäre eine Höhle.

Die Höhle erwies sich als ganz anders als die meisten Höhlen, die der junge Bahk kannte. Die Wände und der Boden waren vollkommen glatt und bestanden offenbar aus grauem Stein. Drinnen in der Höhle roch es noch intensiver nach Magie. Der Bahk stellte sich eine ganze Schatzkammer voll wunderbarer, geheimnisvoller Gegenstände vor. Er ging weiter und weiter, auf der Suche nach dieser Schatzkammer, aber er fand nur noch mehr grauen Stein. Er ging, bis er müde und enttäuscht war, bis ihm die Füße wehtaten und er ausgesprochen mürrisch war.

Dann schlug er vor Zorn gegen den grauen Stein – oder gegen das, was er für grauen Stein hielt. Es war, als hätte er auf klares Wasser geschlagen. Seine Faust ging einfach durch den Stein hindurch. Er konnte seine Finger auf der anderen Seite wackeln sehen.

Nun hatte der Bahk Angst. Er erkannte, dass er einen schrecklichen Fehler gemacht hatte. Er drehte sich um, um zu fliehen, um diesen schrecklichen Ort zu verlassen, nur um festzustellen, dass der Weg hinaus ebenso aussah wie der Weg, der weiterführte. Er drehte sich wieder um, um zu dem Weg zurückzublicken, auf dem er gekommen war, drehte sich und drehte sich, und dann hatte er sich hoffnungslos verirrt.

Voller Angst heulte der junge Bahk auf in der Hoffnung, einer der Älteren würde herbeieilen und ihn von diesem schrecklichen grauen Ort wegbringen. Niemand kam, und nach einiger Zeit tat dem Bahk der Hals weh, also hörte er auf. Er setzte sich und weinte ein wenig, verirrt und einsam und verängstigt und nun auch noch hungrig.

Hunger veranlasste ihn schließlich dazu, wieder aufzustehen und weiterzugehen, denn endlich hatte sich der Gedanke in

sein Hirn gedrängt, dass er nur eine Chance haben würde zu entkommen, wenn er sich bewegte.

Dieser kluge Entschluss wurde belohnt. Licht – Sonnenlicht – schimmerte vor ihm. Der Bahk stieß einen heiseren Freudenschrei aus und eilte vorwärts, kam aus dem grauen Loch in einen Wald.

Der Bahk war so froh und dankbar, dem schrecklichen Loch entkommen zu sein, dass er einen kleinen Tanz vollführte, einen Tanz, dessen begeistertes Stampfen mehrere kleine Bäume in der Nähe zum Umfallen brachte.

Erst als er genug vom Tanzen hatte und anfing, darüber nachzudenken, dass es jetzt wirklich Zeit zum Mittagessen war, sah er sich ausführlich um. Er begriff entsetzt, dass dies nicht seine Heimat war. Dies hier war ein Wald, und er lebte nicht in einem Wald. Er lebte in einer Wüste. Einer warmen und freundlichen Wüste mit riesigen Sandflächen. Einer Wüste, in der ein Bahk in alle Himmelsrichtungen sehen konnte und es sofort merkte, wenn sich Feinde näherten.

Der Bahk versuchte zu begreifen, was geschehen war. Die einzige Antwort bestand darin, dass die Bäume sich in seiner Abwesenheit bewegt und die Wüste erobert hatten.

Bäume. Der Bahk hatte in seinem Leben schon einige gesehen, und er mochte sie nicht sonderlich. Die älteren Bahk lehrten, dass Bäume gut waren. Die älteren Bahk nutzten Bäume, um daraus Waffen herzustellen, Waffen, die sie den jüngeren Bahk gaben, wenn sie erwachsen wurden, und die sie dann zu nutzen lernten. Aber es würde noch viele Jahre dauern, bis dieser junge Bahk für vernünftig genug gehalten würde, eine Waffe zu bekommen.

Der Bahk starrte die Bäume wütend an und zog eine wilde Grimasse, um ihnen zu zeigen, dass er keine Angst hatte. Er hob die Arme und stampfte mit den Füßen, um sie einzuschüchtern, und als sie nicht reagierten, wurde er etwas

dreister und schlug ein paar von ihnen mit seinen riesigen Fäusten.

Die Bäume fuchtelten mit den Armen und zitterten, aber sie schlugen nicht zurück. Zufrieden mit sich, machte sich der Bahk an sein nächstes Problem – seinen geschrumpften, leeren Bauch. Er brauchte Nahrung, die Lieblingsnahrung der Bahk, tatsächlich ihre einzige Nahrung: die saftigen Früchte des Obabwi-Kaktus, von denen in der Wüstenheimat der Bahks so viele wachsen.

Um die Kakteen zu finden, musste der Bahk aus diesem unangenehmen Wald gelangen. Er machte sich auf den Weg und schnupperte nach Kaktus. Ein Duft kam zu ihm, aber es war nicht der saftige Geruch der Obabwi-Frucht. Es war der üble Gestank jener, die sich von Tieren ernährten, der Geruch von Menschen. Vermischt mit diesem widerwärtigen Geruch war allerdings ein anderer, ein sehr viel angenehmerer – der Geruch von Magie.

Trübe wurde dem Bahk bewusst, dass er gerade erst genug Magie für den Rest seines Lebens bekommen hatte. Aber der Schrecken, den er erlebt hatte, war bereits der Vergessenheit anheim gefallen und vom Hunger verdrängt worden. Der Bahk würde sicher nicht wieder in dieses schreckliche Loch gehen, aber er gab dem Loch die Schuld an dem Ärger, nicht der Magie.

Menschen benutzten Magie. Menschen konnten Magie für sich arbeiten lassen. Menschen waren Quellen wunderbarer magischer Dinge. Die Bahks benutzten keine Magie. Sie wollen nicht, dass die Magie ihnen dient. Sie lieben sie um ihrer selbst willen. Sie tragen gern magische Gegenstände herum, um sie zum Beispiel zwanzigmal am Tag herauszuholen und zu bewundern. Sie schmücken sich mit Magie, nehmen sie gerne nachts mit ins Bett und legen sie beim Schlafen unter den Kopf.

Der Bahk riss einen kleinen Baum aus, um ihn als Keule zu benutzen, eine der wenigen Waffen, die mitunter auch schon jungen Bahks anvertraut werden. Menschen trennten sich nie gern von ihren magischen Artefakten und kämpften stets, um sie behalten zu können. Der Bahk hatte keine Angst. Obwohl er noch nicht ausgewachsen war – nur so groß wie zwei aneinander gelegte große Menschenmänner –, hatten die Menschen nur wenige Waffen, die einem Bahk schaden konnten. Er würde viel größer sein, wenn er ausgewachsen war, etwa vier Menschenlängen, sein Körper wie ein Berg und überzogen mit einer Haut, die so fest war, dass selbst rasiermesserscharfe Pfeilspitzen sie nicht durchdringen konnten und die besten Stahlklingen sich daran bogen.

Der Bahk brach durch die Bäume, die sich weigerten, ihm aus den Weg zu gehen, obwohl er sie anschrie und schließlich damit begann, sie umzuschubsen. Der Geruch nach Magie war stark und füllte seine Nüstern mit einem Versprechen von Aufregung. Er trampelte vorwärts, schnupperte, wurde von der Magie angezogen, so wie eine Katze von Katzenminze angezogen wird.

Nicht weit vom Loch entfernt fand er den Menschen und die Magie.

Der Mensch lag auf dem Boden. Er hatte die Augen geschlossen und atmete flach und keuchend. Er trug eine Rüstung. Der Bahk erkannte sie als Rüstung, obwohl sie schimmernd schwarz war. Der Helm des Menschen lag auf der Seite. Die schwarze Rüstung selbst war magisch, und der Bahk begann, sie dem Menschen abzureißen. Aber die Rüstung verbrannte ihm die Finger, wenn er sie berührte, verbrannte sie schmerzhaft. Unter wütendem Fauchen riss der Bahk seine verbrannte Hand zurück und steckte die Finger in den Mund und saugte an ihnen. In einem Wutausbruch schlug er den Menschen ein paar Mal mit der Keule.

Der Mensch stöhnte. Er verdrehte gequält die Augen. Seine Lider öffneten sich, und er starrte das Geschöpf, das über ihm aufragte, voller Entsetzen und Staunen an. Der Bahk achtete nicht mehr auf den Menschen, denn jetzt hatte er die Quelle der Magie gefunden, die der Mensch fest in der Hand hielt – einen hellen, glitzernden Diamanten.

Diese Magie war wunderbar. Diese Magie würde dem Bahk nicht wehtun. Dieser Edelstein, der glatte Seiten und eine dreieckige Form hatte, war das wunderbarste Ding, das der Bahk je gesehen hatte. Entzückt von seiner Schönheit griff der Bahk zu, um sich den Stein zu nehmen.

Der Mensch stieß einen Schrei aus und versuchte aufzustehen. Er war zu schwach. Er fiel wieder hin und keuchte vor Schmerz. Der Bahk griff nach der Hand des Menschen, die fest um den magischen Diamanten gekrallt war. Obwohl der Mensch verwundet war, strengte er sich an, um den Edelstein zu behalten. Er umklammerte ihn so fest, dass der Stein ihm die Haut zerschnitt. Blut floss aus seiner Hand, aber er ließ nicht los.

Der Bahk bückte sich neben den Menschen. Er hob die Hand des Menschen zu seinem Mund und biss darauf. Knochen knackten, und der Mensch schrie vor Schmerz. Ein schrecklicher Geschmack drang dem Bahk in den Mund. Er spuckte Blut und Stücke von Knochen und Haut aus, dann spähte er auf die Hand nieder und grinste triumphierend. Zwischen den gebrochenen Fingern des Menschen schimmerte der wunderbare Diamant, der schönste Gegenstand, den der Bahk je gesehen hatte.

Er zog ihn heraus, dann ließ er den Arm des Menschen achtlos fallen und richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf.

Der Mensch versuchte ebenfalls aufzustehen, wollte sich den Edelstein zurückholen. Der Bahk schlug ein paar Mal mit

seiner Keule zu, und der Mensch sank mit blutendem Kopf wieder zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Der Bahk starrte begeistert und ehrfürchtig seine Beute an und machte sich dann, gedrängt von seinem lauten Magenknurren, auf die Suche nach etwas zu essen.

Dank

Seit Jahren, seit wir anfingen, zusammen am Drachenlanze-Projekt zu arbeiten, haben wir dem Fantasy-Künstler Larry Elmore Geschichten erzählt.

Dann erzählte Larry Elmore eines Tages *uns* etwas. Er berichtete uns von einem wundersamen Reich, in dem Paladine des Guten, gehüllt in magische Silberrüstungen, gegen vampirische Paladine kämpfen, deren fluchbeladene Rüstung so finster ist wie der Boden des tiefsten Brunnens. In dieser Welt kämpfen Drachen gegen riesige Geschöpfe, die Bahk genannt werden. Elfen führen ein ausschließlich der Ehre und dem Schwert gewidmetes Leben. Orks segeln an Bord von Piratenschiffen aufs Meer hinaus. Zwerge reiten zottige Ponys über weite Steppen. Menschen bauen Schlösser aus Regenbögen. Zauberer beziehen ihre Magie aus der Luft und der Erde, aus Feuer und Wasser und aus der Finsternis der Leere.

Wir waren bezaubert von dieser Welt, die Larry Elmore geschaffen hatte. Wir wollten ihre Bewohner kennen lernen und ihre Geschichten und ihre Abenteuer mit jenen teilen, die ebenso gern wie wir das seltsame und geheimnisvolle Reich der Fantasy erforschen.

Und so haben wir mit großer Freude in diesem ersten Buch der Trilogie vom Stein der Könige Larry Elmores Vision zum Leben erweckt.

Jene unter unseren Lesern, die gern ihre eigenen Abenteuer in diesem Reich erleben möchten, laden wir zu dem Rollenspiel »The Sovereign Stone« ein, das Lester Smith und Don Perrin geschaffen haben.

Zum Abschluss danken wir im Namen aller, die mit diesem Projekt zu tun hatten, dir, Larry, dafür, dass du diese Welt geschaffen und uns eingeladen hast, dort zusammen mit dir auf Abenteuer auszuziehen.